Die Botschaft Christi in der ganzen Welt verkündigen

Papst Johannes Paul II. zum Weltmissionssonntag 1986

Verehrte Brüder, liebe Söhne und Töchter.

1. Das Hochfest Pfingsten, welches im Rahmen der liturgischen Feste die Aufgabe hat, in allen Gläubigen das Bewußtsein neuzubeleben, daß die Kirche die Botschaft Christi in der ganzen Welt verkündigen soll, macht uns dieses Jahr besonders auf den 60. Jahrestag der Einführung des Weltmissionssonntags aufmerksam.

So erscheint die Gepflogenheit besonders bedeutsam, gerade am Tag des Pfingstfestes an das ganze Volk eine spezielle Botschaft zu diesem „großen Tag der Katholizität" zu richten (vgl. Brief von Kard. Van Rossum, Präfekt von Propaganda Fide, an die Bischöfe Italiens), wie er seit den Anfängen genannt wurde.

Heute, da mehr denn je die globale Sicht der Bedürfnisse aller Kirchen und jeder einzelnen wahrgenommen wird, ist es um so notwendiger, die grundlegende Berufung zur Verkündigung, zum Zeugnis und zum Dienst am Evangelium wiederzuentdecken; es wird mit vermehrter Dringlichkeit die Notwendigkeit verspürt, den Missionaren zu helfen: seien diese nun Priester, Ordensmänner, Ordensfrauen; seien es junge Menschen, die ein Leben der Weihe an Gott in der Welt gewählt haben, oder freiwillige Laien, die zum Wachstum der jungen Kirchen beitragen. An sie alle, wo auch immer sie sich befinden, um das Geheimnis Christi, des einzigen und wahren Erlösers der Menschheit zu verkündigen, geht mein Gruß und meine dankbare Anerkennung.

2. Die katechetische Bedeutung des Weltmissionssonntages

Wovon sprechen die 60 Jahre Geschichte des Weltmissionssonntages?

An ihrem Anfang finden wir die unverfälschte Stimme eines kleinen Teils des Gottesvolkes, der in der Zugehörigkeit zum Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung die universale Sendung der katholischen Kirche auszudrücken wußte; denn diese nimmt von der eigenen Natur her ihren Weg in den verschiedenen örtlichen Kulturen, ohne je ihre tiefe Identität zu verlieren, nämlich „allumfassendes Sakrament des Heils" zu sein (vgl. *Lumen gentium,* 48; *Ad gentes,* 1). Und als die Anregung zur Einführung eines solchen Tages zum Stuhl Petri drang, nahm Pius XI., der Urheber seligen Andenkens, sie unverzüglich auf, indem er ausrief: „Das ist eine Idee, die vom Himmel kommt."

Die den Päpstlichen Missionswerken und besonders dem Werk der Glaubensverbreitung anvertraute Initiative hatte stets die Aufgabe zum Ziel, dem Volk

Gottes die Notwendigkeit bewußt zu machen, Missionsberufe zu erflehen und zu unterstützen, sowie die Pflicht, geistig und materiell am missionarischen Anliegen der Kirche mitzuarbeiten.

Man muß dem Herrn wirklich danken, daß so viele seiner Kinder, so viele christliche Familien, zur evangelischen Sprache selbstloser Liebe erzogen, den Zielen des Weltmissionssonntages mit bewundernswerten Beispielen „universaler Liebe" entsprochen haben, wie sie in so vielen Opfern und für die Missionare gesprochenen Gebeten und nicht selten unmittelbar im Teilen der Mühen ihres Apostolats zum Ausdruck kommt.

Das führt uns zu der Betrachtung, daß der Weltmissionssonntag im Leben jeder Teilkirche zur Gelegenheit werden kann und soll, Programme ständiger Katechese mit großzügig missionarischer Ausrichtung zu verwirklichen, um auf diese Weise jedem Getauften wie auch jeder christlichen Glaubensgemeinschaft das Angebot eines „evangelisierten und evangelisierenden" Lebens zu machen.

Das in der Kirche stets gegenwärtige Problem der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den nichtchristlichen Völkern tut sich mir dar seit dem Antritt meines apostolischen Amtes als universaler Hirt der Kirche: dieser fiel – von der Vorsehung gelenkt, so möchte ich sagen – an jenem Sonntag, dem 22. Oktober 1978, mit der Feier des Weltmissionssonntages zusammen. Deshalb habe ich mich Jahr auf Jahr zum „Wanderkatecheten" gemacht, woran ich schon bei zahlreichen Anlässen zu erinnern die Gelegenheit hatte: um mit den vielen Menschen, die Christus noch nicht kennen, in Kontakt zu treten; um mit den jungen Kirchen ebenso deren geistliche Reichtümer zu teilen wie deren Bedürfnisse und Leiden und die Anstrengungen, den christlichen Glauben immer mehr in ihren Kulturen zu verwurzeln; um all jene zu ermutigen, die sich an den Vorposten dieser ungeheuren evangelischen Aufgabe befinden, damit sie mit ihrem Leben stets und vor allem für die Jugendlichen glaubhafte Zeugen der Evangeliumsbotschaft, die sie verkünden, sein mögen.

3. Die Dringlichkeit einer neuen Evangelisierung

Wir alle wissen, wie einschneidend die dank dem Zweiten Vatikanischen Konzil gelebte Erfahrung eines neuen Pfingstens auf die Geschichte der letzten 20 Jahre eingewirkt hat.

Denn in diesem außergewöhnlichen Ereignis konnte die Kirche noch klarere Erkenntnis über sich und ihre Sendung gewinnen, beim Einsatz in einem offenen Dialog mit der gesamten Menschenfamilie, um sich die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten" zu den eigenen zu machen (*Gaudium et Spes,* 1).

Doch, wenn die Kirche einerseits alle ihre Möglichkeiten eingesetzt hat, um die Gemeinschaft Gottes mit der Menschengemeinschaft sowie die Gemeinschaft der Menschen unter sich zu festigen, durch eine vom Zweiten Vatikanischen Konzil abgeleitete ständige Katechese, so ist sie andererseits in das tiefste Drama unserer Epoche hineingetragen, nämlich „der Bruch zwischen Evangelium und Kultur", wie Paul VI. in dem Apostolischen Schreiben „Evangelii Nuntiandi" schrieb (Nr. 20).

Daher die immer drängendere Pflicht, die globale Sendung der Kirche auf ihren Grundvollzug zurückzuführen: „die Evangelisierung"; diese meint Verkündigung an die Völker, die entdecken läßt, wer Jesus Christus für uns ist.

Zwanzig Jahre nach dem Konzil hat der Hauch eines neuen Pfingstens wiederum die Bischofssynode durchdrungen, die ich angeregt hatte, damit die Richtlinien und Weisungen des Konzils mit Konsequenz und in Liebe von allen Gliedern des Gottesvolkes verwirklicht werden können.

Im Gedenken, Prüfen und Fördern des Konnzilsereignisses geht die Kirche, die sich vor das Problem gestellt sieht, die Nöte der gesamten Menschenfamilie herauszufinden, auf das dritte Jahrtausend zu, wobei sie mit neuer Energie ihre grundlegende Sendung erfüllt, zu „evangelisieren", das heißt, die Botschaft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe anzubieten, die sie selbst aus ihrer immerwährenden Jugend heraus nimmt, im Licht des lebendigen Christus, der für den Menschen unserer Zeit und aller Zeiten „Weg, Wahrheit und Leben" ist (vgl. *Predigt* zum Abschluß der außerordentlichen Bischofssynode, 8. Dezember 1985).

Es handelt sich um eine fortdauernde Evangelisierung, die ihre eigentliche Neuigkeit darin findet, daß diese schwere Aufgabe in universaler Perspektive durchzuführen ist, da die Probleme und Herausforderungen, die sich vor zwanzig Jahren in den Kirchen neuer Gründungen stellten, heute einen weltweiten Widerhall haben. Sie drängen die Kirche und ihre Glieder, sich überall im Zustand der Mission zu fühlen.

Die Mitverantwortung für die Missionen als Zeichen der bischöflichen Kollegialität, wie sie deutlich aus dem Konzil hervorgegangen ist, muß sich heute immer mehr zu einem sichtbaren Zeichen jener „Sorge" umwandeln, die jeder Bischof für alle Kirchen und nicht nur für die eigene Teilkirche haben soll (vgl. *Christus Dominus,* 3).

Das Entstehen neuer Missionsinstitute in den jungen Kirchen, was zeigt, daß auch von den bedürftigsten Kirchen die Gabe neuer Arbeiter für die Evangelisierung kommt, soll alle Kirchen dazu drängen, der universalen Kirche zu geben, sich zu geben, gleich ob sie sich in begünstigter Lage befinden oder arm sind an Mitteln und Kräften des Apostolats.

Die vermehrte Aussendung von „Fidei Donum"-Diözesanpriestern, von Laien, von Freiwilligen in die Auslandsmission enthüllt das typisch missionarische Bewußtsein von kirchlichen Gemeinschaften, die fähig sind „aus sich selbst hinauszugehen, um die Botschaft Christi anderswohin zu tragen, und ist zugleich ein Aufruf an die Vereinigungen, Bewegungen und Gruppen der Kirchen, ihr Glaubenszeugnis zu festigen, um in der Mission den Ruf Gottes wiederzufinden, aus allen Völkern der Erde das eine Volk Gottes zu machen.

Von der gleichen Perspektive sind alle Wirklichkeiten, aus denen sich die Kirchengemeinschaft zusammensetzt, erfaßt: die Familie, die Kinder, die Jugendlichen, die Welt der Schule, der Arbeit, der Technik, der Wissenschaft, der Kultur, der Kommunikation der Massenmedien. Man kann daher behaupten, daß die Kirche auf dem Weg ins dritte Jahrtausend eine wesentliche missionarische Kirche ist.

4. Der wertvolle Dienst der Päpstlichen Missionswerke

Wertvoll in dieser Hinsicht erscheint der von den Päpstlichen Missionswerken erbrachte Dienst, dieser Einrichtung der universalen Kirche und einer jeden Teilkirche, denn sie sind „bevorzugte Werkzeuge des mit dem Nachfolger Petri vereinten und mit ihm für das Volk Gottes verantwortlichen Bischofskollegiums, welches gänzlich missionarisch ist" (vgl. *Statuti PP.OO.MM.*, I, Nr. 6, 1980). Sie sind die Werke, die der Geist des Herrn seit mehr als einem halben Jahrhundert zunehmend im Schoß seines Volkes geweckt hat, um der Welt jenen besonderen Einsatz der Liebe sichtbar zu machen, der sich mit dem ganzen Evangelisierungswerk in der Welt solidarisch macht. Ja, sie enthüllen sich als „bevorzugtes Mittel der Kommunikation der Ortskirchen untereinander und zwischen jeder von ihnen und dem Papst, der im Namen Christi der universalen Liebesgemeinschaft vorsteht" (vgl. *ebd.*, I,5).

In der Geschichte der missionarischen Zusammenarbeit haben die Päpstlichen Missionswerke „Brücken der Solidarität" gebaut, die sicher nicht einstürzen werden, da sie im Glauben an die Auferstehung Christi, genährt durch die Eucharistie, verankert sind.

Bei diesem soliden und enormen Werk ist es dem katholischen Laientum gelungen, die schönsten Seiten seiner missionarischen Vitalität zu schreiben. Titelfigur ist hierbei stets Pauline Jaricot, auf deren Inspiration das Werk der Glaubensverbreitung zurückgeht. Ihrer gedenken wir im nächsten Jahr zum 125. Jahrestag des Endes ihres missionarischen Wegs; dasselbe Jahr, in dem die Generalsynode der Bischöfe zu dem für ein solches Gedächtnis bedeutungsvollen Thema „Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt" stattfinden wird.

5. Abschließende Wünsche

Zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil fühlt sich die Kirche gerufen, die Treue zu dem großen Auftrag zu prüfen, den ihr jene ökumenische Versammlung hinterließ, als sie bekräftigte, daß die Pflicht, den Berufen Zuwachs zu verschaffen „Aufgabe der gesamten christlichen Gemeinde" ist (*Optatam totius,* 2).

Diesbezüglich ist es tröstlich, ein Wachsen des Verantwortungssinnes innerhalb der verschiedenen Gemeinschaften festzustellen. Ja, vieles wurde getan, doch sehr viel bleibt noch zu tun, denn das Zweite Vatikanische Konzil erwartet von allen und besonders den christlichen Familien und den Pfarrgemeinden den „größten Beitrag" zur Vermehrung der Berufe (vgl. *ebd.*).

Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Wunsch ausdrücken, daß das katholische Laientum – in seiner Gesamtheit und in tatkräftiger Gemeinschaft mit den Führern des Gottesvolkes – im Dienst der Päpstlichen Missionswerke jene erleuchtenden Werte finden möge, die aus einer gesunden „Schule universaler Liebe" kommen.

Die allerseligste Jungfrau Maria, getreue Missionarin aller Zeiten, möge euch allen helfen, verehrte Brüder und geliebte Söhne und Töchter, diese Botschaft zu erfassen und ihr mit dem Licht der Erkenntnis, der Klarheit der Intelligenz und dem Geist der Gemeinschaft und Solidarität nachzukommen.

Indem ich erneut meine Dankbarkeit gegenüber denjenigen zum Ausdruck bringe, die in der Kirche von der speziellen Berufung zu einem Dienst der Evangelisierung „ad gentes" gezeichnet sind, vor allem jenen, die sich in schwierigen Situationen befinden, erteile ich von Herzen meinen Segen für die Verkündigung des Reiches Gottes.

Aus dem Vatikan, den 18. Mai; am Hochfest Pfingsten des Jahres 1986, achtes in meinem Pontifikat.

Johannes Paulus PP II

Einheit und Vielheit in der Weltkirche

Ein Zeugnis aus Afrika: Die Entwicklung der Katholischen Kirche in Zimbabwe

Reingard Berger OP, Harare / Zimbabwe

Einführung

Immer mehr werden wir uns der vielfältigen Lebensformen innerhalb der katholischen Kirche und der christlichen Kirchen in der Welt bewußt. Dies gilt nicht nur für die ganze Welt zusammengesehen, sondern auch für einzelne Kontinente. So ist die Vielfalt kirchlicher Entwicklungen und Lebensformen auf dem afrikanischen Kontinent so groß, daß ich mich hier auf ein Land beschränken muß. Ich wähle Zimbabwe, das frühere Rhodesien, weil ich dort seit Jahren als Missionsdominikanerin lebe und die Entwicklung mitverfolgen konnte. Ich möchte die kirchliche Entwicklung vor und nach der Unabhängigkeit von Zimbabwe im Jahr 1980 beschreiben und von daher die gegenwärtige Situation mit ihren Chancen, Problemen und Trends aufzeigen.

1. Die katholische Kirche in Zimbabwe vor der Unabhängigkeit

Zimbabwe liegt zwischen dem 16. und 22. Grad südlicher Breite und wird von folgenden Ländern umgeben: Zambia, Botswana, Südafrika und Mosambik. In den letzten 100 Jahren ist die Bevölkerung von einer halben Million auf 7,5 Millionen Menschen angestiegen. Innerhalb dieses Zeitraumes hat sich die Missionierung der Bevölkerung in Zimbabwe zugetragen. So müssen wir uns heute kritisch fragen: „Wie hat sich die katholische Kirche in Zimbabwe entwickelt und welche Gestalt hat sie gewonnen?"

Die katholische Missionierung des Landes zwischen Limpopo und Zambezi begann 1879 – auf Geheiß von Papst Leo XIII. – durch eine Gruppe von Jesuiten im Matabeleland, dem Südwesten des heutigen Zimbabwe. Dieser Anfang war gekennzeichnet von außerordentlicher Härte, von Rückschlägen, Unwissenheit, Krankheit und Tod, so daß das Unternehmen schließlich aufgegeben wurde. Ein zweiter Anlauf war erfolgreicher, als 1891 unter dem Schutz der Truppe von Cecil Rhodes eine Gruppe von Jesuiten und 5 Dominikanerinnen von Südafrika in Salisbury, dem heutigen Harare, eintrafen. Durch diesen gemeinsamen Weg und Anfang blieben die Kolonialherrschaft und die katholische Mission über Jahrzehnte miteinander verquickt; das muß man nüchtern und ohne Anklage feststellen.

Die Jesuiten und andere katholische Männerorden (bes. Bethlehemiten, Marianhiller, Karmeliter und Franziskaner), die später ins Land kamen, sowie

die Schwestern (Missionsdominikanerinnen, Schwestern vom kostbaren Blut u. a.) verkündeten das Evangelium hauptsächlich durch Schulunterricht, Krankenpflege und Sakramentenspendung. Obwohl die Missionare die einheimischen Sprachen erlernten, besonders Shona und Ndebele, und sich auch um ein Verständnis der afrikanischen Bräuche und Traditionen bemühten, vermittelten sie trotzdem ein europäisch geprägtes Christentum, das vielen Menschen fremd blieb. So konnte die Bevölkerung nur langsam für das Christentum gewonnen werden. Dies läßt sich an folgenden Zahlen ablesen:

Anteil der Katholiken bei der schwarzen Bevölkerung

1930 – 1,4% Katholiken von 1,4 Mill. schwarzen Rhodesiern
1980 – 8,6% Katholiken von 7,36 Mill. schwarzen Zimbabwern

Hinter diesen Zahlen steckt eine jahrzehntelange mühselige und beharrliche Arbeit vieler europäischer Patres, Schwestern und Missionshelfer in Pfarreien, Schulen und Krankenhäusern, landwirtschaftlichen und handwerklichen Betrieben auf den Missionsstationen im Busch, sowie in den städtischen Pfarreien und Schulen. Von Anfang an wurde für alle Bevölkerungsschichten, d. h. für Schwarze, Weiße und Mischlinge Sorge getragen. Früchte dieser intensiven Tätigkeit und des hohen persönlichen Einsatzes sind auch:

– daß aus den Missionsschulen die afrikanischen Führungskräfte, also Politiker, Ärzte, Lehrer, hervorgegangen sind;

– daß durch die Missionsarbeit die einheimische Kirche personell und strukturell aufgebaut wurde.

Einheimisches kirchliches Personal

1930 – 1 einheimischer Priester
4 einheimische Ordensschwestern
1980 – 3 einheimische Bischöfe
69 einheimische Priester
16 einheimische Brüder
517 einheimische Ordensschwestern

Auffallend ist die hohe Zahl der Ordensschwestern. Man kann wohl sagen, daß die Kirche im früheren Rhodesien, wie auch heute in Zimbabwe, stark von Frauen getragen wird. Unsere Kongregation gründete in den 30er Jahren zwei einheimische Schwesterngemeinschaften, die in den 60er Jahren ihre eigene, unabhängige Leitung erhielten.

Es wurden 5 Bistümer und ein Apostolisches Vikariat im Land gegründet. (Seit Januar 1986 sind es 6 Bistümer.) Bis kurz vor der Unabhängigkeit wurden die Bistümer von weißen Bischöfen geleitet.

Politisch gesehen war Rhodesien von 1923 bis 1979 von Großbritannien annektiert, hatte aber als „selbstverwaltete Kolonie“ seinen eigenen Status.

Kennzeichen der politischen Richtung war die Herrschaft der weißen Minderheit und die Diskriminierung der schwarzen Mehrheit.

Beispiele dafür:

– Gemäß der „Land Apportionment Act" von 1930 entfielen 1000 Hektar Land auf jeden Weißen im Land, während auf jeden Schwarzen nur 29 Hektar kamen. Diese Ungerechtigkeit wurde durch die „Land Tenure Act" von 1969 konsequent weiterentwickelt, da sie eine strengere Trennung von Schwarz und Weiß vorsah und das Land je zur Hälfte den 5 Mill. Schwarzen und den 125000 Weißen zuteilte.

– Durch die Schulpolitik der Regierung war die schwarze Bevölkerung eindeutig benachteiligt, weil ihr der Zugang, besonders zu höheren Ausbildungsmöglichkeiten, erschwert wurde. Dagegen hatte die weiße Bevölkerung alle Möglichkeiten der Ausbildung offenstehen. Bis in die 60er Jahre mußten unsere ordenseigenen Schulen streng nach Rasse getrennt geführt werden. So gab es Schulen für Weiße, für Farbige und für Schwarze.

Ein Großteil der weißen Katholiken stand voll und ganz hinter dieser Politik, die auf Kosten der Schwarzen Privilegien für sich beanspruchte. Die Lage verschärfte sich zwischen der schwarzen und der weißen Bevölkerung, als 1965 die „Rhodesian Front" unter der Leitung von Ian Smith die „einseitige Unabhängigkeit" erklärte. In dieser Regierung der weißen Minderheit war die schwarze Mehrheit nur nominell vertreten. Ab 1966 kam es deshalb zu Gegenreaktionen der schwarzen Bevölkerung, die auf ihre Befreiung hoffte. Der Befreiungskrieg begann.

In den Jahren zwischen 1966 und 1980 sind die christlichen Kirchen, auch die katholische Kirche, durch eine harte Prüfung und eine Zeit der Umkehr gegangen. Es galt, das Denken der Kolonialherren abzulegen und für die Würde und die Rechte der schwarzen Mehrheit im Land einzutreten, auch wenn sich die Kirche dafür Schwierigkeiten, Konflikte und Verlust von Privilegien einhandelte. Ich möchte aus diesen Jahren einige Beispiele kirchlicher Persönlichkeiten und kirchlichen Handelns nennen, die ich für prophetisch halte:

– Bischof Haene von Gwelo und Bischof Lamont von Umtali machten sich nicht gerade beliebt in Regierungskreisen und stießen auch auf harten Widerstand bei vielen weißen, katholischen Rhodesiern, als sie über die Frage der Rassendiskriminierung auf Kollisionskurs mit der Regierung gingen. Die Rhodesische Bischofskonferenz, dessen erster Präsident Bischof Haene war, reagierte 1969 und 1970 mit öffentlichen Hirtenschreiben auf die neue Gesetzgebung der Regierung durch „Constitution Act" und die „Land Tenure Act", die eine „schleichende Apartheid" zum Ziel hatte. Der Protest der katholischen Bischofskonferenz war klar und scharf:

> „Diskriminierende Gesetze sind jetzt erlassen worden, die sich mit dem christlichen Glauben nicht vereinbaren lassen. Das können wir

nicht akzeptieren. Sie rühren an den Kern unseres Glaubens, an die Menschwerdung" (Hirtenschreiben der katholischen Bischöfe von Rhodesien 17. 3. 1970).

Für die Bischöfe stand damit die ganze Zukunft der Kirche in Rhodesien auf dem Spiel. Sie forderten von der Regierung, daß allen Bewohnern in Rhodesien die Menschenrechte zugebilligt werden: Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, Versammlungsfreiheit, Redefreiheit, Freiheit von ungerechter Diskriminierung aufgrund von Rasse, Stamm, politischer Überzeugung, Farbe oder Bekenntnis. Um dieser Forderung Nachdruck zu verleihen und dementsprechend handeln zu können, gründete Bischof Haene 1969 die bischöfliche Kommission für „Gerechtigkeit und Frieden". Durch die Kommission wurden Berichte über Gewaltanwendung und Folterung der afrikanischen Bevölkerung an die Öffentlichkeit gebracht.

– Hinter diesem mutigen Handeln der Bischöfe standen viele Missionare, Patres, Brüder, Schwestern und Missionshelfer, auch einheimische Priester, die auf den Stationen aushielten und oft zwischen die Fronten gerieten. Etwa 40 Missionare wurden im Krieg ermordet, so Bischof Schmitt von Bulawayo 1976, 4 Dominikanerinnen und 3 Jesuiten in Musami 1977, die italienische Ärztin Luise Guidotti, der Franziskanertertiar John Bradburn und der afrikanische Priester Fr. Machekitcho. Andere wurden verhaftet oder deportiert. Schulen, Krankenhäuser und Kirchen im Busch wurden gestürmt und zerstört.

Nicht bekannt sind die Namen und die Zahlen der einheimischen Bevölkerung, die in den Kriegswirren den Tod fand. Trotz aller Schrecknisse, auch ohne Priester und Kirchen sind die schwarzen Katholiken ihrem Glauben treu geblieben. Sie sind in diesen Jahren eigenständiger geworden.

– Während dieser schwierigen Jahre fand ein ungeheurer Wandel im Bewußtsein der Missionare in Rhodesien statt. Sie nahmen die Grundsätze des Zweiten Vatikanischen Konzils ernst und bemühten sich, diese in die Praxis zu übersetzen. Die Leitung der Kirche in Rhodesien sollte nicht länger in ihren Händen liegen, sondern sie waren bereit, in das zweite Glied zurückzutreten, um den einheimischen Kräften in der Kirche Platz zu machen. Die Bischöfe setzten ein Zeichen, indem einige von ihnen zurücktraten und die Leitung der jeweiligen Diözese an einen einheimischen Bischof übergaben.

– In unserer Kongregation haben wir 1963 die erste interrassische Schule in einem Vorort von Salisbury gegründet, obwohl dies ein klarer Verstoß gegen die Gesetzgebung war. Die Überzeugung der Eltern, daß alle Rassen miteinander leben können, und die daraus resultierende gute Kooperation an dieser Schule zwischen Eltern, Lehrern und Kindern waren ein Beispiel dafür, daß es bereits zu der Zeit mutige und verantwortliche Christen der verschiedenen Rassen im kolonialistischen Rhodesien gab. Die Regierung hat keinen Versuch gemacht, diese Initiative zu unterbinden.

Als die politische Situation sich 1968 zuspitzte, fühlten wir uns als Ordensgemeinschaft bewogen, ein weiteres Zeichen zu setzen und schwarze Mitschwe-

stern in unsere eigene Gesellschaft aufzunehmen. Diese Mitschwestern wie auch viele andere haben während der Kriegsjahre unter ständiger Bedrohung gelebt. 5 weiße Mitschwestern wurden ermordet, eine andere wurde des Landes verwiesen. Das ist unsere Bilanz.

Zusammenfassung: Die Entwicklung der katholischen Kirche vor der Unabhängigkeit

Vor der Unabhängigkeit war die katholische Kirche in Rhodesien eine Missionskirche mit stark europäischer Prägung, die sich im Kirchbau, in der Kirchenleitung, in der Liturgie und in der Art der Verkündigung ausdrückte. In den ländlichen Gebieten gab es Ansätze für eine den Shona und Matabele angepaßte Verkündigung und Liturgie. Durch die enorme Leistung der europäischen Missionare im Schul- und Gesundheitswesen wurde der Grundstein für den Aufbau der einheimischen Kirche gelegt.

Die Verquickung der katholischen Kirche mit der Kolonialmacht erwies sich zunehmend als gefährlich. Die Rassendiskriminierung, die von der Regierung als politisches Prinzip verfochten wurde, ließ sich auf Dauer mit christlichen Grundsätzen nicht vereinbaren. Erst in den 60er Jahren haben führende kirchliche Persönlichkeiten und dann die Leitung der katholischen Kirche die rhodesische Wirklichkeit an der christlichen Soziallehre gemessen und dementsprechend das Unrecht der Rassendiskriminierung herausgestellt. Besonders von 1969 an haben die Bischöfe die offene Konfrontation mit der Regierung nicht gescheut und die Verletzung der Menschenrechte weltweit veröffentlicht. In diesem sozial-politischen Engagement der katholischen Kirche in Rhodesien vor der Unabhängigkeit hatte sie eine wahre prophetische Gestalt.

2. Die katholische Kirche in Zimbabwe nach der Unabhängigkeit

Ich möchte in diesem Teil drei Bereiche nennen, die für die allmählich heranreifende neue Gestalt der Kirche nach der Unabhängigkeit charakteristisch sind.

a) Die freundschaftliche Beziehung zwischen dem neuen Staat Zimbabwe und der katholischen Kirche

Am 18. April 1980 wurde die Unabhängigkeit des Landes verkündet und Rhodesien in Zimbabwe umbenannt. Eine unbeschreibliche Euphorie ergriff die schwarze Bevölkerung, als ob nun alles ganz anders und nur besser werden würde. Dagegen herrschte unter der weißen Bevölkerung große Angst, die viele zum Auswandern bewog. Der erste Premierminister von Zimbabwe, Robert Mugabe, hat in diese Situation hinein eine politische Wegweisung ge-

geben, die niemand erwartet hatte und die in der ganzen Welt mit Hochachtung aufgenommen wurde. Er sagte:

> „Die Zeit der Vergeltung ist vorbei. Jetzt ist die Zeit der Versöhnung, des Wiederaufbaus und der Zusammenführung der Nation gekommen."

Im Programm der Regierungspartei ZANU (PF) von 1980 werden die Menschenrechte, so auch die Gewissens- und Religionsfreiheit als Basis des neuen Staates genannt. Die Regierung verpflichtet sich, die Rolle der Kirche zu respektieren und zu fördern. Staat und Kirche sollen Partner zum Wohl der Menschen sein.

Die katholische Bischofskonferenz von Zimbabwe, unter der Leitung von Erzbischof Chakaipa von Harare, begrüßte am 17. April 1980 in einem öffentlichen Schreiben den neuen Staat Zimbabwe und verpflichtete sich darin zur Kooperation mit dem Staat zum Wohl der Bürger. Sie behielt sich aber die Funktion vor, das moralische Gewissen der Nation zu sein. Seit dieser Aussage hat es manch schwierige Situation im Land gegeben, in der die Kirche aufgerufen war, in Treue zu ihren Prinzipien zu handeln. Die Leitung der katholischen Kirche hat in solchen Fällen das vertrauliche Gespräch mit der Regierung gesucht und eine öffentliche Diskussion vermieden. Diese Haltung gegenüber einem so jungen Staat wie Zimbabwe ist sicher verständlich, läßt aber auch manche Frage offen.

Ich möchte in dieser Hinsicht einige aktuelle Beispiele nennen, die deutlich machen, daß die katholische Kirche auch gegenüber der Regierung von Mugabe für die Menschenrechte und für christliche Grundsätze eintreten muß:

– Die Regierungspartei ZANU (PF) hat als ihre offizielle Ideologie den „Sozialismus" gewählt, der als „wissenschaftlicher Sozialismus" eigener Prägung oder als „Marxistisch-leninistischer Sozialismus" beschrieben wird. Es bleibt ziemlich im Dunkeln, was nun eigentlich mit dieser Ideologie gemeint ist. Nach R. Mugabe steht dieser Sozialismus mit dem Christentum in Einklang, weil er den Menschen dient. Die Leitung der katholischen Kirche sieht in dieser ideologischen Position einen „pragmatischen Sozialismus afrikanischen Stils" ohne atheistische Implikationen. Meine Frage ist: muß die katholische Kirche der Sache nicht etwas genauer auf den Grund gehen, bevor auf einmal ein mit dem Christentum unvereinbarer Sozialismus in den Lehrplänen auftaucht?

– Die Regierungspartei ZANU (PF) duldet keine Opposition im Parlament und Land und strebt den „Ein-Parteien-Staat" an. So werden seit der Unabhängigkeit die Anhänger der ZAPU, die zumeist zum Stamm der Matabele gehören, als „Dissidenten" bezeichnet, verfolgt, gefoltert und ermordet. Die Kommission für „Gerechtigkeit und Frieden" hat einzelne Fälle genau recherchiert und Berichte an die Bischöfe gegeben. Ebenso haben Priester der Diözese Bulawayo Informationen aus erster Hand über die Verletzung der Menschenrechte in diesem Gebiet von Zimbabwe. Die Leitung der katholi-

schen Kirche ist sehr zurückhaltend, diese Berichte an die Medien zu geben. Die vertraulichen Verhandlungen mit der Regierung sollen nicht gestört werden. Ist dieses Verhalten klar und mutig genug?

– Ein Bericht im Zusammenhang mit der Jahresversammlung der Träger von kirchlichen Krankenhäusern im April 1986 hat aufgezeigt, daß 65% der ländlichen Bevölkerung auf die medizinische Versorgung in kirchlichen Hospitälern angewiesen ist. Diese erhalten aber nur 6% des Gesamtetats des staatlichen Gesundheitsministeriums. Wer weist die Regierung auf diese grobe Ungerechtigkeit hin? Was sagt die Kirchenleitung dazu?

– Es ist derzeit ein neues Gesetz für das Schulwesen in Vorbereitung, in dem sich die staatlichen Stellen die personelle Besetzung der Schulen, auch solcher in kirchlicher Trägerschaft, vorbehalten will. Damit wäre der politischen Ideologie des wissenschaftlichen Sozialismus Tür und Tor geöffnet. Was unternimmt die Bischofskonferenz der katholischen Kirche, um diese Entwicklung zu verhindern?

b) Das entwicklungs-politische Engagement der katholischen Kirche

Seit den Anfängen der Mission in Rhodesien 1879 haben Priester, Schwestern und Brüder mit all ihnen zu Verfügung stehenden Mitteln und Kräften den Aufbau des Landes gefördert. Nach der Unabhängigkeit von Zimbabwe galt es, viele zerstörte Schulen, Kirchen und Krankenhäuser wiederaufzubauen. Auch mußten viele neue Schulen gebaut werden, da jetzt jedes Kind, unabhängig von Geschlecht, Rasse, Farbe oder Bekenntnis ein Recht auf eine Schulausbildung hat. So steht es im Regierungsprogramm. Eine ungeheure Explosion der Schülerzahlen war die Folge. Ebenso hatte sich die Regierung in ihrem Programm vorgenommen, im Bereich des Gesundheitswesens mehr für die ländliche Bevölkerung zu tun. Folgende Programme wurden gestartet: Erste-Hilfe-Zentren (Primary Health Care) in den Dörfern, die sich vor allem um die Wasserversorgung und sanitäre Anlagen (Blair-toilets) kümmern, Zentren für die gesundheitliche Sorge um Mutter und Kind (Maternal and Child Health) sowie umfassende Impfprogramme.

Die katholische Kirche hat sich an diesem sozialen Entwicklungsprogramm für den Aufbau von Zimbabwe mit einem ungeheuren Engagement beteiligt und tut es auch gegenwärtig, da noch viel zu tun bleibt. Ich möchte die Mitarbeit der katholischen Kirche an zwei Einrichtungen aufzeigen, die maßgeblich in diesem Bereich beteiligt sind:

CADEC (Catholic Development Commission)

Dies ist eine Kommission der lokalen Bischofskonferenz, die in allen Diözesen des Landes aktiv ist. Sie hat sich am Wiederaufbau und am Neubau von Schulen und Krankenhäusern beteiligt. Sie hat bei der Umsiedlung von 10000 Familien geholfen und ihnen Mittel für einen neuen Start zur Verfügung ge-

stellt. Landwirtschaftliche Kooperativen und Sparvereine wurden durch sie gegründet, Märkte vermittelt. Seit einigen Jahren werden im Nordosten von Zimbabwe rund 7000 Flüchtlinge aus Mosambik in Lagern mit dem Notwendigsten versorgt. Neben der direkten materiellen Hilfe ist die Bewußtseinsbildung der einheimischen Bevölkerung eine wichtige Aufgabe für CADEC. Gerade im Umkreis alter Missionsstationen muß die Einstellung abgebaut werden, daß die Priester und Ordensschwestern die Leute mit allem versorgen. Die Menschen müssen lernen, selbst aktiv zu werden, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Mit der Paolo-Freire-Methode werden Trainingsprogramme in den ländlichen Gebieten zum Gemeinschaftsaufbau durchgeführt. Zur Eigenständigkeit der Leute sollen auch die Alphabetisierungskurse für Erwachsene und die verschiedenen Gruppen für Frauen beitragen. Ohne die Finanzierung durch staatliche und kirchliche Entwicklungshilfeorganisationen aus dem Ausland (auch von Deutschland) könnten diese Aufgaben derzeit nicht erfüllt werden.

SILVEIRA HOUSE

Es wurde 1964 außerhalb von Harare von den Jesuiten gegründet. Ziel dieses Bildungshauses ist es, Führungskräfte zu schulen und die Entwicklung des Landes zu fördern. Das große Interesse der Regierung an der Arbeit von Silveira House wird darin sichtbar, daß zwei Schwestern von R. Mugabe in den Programmen mitarbeiten. Wenn man Menschen helfen will, damit sie sich selbst helfen und ihre Lebensqualität verbessern, dann muß man diese Idee in praktische Schritte und Programme ummünzen. So werden Führungskräfte für den öffentlichen Dienst und für die Gewerkschaft nach den Grundsätzen der christlichen Soziallehre geschult. Es gibt weitreichende Programme für die landwirtschaftliche Entwicklung, für Ernährung, Hygiene und Sorge für Kinder, für die Ausbildung von Jugendführern. Eine Handelsschule und zwei Nähschulen gehören auch mit dazu. Doch die wichtigste Aufgabe des Hauses ist die Schulung von Multiplikatoren in den verschiedenen Bereichen.

Diese beiden Beispiele mögen genügen, um das soziale und entwicklungspolitische Engagement der katholischen Kirche in Zimbabwe aufzuzeigen, obwohl es noch weit mehr dazu zu sagen gäbe.

c) Die allmähliche Inkulturation der katholischen Kirche in Zimbabwe

Der Dialog zwischen dem Evangelium und der Kultur der Shona und Matabele reicht in die früheren Jahrzehnte dieses Jahrhunderts zurück, wurde aber besonders durch das Zweite Vatikanische Konzil und später durch die Unabhängigkeit Zimbabwes gefördert. Im Vergleich zu anderen afrikanischen Staaten ist die katholische Kirche hier eher vorsichtig in ihrem Bemühen um den Prozeß der Inkulturation.

Am deutlichsten ist wohl die Begegnung von christlicher Botschaft und einheimischer Kultur in der Liturgie zu entdecken. Alle liturgischen Texte für

die Eucharistiefeier und die Spendung der anderen Sakramente sind in die jeweilige einheimische Sprache übersetzt worden. Die Shona haben ihre eigenen liturgischen Gesänge entwickelt, die mit Trommeln und anderen lokalen Instrumenten und mit tänzerischen Bewegungen begleitet werden. Zur Gabenbereitung werden Früchte des Feldes zusammen mit Brot und Wein zum Altar getragen. Nicht in allen Diözesen von Zimbabwe dürfen die typisch afrikanischen „Jubelrufe" als Zeichen der Freude in kirchlichen Feiern ausgestoßen werden. Für mich ist ein feierlicher, mehrere Stunden dauernder Shonagottesdienst immer noch ein großes Erlebnis, weil die Afrikaner mit so viel Begeisterung, Intensität und Zeit teilnehmen.

Die amtliche katholische Kirche hat in den vergangenen Jahren untersucht, welche traditionellen Elemente der Shona- oder Ndebele-Kultur mit dem Evangelium vereinbar sind. So sind die verschiedenen Riten daraufhin überprüft worden. Soweit ich es beurteilen kann, werden nur bei Begräbnissen gewisse traditionelle Bräuche zugelassen. Auch bei Ordinationen von Priestern und bei der Profeßfeier von Ordensschwestern habe ich afrikanische Elemente entdecken können, so z. B. die Übergabe des Sohnes oder der Tochter durch die Eltern oder die Ermahnung der Mutter an ihre Tochter, den älteren Schwestern zu gehorchen.

Große Vorbehalte hat die katholische Kirchenleitung gegenüber dem Ahnenkult. Es ist Katholiken nicht erlaubt, an Sitzungen teilzunehmen, in denen eine Person als Medium mit einem Verstorbenen in Verbindung tritt und Aussagen über Krankheit, Unglück und Schuld macht. Dies bedeutet aber nicht, daß man den Ahnen nicht Respekt und Achtung erweisen soll.

Eine ähnliche Differenzierung ist hinsichtlich der Medizinmänner, die nach der Unabhängigkeit eine Vereinigung gegründet haben und zu neuer Blüte gekommen sind, getroffen worden. Sie werden von der katholische Kirche nur dann akzeptiert, wenn sie kranken Menschen mit Naturheilkräutern helfen. Ihre Betätigung als Medium wird von der Kirche abgelehnt.

Besondere Schwierigkeiten bereitet der katholischen Kirche die Eheschließung unter Afrikanern. Die Eheschließung nach afrikanischer Tradition ist ein Prozeß in mehreren Phasen und ist Angelegenheit beider Familien. So sehen viele Afrikaner nicht die Notwendigkeit einer kirchlichen Zeremonie, zumal sie vorher noch eine Bescheinigung vom Distriktkommissar, der zivilen Behörde, haben müssen. So sind 80% der afrikanischen Katholiken nicht kirchlich getraut. Dies ist ein schwerwiegendes Problem für die Pastoral. Obwohl bisher schon zahlreiche Untersuchungen zum Thema: Kluft zwischen afrikanischer Eheschließung und Römischem Kirchenrecht gemacht worden sind, ist man in dieser Frage noch keinen Schritt vorangekommen. Auch in der Frage der Polygamie ist der Standpunkt der Kirche unverändert; sie wird abgelehnt.

Zum Stichwort „Kontextuelle Theologie" kann ich nur sagen, daß in anderen afrikanischen Staaten an einer „Schwarzen Theologie" gearbeitet

wird. Doch davon ist in Zimbabwe noch kaum etwas zu spüren, wahrscheinlich weil die praktischen Fragen der Lebensbewältigung Vorrang haben. So ist die Darlegung der christlichen Lehre in Schulen und am Seminar noch stark europäisch geprägt.

Auch das Pastoralprogramm ist in den Diözesen nicht besonders profiliert. Dachte man während des Befreiungskrieges an einen völligen Neuanfang nach der Unabhängigkeit, so hat sich in Wirklichkeit eine Restauration der bestehenden kirchlichen Strukturen ereignet. Die Pfarreien und Außenstationen wurden wieder „versorgt", soweit das bei dem akuten Priestermangel möglich ist. Ein Hauptanliegen der Diözesen besteht darin, den einheimischen Klerus zu fördern und haupt-, neben- und ehrenamtliche Katecheten und Katechetinnen zu schulen.

Zusammenfassung: Die Entwicklung der katholischen Kirche nach der Unabhängigkeit

Die katholische Kirche nach der Unabhängigkeit in Zimbabwe ist eine Kirche der „Morgendämmerung" (dawn), wie Randolph sie nennt. Die lokale Kirche ist in ihrer kulturellen Eigenart erst im Entstehen. Es gibt in ihr viel Hoffnungsvolles und Ermutigendes, besonders meine ich den Willen, die Lebensbedingungen der Menschen im Land – derer, die bis zur Unabhängigkeit benachteiligt waren – zu verbessern; ich denke dabei auch an die bisher gute Erfahrung, daß alle Rassen und Völker hier zusammenleben können. Ebenso denke ich an die bisher gute Kooperation zwischen Kirche und Staat.

Ich möchte der Kirche in Zimbabwe für die kommenden Jahre wünschen, daß sie etwas mehr Mut hat, auf neue Formen der Ungerechtigkeit im Land aufmerksam zu machen und die Regierung dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Ich wünsche ihr etwas mehr Mut zur eigenständigen pastoralen und kulturellen Entwicklung, die aus dem Ideen- und Erfahrungsreichtum der eigenen Tradition erwächst. Ich wünsche ihr gute einheimische Berufe; damit meine ich gute christliche Familien, die die Basis der Kirche bilden, gute einheimische Priester, die bisher am meisten fehlen und gute einheimische Ordensleute.

Literatur zum Thema: Die Entwicklung der katholischen Kirche in Zimbabwe.

Dokumente

1. The Land Tenure Act and the Church. Published on behalf of the Rhodesia Catholic Bishops' Conference, Mambo Press 1970.
2. Our Way Forward. Pastoral Statement, issued by the Zimbabwe Catholic Bishops' Conference, Mambo Press 1982.
3. ZANU (PF) Election Manifesto 1985.

Sekundärliteratur

1. *F. Ansprenger*, Der Schwarz-Weiß-Konflikt in Afrika. Reihe: Entwicklung und Frieden, Grünewald 1971.
2. *D. Auret*, Women among rurál Shona: an anthropological study with reference to kinship and economy, University of South Africa 1985.
3. *A. J. Dachs, W. F. Rea*, The Catholic Church and Zimbabwe 1879–1979, Mambo Press 1979.
4. *W. J. O'Malley*, The Voice of Blood. Five Christian Martyres of our Time, Maryknoll New York 1980: S. 65–124: Rhodesia.
5. *R. H. Randolph*, Church and State in Rhodesia 1969–1971. A Catholic View, Mambo Press 1971.
6. *ders.*, Kirche in Zimbabwe. Eine kurze Übersicht über die römisch-katholische Kirche in der heutigen Gesellschaft von Zimbabwe. News Sheet Nr. 106 der Bischofskonferenz von Zimbabwe 1983.
7. *ders.*, Dawn in Zimbabwe. The Catholic Church in the New Order. A report on the activities of the Catholic Church in Zimbabwe for the five years 1977–1981, Mambo Press 1985.
8. *A. K. H. Weinrich*, African Marriage in Zimbabwe, Mambo Press/Holmes McDougall 1983.
9. *R. Weiss*, Die Frauen von Zimbabwe, Frauenbuchverlag München 1983.
10. Christian Mission and Human Transformation. Report of the 6th IAMS Conference Harare, 8–14 January 1985, Mambo Press 1985.

Einheit und Vielheit in der Weltkirche

Ein Zeugnis aus Lateinamerika: Inkulturation und Befreiung – Anfragen aus der Perspektive indianischer Völker –

Paulo Suess, Brasilia

Das Zusammentreffen eines kirchlich organisierten Christentums mit einer indianischen Gesellschaft ist immer eine Begegnung zwischen zwei Kulturen. Um die aus einem bestimmten Kulturkreis kommende Glaubensbotschaft in eine andere Kultur hinein zu verkünden, stützt sich der Glaubensbote notwendigerweise auf die interkulturelle Vermittlung von Sprache und Konzepten, auf historische, sozio-politische und geographische Vermittlungen, durch die er, wie über eine Brücke, das Ufer der Kultur eines anderen Volkes zu erreichen versucht. Unter den Bedingungen eines kulturellen Vakuums gibt es keinen Dialog von Hören und Antworten und somit auch keine Glaubensvermittlung. Alles, was zur Natur des Glaubens gehört, ist notwendigerweise kulturell eingefärbt: die Praxis von Liebe und Gerechtigkeit (Diakonie), die Feier von Riten, Sakramenten und Festen (Liturgie), und die Verkündigung historischer und existenzieller Hoffnung (Kerygma).

Nun gibt es aber keine christliche Kulturnorm oder Standardkultur, die jedermann sich zu eigen machen müßte, um die Glaubensartikel zu erlernen oder zu praktizieren. Formal hat die katholische Kirche immer wieder ihre Abstandsgleichheit und Unabhängigkeit gegenüber den verschiedenen Kulturen erklärt. Im Namen ihrer Universalität – „gesandt zu allen Völkern, welcher Zeit und welchen Landes auch immer" – betrachtet sich die Kirche „an keine Rasse oder Nation, an keine besondere Art der Sitte, an keinen alten oder neuen Brauch ausschließlich und unlösbar gebunden".[1] Dies hat seinen Grund darin, weil auch „das Evangelium und konsequenterweise auch die Evangelisation sich nicht mit einer bestimmten Kultur identifizieren und unabhängig sind im Verhältnis zu allen Kulturen".[2] Evangelium und Evangelisation im Auftrag und nach dem Selbstverständnis der Kirche, „unabhängig im Hinblick auf die Kulturen, sind... in der Lage alle Kulturen zu durchdringen, ohne sich an irgendeine zu versklaven".[3]

Die ausdrückliche Behauptung dieser Abstandsgleichheit gegenüber den verschiedenen Kulturen ist die formale Voraussetzung für einen kirchlich-interkulturellen Dialog und für ein friedliches Zusammenleben. In der Praxis jedoch ist der Missionar ein kirchlich beauftragter Akteur, der es auf Veränderungen in den Kulturen abgesehen hat. Er greift in kulturelle Zusammen-

1 *Gaudium et Spes* 58

2 *Evangelii Nuntiandi* 20

3 Ibidem, 20

hänge ein und stellt sie partiell in Frage. Streng genommen versucht der Missionar den Hauptpfeiler im Gebäude dieser Kulturen, die Religion, auszutauschen, weil er ihn für morsch hält. Diese Religion, welche „die Kirche respektiert und schätzt", wird andererseits lehramtlich als nicht tragfähig beurteilt, weil sie nur die „unvollständige Suche" nach Gott enthalte.[4]

Die Kultur, oder näherhin die Religion, des A n d e r e n für unvollkommen zu halten, braucht in sich kein ethnozentrisches Vorurteil zu sein, insofern sich der Missionar der Unvollständigkeit seiner eigenen religiösen Antworten und der Engpässe seiner eigenen Kultur bewußt ist. Unvollkommenheit ist eine Qualität der Geschichtlichkeit und der Leiblichkeit des Menschen und seiner Schöpfungen. Wieviel Ungereimtes innerhalb des Christentums ist nur erträglich im unerforschlichen Geheimnis Gottes? Wieviele zufriedenstellende Antworten müssen abgewartet werden bis zum versprochenen Zusammentreffen, von Angesicht zu Angesicht, mit unserem Schöpfer?

Im größeren Teil des amerikanischen Kontinents haben wir nicht mehr die Wahl zwischen Austausch oder Beibehaltung des Grundpfeilers oder des Ecksteins „Religion" im indianischen Hause. Dieser Austausch geschah zumeist schon vor Jahrhunderten, in einem vom Eroberer – mit oder ohne missionarisches Zutun – zerstörten Haus. Zerstörerisches und befreiendes Potential des Christentums durchläuft die Jahrhunderte wie ein Strom, dessen über die Ufer gehende Wasser Häuser niederreißen und Land befruchten. Aus den Ruinen indianischer Kulturen wuchsen neue Identitäten. Damit die Kirche nicht weiterhin als Handlangerin bei der Implosion von Kulturen mitwirkt, müssen ständig – und in einem multidisziplinären Kontext – die alten Praktiken und ihre Legitimierung, vom Evangelium und von der Praxis Jesu her in Frage gestellt werden. Es gilt immer wieder die Heilsvermittlung und die Heilsmittel im Hinblick auf ihre humane Kompetenz zu überprüfen und zu reinigen. Auch die Kirche ist nur Mittel, Brücke und Werkzeug auf dem Weg zum größeren Ziel, das wir mit dem Paradigma vom „Reich Gottes" umschreiben.

1. Die Lehre der Patristik

Seit der Patristik beherrschen zwei missionarische Lehren und Praktiken das kirchliche Feld. Die eine erklärt, daß sich die heidnischen Kulturen außerhalb der Heilsgeschichte befinden und daß sie dem qualitativ schon fertigen Christentum nichts hinzuzufügen haben. Demnach sei die quantitative Fülle die Hauptaufgabe missionarischer Arbeit, und diese solle verrichtet werden, soweit notwendig, „mit Schwert und eiserner Rute".[5] Im anderen Interpreta-

4 Ibidem, 53

5 Seit den *Retractationes* des Hl. Augustinus durchzieht das „nötige sie hereinzukommen" (Lk 14,23) die missionarische Literatur (II/31: CSEL 36,137). Vgl. José de Anchieta, in: Serafim Leite, *Cartas dos primeiros Jesuítas do Brasil*, vol. III, Coimbra/Saõ Paulo 1958, S. 554.

tionsraster erscheinen die heidnischen Kulturen wie „Glühwürmchen der Erlösung" oder wie „Wetterleuchten der Wahrheit" in einer sonst stockdunklen Nacht.[6]

Mit den griechischen Apologeten des zweiten Jahrhunderts gaben die Christen ihr kulturelles Getto auf, und es begann der später mit Hellenisation des Christentums beschriebene Prozeß einer selektiven Integration. Justin, Apologet, Philosoph und Märtyrer († 165), ist – nach Paulus auf dem Areopag (Apg 17,16f.) – einer der ersten Theologen, der sich um eine gewisse Kontinuität zwischen Heidentum und Christentum bemüht. Justin zeigt am Paradigma von den „Samen des Gotteswortes", den *logoi spermatikoi* der Stoa (300 v. Chr.), daß auch die heidnische Vergangenheit unter dem christlichen Logos stand. Diese *logoi spermatikoi* repräsentieren in der Stoa eine der Welt innewohnende Vernunft, welche die ewigen Gedanken für alles, was noch aussteht, beinhalten. In der Philosophie und Ethik eines Sokrates oder Heraklit finden wir, so Justin, die Samenkörner des Logos, die Gott über die ganze Menschheit ausgesät hat. Das Zweite Vatikanische Konzil (*Ad Gentes* II; *Lumen Gentium* 17), Medellín (Dokument über Volkspastoral, n° 5) und *Evangelii Nuntiandi* 53 nehmen den Sprachgebrauch von den „Samen des Wortes" von Justin und seine selektive Wertschätzung heidnischer Kultur wieder auf.

Tertullian (160–220) dagegen, der später mit der Kirche brach und Montanist wurde, warnt vor der „weltlichen Weisheit" der heidnischen Philosophie, wenn er schreibt: „Was hat Athen mit Jerusalem zu tun, was die Akademie mit der Kirche? Was die Heiden mit den Christen? Unsere Lehre geht auf die Säulenhalle Salomons zurück."[7] Eine über das Evangelium hinausgehende Weisheit oder Pädagogik der Philosophen lehnt er ab. Heidnische Kultur und Evangelium schließen sich aus wie Götzendienst und Christsein.[8]

In der *Didaskalia Apostolorum*, einer von einem Bischof in der Mitte oder am Ende des 3. Jahrhunderts verfaßten Lehrschrift, lesen wir: „Meide alle Bücher der Heiden. Was hast du zu tun mit fremdem Geschwätz oder Gesetz oder mit Lügenpropheten, welche die Jugend vom Glauben abbringen?"[9] Weil die heidnische Kultur die Menschheit nicht verbessert habe, sei ihr Ethos und ihre Wahrheit als Lüge entlarvt. Was wissenswert ist, weiß allein die Kirche...

Nach der antihäretischen Literatur der Apologeten des zweiten Jahrhunderts beschleunigte sich – vor allem durch die Lehrpraxis der Alexandrinischen Ka-

6 *Nostra Aetate* 2

7 *De praescriptione haereticorum* 7,9 f.

8 Vgl. N. Brox, Evangelium und Kultur in der Spätantike, in: Ansgar Paus (Hg.), *Kultur als christlicher Auftrag heute*, Kevelaer – Graz – Wien – Köln 1981, 247–304.

9 *Didascalia Apostolorum*, 1,6

techetenschule – der Hellenisierungsprozeß der Kirche. Clemens von Alexandrien († 215) und mehr noch Origenes († 253/54) und seine Schüler betrachteten die heidnisch-griechische Philosophie als Erzieherin auf Christus hin. Daher lehrten sie diese Philosophie als eine Art Propädeutik. Clemens behauptet in seinen *Stromata*, daß die griechischen Philosophen wesentliche Erkenntnisse sich bei den „barbarischen Philosophen", den Propheten des Alten Testaments, „ausgeliehen" hätten. Clemens zeigt in seinem Buch *Paidagogos* Christus als den wahren Erzieher, der mit seinem Evangelium die griechische Paideia zur Vorerziehung (prae-paideia) zurückstuft: nützlich, aber ungenügend.

In Alexandrien wird die griechische Philosophie nicht mehr global verworfen. Sie ist ins Schulprogramm als katechetisches Vorwort integriert. In diesem Argumentationsraster bewegen sich auch die *Ermahnungen an die Jugend* des Basilius von Cäsarea (330–379): wie man einen Stoff, ehe man ihn einfärbt, vorbereiten müsse, damit er nachher nicht Farbe läßt, so mögen sich die Christen mit den Lehren der Heiden darauf vorbereiten, daß sie später „farbecht" mit der christlichen Lehre imprägniert werden. Der bedeutende Bischof aus Cäsarea meint ferner, daß die Jugend es mit den heidnischen Lehren halten solle wie die Bienen mit den Blüten: den Honig suchen und das Gift meiden.

Eusebius von Cäsarea († 339), einflußreicher Bischof am Hofe Konstantins, schrieb 15 Bücher über die *evangelische Vorbereitung auf das Christentum*. Die dogmatische Konzilskonstitution *Lumen Gentium 16* und später *Evangelii Nuntiandi 53* nehmen das Paradigma von der „evangelischen Vorbereitung" unter Hinweis auf Eusebius auf. Das Missionsdekret *Ad Gentes 3* bezieht sich auf Irenäus – Bischof von Lyon und wichtigster Theologe des 2. Jahrhunderts –, wenn es fast wortgleich, wie *Lumen Gentium 16*, von „Erziehung für Gott" und „evangelischer Vorbereitung" spricht.

Hieronymus (347–419/20), der wohl gelehrteste der lateinischen Kirchenväter, schwankt zwischen Anerkennung und strengster Kritik heidnischer Philosophie und Kultur. In einem seiner Briefe schreibt er, daß man die griechische Philosophie so behandeln müsse wie die Kriegsgefangene im Buch Deuteronomium: Haare scheren, Fingernägel abschneiden und Kleider auswechseln. Nur dann könne man mit ihr die Ehe eingehen oder, „wenn sie nicht mehr gefällt, sie ziehen lassen, wie es ihr zusteht" (DT 21, 12–14).[10]

Ambrosius (339–397), Bischof von Mailand, rügt Kaiser Theodosius I. in einem Brief, weil dieser Christen bestrafte, die eine Synagoge im mesopotamischen Kallinikon gebrandschatzt hatten. Der Kaiser, schreibt Ambrosius, möge doch nicht durch die Strafverfügung gegen Christen den schwerwiegenden Irrtum begehen, seinen Glauben „der Juden wegen in Gefahr zu bringen".[11]

---

10 *Epistula*, 21, 13,6.

11 *Epistula* 40,25–26 PL 16,1110: „Grave est fidem tuam pro Judaeis periclitari."

Augustinus (354–430) nennt die Heiden „unrechtmäßige Besitzer der Wahrheit". Für den Christen komme jede Wahrheit von Gott. Auch die Wahrheit, Weisheit und Tugend der Heiden. Wichtig sei der Schatz und nicht sein Fundort. Daher sollen es die Christen mit der Weisheit der Heiden halten wie die Israeliten mit den „Gegenständen aus Silber und Gold" (Ex 3,22) der Ägypter: sie nächtens mitnehmen auf ihren Weg ins Gelobte Land.[12] Wie viele andere Kirchenväter, wie Ambrosius, Basilius von Cäsarea und die Alexandriner, wagte Augustinus den integrierenden Brückenschlag von der antiken Bildung zum Christentum. Er lehnt aber mit ihnen die antike Kultur als eine mit der christlichen Offenbarung rivalisierende Lebensweise ab. Später, auf dem amerikanischen Kontinent, wurde dieser Brückenschlag von den indianischen Kulturen und Zivilisationen zum Christentum nicht mehr gewagt. Das Schlagwort von der religiösen „tabula rasa" und von der indianischen Unmündigkeit und die Raubgier der Eroberer haben alle kulturellen Anpassungsversuche im Keim erstickt.

Trotz gewisser „Wahrheitsinseln", welche die Kirchenväter in der religiösen Kultur der Heiden ausmachen – Samen des Wortes, Pädagogik auf Christus hin, Anleihen aus dem Alten Testament – durchzieht ihr Schrifttum doch ein tiefer Pessimismus im Hinblick auf die Heilsbedeutung des Heidentums. Das Unvollkommene, sagt Justin, müsse im vollen Licht des inkarnierten Wortes vervollkommnet werden. Der lebendige Gott der Christen, in Jesus von Nazareth berührbar geworden, sei nicht ein aus Menschenhand gefertigter Götze.[13] Der inkarnierte Logos hat allen anderen Religionen ihre Legitimität entzogen. Die Konsequenzen, die spätere Generationen aus diesen Texten gezogen haben, brachten viel Leid über die „Ungläubigen", rechtfertigten die Anwendung von Gewalt und die Diskriminierung der Juden, verursachten Prozesse und bewaffnete Verfolgung der Häretiker und „gerechte Kriege" gegen die Heiden. Mit dem unter Konstantin begonnenen Staatskirchentum wird die Häresie zum Majestätsverbrechen gegen den Kaiser. In der antihäretischen Gesetzgebung Kaiser Gratians (375–383) gegen Arianer und Donatisten, verquicken sich kirchliche und staatliche Interessen. Seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts wurde gegen Manichäer und Donatisten die Todesstrafe verhängt.

Die Kirchenväter, die in der Frage der Existenzberechtigung nicht-christlicher Religionen und Kulturen einen entschiedenen Rigorismus predigten, zeichneten sich in der Frage der Armen – vor allem, wenn es sich um Christen handelte – durch große Sensibilität aus. Bis heute zeigt die Kirche und ihre verschiedenen theologischen Richtungen mehr Gespür, wenn es um den *Armen* als wenn es um den ethnisch und religiös *Anderen* geht. Dies gilt auch für das sonntägliche Kirchenvolk, das die in Kirche und Gesellschaft gängigen ethnischen Vorurteile rasch assimiliert und spontan reproduziert. Die Vertei-

12 *De Doctrina christiana*, 2,41,1. EP 1582/8.

13 Vgl. A. Luneau, Pour aider au dialogue: les Péres et les religions non chrétiennes, in: *Nouvelle Revue Théologique* 89 (1967), S. 821–841 u. 912–939.

digung der universalen Sache der Armen fand von jeher in der Kirche ein offeneres Ohr als die scheinbar regionale und partikuläre Sache von zahllosen Ethnien und verschiedenen Tribalreligionen. Auch heute läuft der „Trend" eher auf einen Dialog mit den Weltreligionen hinaus. Das Absterben von Tribalreligionen scheint abgewartet werden zu können.

2. Reconquista und Conquista

In der Rechtfertigung ihrer Missionspraxis hat die Kirche immer wieder auf die patristischen Schriften zurückgegriffen. Im Schatten und im Traum von der universalen Macht über den *orbis christianus* hat sehr bald die Lehre vom ausschließlichen Heilsweg der Christenheit konkrete Züge angenommen. Und diese Lehre fand unnachgiebige Nachfolger und blinde Eiferer.

Die zwei Laterankonzilien von 1179 und 1215 zum Beispiel, räumten all jenen, die am bewaffneten Kampf gegen die Häretiker teilnahmen, großzügige Privilegien ein. In der Konstitution *Ad exstirpanda* (1252) delegierte Papst Innozenz IV. an die Inquisition gesetzliche Möglichkeiten, den der Häresie Verdächtigen gegenüber die Folter anzuwenden. Drei, vier Jahrhunderte später, in Mexiko und Peru, finden die Kommissionen zur Ausrottung des Götzendienstes ein ausgedehntes Arbeitsfeld.[14] Mittelalterliche Theologen verteidigten die Anwendung von Gewalt den Häretikern gegenüber. Thomas von Aquin (1225–1274), der in seinem Werk *Contra Gentiles* den rationalen Dialog mit Heiden, Moslems, Juden und Häretikern sucht, behauptet dann doch auch, daß die körperliche Züchtigung der Häretiker, soweit sie zu ihrer Bekehrung führt, letztlich eine Wohltat darstellt.[15]

In der Bulle *Romanus Pontifex*, 1454, also kaum vierzig Jahre vor der Eroberung Amerikas verfaßt, überträgt Papst Nikolaus V. an den Infanten D. Heinrich das unbegrenzte Recht zur „Invasion, Eroberung, Vertreibung, Bekämpfung und Unterwerfung" von Sarazenen, Heiden oder sonstwelchen Feinden der Christenheit und – als eine Art finanzieller Entschädigung – das Recht, diese Leute in immerwährender Knechtschaft zu halten, ihre Güter zu beschlagnahmen und ihre Ländereien in Besitz zu nehmen.[15a] Die unmittelbare Vorgeschichte des Zusammentreffens von iberischer Macht, römischer Kirche und indianischen Völkern ist geprägt von einem ganz allgemein akzeptierten Gewaltmißbrauch als Methode von Eroberung und Rückeroberung, im Namen des Königs und in Gottes Auftrag. Die Reconquista Granadas aus der Hand der Mauren (Sarazenen), im Jahre 1492, hat den Weg für die Conquista Amerikas frei gemacht. Von wenigen Ausnahmen abgesehen kann man sa-

14 Vgl. Pablo José de Arriaga, La extirpación de la idolatria en el Perú, 1621, in *Crónicas peruanas de interés indígena*. BAE, Madrid 1968, S. 193–277.

15 Summa Theologica, II^a II^{ae}, 9.10, a.8.

15a Levy Maria Jordão (Hg.), *Bullarium Patronatus Portugalliae Regum*, t.1 (1171–1600), Lissabon 1868, S. 32.

gen, daß Mission immer im Schatten einer Militärmacht Blüten getrieben hat und daß sie da welkte, wo sie es wagte, „Seelen" ohne politische Protektion zu bekehren. Seit Konstantin und Bonifatius († 754) weiß die Kirche um den Vorteil politischer Schirmherrschaft für ihr Missionswerk. Lateinamerika verdankt diesem Junktim von politischer Macht und Mission seine heutige Katholizität. Dies gilt es bei allen Vorbereitungen eines Jubiläumsjahres aus Anlaß einer 500jährigen Evangelisation Lateinamerikas zu bedenken.

Die Praxis der nachkonstantinischen Kirche dem Anderen gegenüber, die Praxis der Kreuzzüge, der Inquisition, des Kolonialismus und die Duldsamkeit gegenüber der Sklaverei – dies alles war keine Praxis ohne theologische Rückendeckung. Zur Beruhigung der Gewissen und zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise hat diese Praxis ihre Theologen und Lehren hervorgebracht, ihre Heiligen und ihre Moral, ihre Märtyrer und ihre Spiritualität.[16] Das behauptete Monopol von „Weg, Wahrheit und Leben", der Ausschließlichkeitsanspruch von Erlösung und die häretische Identifikation von Kirche und Reich Gottes haben viele Sünden missionarischer Praxis ab- und zugedeckt. In einem der ersten in Lateinamerika gebräuchlichen Katechismen, der den „Zwölf Aposteln" – Franziskanern, die 1524 nach Neu-Spanien gekommen waren – diente, um die Überlebenden des Aztekenreiches in den Wahrheiten des Glaubens zu unterrichten, lautet eine Titelüberschrift: „Über den wunderbaren Namen unseres Herrn und wann sein Reich in der Welt begann, das die Heilige Katholische Kirche ist".[17]

Heilsangst und väterliche Strenge im Dienste der Rettung von Seelen produzierten unter den Missionaren unvergleichliche menschliche Opfer (neben der statistischen Mittelmäßigkeit, mit der bei jeder Gruppe zu rechnen ist); aber sie machten aus Heiden und Neugläubigen bisweilen Geopferte. Das 3. Mexikanische Provinzialkonzil von 1585 verordnete „rigorose Mittel" gegen jene Indianer, welche „ohne Furcht zu ihren Irrtümern und alten Riten zurückkehren". Man lege ihnen keine Geldstrafen auf, weil diese unwürdig sind der Schwere des Verbrechens und unangemessen der Armut der Indianer, wohl aber körperliche Züchtigung, welche zeigt, daß man nichts anderes will als ihr Bestes und eine Medizin für ihre Seelen.[18] Rasche Seelenrettung und die Magie einer möglichst großen Zahl von Bekehrungen führten zu Halbherzigkeit in der Qualität der Katechese und Evangelisation, führten zu Absprachen mit der örtlichen Macht und zu einem seinerzeit nie hinterfragten Bündnis mit dem Kolonialsystem.

---

16 Der Hl. Jakob, der in den Kämpfen gegen die Mauren als „Maurentöter" angerufen wurde, wird zu Beginn der Conquista zum „Indianertöter". Auch der Hl. Sebastian war einer dieser vielseitigen Heiligen, die gegen Häretiker und Heiden ins Feld geführt wurden.

17 Vgl. Juan Guillermo Durán (Hg.), *Monumenta Catechetica Hispanoamericana*, Bd.1 Buenos Aires 1984, S. 327.

18 Dekrete des III. Mexikanischen Provinzialkonzils, in: José Llaguno, *La personalidad jurídica del indio y el III Concilio Provincial Mexicano (1585)*, Mexico 1983, S. 284f.

Im Verlauf der Geschichte sind immer wieder Stimmen vernehmbar gewesen, die dem jeweiligen Zeitgeist widersprachen. Sie verstummten jedoch bald als aus der Kirche ausgeschlossene Häretiker oder als integrierte Propheten und Heilige, deren Bedeutung oft erst nach Jahrhunderten kirchliche Anerkennung fand. Ihre Geschichtsmächtigkeit war auch deshalb beschränkt, weil sie nur Varianten und keine wirklichen Alternativen innerhalb des kolonialen Systems produziert haben. Las Casas und Luther – beide greifen auf den weltlichen Arm, auf die innerhalb des Systems verfügbare Macht zurück. Luther wagt es nicht, die Bauern und Las Casas nicht, die Indianer als mögliches historisches Subjekt anzurufen, um eine neue politische Ordnung zu etablieren. In einem advokatorischen (paternalistischen?) Appell wendet sich Las Casas an den Kaiser und versucht, die Gewissen derer zu mobilisieren, die das Kolonialsystem reich gemacht hat. So waren all seine Forderung zur Schaffung und Anwendung von „Neuen Gesetzen" von vornherein zum Scheitern verurteilt, trotz persönlicher Integrität, mutiger Intelligenz und formaler Siege.

Die Kirche als ganzes übernahm die ihr möglich erscheinende Rolle. Sie war Stoßdämpfer gegenüber den „harten Schlägen" des Kolonialsystems, das ihr Unterhalt gewährte und Ausbreitung garantierte; sie betrachtete sich als Vormund von Wesen, die sie für „schwach und unwissend" hielt; sie war Appellationsinstanz und Mittlerin für die in „Freiheit" ausgebeuteten oder für die auf den *encomiendas* und in den Bergwerken mißhandelten Indianer.[19] Die von den Missionaren immer wieder angesprochene Unfähigkeit der Indianer – „Schwachsinnigkeit und Schändlichkeit der einen und die Laster und Fehler der anderen" – verursachte dann innerkirchlich eine Reihe von Restriktionen beim Kommunionempfang und praktisch ihren Ausschluß vom Priesteramt.[20]

Fray Juan Zumárraga, seit 1530 Bischof von Mexiko, schreibt in einem Brief vom 17. April 1540 an Karl V.: „Die Ordensleute haben den Eindruck gewonnen, daß die Almosen besser im Hospital als im Kolleg des Hl. Jakob angewendet würden, denn die sprachbegabtesten indianischen Studenten neigen eher zum Heiraten als zur Enthaltsamkeit."[21] Und der Augustinermönch Pedro Suárez de Escobar schreibt in einem Brief vom 1. April 1579 an Philipp II., daß man die Indianer betrachten müsse „wie Kinder von acht Jahren..., die nicht mehr wachsen und deren Vernunft auch nicht mehr zunimmt."[22] Die bis heute festgeschriebene „Minderjährigkeit des Indianers" ist also keine Erfindung der Regierungen. In Brasilien hat diese Minderjäh-

19 Das II. Mexikanische Provinzialkonzil von 1565 hält den Indianer für „débil e ignorante", vgl. J. Llaguno, l.c., S. 37.

20 Vgl. Valentín Trujillo Mena, *La legislación eclesiástica en el Virreynato del Perú diante el siglo XVI*, Lima 1981, S. 184

21 Mariano Cuevas (Hg.), *Documentos inéditos el siglo XVI para la história del México*, Mexico 1975, S. 107.

22 Vgl. M. Cuevas (Hg.), *Documentos*, S. 309–312.

rigkeit immer noch Gesetzeskraft durch die juristische Formel von der Vormundschaft, welche die Indianer für „relativ unfähig" erklärt.[23]

3. Konzilsreform

Der patristische Pessimismus und die repressiven mittelalterlichen Praktiken dem Anderen gegenüber haben das Trauma der politischen und spirituellen Conquista vorbereitet. Als kritische Erben dieser 2000 Jahre des Christentums haben wir keine Entschuldigungen oder Rechtfertigungen vor dem Tribunal der Geschichte aufzubieten. Außer Gott gibt es auch keine Instanz, von der wir Generalabsolution erbitten könnten. Zerknirschung über die Schrecken der Geschichte hat nur dann Sinn, wenn sie zu neuen Verhaltensweisen führt. Und wenn es christliche Lehren waren, welche die alten missionarischen Praktiken abgestützt haben – Praktiken, die ja bis heute zu keiner indianischen und eben nur zu einer lateinamerikanischen Kirche geführt haben, dann müssen wir in diesem historischen Augenblick – falls wir wirklich eine „neue Evangelisation" wollen, wie sie Johannes Paul II. immer wieder vorschlägt – gleichzeitig mit den missionarischen Verhaltensweisen auch diese Lehren überdenken.

In den Konzils- und Nachkonzilsdokumenten finden wir das Beste aus der patristischen Tradition rezipiert. Aber dies ist entweder gedruckter Buchstabe geblieben, oder es ist nicht mehr ausreichend, um die Sache des A n d e r e n im Horizont des dritten Jahrtausends zu denken. Wir finden da Texte, die von brüderlicher Offenheit dem Andern und der ganzen Menschheit gegenüber durchdringen sind. In *Ad Gentes 22* lesen wir z. B.:

> „Das Saatkorn, das heißt das Wort Gottes, sprießt aus guter, von himmlischem Tau befeuchteter Erde, zieht aus ihr den Saft, verwandelt ihn und assimiliert ihn sich, um viele Frucht zu bringen. In der Tat nehmen die jungen Kirchen, verwurzelt in Christus... nach Art der Heilsordnung der Fleischwerdung in diesen wunderbaren Tausch alle Schätze der Völker hinein, die Christus zum Erbe gegeben sind. Aus Brauchtum und Tradition ihrer Völker, aus Weisheit und Wissen, aus Kunststil und Fertigkeit entlehnen sie alles, was beitragen kann, die Ehre des Schöpfers zu preisen..."

Ad Gentes spricht nicht mehr davon, wie Augustinus, daß die Ägypter ihrer Gegenstände aus Silber und Gold zu berauben seien. Es spricht vielmehr von „verwandeln", „assimilieren", „beerben" und „entlohnen". Ob es sich dabei nur um einen Neuanstrich alter, ethnozentrischer Lehren handelt? Hat sich nur die Sprechweise verändert? Müssen wir nicht *Ad Gentes 22* im Licht von *Gaudium et Spes* 44 interpretieren, wo es heißt:

> „Von Beginn ihrer Geschichte an hat die Kirche gelernt, die Botschaft Christi in der Vorstellungswelt und Sprache der verschiedenen Völker

23 Vgl. Código Civil, Art. 6/III u. Indianerstatut (Gesetz 6.001), Art. 7–11.

auszusagen und darüber hinaus diese Botschaft mit Hilfe der Weisheit der Philosophen zu verdeutlichen, um so das Evangelium sowohl dem Verständnis aller als auch berechtigten Ansprüchen der Gebildeten angemessen zu verkünden. Diese in diesem Sinne angepaßte Verkündigung des geoffenbarten Wortes muß ein Gesetz aller Evangelisation bleiben. Denn so wird in jedem Volk die Fähigkeit, die Botschaft Christi auf eigene Weise auszusagen, entwickelt und zugleich der lebhafte Austausch zwischen der Kirche und den verschiedenen nationalen Kulturen gefördert."

In Amerika wurden viele Gelegenheiten vertan, um das geoffenbarte Wort „angemessen zu verkünden". Aber nicht nur in Amerika. Nach der Aneignung der römischen Kultur und der griechischen Philosophie und einiger germanischer Bräuche und später dann noch durch die relativ große Autonomie der Patriarchate der Ostkirche ist nicht mehr viel geschehen in Sachen kultureller Anpassung. Beim Entstehen eines lateinischen und eines östlichen Christentums hat die politische Macht eine wichtige Rolle gespielt. Wenn wir daher heute an eine indianischeKirche denken, an eine aus Völkern aus unterdrückten Kulturen zusammengerufene Kirche, die in Freiheit indianisch und christlich sein soll und daher jeden Integrationsdruck ablehnt, dann denken wir an etwas absolut Neues, an etwas im Grunde Selbstverständliches, wenn wir das Evangelium lesen, aber auch an etwas Utopisches, wenn wir die Geschichte überdenken.

4. Zurück zum Evangelium

In den Evangelien begegnet uns Jesus von Nazareth inkulturiert in einer bestimmten sozialen Klasse und in einer regionalen Kultur. Der Sohn des Zimmermanns lebte inkarniert in der Klasse der arbeitenden Menschen und in der Kultur der Nazarener. Jesus akzeptierte die kulturelle Herausforderung, wies jedoch die kulturelle Entfremdung zurück mit all dem, was auf das eigene Volk zerstörerisch einwirkt: „Er hat sich wie wir den gleichen Prüfungen unterworfen, die Sünde ausgenommen" (Heb 4,15).

Beim Inkulturationsprozeß, dem sich Menschen unterwerfen, gibt es immer einen letzten „Vorbehalt". Es ist jener Grenzvorbehalt, der den Missionar an die Grenze zwischen seiner Identität und der des Anderen führt und es ist jener Vorbehalt, der im kritischen Inhalt der Botschaft seinen Ursprung hat. Diese Inkulturation, die ja nicht Identifizierung sucht, führt den Boten und seine Botschaft zu einer solidarischen und gleichzeitig kritischen Präsenz gegenüber der Kultur des Anderen. Der so verstandene kritische Vorbehalt allen Kulturen gegenüber muß gegen den Verdacht, daß er seinerseits ethnozentrischer Ausdruck einer das Opfer der Inkulturation scheuenden Kirche sei, verteidigt werden. Man korrumpiert den Glauben, wenn man seine kritische Rolle vergißt. Jesus inkarniert sich in Nazareth, identifiziert sich aber nicht mit den Nazarenern, nicht mit seinen eigenen Brüdern und auch nicht

mit seiner eigenen Mutter. Er identifiziert sich mit dem Willen des Vaters (Mt 12, 47–50), den er in der Nähe zu den Armen erfüllt (Mt 25, 31–46). Sie sind die bevorzugten Adressaten und Instrumente seiner befreienden Sendung.

Beim Inkulturationsprozeß geht es grundsätzlich um die Befreiung der Menschen, besonders der Armen. „Um unseres Heiles (um unserer Befreiung) willen ist er vom Himmel herabgestiegen und hat Fleisch angenommen". Befreiung kann nur dann radikal, d. h. wurzelhaft sein, wenn sie im jeweiligen kulturellen Kontext eines Volkes verwurzelt ist. Die standardisierten Waffen der Supermächte zeigen sich zwischen Vietnam und Guatemala sehr viel schwächer als die kulturellen Waffen der Völker im Dienst ihrer Befreiung.

Kritik und Wertschätzung, Bruch und Kontinuität stehen beim Inkulturationsvorgang in einem dialektischen Verhältnis. Daher muß sich die Kirche – falls sie befreiend wirken will – inmitten der Völker inkarnieren und ihre Kultur annehmen, denn „was nicht angenommen ist, wird auch nicht erlöst".[24] Auch „annehmen" bedeutet keine Identifikation, wohl aber eine enge Verbindung.[25] In der Opferung der Messe wird diese „Annahme" als Bitte an den Vater ausgesprochen: „Durch das Geheimnis dieses Wassers und Weines mögen wir teilnehmen an der Göttlichkeit Deines Sohnes, der sich gewürdigt hat unsere Menschennatur anzunehmen."

Wie Christus – „nach Art der Heilsordnung der Fleischwerdung" (AG 22) – „sich selbst in der Menschwerdung von der konkreten sozialen und kulturellen Welt der Menschen einschließen ließ, so muß sich die Kirche all diesen Gruppen einpflanzen, um allen Menschen das Geheimnis des Heils und das von Gott kommende Leben anbieten zu können" (AG 10). Die Praxis der Einpflanzung muß im Raster von Inkulturation gelesen werden. Inkulturation und Inkarnation – als unwiederholbares Geheimnis der Menschwerdung Jesu – sind jedoch keine deckungsgleichen Vorgänge. Inkulturation ist, nach den Worten von Johannes Paul II., „eine der Komponenten des großen Geheimnisses der Inkarnation".[26] Es ist eine formale und eine materiale Komponente von großer Bedeutung; formal, weil es die Pädagogik dessen aufzeigt, den der Vater gesandt hat; material, weil Inkulturation in sich schon eine gute Nachricht für eine bedrohte Kultur darstellt. Das Wort, das „Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat" (Joh. 1,14), ist Weg und Wahrheit, ist Instrument und Botschaft, ist ganzheitliche Pädagogik der Befreiung.

Die historische Befreiung wiederum ist eine der unaufgebbaren Komponenten des größeren Geheimnisses der Erlösung. Inkulturation und Befreiung

---

24 Vgl. die Hinweise auf die patristische Literatur in *Ad Gentes* 3 und 22; *Lumen Gentium* 13; *Gaudium et Spes* 22; *Puebla* 400 u. 469.

25 Vgl. Johannes XXIII., *Princeps Pastorum*; ferner *Gaudium et Spes* 58; *Evangelii Nuntiandi* 20; *Puebla* 400.

26 Johannes Paul II., *Catechesi Tradendae* 53.

sind nicht Nebeneffekte oder nur „instrumentelle Vernunft" einer größeren Aufgabe, die wir Erlösung nennen. Sie sind in der Tat schon Zeichen und vorläufige Konkretionen der endgültig angebrochenen Erlösung, die wir mit „Reich Gottes" ins Wort zu fassen versuchen.

Inkulturation in einer bestimmten Kultur und in der Klasse der Ausgebeuteten hat es auf universale Befreiung abgesehen. Sie beabsichtigen die Kontinuität der Kulturen und die Zerstörung all jener Mechanismen, welche die Klassenstruktur erzeugen oder aufrecht erhalten. Kulturkritik, die vom Evangelium herkommt, beabsichtigt, die Kulturen zu stärken und die Ausbeutung, die Unterdrückung und die Marginalisierung, welche von der Klassenstruktur verursacht sind, zu überwinden. Die Frohe Botschaft verkündet historische und kulturelle Kontinuität der Völker und gleichzeitig Bruch mit den Sozialstrukturen, welche den Klassenkampf hervorbringen. Die Stärkung der Kulturen steht in engem Zusammenhang mit der kritischen Stärkung der Religionen, für die die verschiedenen Völker optiert haben. Jesus spricht von der Einberufung aller Völker zum Jüngsten Gericht, und er spricht von nicht-religiösen Kriterien für den Zugang zum ewigen Leben (Mt 25,31 ff). Daher ist es die erste Aufgabe des Missionars, die kritische Rolle des Glaubens vor allem seiner eigenen kulturellen Abkunft gegenüber ins Spiel zu bringen. Er muß anderen Kulturen und ihren religiösen Grundpfeilern gegenüber zunächst vom evangelischen Prinzip des Schadensrisikos ausgehen. Auf die Frage der Knechte, ob sie das Unkraut vom Weizen trennen sollten, antwortet der Hausherr: „Nein, ihr könntet beim Sammeln des Unkrauts zugleich damit auch den Weizen ausreißen. Laßt beides zusammen wachsen bis zur Ernte" (Mt 13,28 ff.).

5. Perspektiven

– Die Universalität des Christentums, die in der Frohen Botschaft der Erlösung aller Menschen verwurzelt ist, kann keine quantitative und korporative Universalität sein. Das hieße, das Zeichen mit dem Bezeichneten verwechseln, hieße, das Erstgeburtsrecht des Gottesreiches für das Linsengericht der Kirche einzutauschen. Die Ideologie der Christenheit, die Sicht eines quantitativen Christentums, das sich qualitativ als schon „gemacht" betrachtet und demzufolge die Menschheit sich in ihrem religiösen Universum zu integrieren habe, ist historisch und theologisch endgültig erledigt. Der prozentuale Anteil der Christen an der Weltbevölkerung wird jeden Tag geringer. Das heute in verschiedenen Kirchen organisierte Christentum entdeckt mehr und mehr seine theologische Universalität im Kommen des Gottesreiches. In dieser Perspektive lehrt uns das Evangelium eine dreifache, immer vorläufige Universalität des Christseins: eine zeitliche, eine geographisch-zeichenhafte und eine existentielle Universalität. Die zeitliche Universalität garantiert Jesus durch seine Präsenz und durch die der Armen für „alle Tage" (Mt 28,20 u. 26,11). Die geographisch-zeichenhafte Universalität der Sen-

dung (Mission) führt bis an die Grenzen der Erde (Mk 16,15). Und Grenzen sind überall da, wo diese Erde „am Ende" ist, wo sie aus den Fugen gerät. Missionarische Inkarnation und schöpferische Liebe kann und muß sie vor Zerstörung und Ausbeutung schützen. Die existentielle Universalität ist die Ganzheit der österlichen Selbsthingabe. Weil Jesus die Seinen liebte, liebte er sie bis ans Ende (Joh 13,1). Medellin hat in seinem Dokument über die Jugend (n°15) diese Kriterien einer universalen Befreiung als Forderung übernommen: „Auf daß sich mit immer mehr Klarheit in Lateinamerika das Gesicht einer wirklich armen, missionarischen und österlichen Kirche zeige!"

– Die universale Präsenz des Armen als Subjekt einer großen Bandbreite von kulturellen Logiken und historischen Projekten mit seinem Antlitz des leidenden Christus repräsentiert, in einer an ihre Grenzen geratenen Welt, die wahre Menschheit. Alles und alle, welche das Leben des ins System integrierten Armen und des marginalisierten Anderen verletzen, sind nicht Ausdruck eines legitimen Pluralismus, sondern repräsentieren das Gesetz des Stärkeren einer „Hundewelt" und Ellenbogengesellschaft. Nicht jedes Anderssein ist daher legitim und nicht alle religiösen Heilslehren sind wahr. Das Anderssein des Unterdrückers, auch das einer unterdrückerischen Religion, die einem Volk oder einem Individuum gegenüber lebensfeindlich ist, ist illegitim und asozial. Es gilt die Vielheit kultureller Logiken zu unterscheiden von der klassenspezifischen Sicht der Wahrheit. Zwischen dem religiösen Monopol – nur wir haben die Wahrheit – und dem weltanschaulichen Relativismus – alle Religionen haben gleiches Gewicht auf der Waage von Wahrheit und Befreiung – gilt es den Weg des solidarischen Unterschieds und der komplementären Wahrheit abzustecken.

– Bei allen Risiken, welche die missionarische Präsenz an der Seite indianischer Völker in sich birgt, repräsentiert diese Arbeit doch auch die Chancen einer Öffnung des Stammeshorizontes zum Horizont einer universalen Befreiung. Wie sollen sonst auf dem amerikanischen Kontinent indianische Ureinwohner, Nachfahren von Negersklaven und weißen Siedlern zusammenleben, wenn es nicht möglich sein soll, auf einem gemeinsamen Horizont die Utopie eines besseren, friedlichen und gemeinsamen Lebens abzutragen? Im Namen des Überlebens der Tribalvölker ist es heute notwendiger denn je, Verbindungen und Bündnisse einer weitgesteckten Solidarität zu knüpfen. Im Meer des Kapitalismus und der Weltzivilisation gibt es keine isolierten Inseln der Freiheit oder eines nur lokalen indianischen Glücks. Daher ist Indianerpastoral nicht nur eine spezifische, sondern immer auch eine globale, gesellschaftsverändernde Aufgabe. Indianische Völker können nur in einer anderen Gesellschaft überleben.

Indianerpastoral setzt sich dafür ein, daß die Strukturen des ungleichen Tauschs – also Ausbeutungsstrukturen – ersetzt werden durch Strukturen der Gratuität (Dankbarkeit, Vergebung, Hingabe). Aber Gratuität funktioniert in einer Gesellschaft des institutionalisierten ungleichen Tausches

nur als Ausnahme. Gnadenlose Tauschstrukturen zerstören nicht nur indianische Völker; sie korrumpieren alle Völker, einschließlich ihrer Religionen und Weltanschauungen. Wer daher in kohärenter Weise für das Leben indianischer Völker einsteht, kämpft immer auch für die globale Befreiung und das Überleben aller Völker. Strukturen der Gratuität ergänzen auch das tribale Gesetz der Reziprozität, das uns vom Alten Testament in seiner negativen Form („Aug um Aug, Zahn um Zahn") bekannt ist.

Die Verkündigung des Evangeliums auf den Koordinaten von Inkulturation und Befreiung ist also ein dialektisches Unterfangen. Missionarische Präsenz befreit das Christentum von seinem quantitativen und integrationistischen Universalismus und läutert gleichzeitig den tribalen indianischen und parochialen kirchlichen Horizont der Befreiung durch ihre Solidarität, die bis an die Grenzen der Erde geht und bis zu den letzten Konsequenzen bereit ist. Trotz 500jährigem Raubbau an indianischen Kulturen und Religionen gibt es heute nicht nur „Holzwege", die zu indianischen Völkern führen. Es gibt auch „Lichtungen" auf dem indoamerikanischen Kontinent, die zu der Hoffnung berechtigen, daß die unter der Asche indianischer Erde noch verborgene Glut – die in ihrer Tradition verschlüsselte soziale, ökologische und religiöse Weisheit – noch zum Licht werden kann für eine lebendige Kirche und eine neue Gesellschaft.

Einheit und Vielheit in der Weltkirche

Zeugnis Europa

David A. Seeber, Freiburg im Breisgau

1. Was ist Europa?

a. Europa ist ein kleiner Kontinent, der, so kommt es mir vor, immer kleiner wird auf dem Globus je länger ich ihn betrachte, immer kleiner gegenüber den gewaltigen Ausmaßen der anderen Kontinente. Ist dieses Empfinden ein Spiegelbild für Europas gegenwärtiges Schicksal, das ob der Macht- und Substanzverlagerungen nach Ost und West, in den Atlantik und in den Pazifik, und langfristig – wenigstens vom Christentum her gesehen – auch nach Süd immer mehr in eine Randlage gerät, das nicht nur geographisch zum Wurmfortsatz Asiens wird? Ich empfinde es so.

Einen Europäer des 19. Jahrhunderts, erfüllt von Expansionsdrang und von Missionseifer – in jeder Beziehung –, hat die Kleinheit europäischer Verhältnisse auf dem Globus vermutlich kaum gestört. Für ihn war sie eher Anreiz, seinen Eroberungswillen zu unterbauen: Europa ein geographisch und kulturell sehr ausdifferenzierter Kontinent, in klimatisch privilegierter Lage, Mitte und Träger der Weltgeschichte, der den anderen Wissen, Fortschritt, Kultur, Zivilisation brachte und von dem auf jeden Fall ausging, was anderswo an europäisch einfühlbarer Kultur herangewachsen ist.

Im Vollgefühl kolonialen Eroberungsdranges und kultureller Überlegenheit war es für ihn – und zwar bis zu einem gewissen Grad unabhängig davon, ob er Macht- oder Religionsinteressen verfolgte, ob er Kolonisator oder Missionar war – selbstverständlich, daß alles Heil auf die übrige Welt von Europa ausging. Er fühlte sich im Recht, sich den Rest der Welt zu unterwerfen und bis in dieses Jahrhundert auch die Vereinigten Staaten – reinstes Produkt europäischer Aufklärung und des Zivilisierungswillens europäischer Minderheiten, die ihr Glück dort suchten – als eine Art europäischer Dependance zu betrachten. Zwar hat es seit der Aufklärung auch an Versuchen nie gefehlt, sich in fremde Kulturen einzufühlen, das Neuentdeckte, wenn auch nur halb oder in seiner anthropologisch-kulturellen Wertigkeit gar nicht erkannt, als das faszinierende Andere zu bewundern. Besonders in Deutschland ist die Bewunderung für asiatische Religion, für östliche Geistigkeit und Kultur nicht erst von heute. Aber dies hat weder den Eroberungswillen noch das Bewußtsein kultureller Überlegenheit gestört.

Dem heutigen Europäer ist solches Bewußtsein fremd geworden: Er freut sich – aber auch nicht ausnahmslos – seiner Kultur, genießt den Amerika oder Japan nicht nachstehenden Wohlstand, aber er lebt aus dem Gefühl eines Spätgeborenen, der zuzusehen hat, wie sich das Schwergewicht der Gewichte verlagert und Europa selbst zur Dependance östlicher und westlicher Mächte

wird oder längst geworden ist. Und uns europäischen Christen wird man ohnehin nicht müde zu sagen, daß sich die Zukunft des Christentums verschiebt – von Nord nach Süd vor allem. Auch der europäische Christ, ja der vor allem, erscheint als ein Spätgeborener, der sich neidlos, aber ohne viel Hoffnung für das Christentum in seiner eigenen Kultur- und Lebenswelt damit abzufinden hat, daß seine Saat stirbt, um anderswo aufgehen zu können. Und wenn man manchen Missionstheologen folgt, dann ist das auch – ohne Abstriche, ohne Fragezeichen, ohne Nuancierung – einfach so.

b. Aber was ist Europa heute? Was ist von ihm geblieben? Geblieben ist von ihm das, woraus es auch heute noch lebt: eine gemeinsame Geschichte. Aber schon die Frage, was denn das Gemeinsame an seiner gemeinsamen Geschichte sei, erweist sich als eine Verlegenheiten schaffende Fangfrage. War Europa je eine Einheit? In der Antike war es einige kurze Jahrhunderte der Mittelmeerraum, geprägt von griechischem Geist, römischem Recht und römischer Verwaltungskunst mehr oder weniger stabil zusammengehalten von der imperialen Macht Roms, aber stets auch gefährdet durch rivalisierende, einander buchstäblich bis aufs Messer bekämpfende militärische und zivile Machteliten.

Im Mittelalter war da Europa eine Einheit? Das Karolingerreich, das römische Reich deutscher Nation mit seiner stets spannungsvollen Einheit von Sacerdotium und Imperium, als Reiche der westlichen Christenheit? Nun ja, Europa war vermutlich selten europäischer als im hohen Mittelalter. Die Grenzen des Denkens zumindest schienen unbegrenzt offen. Ein Thomas von Aquin, ein Albert der Große konnten sich („national" unbehindert) in Italien, in Paris oder in Köln aufhalten und lehren. Nur als Bettelmönche hatten sie Probleme an der Pariser Universität, aber dies hatten Ordensleute bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg auch noch an deutschen Theologischen Fakultäten. Demgegenüber nimmt sich die europäische Moderne wie der Rückzug in die Provinzialität der je eigenen Region oder Nation aus.

Aber es ging jeweils um die westliche Christenheit, die Einheit blieb auf den Westen beschränkt, Rom und Byzanz haben sich nie wiedergefunden: kirchlich nicht, politisch nicht, kulturell schon gar nicht. Wenn heute Gespräche zwischen westlicher und östlicher Kirche immer wieder in ökumenisch ertragsloser Freundlichkeit enden, dann ist das immer noch nur sekundär die Folge wirklicher Glaubensunterschiede, primär ist es das Erbe politischer und kultureller Entgegensetzungen.

Ost und West waren in Europa noch nie geeint. Sie sind es heute weniger denn je, nachdem sich Rom – verstanden als Machtzentrum – nach Washington und Byzanz nach Moskau verlagert hat. Europa bleibt mehr denn je ein gespaltener Kontinent, nicht nur als Produkt der großen Spaltung in die Machtblöcke von Ost und West, sondern er bleibt vielfach gespalten auch in seinem westlichen Teil. Die nationalstaatlichen und regionalen Gegensätze finden sich abgelagert zwischen europäischen Butterbergen, Weinseen und Getreidesilos und wollen nicht schwinden.

Die Moderne Europas ist nationalstaatlich, und gerade das hartnäckige Nachwirken dieser Nationalstaatlichkeit läßt Europa nicht zum eigenständigen Handlungssubjekt werden. Selbst von der gemeinsamen Geschichte bleibt so letztlich nur ein gemeinsames, antagonistisch ausgefochtenes Schicksal, zu dem das Christentum als ein ganz wesentliches, aber nur begrenzt einigendes und seinerseits in Ost-West und Nord-Süd gespaltenes Element gehört.

c. Aber d i e s sollte auch nicht übersehen werden: Europa ist zugleich mehr als ein Kontinent. Europa begegnen wir – wenn wir versuchen, die Gegenwartswelt realistisch zu sehen – heute in fast allen Teilen der Welt. Ob ich mich in Fernost aufhalte, ob in einer der Metropolen Schwarzafrikas oder in Buenos Aires, in Brasilia oder in Bogotá und selbst, wenn ich Europa ganz entfliehen möchte, ich kann mich seinem Einfluß nirgends entziehen.

Es sind nicht nur die europäischen Enklaven kirchlicher und ziviler Art, wo, ohne daß viel Gedanken an In- oder Enkulturation verschwendet werden, europäisch gedacht, kalkuliert und gelebt wird und Missionsprokuren, in denen wie seit je flämisch oder irisch oder auch einmal schwäbisch oder sizilianisch gesprochen und gegessen wird. Es sind auch nicht nur die neokolonialen Prestigehotels des internationalen Luxustourismus in afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Metropolen; wenigstens die Produkte europäischer technischer Rationalität begegnen einem überall und lösen Umbrüche aus, die die Völker leiden und zugleich hoffen machen.

Was in Europa erforscht, entwickelt, experimentiert wurde, findet sich überall, und zwar nach wie vor nicht nur als Ergebnis einer mehr oder weniger unbegrenzten gegenseitigen Durchdringung aller Kulturen in einer fortgeschrittenen Phase kommunikativer Einswerdung der Welt, sondern als spezifisch europäischer Export, der als zivilisatorischer Selbstläufer auch in seinen unterschiedlichen Formen außereuropäischer Verselbständigung noch an die europäischen Ursprünge erinnert.

Keine Kultur, so stark ihr Erbe und ihre Eigenprägung auch sein mag, kann sich diesen Wirkungen Europas heute entziehen: Selbst die chinesische nicht, wie die Nach-Mao-Zeit ausdrücklich zeigt, die indische auch nicht – trotz gleichzeitiger starker Einflüsse, die zur selben Zeit von dort nach Europa ausgehen; die japanische schon gar nicht. Ob Schwarzafrikaner, ob Andenbewohner indianischer Herkunft, ob thailändischer Buddhist oder chinesischer Konfuzianer: in irgendeiner Weise ist jeder wenigstens mit den Produkten europäischer Entwicklung konfrontiert. Gerade die kulturellen Eliten leben fast überall ein kulturelles Doppelleben, das „eigene" und das europäische. Und keines lebt in ihnen ohne Beziehung des einen auf das andere.

Hanno Helbling hat vor einiger Zeit in einem Vortrag in Innsbruck auf einem Kongreß der Hanss-Martin-Schleyer-Stiftung einen Vergleich gezogen zwischen dem traktischen Notablen Polybius, der als kultivierter Grieche im von griechischer Kultur überformten Rom des 2. Jahrhunderts vor Christus seine Geschichte der aufstrebenden römischen Großmacht schreibt und dem sene-

galesischen Dichter Leopold Sedar Senghor, der – Verkünder der „Negritude" – die Wurzeln seiner Herkunftskultur neu heben will und dennoch immer ein wenig sehnsüchtig sich auch seiner anderen, seiner europäischen „Heimat" erinnert. Obwohl manches daran ein wenig seitenverkehrt ist, finde ich den Vergleich doch aussagekräftig. Europäer kamen zwar als Eroberer in alle Welt, die Expansion Europas, auch die kulturelle, vollzog sich in Blut und Eisen, aber das darf uns nicht davon abhalten, wahrzunehmen, daß der Anteil Europas am Einswerden einer von technischer Rationalität geprägten Weltkultur um so stärker wird, je weniger Europa als Machtfaktor ins Gewicht fällt und je mehr sich seine Kulturprodukte mit der Kultur anderer Kontinente vermischen.

2. Was bedeutet heute das europäische Christentum im Rahmen des Gesamtchristentums?

a. Zunächst ist eines nicht zu leugnen: Es gibt die „Nord-Südwanderung": die Verlagerung des Schwergewichts des Christentums von Europa weg in überseeische Länder. Und das ist nicht nur ein Vorgang der Zahl, aufgrund der unterschiedlichen Bevölkerungsentwicklung, sondern ist Verschiebung von Vitalität, von Zukunftshoffnungen. Das Christentum in Europa stärker als im nicht weniger säkularisierten Nordamerika, nimmt ab; in anderen Kontinenten expandiert es, wachsen ihm neue Kräfte zu.

Der Zuwachs ist unterschiedlich, die Vitalität nicht überall gleich, die geistlich-geistige Binnenstruktur der einzelnen Ortskirchen oder regionalen Christentümer ist jeweils sehr verschieden. In den asiatischen Kernländern bleibt das Christentum wohl auf absehbare Zeit eine kleine, marginale Minderheit. Die hohen Katholikenzahlen Lateinamerikas dürfen für sich genommen genauso wenig überschätzt werden wie die Europas. Der religiöse Humus mag dort dichter und tiefer sein, mag noch nicht so sehr von religionsauflösender europäischer Skepsis angenagt erscheinen. Doch ist dieser Humus auch in sich schon recht vielschichtig, überwuchern in ihm verschiedene Wurzeln sich gegenseitig, die nicht einfach als natürlicherweise christlich bezeichnet werden können – ob es sich um Indioreligiosität oder um afro-amerikanische Mischkulte handelt. Und die lateinamerikanischen Eliten – die kulturellen wie die politischen – partizipieren auf ihre Weise an der religionsauflösenden europäischen Skepsis.

Selbst in afrikanischen Ländern kann man in ein und derselben Großstadt auf stark nachwirkende afrikanische Religiosität, auf expandierendes Christentum – in allen Schattierungen – und auf Entfremdung von Afrikanern, die in der zweiten oder dritten Generation christlich sind, von Kirche und Christentum zugleich stoßen. Zugespitzt: auf Entchristlichung noch bevor das Christentum Fuß gefaßt hat. Und das hat seinerseits mit dem Anteil Europas am Werden einer Welteinheitskultur zu tun: mit der Daseinsdeutung der europäi-

schen Moderne, mit spezifisch europäischem Vernunftgebrauch mit all seinen Folgen in Technik, Wirtschaft und politischer Organisation und deren Rückwirkungen auf die Auffassung von Lebenssinn und Weltanschauung.

b. Trotz der nicht zu leugnenden Tatsache einer Schwergewichtsverlagerung geschichtlichen Ausmaßes von Nord und Süd, bin ich aber in beiderlei Hinsicht skeptisch: Ich befürchte nicht das Ende des Christentums in Europa, seine totale Verkarstung, vergleichbar der der einst blühenden Christengemeinden in den heute islamischen Ländern des Mittelmeerraumes. Der säkulare europäische Geist ist nicht Allah. Und ich habe auch wenig Hoffnung, daß dort das Christentum unbegrenzt aufblüht, wo die heute noch – übrigens recht unterschiedlich – jungen Kirchen leben und wirken oder wo in Schwarzafrika vielerorts das Christentum neu eingepflanzt wird.

Meine Zweifel orientieren sich an der Eigenart unserer gegenwartsgeschichtlichen Epoche und an dem, was sich für eine absehbare Zukunft davon ableiten läßt. Gerade weil wir langfristig auf dem Weg zu einer von den spätmodernen Technologien geprägten, wenn auch lokal und regional verschieden eingefärbten Einheitskultur sind, haben in meinen Augen die historisch nachzeichenbaren „Wanderungsgesetze" ihre Bedeutung verloren. Das Christentum ist keine Wanderdüne, jedenfalls heute nicht mehr.

Es wird in absehbarer Zukunft keine völlige Übermächtigung der einen Religion durch eine andere auf irgendeinem Großgebiet der Erde geben, weder z. B. des Christentums durch den Islam noch umgekehrt, und auch keine völlige Ausradierung des Christentums oder der Religion überhaupt durch säkulare Weltanschauungen. Weder gelingt das durch Zwang – die staatsatheistisch regierten Staaten liefern dafür gute Beispiele – noch gelingt es innerhalb freiheitlicher politisch-kultureller Systeme, die durch das, was sie an materiellen und immateriellen Ressourcen bereithalten, Religion bzw. Christentum auch nicht einfach in menschenseliger totaler Freiheit untergehen lassen können. Das Christentum als Frage, als Stachel und Zeugnis, so wenig sichtbar es in unseren Lebensverhältnissen sein mag, bleibt.

Und: unsere religiöse Zukunft wird eine in ihren Einzelelementen nach Ort und Zeit unterschiedlich gewichtete religiöse Mischkultur auf dem Hintergrund einer sehr säkular geprägten Gesellschaftsfolie sein mit vielen Vermengungen, Symbiosen und je neu sich bildenden Profilen.

Das wird nach Kontinenten und Kulturkreisen, auch wenn sich diese mehr und mehr einander angleichen, unterschiedlich sich begeben. Aber beherrschend wird sein ein weltweiter religiöser Pluralismus mit stark synkretistischen Zügen bei gleichzeitiger Neigung zur „Versektung": und sei letzteres auch nur deswegen, weil die technologisierte Nüchternheit der Produktions- und Verteilungs- und Dienstleistungssysteme auch religiöser Wärmezufuhr in den sozialen Kleinräumen geradezu schreit.

In der Herstellung einer lebensfähigen Verbindung zwischen diesen Kleinräumen und der weltweiten Glaubensgemeinschaft Kirche sehe ich gegenwärtig

eine der Hauptherausforderungen des gegenwärtigen, speziell des katholischen Christentums. Die Basisgemeinden können da sehr bald zur Probe aufs Exempel werden.

Im übrigen: Selbst wenn das doch so wäre, daß das europäische Christentum im Verhältnis zum Weltchristentum gleichsam ausgedient hätte, dann wäre das – jetzt nicht allein vom Glauben her gesprochen, sondern geschichtlich gesehen – auch kein so beklagenswertes Schicksal: abzusterben, um als Sauerteig einzugehen in Kulturen, die für das Christentum aufnahmefähiger sind als die mit dem Christentum gealterte europäische Kultur, warum sollte das europäische Christen, wenn sie Christsein ernstnehmen, in Verzagtheit treiben?

c. Man kann es drehen und wenden wie man will, auch wenn das Christentum nicht europäischen Ursprungs ist, sondern sich der vorderasiatischen semitischen Welt verdankt, ist die Symbiose zwischen Christentum und Europa im Verlauf einer fast zweitausendjährigen Geschichte doch so ausgeprägt, daß rein geschichtlich gesehen das eine ohne das andere eigentlich nirgends sein kann. Auch das Christentum als solches, wo immer es gedeiht, entgeht Europa nirgends ganz. Es kann weder seine semitische Herkunft noch seine europäischen Vermittlungen verleugnen, und wer Christ ist, ob in Hongkong, in Lima oder in Kinshasa, muß sich auch damit irgendwie auseinandersetzen. Weder können zairische oder indische Christen das Alte Testament einfach mit ihrer eigenen religiös-kulturellen Herkunft vertauschen noch können sie oder Lateinamerikaner sich der europäischen Christentumsgeschichte ganz entwinden. Auch nicht der konkreten Gestalt und den Spaltungen, in denen das Christentum von Europa her im Zuge der Kolonisation dahin gekommen ist: als katholisches, lutherisches, anglikanisches, reformiertes, freikirchliches, pfingstlerisches oder welche Gruppierungen und Sozialformen von Christentümern sonst noch zu nennen wären. Für das Weltchristentum gilt wie für die Weltzivilisation: auch dieses selber kann dem selbstgezimmerten Schicksal Europas nirgends ganz entrinnen.

3. Wie sind die Zukunftschancen des Christentums in Europa selbst zu sehen?

a. Ich habe zu verdeutlichen versucht, daß ich an ein Ende des Christentums in Europa innerhalb einer denkbaren Zukunft trotz eklatanter Zeichen des Niedergangs, trotz scheinbar schwindenden Einflusses und den wachsenden Schwierigkeiten, christlichen Glauben und christliches Leben an die nächste Generation überhaupt weiterzugeben, nicht glaube. Natürlich glaube ich auch nicht an eine Rechristianisierung Europas, weder seiner Bevölkerung noch seiner Kultur. Wohl aber glaube ich, daß Christentum in Europa mit allen schon im Blick auf das Weltchristentum gemachten Einschränkungen sich nicht minder behaupten kann als in anderen Kontinenten. Daß es aber,

wenn es sich behaupten will, sein eigenes, auch gegenüber den Christentümern anderer Kontinente eigenes Profil bewahren bzw. neu entwickeln muß.

Das setzt eine ebenso genaue wie nüchterne Kenntnis der Lebensbedingungen des Christentums im heutigen Europa voraus. Wie lassen sich diese Lebensbedingungen aus christlicher Perspektive charakterisieren? Ich benutze dafür gerne eine Beschreibungskategorie, die vielfach ängstlich zurückgewiesen wird, die ich aber trotz kategorischer Ablehnung hilfreich finde: Ich meine die Kategorie des ‚Nachchristlichen'. Europa kann / muß in seiner heutigen geschichtlichen Entwicklungsphase kulturell-gesellschaftlich in seinen gesamten Lebensverhältnisen und Lebensstilen als nachchristlich bezeichnet werden. Was ist damit gemeint? Auf jeden Fall nichts Theologisches, sondern ein geschichtlich-gesellschaftsanalytischer Sachverhalt. Als solcher sagt „nachchristlich" nichts aus über die Glaubensstärke früherer und heutiger Christen, aber er sagt sehr viel aus über die Verhältnisse, in denen Christen in Europa heute leben und über die Bedingungen, denen ihr Glaubenkönnen und Glaubenwollen ausgesetzt ist. Und indirekt auch über die Zukunftschancen des europäischen Christentums in Europa selbst. Es kann uns so wenigstens helfen, uns vor falschen oder voreiligen Schlußfolgerungen zu bewahren.

Drei Elemente sind für mich entscheidend:

1. Der gesellschaftliche Pluralismus, der für das Christentum entscheidend nicht nur ein politischer und kultureller, sondern zugleich ein weltanschaulicher und weitgehend auch ein ethischer ist. Im heutigen Europa sind christliche Lebensregeln nirgends gesellschaftlich verallgemeinerbar.

Christliches Gedankengut bleibt nicht ohne Einfluß auf politische und gesetzgeberische Entscheidungen, aber die Gesetzgebung selbst ist Ausdruck des allgemeinen Volkswillens – was immer das im einzelnen ist –, hat sich an diesem zu orientieren und den Religionen, auch dem Christentum gegenüber neutral zu verhalten.

2. Die Kultur europäischer Länder ist auch in ihrem aktuellen Zustand nicht ohne ein – wenigstens in Fragmenten – noch vom Christentum herkommendes Menschenbild zu verstehen. Aber sie lebt nach den gleichen Gesetzen des Pluralismus wie das staatlich organisierte Gemeinwesen, bezieht also auch ihre ethischen Verbindlichkeiten und die Regeln der Lebensgestaltung nicht, jedenfalls nicht in einer bestimmenden Weise, aus dem Christentum.

3. Es gibt keine christlich geprägten Großmilieus, und die naturständigen Kleinmilieus, einschließlich der Familie, haben gerade religiös weitgehend ihre Homogenität verloren. Dies ist konkret das, was man gemeinhin als spezifisch europäische Diasporasituation von Christen nennen könnte. Der europäische Christ wird heute in seinem Christsein in der Regel von schwachen oder gar keinen sozialen Stützstrukturen getragen: in der Öffentlichkeit nicht, in seinem privaten Lebensraum nicht.

Natürlich gibt es die christlich homogene Familie noch im Einzelfall, aber eher als Ausnahme denn als Regel. Und ein europäischer katholischer Christ kann sich auch noch in einem geschlossenen kirchlichen Milieu bewegen: zwischen Sakristei und gemeindeeigener Caféteria sozusagen. Das ist dann aber eine sehr kleine, aus dem gesamtgesellschaftlichen Umfeld ausgezirkelte Realität, in die an gesellschaftlicher Lebenswirklichkeit nicht viel einfließt. In der Regel ist der Europäer, wenn er Christ ist, gesellschaftlich, in der Öffentlichkeit und selbst in seinem Bekanntenkreis Christ auf eigene Rechnung. Weder trägt ihn die Familie, noch stützt ihn sein natürlicher Freundeskreis, noch leistet ihm die Gesellschaft in Glaubensfragen Orientierungshilfe.

Die vorhandenen kirchlichen Strukturen und Einrichtungen können es nur bedingt, deswegen ist die Bildung kleiner Gemeinschaften, als Basisgemeinden oder innerhalb der sog. neuen geistlich-religiösen Bewegungen mit ihrer ausgeprägten religiösen Bindungswirkung nicht nur eine sehr natürliche, sondern für die Zukunft gerade des europäischen Christentums eine sehr notwendige Sache. Wenn dies gerade bei uns im deutschen Sprach- und Kulturkreis wenig geschieht, dann ist sicher die täuschende Stärke der überkommenen Gemeinde-, Diözesan- und Verbändestrukturen eine ganz erhebliche Barriere dafür. Es braucht neue religiöse Sozialisationsmuster gerade für Erwachsene, damit der europäische Christ überhaupt wieder r e l i g i ö s Gemeinschaft erleben kann.

b. Aber ich bin noch bei der Erklärung des „Nachchristlich" als Zustandsbeschreibung der Lebensbedingungen europäischer Christen. Keine geschlossenen christlichen Milieus, keine gesellschaftlich verallgemeinerbaren christlichen Lebensregeln heißt nicht, daß in den Lebensverhältnissen, die das Dasein und Sosein von Christen in einem europäischen Land heute bestimmen, nichts Christliches vorhanden und am Werk ist. Ganz im Gegenteil! Christliche Motivstrukturen finden sich sowohl beim einzelnen, der selbst kein Bekenntnischrist ist, wie in den verschiedenen Lebensmilieus. Die Gewissen sind oft auch dort in Wirklichkeit christlich geformt, wo keine kirchliche Erziehung und Verkündigung hingelangt. Man kann das an vielen Punkten immer wieder feststellen: in Fragen der Partnerschaftsbindung, im mitmenschlichen Engagement, selbst beim Verhalten in Schwangerschaftskonflikten, wenn man den in den entsprechenden Beratungsstellen Tätigen glauben darf.

Aber darauf beschränkt sich das Christliche im nachchristlichen Europa nicht. Im Gegenteil! Vieles originär Christliche ist erst im nachchristlichen Europa wirklich zum Durchbruch gekommen. Manche ganz ursprünglich christliche Haltung wird heute nachhaltiger verwirklicht und zum Teil vom einzelnen auch lauterer gelebt als zu den – gesellschaftsanalytisch betrachtet – christlichen Zeiten Europas: die Tugend der Toleranz, der Gerechtigkeit, selbst das Prinzip der fundamentalen Gleichheit aller Menschen aufgrund der gleichen Menschenwürde ist, auch wenn es täglich verletzt wird, erst nachchristlich voll zum Durchbruch gekommen.

Werte und Haltungen, die ganz ursprünglich sich aus der christlichen Botschaft ergeben: die Pflicht zur Friedenswahrung etwa anstelle z. B. eines auch religiös untermauerten aggressiven Nationalismus – wer könnte sagen, sie seien in der „christlichen" oder „christentümlichen" Zeit Europas deutlicher bewußt und konsequenter befolgt worden als heute. So manche originär christlichen Werte und Haltungen – vor allem die Menschenrechte betreffend, das Freiheitspotential, das im Christentum steckt, der Wille zur Solidarität um des Menschen willen – haben sich vielfach erst gegen das kirchliche Christentum – dessen Machtanspruch über die Gewissen ihnen entgegenstand – durchgesetzt und kommen jetzt neu als profan gelebtes Ethos auf das Christentum zu bzw. kehren als ausdrücklich gelehrte kirchliche Moral ins Lebenszeugnis der Christen zurück.

c. Die Gefahr, die nicht nur der europäischen Kultur, sondern über diese dem Christentum überhaupt und speziell dem europäischen droht, ist der Verlust der Transzendenz; deutlicher: die Gefahr, daß die Gottesfrage gekappt wird und daß das Christentum damit zugleich seine eschatologische Rückbindung, letztlich seinen Charakter als Glaubensgemeinschaft verliert; Christentum wird weiter als Lebenspraxis – in Auswahl – akzeptiert und geschätzt, aber in einem rein humanen Sinne, ohne Bezug auf das Christentum als Offenbarungsglauben. Also zugespitzt formuliert: Christentum als humane Lebenspraxis ja, Christentum als Glaubensbekenntnis nein oder nur als symbolischer Ausdruck humanen Lebens und mit anderen religiösen oder auch politischen Bekenntnissen synketistisch vermischt.

Ich kann das hier nicht genauer ausführen, ich möchte nur knapp auf zwei dringende Aufgaben hinweisen, die sich aus dieser Europa heute immanenten Tendenz geradezu gebieterisch ergeben: Die erste: Eine differenzierte kirchliche Verkündigung. Der Europäer von heute – auch der entkirchlichte und der im Bekenntnissinn nichtchristliche – ist nicht der Neuheide, als der er kirchlich vielfach apostrophiert wird, der völlig neu zu evangelisieren wäre, sondern er ist selbst oft „Nachchrist", lebt vielfach aus christlichen Grundüberzeugungen und Werten, ohne daß er dies bewußt vollzieht oder er ein bewußt Glaubender ist. Deswegen muß er über den Unterricht, über die Verkündigung, über die nachgehende Seelsorge oder im individuellen Glaubensgespräch – gibt es die Nikodemus-Stunden noch? – zu allererst dort angerührt werden, wo er selbst noch aus originär christlichen Haltungen heraus lebt und muß, so mühsam dies ist, von dort her zu einer transzendenten Bestimmung bzw. zur Glaubensnatur des Christentums weitergeführt werden.

Die zweite: Wir müssen gerade in Europa umdenken: der sehr profan lebende, mit wenig ausdrücklicher religiöser Praxis in Berührung kommende nachchristliche Europäer kann einen Zugang zum Christentum als Offenbarungsglaube nur finden, wenn wir ihm helfen, Gott in den alltäglichen profanen Dingen zu suchen und zu finden. Es geht dabei nicht um eine Theologisierung der irdischen Wirklichkeiten, sondern um das Zurgeltungbringen der irdischen Wirklichkeit in Schöpfung und Geschichte als Gottes Selbstmittei-

lung an den Menschen. Gottes Schöpfung als „erstes Sakrament" (G. Gutierrez) – heute vom außereuropäischen Christentum und in Europa vom reformatorischen (!) nachhaltiger wiederentdeckt als vom katholisch-europäischen – muß wieder Zugang zum Glauben werden, sonst bleibt auch der biblische Glaube jesuanisches Plagiat. Nur wenn begriffen ist, was Schöpfung als Gottes Selbstmitteilung bedeutet, kann dem nachchristlich lebenden Europäer vermittelt werden, was Glaube, Offenbarung, was Gnade ist, kann dieser überhaupt Christentum wieder als Glaubenswelt verstehen und leben lernen.

4. Was sich abzeichnet: eine fragmentierte Drei-Schichten-Kirche

Erlauben Sie mir von daher eine noch etwas längere Schlußbemerkung. Ich habe vorhin gesagt, daß das europäische Christentum, wenn es sich behaupten will, sein eigenes Profil bewahren bzw. neu entwickeln muß. Die Antwort kann nur sein: Der Umgang mit den säkularen, in „nachchristlichen" Verhältnissen lebenden Menschen wird der Hauptansatz für ein europäisches Eigenprofil sein müssen, und zwar nicht nur Europas, sondern der Weltkirche wegen. Ich denke, die Existenzbedingungen, die das Christentum heute in Europa vorfindet, werden sich zeitverschoben und mit dem Anwachsen einer technologisch bestimmten, wenn auch jeweils von unterschiedlichen kulturellen Elementen durchsetzten Einheitskultur in sich verstärkenden Fragmenten trotz aller regionalen Differenzierung und der Vitalität der Kulturen anderer Kontinente auch anderswo einstellen. Deswegen bedarf das europäische Christentum nicht nur seinetwegen, sondern auch der anderen wegen dieses Eigenprofils.

Das mag auf unzulässige Weise eurozentrisch gedacht sein. Ich empfinde es aber nicht so. Die zentrale Herausforderung, die sich hier und jetzt stellt, anzunehmen und die pastoralen Strategien darauf auszurichten, kann keine Mißachtung der anderen sein. Das europäische Christentum bringt so nur das ein, was es wegen des schicksalhaften Zusammenhangs mit dem Weltchristentum – ich sagte Europa ist mehr als ein Kontinent – in der gegenwärtigen geschichtlichen Stunde der Christenheit insgesamt schuldet: den säkularen, in seiner Lebenspraxis von vielen christlichen Elementen geprägten, aber im streng religiösen Sinn nur wenig ausdrücklich christlichen Zeitgenossen Christentum als Glaubenswelt neu zu erschließen.

Dazu braucht es die „Oasen" der kleinen Gemeinschaften, in denen Christentum radikal, in gewissem Sinne exemplarisch gelebt wird. Wie soll sonst der nachchristlich lebende Zeitgenosse mit seinen eigenen Sinnen wahrnehmen können, was christlicher Glaube ist, wenn er ihn nicht in Berührung mit solchen Gemeinschaften erlebt?

Es braucht aber auch – vielleicht noch mehr – die Aufmerksamkeit für den Wüstenwanderer, der sich nicht einfach einbinden läßt, sondern seinen

Glauben säkular und nomadenhaft von seiner scheinbar als gottlos erfahrenen Weltlichkeit her lebt. Ihm muß Kirche helfen, „seine" Welt wieder als Raum und Zeit der Selbstmitteilung Gottes in der geschöpflichen Wirklichkeit zu erkennen.

Beide, die Oasenstifter und -pfleger und die Wüstenwanderer sind aufeinander angewiesen, um christen- und weltgerecht leben zu können.

Wenn Sie mich aber fragen, worauf entwickelt sich kirchliches Christentum in Europa strukturell-kirchlich, also als strukturierte Glaubensgemeinschaft hin, dann würde ich sagen: wir bewegen uns auf eine Dreischichtenkirche zu: auf die Kirche der kleinen Gemeinschaften – in West und Ost; auf eine in ihrer Vitalität geschwächte, aber dennoch als normierender Bezugspunkt unentbehrliche und auch lebensfähige hierarchische Kirchenstruktur – vom Papst bis zum „letzten" Landpfarrer, und auf eine dichter werdende Schichtung überlokaler Gemeinschaften neuer Art. Sie zeichnen sich – wenigstens im einzelnen – in den sog. neuen geistlichen Bewegungen (von den Charismatikern bis zu den Focolarini und den Neokatechumenalen) ab. Sie könnten unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen als verbindendes und zugleich belebendes Element bei uns die Funktion der so nicht mehr revitalisierbaren Verbände übernehmen.

In diesen teils neuen, teils traditionellen Elementen zeichnet sich – für mich – europäisches kirchliches Christentum der Zukunft ab. Es wird von einer bescheidenen Vitalität und Größe sein, den geschrumpften Maßen Europas angepaßt. Aber es wird nicht nur außereuropäisch überleben, sondern als Christentum auf radikal säkularem Hintergrund auch in Europa neue Lebenskraft gewinnen, wenn und soweit es uns gelingt, dem in nachchristlichen Verhältnissen lebenden Europäer Christentum nicht nur in seiner lebenspraktischen Nützlichkeit, sondern als G l a u b e n s m a c h t in den kirchlichen Symbolgehalten zu vermitteln und ihm Gott als den in der profanen Alltäglichkeit des eigenen Erlebens – anwesenden und sich vermittelnden – erfahrbar zu machen.

Leiden und Tod im Leben des Ordenschristen

Konrad Baumgartner, Regensburg*

Einführung

Eines Tages
wird für jeden von uns
die Sonne zum letzten Mal aufgehen.

Schwester Licht, wäre es wohl möglich,
mich zu warnen,
wenn mein letzter Tag anbricht?

Aber am besten
ist immer noch
das Bemühen der Christen,
jeden Tag so zu leben,
als sei es der letzte,

oder – besser noch –
als sei es der erste.

Hermann Schäfers

Was wird an jenem, meinem letzten Tag sein? „Für die anderen wird es ein Tag sein wie jeder: Morgenzeitung, kleine und große Sorgen, Treiben, Verkehr, Weltgeschehen, Pflichten und Freuden. Aber für mich wird es d e r Tag meines Lebens sein, einen anderen wird es für mich in dieser Welt und Zeit nicht mehr geben ... Wie wir sterben werden, können wir nicht wissen. Aber wir können jetzt schon so leben, als sei es die letzte Stunde. Wir können jetzt schon so sprechen, als sei es das letzte Wort, das wir sagen. Wir können heute so beten, als sei es das letzte Gespräch mit unserem Gott."[1]

Der heutige Tag möchte uns im Gebet, Besinnung und Gespräch eine Hilfe sein, daß wir „in Gottes Namen" den letzten und zugleich ersten Tag unseres Lebens bestehen. Denn dieser Tag wird, so glauben wir, der Morgen des neuen Lebens sein.
„Wir werden sterben, um nicht mehr zu sterben, um ewig zu leben."[2]

---

* Vortrag bei der Vollversammlung der Ordensfrauen und Ordensmänner im Bistum Regensburg am 9. November 1985

1 *H. Schäfers* (Hrsg.), Wenn die Jahre vergehen. Weisheit und Lebenserfahrung des Alters. München–Zürich–Wien 1984, 105.

2 Ebd. 103.

Es war im Herbst 1967. Zwei Jahre zuvor war ich zum Priester geweiht worden. An einem Sonntag feierte ich die heilige Messe in einem Schwesternkonvent. Anschließend brachte ich die heilige Kommunion noch zu einigen kranken Schwestern in ihre Zimmer. Mit einer von ihnen, es war eine fast 80jährige Ordensfrau, kam ich noch tiefer ins Gespräch. „Sind Sie schon länger krank?" fragte ich. „Ja," sagte sie, „schon recht lange." „Etwa gar schon mehrere Monate?" fragte ich zurück. Mit ruhiger Stimme und leicht lächelndem Gesicht gab die Schwester zur Antwort: „Ich liege hier in diesem Bett, in diesem Zimmer seit dem Jahre 1917. – Damals, während des 1. Weltkrieges, war ich Krankenschwester in einem Lazarett. Tag und Nacht war ich im Einsatz. Doch eines Tages bin ich zusammengebrochen: Kinderlähmung, sagten mir die Ärzte. Ich wurde ins Mutterhaus zurückgebracht – mein Beruf war zu Ende, aber nicht meine Berufung. Denn jetzt, sagte ich mir, will Gott eine andere Form der Nachfolge von mir: den Weg des Leidens."

„Leiden und Tod im Leben des Ordenschristen", so lautet das mir aufgetragene Thema, Ihr Thema, liebe Schwestern und Brüder aus den verschiedenen Ordensgemeinschaften. Was ich dazu einbringen kann und möchte: Anstöße zum Mitdenken und Nachdenken, theologische Überlegungen, geistliche Aspekte zur Nachfolge Jesu, unseres Herrn, der uns den Weg des Leidens und Sterbens vorausgegangen ist und uns darin „ein Beispiel gegeben hat, damit wir seinen Spuren folgen" (vgl. 1 Petr 2,21).

1. Das Leiden im Leben des Ordenschristen

Wohl in keines Menschen Leben fehlt das Leid: Krankheit, Behinderung, Schmerzen, Angst, Sorge, Enttäuschung, Trübsal, Trauer, Arbeitslosigkeit, Altern und schließlich – die Angst vor dem Sterben. Jeder hat sein Kreuz zu tragen.

Aber jeder begegnet auch fremdem Leid: bei Freunden und Bekannten, in der eigenen Familie und Verwandtschaft, auf der Straße und im öffentlichen Bereich; jeder hört und liest von den Schicksalsschlägen, die andere betreffen – einzelne, aber auch ganze Völker und Länder. Es wird uns zugemutet – dieses Meer an Tränen, die Wüste des Lebens, sie gilt es zu durchziehen – und wir können und dürfen davor nicht die Augen und die Ohren verschließen – auch nicht als Ordenschristen. Das Leid und die Leiden in der Welt und bei uns selbst wahrzunehmen, als wirklich und zum Leben gehörig zu sehen, zu „gewahren" – das gehört wesentlich zu unserem Mensch- und Christsein.

Auch die Leiden haben wir wahrzunehmen, die mit dem Ordensleben im Zusammenhang stehen können: das Leiden an der eigenen Unvollkommenheit, das ständige Sich-aneinander-Reiben, Eifersucht und Neid, das Zusammensein-müssen mit Menschen, die einem „nicht zu Gesicht stehen", Zurücksetzung und Mißverstanden- oder Unverstandensein, der Verlust des persönlichen und privaten Lebensbereiches, der Zwang zur Gemeinschaft, der als falsch empfundene Arbeitsplatz, der wie ein Gefängnis erfahrene Lebens-

raum, der Verlust der Kontakte zur eigenen Familie, zu Freunden und Bekannten, Unerfülltsein als Frau oder Mann, Leiden an den sexuellen Wünschen.

Besonders leidvoll erfahren fast alle Orden die mißliche Nachwuchs-Situation: Mißmut, Traurigkeit, Resignation erfüllen viele, wenn sie an die persönliche Zukunft und das Morgen ihrer Gemeinschaft denken: sie haben nicht nur ihr eigenes Sterben vor sich, sondern sie sehen auch den Karfreitag ihres Ordens auf sich zukommen. – Viele, gerade unter den Ordenschristen, beklagen den schwindenden Glauben so vieler, wie sie sagen, den überhandnehmenden sittlichen Verfall in der Gesellschaft, die abnehmende Lebenskraft des Christlichen, die verwirrenden Richtungskämpfe in Theologie und Kirche, die mangelnde Geschlossenheit in Fragen des Glaubens.

Nicht wenige Ordensleute stehen gleichsam an einer unsichtbaren Klagemauer – angesichts der genannten persönlichen aber auch der ordensinternen und der in Gesellschaft und Kirche erfahrenen Leiden. Wie können wir die Leiden und das Leid überhaupt verstehen, wie können wir es als Menschen und Christen bestehen – zumal wenn wir uns zur radikalen Nachfolge Jesu bekennen?

2. Leid und Leiden zu verstehen suchen

Menschen aller Zeiten und aller Religionen haben sich die Frage gestellt: woher kommt das Leid, welchen Sinn hat es?

Eines müssen wir im voraus sagen: es ist dies das dunkelste Geheimnis des Menschenlebens, das wir auch im Lichte des Glaubens nicht voll verstehen können. Die Antwort auf die Frage nach dem Leid und dem Leiden bleibt letztlich im Geheimnis Gottes verborgen. So sind es – auch aus der Sicht des christlichen Glaubens – tastende Versuche des Verstehens.

Natürlich: es gibt auch die „selbstgezimmerten Kreuze", von denen wir sehr wohl wissen, daß sie aus unserem menschlichen Versagen kommen. Aber es gibt auch das Leid, das über einen hereinbricht – ohne eigenes Zutun, ohne eigene Schuld. Gerade das unverschuldete, „schicksalhafte" Leiden führt uns vor die Frage: Warum läßt Gott uns leiden und wozu? Zwei Fragerichtungen sind uns damit aufgegeben: die eine nach der Ursache menschlichen Leids, die andere nach dem Sinn.

Die Frage nach der Ursache menschlichen Leids wird sehr unterschiedlich beantwortet. Die einen sagen: Leid und Böses kommen aus Vererbung, aus falscher Erziehung oder aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, aus Problemen, die der Mensch noch nicht bewältigt hat. Andere behaupten: Leid kommt aus den Fehlentscheidungen des Menschen, aus seinem schuldhaften Verhalten, ist also im Grund die Folge von Schuld. Und Christen wissen: Leid

hängt zusammen mit unserer sündhaften Existenz: „Der Preis der Sünde ist der Tod" (Röm 6,2). Trotz all diesen Antwortversuchen bleibt das Leid eine dunkle Frage.

Es wird deutlich: Gott ist und bleibt für uns Geheimnis. Unser menschliches Fragen nach dem Woher und Warum des Leids geht „von der innerweltlichen Erfahrung von Ursache und Wirkung aus ... diese Erfahrungen und Erkenntnisse können wir nicht einfach im gleichen Sinn auf das Verhältnis von Gott und Welt, von Gott und Mensch übertragen ... Die entscheidende Frage, wie Erstursache (Gott) und Zweitursache (Mensch) zusammenwirken, ist im Geheimnis Gottes verborgen ... Wir können Gott nicht vor das Forum der menschlichen Vernunft zitieren und von ihm Rechenschaft fordern."[3]

Wenn schon die Fragen nach dem Grund, der „causa", des Leiden-Müssens nicht letztlich zu erheben ist, verhilft uns dann die Frage nach dem Sinn, dem „finis", des Leidens dazu, es besser zu ertragen, es motivierter anzunehmen? Und: können wir anderen Motive vermitteln zur Sinnfindung und Sinngebung im Leiden? Es gibt dazu in der christlichen Tradition eine Anzahl von Sinnmotiven, die individuell und geschichtlich verschieden stark aufgenommen wurden und werden.

Erstes Sinn-Motiv
„Leiden ist Strafe für die Sünde und Medizin zum Heil."

Diese von Augustinus und Thomas von Aquin vertretene Antwort auf die Sinnfrage des Leidens geht aus von der (biblisch fundierten) Annahme eines „Urstandes" des Menschen, einem Leben bei Gott – ohne Leiden- und Sterbenmüssen. Leid und Tod sind erst hinzugekommen als Folge der Ursünde, als Strafe, die der Mensch sich durch seinen Ungehorsam zugezogen hat. Leiden ist also für den Sünder Strafe, für den Gerechten aber „Medizin", die vor künftigen Sünden bewahren und seine Tugend stärken und vertiefen soll. So wird Leiden zum „gottgewollten Heilsweg", den der Mensch in Geduld und Demut anzunehmen hat. Wie Jesus soll er „sein Kreuz" auf sich nehmen in der Nachfolge Jesu, des Leidenden. Das Leiden ist der „königliche Weg" zur Herrlichkeit Gottes.

Sicher werden einzelne Christen ihren persönlichen Leidensweg so motiviert annehmen können, als allgemeine Antwort kann dieses Motiv aber nicht gelten. Zu viele ungelöste Fragen stellen sich: geht es an, das unermeßliche Leid einzelner und ganzer Völker auf „Strafe" und „Medizin" zu reduzieren? Werden durch solche Motive nicht ungerechte Verhältnisse stabilisiert und zementiert, Fortschritte in der Bekämpfung von Leid und Krankheit verhindert? Auch Jesu Reden und Handeln ist nicht von solchen Motiven bestimmt: „Er hat sich zum menschlichen Leiden nicht verhalten wie zu einer

3 *J. Finkenzeller,* Das Übel in der Welt und der gute Gott, in: ThdG 26 (1983) 179–187, hier: 186.

göttlichen Strafverfügung ... er bekämpft vielmehr das menschliche Leiden. Sein Heilen ist von seiner Verkündigung nicht zu trennen."[4]

Auch Jesu ureigener Tod ist als Folge seines Verhaltens und seiner Verkündigung zu sehen – nicht als von Gott verhängt oder unmittelbar gewollt. Zwar mußte Jesus mit der Möglichkeit eines gewaltsamen Todes rechnen, er sah ihn voraus und kündigte ihn an, er sagte ja zur Hingabe seines Lebens für die Menschen als Ausdruck seiner Treue zum Willen Gottes, seines Vaters. Aber gewollt, bewußt angezielt hat er ihn nicht.

Zweites Sinn-Motiv
„Das Leiden ist Ruf zur Umkehr, zur Änderung des Lebens."

Dieses Motiv findet sich bei den Propheten, aber auch bei Jesus (Lk 13,5: „Ihr alle werdet umkommen, wenn ihr euch nicht bekehrt!"). Als Situation der Prüfung und Reifung mag das Leiden vor allem im nachhinein von vielen Menschen begriffen werden, die in ihrer Krankheit, ihrem Leid (nicht durch!) eine neue Lebensform gefunden haben. (Als „Trost"-Motiv am Krankenbett ist es nur sehr bedingt geeignet.) Aber schwer und unglücklich Leidende werden ihre Situation nur schwerlich als „Erziehungsarbeit Gottes" annehmen können (im Sinne von Spr 3,12: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er"; vgl. „fördern durch fordern"); schon gar nicht aber ist von da her der Sinn jenes Leidens zu bewältigen, das Menschsein zerstört und vernichtet: „Die schrecklichsten Leiden haben keine humanpädagogische Funktion, sie sind Grausamkeiten der Natur, die unsere moralischen Möglichkeiten weit übersteigen."[5]

Trotz dieser Einschränkungen ist zu sagen: Dieses Motiv kann helfen, eigenes Leid zu bearbeiten – im Sinne der Annahme, der Einkehr und Umkehr, der Läuterung und Selbstverwirklichung, besonders wenn das Problem des eigenen Mitverschuldens der Leidens-Situation tatsächlich gegeben ist.

Drittes Sinn-Motiv
„Das Leiden ist ‚Sühne' für eigene oder fremde Schuld."

Dieses Motiv findet sich häufig in der traditionellen katholischen aszetischen Literatur, auch in den spirituellen Regeln vieler Orden: so wie Jesus als „unschuldiges Lamm" stellvertretend die Sünde der Welt auf sich genommen hat, so kann und soll der Leidende seine Schmerzen, sein Leid und Kreuz „aufopfern" für die Sünden der anderen oder auch für die Rettung der Welt.

Gewiß, die Gedanken der „Stellvertretung im Glauben" und des „Sühneleidens" sind biblische Glaubensmotive: in der Verkündigung und im Selbstverständnis Jesu, aber auch als Interpretament seiner Todeshingabe. Problema-

4 *J. B. Brantschen,* Leiden, in: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Teilband 10 (Freiburg 1980) 39.

5 *K. Rahner,* Warum läßt Gott uns leiden? in: Schriften zur Theologie XIV (Zürich–Einsiedeln–Köln 1980) 450–466, hier: 461.

tisch wird ein solches Motiv für den Christen dann, wenn es in eine falsche Leidensmystik ausartet (Verherrlichung des Leids statt Bekämpfung) oder wenn es sich mit den Motiven der „Auserwählung" und des „einzig richtigen Weges zur Rettung anderer oder der Menschheit" verbindet.

Ein echtes Kennzeichen der Jüngerschaft Jesu ist es, „täglich sein Kreuz auf sich zu nehmen" (Lk 9,23), also auch Leiden und Tod anzunehmen. Kreuzesnachfolge kann aber auch bedeuten: „Bereit sein – in der Nachfolge Jesu – das Leiden auf sich zu nehmen, das uns todsicher immer dann erwächst, wenn wir versuchen, Leiden zu überwinden, das heißt: uns radikal für Freiheit und Gerechtigkeit einzusetzen und Ungerechtigkeit konkret beim Namen zu nennen."[6] Paulus spricht vom „Leiden für das Evangelium" (1Tim 1,8): wer sich zu Jesus bekennt, wird um seinetwillen belächelt, verspottet, ja verfolgt werden.

Viertes Sinn-Motiv
„Das Leiden ist ein Verweis auf ein anderes, ewiges Leben."

Zum Grundbestand christlichen Lebens gehört der Glaube an die Vollendung des Menschen und der Welt in Gott „am letzten Tag": wir glauben an und hoffen auf das Kommen seines Reiches, wo „Gott die Tränen abwischen wird von unseren Augen, wo der Tod nicht mehr sein wird, noch Trauer, noch Leid" (Offb 21,4).

Diese Entlastung von allem Leiden in einem „neuen Himmel und einer neuen Erde" (Offb 21,1) ist ein unüberbietbares Hoffnungsmotiv; eine Sinngebung für das Leid auf Erden ist es aber auch nur bedingt. „Denn niemand kann beweisen, daß – dieses Leid das absolut notwendige Mittel für dieses ewige Leben sei, daß der Tod unter allen Voraussetzungen das einzige Tor des Lebens sei."[7] So wird im ewigen Leben das Leid überwunden sein, aber legitimiert wird es dadurch nicht.

Für hier und heute gilt: „Die Überwindung von Leid und Übel darf nicht in eine für das Heute irrelevante Zukunft verwiesen werden ... der Christ ist deshalb zur Teilnahme an Gottes Widerstand gegen die Übel und Leiden der Weltzeit gefordert."[8]

Fünftes Sinn-Motiv
„Das Leiden ist ein Appell an die Christen, mit Gott zusammen ‚leidenschaftlich und nüchtern zugleich sich dafür einzusetzen, daß die erträumte, künftige, von Gott heraufgeführte Welt schon hier und heute umrißhaft Gestalt annimmt'."[9]

---

6 *Brantschen* 40.

7 *Rahner* 462.

8 *B. Stoeckle,* Die Übel und der Übel Größtes. Gedanken über das Übel, die Schuld und die Sünde, in: JKZ 8 (1979) 202–213, hier: 206.

9 *Brantschen* 44.

Ich denke, daß eben dieses Motiv der Annahme, der Veränderung und der Verwandlung menschlichen Leids in besonderer Weise dem Leben der Ordenschristen angemessen ist. Denn die Orden sind doch „das eschatologische Zeichen in der Kirche, frei zu sein für den Herrn, der kommen wird, um die Erlösung zu vollenden und alles neu zu machen".[10] Ordenschristen bringen in ihrem Einsatz für Kranke und Leidende, für Behinderte und Waisen, für Alte und Sterbende, daheim und in den Entwicklungsländern das Reich Gottes zum Leuchten, sie setzen Jesu heilendes und zeichenhaftes Handeln für das angebrochene Gottesreich fort – und sagen und bezeugen zugleich: die Vollendung dieses Reiches wird Gott herbeiführen – in einem Leben ohne Leid und ohne Tränen, ohne Krankheit und ohne Tod.

Aber auch der leidende Ordenschrist selbst wird, wenn er sein eigenes Leid und Kreuz, aber auch das Leiden an der Kirche und mit der Kirche im Geiste Jesu trägt, zu einem Hoffnungszeichen für die Welt: im Widerstand gegen das Leid und in der Ergebung in das Leid, als Annehmen des „Willens des Vaters". Der Ordenschrist bringt, wie jeder Glaubende, durch eine solche Haltung zum Ausdruck: der Gott Jesu Christi will das Leiden nicht. Ihm geht das Leiden der Menschen zu Herzen – so sehr, daß er sich in seinem eigenen Sohn auf die Seite der Leidenden gestellt hat. Und die Christen haben sich – auch das ist Nachfolge des gekreuzigten Jesus – auf die Seite der Leidenden zu stellen, ihr Leid zu verringern, zu lindern, und soweit nur immer möglich, zu überwinden: in einem tätigen W i d e r s t a n d, allerdings ohne die Illusion einer völlig „schmerz- und leidfreien Welt auf Erden" – die Welt ohne Tränen und Leid, ohne Schmerzen, Krankheit und Tod wird Gott schaffen am „Letzten Tag"; sie werden darum bemüht sein in H o f f n u n g, die geboren ist aus Tod und Auferstehung Jesu und deshalb ohne Resignation ist vor den dunkelsten Dunkelheiten dieser Erde. Denn Gott selbst hat teilgenommen und nimmt teil an unserem Leben; der Mensch aber soll teilhaben am Leben Gottes.

3. Leid und Leiden zu bestehen suchen

Mit den genannten Sinnmotiven stehen wir vor der Aufgabe, in unserem eigenen Leben das Leid zu bestehen und anderen zu helfen, daß sie es bestehen können.

Eine e r s t e A u f g a b e für uns Christen, vielleicht sogar eine ganz besondere für Ordenschristen, besteht darin, das Leid als Thema des Menschseins zuzulassen. Denn wir leben in einer Gesellschaft, in der zunehmend „die Fähigkeit verloren geht, über Chance und Aufgabe von Krankheit und Leid zu reflektieren ... Es zeichnet sich eine ‚Apathie der Gesellschaft' ab, eine Leidenslosigkeit oder Unfähigkeit, sich überhaupt mit Leiden auseinanderzuset-

10 *T. Govaart-Halkes,* Frau – Kirche – Welt. Köln 1967, 130.

zen."[11] Es müßte in Ordensgemeinschaften möglich sein, über Leid und Leiden miteinander zu sprechen, Erfahrungen, Ängste und Hoffnungen über das Leid und seine Bewältigung auszutauschen; wir sollten eigene Krankheit und Gebrechlichkeit nicht voreinander verstecken müssen, nicht bis zum Umfallen so tun müssen, als könne man immer noch „etwas leisten".

„Ich habe Angst vor dem Tag, wo ich nicht mehr kann," sagte mir eine Ordensfrau, „denn dann muß ich aus der vertrauten Gemeinschaft heraus ins zentrale Altenheim unseres Ordens." Hat das böse Prinzip unserer Gesellschaft, daß ein Mensch nur solange und soviel wert ist, als er „produktiv" ist, auch schon auf die Ordensgemeinschaften übergegriffen?

Oder gehört jemand auch dann noch – und gerade dann! – wenn er „zu nichts mehr taugt" zu dieser Gemeinschaft? Kranksein, Altsein und Gebrechlichsein sollten in unseren Häusern nicht verdrängt und nicht verschwiegen werden! Im großen Studion-Kloster zu Byzanz – seine Blütezeit war das 9. bis 12. Jahrhundert – bestand der Brauch, daß ein älterer Mönch, der nichts mehr arbeiten konnte, täglich von Werkstätte zu Werkstätte pilgerte und den Vers von der Erinnerung an den Tod aufsagte: „Väter und Brüder, achten wir genau auf uns selbst! Denn wir liegen im Sterben, wir liegen im Sterben. Und denken wir an das Himmelreich!"[12] Unsere kranken und gebrechlichen Mitbrüder und Mitschwestern sind ein Appell an unser Gewissen: an unsere Sorge um sie, aber auch an unsere Sorge für das, was bleibt zum ewigen Leben!

Das wache Auge, das offene Herz für die Leidenden unter uns, aber auch das Gespräch unter uns über das, was uns bewegt und bedrückt, was uns Angst macht, wovor wir zittern, ist not-wendig. Denn auch das gilt: geteiltes, mitgeteiltes Leid ist halbes Leid. In unseren Alltagsgesprächen, im gemeinsamen Glaubensgespräch, im „Lebendigen Evangelium", in unseren persönlichen Betrachtungen und gemeinschaftlichen Gebeten muß und darf das Leid zur Sprache kommen: auch als Gebet der Klage, das bei uns Christen heute so vernachlässigt ist. Ganz anders die Beter der Psalmen: sie haben „spontan und ausladend ihre Sorgen vor Gott erzählt ... der in Liebe, Mitgefühl und Solidarität an Leben und Sterben der Menschen teilhat ..." Vor allem in den sog. Klagepsalmen breitet der Beter[13] „in einer glühenden Weise seine Not vor Gott aus ..." Denn er hat das unbeirrbare Vertrauen „gegen allen Augenschein: Gott steht auf der Seite der Notleidenden und Armen." Im Klagegebet wird deutlich: „Gott ist nicht einfach dafür da, um zu funktionieren, damit es einem gut geht ... Gott steht in seinem Geheimnis den Menschen ‚un-

11 *J. Gründel,* Der Umgang des Christen mit Krankheit und Leid, in: Lebendiges Zeugnis 40 (1985) 61–69, hier: 63f.

12 *B. Schellenberger,* Nacht leuchtet wie der Tag. Glaubenserfahrungen. Freiburg 1981, 11.

13 Vgl. *O. Fuchs,* Thema Beten I, in: Der Prediger und Katechet 124 (1985) 597–607, besonders 603–607.

mittelbar' gegenüber: verborgen, unergründbar und nicht zu kalkulieren ... Gott und Mensch stehen in ihrer wahren Existenz frei voreinander: der Mensch in seiner Selbstbehauptung, indem er seine Not Gott vorschreit und das verheißene Heil einklagt, und Gott, auf dessen Unergründlichkeit kein gewaltsamer Zugriff ausgeführt wird."

Mit dem Recht zur Klage gegenüber Gott ist nicht die Haltung und das Gerede der „Wehleidigkeit" zu verwechseln: ein ständiges Jammern, bei dem „der Leidende das ganze Geschehen fast nur auf sich zurückspiegelt ... (Eine solche) fragwürdige Gestalt von Wehleidigkeit rückt die eigene Stimmungs- und Seelenlage ins Zentrum des Interesses, empfindet auch den kleinsten Schmerz übergebührlich ... (Es kommt zur) Selbstbemitleidung und zum dankbar angenommenen Selbstbemitleidenlassen."[14]

Eine zweite Aufgabe, die sich uns stellt, ist „der Kampf gegen die Ursachen des Leides, soweit es verursacht ist und soweit die Ursachen behebbar sind".[15] Damit ist gemeint, daß Ordensleute einen sachgerechten Einsatz zu leisten haben, wenn sie mit Leid, Krankheit, Gebrechlichkeit von Berufs wegen konfrontiert sind: hier steht auch die Frage an, ob nicht so manche Ordensgemeinschaften ihre ursprüngliche Aufgabe, Kranken, Alten, Behinderten zu dienen, zuweilen zu wenig mehr verwirklichen und statt dessen in Organisation, Verwaltung, Management aufgehen – ohne Kontakt und Einsatz mit ihrer „Zielgruppe", nur noch als „Träger". –

Bei der Bearbeitung von verursachtem und behebbarem Leid stellt sich auch die Frage: Wie werden Konflikte in Ordensgemeinschaften selbst angegangen? Denn sie verursachen bekanntlich nicht wenig an Leid. Kann es sein, daß es in den Ordensgemeinschaften – wie sonst in der Kirche auch – relativ selten zu einem konstruktiven Umgang mit Konflikten kommt? Daß es nur eine Minderheit wagt, Konflikte in einer ehrlichen und hörbereiten Offenheit zu bearbeiten? Oder daß Probleme nur in der Beichte besprochen werden, aber das Konflikt- und Versöhnungsgespräch zwischen den Betroffenen nicht stattfindet? Dadurch erwachsen aber für die Gemeinschaft Spannungen, die Unbehagen, Mißmut, Entmutigung und Lähmung hervorbringen; nach außen aber verlieren solche Konvente an Glaubwürdigkeit, sie verhindern auch den erwarteten und erbeteten Nachwuchs. Vielleicht sollten Ordenskonvente doch auch einmal einen Psychologen einladen, der ihnen Wege aufzeigt, wie man „mit Konflikten umgehen", mit ihnen leben lernen kann.

Eine wichtige geistliche Weise, die in Ordensgemeinschaften noch zu wenig geübt wird, ist die Feier der Buße in Gemeinschaft mit Einzelbekenntnis und sakramentaler Lossprechung der einzelnen. Solche „Versöhnungsfeiern" wür-

14 *K. Lehmann,* Geistlich handeln. Freiburg 1982, 117.

15 *P. Lippert,* Spiritualität des Alltags. Freiburg 1985, 90.

den nicht nur der Gewissensbildung und -vertiefung dienen, sondern auch die Möglichkeit bieten, sich je neu miteinander zu versöhnen: in den Gesten der Bitte um Verzeihung und des Verzeihung-Schenkens.

In einer „Gemeinschaft von Versöhnten" wird Leid erträglicher, annehmbarer: Orden sollten Lebens-, Leidens- und Hoffnungsgemeinschaften sein, Stationen der Rast auf dem Weg in das ewige Zuhause. Dort sollte man – als Glied der Gemeinschaft, aber auch als Gast – die Erfahrung der Hilfe, der Freundschaft und Liebe machen können. Denn „der von Leid Getroffene entdeckt in sich ungeahnte Kräfte, wenn er sich von der Freundschaft und der Liebe von Menschen getragen weiß".[16] Könnten unsere Ordenshäuser nicht auch „Asyle auf Zeit " sein, wo Gäste für einige Tage oder Wochen ausruhen dürfen in Situationen des Leidens, wo sie Menschen finden, die zum geistlichen Gespräch, zum Zuhören und Trösten bereit sind, wo sie ganz einfach sich anschließen dürfen beim Gebet und in der Eucharistiefeier? Und angesichts der zunehmenden Zahl von alten, kranken und pflegebedürftigen Menschen sollten sich Orden auch fragen, ob sie nicht mehr „Pflegestationen auf Zeit" einrichten könnten, in denen Menschen, die Tag und Nacht von der Pflege und Sorge für ihre Angehörigen beansprucht werden, diese für eine Woche oder zwei unterbringen können – nicht um sie „abzuschieben", sondern um wieder neue Kräfte für die Pflege ihrer Angehörigen zu schöpfen.

Das Leid bestehen – das ist zuletzt eine Anfrage und Aufgabe für jeden von uns selbst. „Leid aushalten müssen, das ist immer auch ein Test darauf, wie echt es mir ist mit dem Vertrauen auf den Gekreuzigten."[17] Und selbst da noch, beim Blick auf das Kreuz, sagt uns die Heilige Schrift: Jesus, der Gottessohn, ist in die Krise gekommen: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Todesangst und Todesnot waren auch Jesus nicht fremd. Erst nach drei Stunden eines grauenvollen Kampfes ist er zur Annahme des Willens des Vaters gekommen: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist" (Lk 23,46). Wie sollte es uns da anders gehen? Kardinal Martini schreibt: „Ich habe den Eindruck, angesichts des Todes wird sich alles in mir dagegen auflehnen, und zwar so heftig, daß ich das nur in der Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe werde akzeptieren können."[18] Und Johann Michael Sailer sagt dazu: „Wenn ich den Sohn Gottes so rufen höre ... dann lerne ich es begreifen, daß das Leiden der königliche Weg zur Seligkeit ist ... Wenn er leidet, um zu herrschen: wie kann ich fordern, daß mich Gott einen anderen Weg als jenen des Kreuzes führen sollte?"[19]

16 Ebd. 92.

17 Ebd. 93.

18 *Schäfers* 118

19 *K. Baumgartner,* J. M. Sailer: Geistliche Texte. München 1981, 106.

4. Der Tod im Leben des Ordenschristen

„Es gibt nur drei wesentliche Fragen: die Frage nach Gott, nach dem Tod, nach dem Sinn."[20] Im Heute ist es lebensentscheidend, wie wir uns diesen Fragen stellen: „Wohin werden wir stürzen – in die große Grube ewiger Gleichgültigkeit, in die als Kehricht gefegt wird, was unser nichtiges Leben gewesen ist? Oder wird uns im Untergang des Todes eine Unbegreiflichkeit aufgehen, die auch jetzt unser Leben trägt?"[21]

Die Frage nach dem Tod ist die Frage nach dem Leben: für heute und für morgen und durch den Tod hindurch. Denn „das Haus, das wir ‚drüben' bewohnen, das können wir hier aufbauen – mit den Bausteinen, die nicht vergehen".[22] Zugleich aber wird dieses „Haus für immer", werden die „ewigen Wohnungen", die unser irdisches Zelten ablösen, unverdienbares Geschenk des lebendigen Gottes sein.

Es ist wichtig, über Sterben und Tod nachzudenken, besser: dem Tod ins Gesicht zu sehen. „Es ist wichtig, auf den Tod vorbereitet zu sein; denn wenn wir erst dann nachzudenken beginnen, wenn wir bereits todkrank sind, können uns unsere Gedanken und Einsichten nicht mehr den nötigen Halt geben."[23] Zudem ist der jähe, unvermittelte Tod eine zunehmende Realität in unserer Welt und Zeit. Darüber hinaus aber gilt das Wort an einem alten Adelshaus in Burgos: „Ein gutes Sterben dauert ein ganzes Leben."

Über das eigene Sterben hinaus gibt es im Leben des Ordenschristen viele Erfahrungen mit der Wirklichkeit von Sterben und Tod. Da sind die Intensiv-Erfahrungen der Schwestern und Brüder in den Altenheimen und Krankenhäusern, auf Unfallstationen und in der ambulanten Krankenpflege. Da sind die Begegnungen mit der Wirklichkeit des Todes in den Ordenshäusern, die sich in unmittelbarer Zukunft noch häufen werden. Da sind die Gebete und Betrachtungen, welche der „certa moriendi condicio", dem geistlichen Vertrautwerden mit dem „Bruder Tod" gewidmet sind. Da sind die Hinweise in den Ordensregeln, wie etwa des heiligen Benedikt: „Mit der ganzen Sehnsucht des Geistes nach dem ewigen Leben verlangen" und „Den drohenden Tod sich täglich vor Augen halten" (Bened. Reg. 4,46 und 47). Die „meditatio mortis" – das Einüben des Sterbens, das Sterben-Lernen, es soll den Ordenschristen „zu jener Gelassenheit führen, die aus der Zuversicht des Glaubens kommt".[24] Es geht dabei auch um das „Loslassen"-Lernen, mehr aber noch

---

20 Vgl. *P. Noll,* Diktate über Sterben und Tod. Zürich 1984.

21 *R. Walter* (Hrsg.), Die hundert Namen Gottes. Tore zum letzten Geheimnis. Freiburg 1985, 8.

22 *Schäfers* 104.

23 *H. Nouwen,* Sterben um zu leben. Abschied von meiner Mutter. Feiburg 1983, 73.

24 *E. v. Severus,* in: Vivarium. Festschrift für Theodor Klauser zum 90. Geburtstag. Münster 1984, 310–313.

um das „Sich-Loslassen" und „Sich-Einlassen-Lernen": auf die Nähe und Liebe des lebendigen Gottes. Denn: „Mitten im Tod sind wir vom Leben umfangen."

Der Ordenschrist ist auch durch die Gelübde auf die Wirklichkeit des Sterbens verwiesen: die Stunde der Profeß ist die vorausgenommene Sterbestunde – ein radikal von allem Getrenntwerden, ein sich ganz einem Anderen Übergeben. Und dieser eine, der ganz Andere, ist: Gott in Jesus Christus. Die Stunde der Profeß und alle Stunden im Leben eines Ordenschristen stehen bewußt unter dem Gesetz des Weizenkorns: wenn es stirbt, bringt es Frucht – für den einzelnen, für die Gemeinschaft, für die Kirche und die Welt. Es ist dies ein Geheimnis des Glaubens: im Tod ist das Leben. Das „mysterium mortis" ist zutiefst ein „mysterium fidei".

5. Tod – Verdrängung und Verleugnung heute

Das christliche Verständnis von Sterben, Tod und Auferstehung trifft in weiten Teilen der Bevölkerung, vor allem auch der wissenschaftlichen Welt auf Skepsis, Ablehnung und Widerstand. Während noch vor einigen Jahren fast eine Tabuisierung gegenüber Sterben und Tod vorherrschend war, sind inzwischen Themen wie Sterbehilfe, Euthanasie, Selbstmord und Verlängerung des Lebens zu wichtigen Themen der öffentlichen Diskussion geworden. Freilich, „die Möglichkeiten der modernen Medizin, der naturwissenschaftlich-biologischen Forschung mit ihren lebensverlängernden Techniken haben es mit sich gebracht, daß der Tod weitgehend seiner ‚Menschlichkeit' beraubt und zu einem letztendlichen Versagen der Wissenschaft geworden ist".[25] Die Vorgänge und Umstände des Sterbens, seine Bedingungen und Implikationen sind für den heutigen Menschen angsterregend und faszinierend zugleich. Und zugleich wächst die Angst vor dem Welten- und Menschheitstod: mehr und mehr scheint es für den Menschen überhaupt um „Sein oder Nichtsein" zu gehen, um Leben und Überleben in einer vom Menschen selbst auf tödliche Weise bedrohten Welt. Darf man angesichts solcher Fragen um das Leben noch die nach dem Sterben und dem Tod des einzelnen stellen?

Ein Blick in unsere Umwelt zeigt: Sterben und Tod wird sehr unterschiedlich begegnet, auch je nach Situation und dem Lebensalter, je nach der äußeren und inneren Beziehung zwischen dem Verstorbenen und seiner Umwelt. Entsprechend unterschiedlich sind die Grundeinstellungen zum Tod: er kann als Katastrophe gesehen werden oder als Erlösung, als Zerstörung aller Beziehungen oder als negative Antwort auf die Sinnfrage. Die meisten Zeitgenossen wünschen sich einen „schnellen Tod": sie möchten nicht lange leiden müssen oder gar hilflos und damit auf andere angewiesen sein. Auch bei Christen

25 *G. Condrau,* Der Mensch und sein Tod. Zürich 1984, 7.

herrscht weithin der Zweifel vor, ob die Rede von einem „Weiterleben nach dem Tod" überhaupt stimme; viele halten sich lieber an dieses Leben. Der Tod wird dann eigentlich außerhalb des Lebens angesiedelt: er wird für viele gar nicht zum Problem – und ein „Weiterleben nach dem Tod" schon gar nicht. Sie sehen darin ein Überbleibsel aus einer magischen Sicht des Menschen und der Welt. Vor allem die Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele und das damit gegebene Todesverständnis als Trennen von Leib und Seele macht vielen zu schaffen.

6. Das Hoffnungs-Zeugnis der Ordenschristen im Angesicht des Todes

Christen glauben „an die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt". Ihre Haltung gegenüber dem Sterben und dem Tod, bei sich selbst und bei anderen, muß deshalb anders qualifiziert sein als die Einstellungen derer, „die keine Hoffnung haben" (1 Thess 1,12). Christen, die an die Hoffnung der Auferstehung glauben, werden ihren sterbenden Mitmenschen nach Möglichkeit nahebleiben und sie nicht abschieben – und Ordenschristen werden diesen Dienst aneinander, vor allem auch in Pflegeberufen an den Patienten und alten Menschen als „leibliches und geistiges Werk der Barmherzigkeit" heute besonders wahrnehmen. Menschen möchten „an der Hand eines Menschen sterben", sie werden immer dankbar sein für die Hand des Priesters, des Ordensbruders, der Ordensschwester – ohne daß diese sich in den Kliniken und Krankenhäusern als „für Sterbebegleitung allein Zuständige" vereinnahmen lassen! Eine besondere Qualifikation für diese Aufgabe in geistlicher, liturgischer und menschlicher Hinsicht ist heute unverzichtbar.

Im Namen des Menschseins werden Ordenschristen auch eintreten für ein menschenwürdiges Sterben: in den Kranken- und Altenheimen, aber auch zu Hause in den Pfarrgemeinden (Kurse für die Begleitung/Pflege von Alten, Kranken und Sterbenden!) – nicht zuletzt in den Ordenshäusern selbst. Sie werden Gesprächspartner sein im therapeutischen Team, sie werden die Frage nach dem „spezifisch Christlichen" einer Einrichtung in ihrer Trägerschaft in Theorie und Praxis wachhalten.

Und die Frage noch Sterben und Tod im Angesicht des lebendigen Gottes, im Bewußsein der Gegenwart Gottes wird die ureigene Frage jedes einzelnen sein und bleiben: Bin ich bereit für das Kommen des Herrn – lebe ich in der ständigen Erwartung seines Kommens? In jeder Ordensgemeinschaft gibt es dafür Vorbilder lebendiger Hoffnung, die aus der Kraft des Glaubens und der Liebe zu Gott den Tod angenommen haben und bewußt auf Gott im Sterben zugegangen sind.

Ob das Sterben des Ordenschristen dabei leichter ist? Ich denke daran, daß die kleine Theresia von Lisieux eineinhalb Monate (19. August) vor ihrem Todestag zum letzten Mal die heilige Kommunion empfangen konnte – bis sie

am 30. September 1897 als „Märtyrerin der Liebe Gottes" sterben konnte. Und das Leben des heiligen Franz von Assisi war über Jahre hin von schwerer Krankheit gezeichnet. Er wünschte sich, daß man ihn nach seinem Tod nackt auf die Erde legen und dort eine Weile liegen lassen solle, ehe man ihn in ein Leichentuch wickelte: nackt und arm wollte er sein Leben beschließen und ganz sich von Gottes Reichtum beschenken lassen.

Wer an Gott glaubt, für den sind Sterben und Tod nicht mehr die eigentlichen Grenzen. Das „in der Taufe Mit-Christus-Gestorben-Sein" relativiert auch den Tod am Ende. So können wir getrost sagen: „Ob wir leben oder sterben – wir gehören dem Herrn" (Röm 14,8). „In dem Maße, in dem der Glaube die Fähigkeit zur liebenden Selbsthingabe schenkt und in dem diese im Leben eingeübt und vollzogen wird, in dem Maß wächst die Möglichkeit, sich im Tode ganz aus der Hand zu geben. Wer liebt, hat schon ein gut Teil des Sterbens hinter sich gebracht."[26] Denn: „Wir wissen, daß wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben. (Nur) wer nicht liebt, bleibt im Tod" (1 Joh 3,14).

So ist und bleibt die Frage nach Leiden und Tod, auch im Leben des Ordenschristen, die Frage nach der Liebe.

26 *F.-J. Nocke,* Liebe, Tod und Auferstehung. Über die Mitte des Glaubens. München 1978, 139.

Geistliche Führung

Herbert Schneider OFM, Düsseldorf

Auch eine Ordensgemeinschaft ist nicht davor bewahrt, lediglich in Funktionen aufzugehen und dem geistlichen Leben weniger Raum zu geben. Wir sind schnell zufrieden, wenn der Alltag funktioniert – und mit Recht, da dies auch ein Dienst an der Gemeinschaft ist. Und doch ist leicht viel Sand im Getriebe; es „funktioniert" im letzten doch nicht, wenn das Geistliche fehlt. Gemeinschaften können dann sogar absterben und ihre faszinierende Kraft verlieren. Geistliche Führung rührt aus dieser Kraft eines geistlichen Lebens.

An einigen Hinweisen soll geistliche Führung verdeutlicht werden:

1. Vorauseilende Liebe

Gott hat mit seiner Liebe zu uns die Initiative ergriffen und bereits angefangen, ehe wir uns entscheiden. Er wartet nicht, bis wir anfangen, ihn zu lieben. Seine Liebe umfängt uns. Wir leben inmitten seiner vorauseilenden Liebe.

Der Leiter einer Gemeinschaft wird diese Haltung Gottes übernehmen. Er wird sich zuerst nach dem Wohlbefinden des Bruders erkundigen und von sich aus fragen, wie es ihm geht. Daher braucht er nicht zu warten, bis der andere zuerst grüßt und eine Gefälligkeit erweist, vielmehr beginnt er in vorauseilender Liebe selbst. So zu handeln ist göttlich. Die menschlichen Rechts- und Ordnungsverhältnisse sind von vornherein überholt. Das geistliche Leben folgt anderen Gesetzen. Mein Ich braucht auch nicht empfindlich zu sein, da es nicht darum geht, wie mein Ich gilt, sondern wie es vom Geist geleitet ist. Dann hat es auch selbst seine Erfüllung.

2. Die Gemeinschaft Gott überlassen

Diese Welt, so wie sie ist, darf sich von Gott geliebt wissen. Er hat sich konkret um diese Welt gekümmert und nicht gewartet, bis sie seinen Vorstellungen entsprach. Indem er sich auf sie einließ, wurde sie erst anders.

Welcher Leiter ist nicht von dem Wunsch bedrängt, daß seine Gemeinschaft besser aussieht, am besten nach seinen Vorstellungen? Auch Mitbrüder wünschen sich diese und jene bessere Gemeinschaft. Sollen sie vor ihr fliehen?

Von Gott her gesehen, brauchen wir noch nicht einmal zu wollen, daß die Brüder anders sind, da sie Gott gehören und Gott mit ihnen wirkt. Wir mögen darunter leiden. Doch brauchen wir nicht zu wollen, daß die Brüder besser sind, sondern daß sie und wir alle Gott lieben.

In dieser Haltung brauchen wir dann auch nicht zu verzagen angesichts von Mißlingen, wir brauchen uns auch nicht zu schämen, vielmehr können wir unsere Haltung von Gott her überprüfen. Die Gemeinschaft hat dann so eine Möglichkeit, sich zu ändern.

3. Stellvertretendes Beten

In Christus ist Gott für uns eingetreten, die wir uns im Leben noch seinem Willen schwer tun. Selbst für seine Jünger mußte Christus stellvertretend einstehen. Unter dem Kreuz stand schließlich nur ein Jünger – und die Mutter des Herrn.

Auch ein Leiter wird vor allem in die Stellvertretung gerufen. Schon die Leitung ist Stellvertretung; aber ebenso die Leiden und Sorgen seiner Gemeinschaft, das Versagen und Scheitern muß er ins Gebet mitnehmen vor Gott.

Er wird sich dabei vor allem der positiven heilenden Kräfte, die auch in der Gemeinschaft da sind, erinnern und als Hilfe dankbar annehmen. Er braucht vor den Schwierigkeiten also nicht auszuweichen; er kann sie in seiner Person unter der Kraft und Hilfe anderer angehen.

4. Sensibilität entwickeln

Gerade Jesus war sensibel für persönliche Situationen und zwischenmenschliche Vorgänge in der Gemeinschft, vor allem der Jünger. So konnte er diese Vorgänge aufgreifen und zur Sprache bringen.

Für einen Leiter ist es wichtig, wenn er sich in das Innenleben seiner Gemeinschaft einfühlen kann. Er kann es am einfachsten tun, wenn er sich nach dem Wohlbefinden des Bruders erkundigt und seine Tätigkeiten schätzt. Jeder Bruder lebt an seiner Stelle und mit seinem Auftrag eine großartige Berufung. Ein Leiter ist bescheiden und nicht Herr des Anderen, sondern lebt mit ihm in innerer Solidarität. Wenn die Anliegen der Berufung des Bruders auch im Leiter lebendig werden, beginnt geistliche Führung.

5. Brüderliche Nähe

Christus hat die Grundlebensart seiner Anhänger deutlich herausgestellt: „Ihr alle aber seid Brüder" (Mt. 23,8). Das Herr-Knecht-Verhältnis ist unter Christen, vor allem unter geistlich lebenden Menschen abgeschafft.

Für eine geistliche Führung bedeutet das, keinen Herrschaftsanspruch hervorzukehren, aber auch nicht, nur zuzusehen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Vielmehr verlangt es, daß der Leiter am Leben der Brüder beteiligt ist. Grundsätzlich nimmt er es gern an, daß er mit den Brüdern bei seinen

Entscheidungen rechnen muß. Die Brüder merken schnell, ob dies eine aufrichtige Haltung des Leiters ist.

Auch wenn es einem Leiter lästig ist, mit den Brüdern bei seinen Entscheidungen zu rechnen, so soll er doch darin eine Aufgabe sehen, wirklich vom Bruder her zu handeln. Dazu gehören Geduld und Zurückstellen der eigenen Vorhaben. Nur aus der brüderlichen Nähe läßt sich eine geistliche Führung ermöglichen.

6. Um so mehr lieben

Das bewegende Ereignis bei der Tötung Jesu war, daß Jesus die Menschen, die zu ihm standen und die Menschen, die ihn verurteilten, als auch die Menschen, die die Tötung ausführten oder ihr zuschauten, um so mehr liebte und zum Vater zog.

Ein Leiter muß Auseinandersetzungen und Beleidigungen durchstehen und – so leidvoll auch immer – ertragen. Er kann das aber nicht lediglich nur hinnehmen im Sinne: „Man kann ja doch nichts machen", sondern als Eingehen in die Liebe bestehen. Er kann dann darin den Kern der Liebe entdecken.

Einen Menschen, um den der Leiter ringt und dabei Schmerzliches erlebt, kann er auf diese Weise schätzen und lieben lernen. Er lernt auch, mehr die Not als das Böse zu sehen.

7. Heiligung der Menschlichkeit

Christus hat die Menschlichkeit auch ganz und gar angenommen; er konnte traurig und zornig sein, er wagte die Auseinandersetzung und liebte die Gastlichkeit. Alles war einbezogen in seine Heiligung des Lebens, d. h. in die Einbeziehung seines Lebens in die Liebe das Vaters.

Daher ist der Leiter ermutigt, den Alltag und die vielfältigen kleinen Aufgaben und Begebenheiten willkommen anzunehmen. Er wird dann nicht darin versinken und in ihnen aufgehen – eine ungeistliche Art, seiner Leitungaufgabe in einer geistlichen Gemeinschaft nachzukommen.

Der Weg zu dieser Einstellung gelingt durch Kontemplation. In der Kontemplation lernen wir die Dinge und Begebenheiten, vor allem aber die Mitbrüder selbst von Jesus her sehen, auf dessen Antlitz die Herrlichkeit Gottes aufleuchtete. Auf dem Gesicht der Mitbrüder liegt davon ein Abglanz. So lernen wir, den Bruder stets höher zu achten.

8. Vom Tabernakel zu den Brüdern gehen

Die Eucharistie ist auch Gedächtnis der Treue Christi zu uns. Seine Gegenwart, die wir im eucharistischen Brot anerkennen, bleibt allen Lebensumständen der Menschen erhalten. Daher können wir uns auch in seine Bleibe begeben. Von ihm lernen wir, nach seinem Wort zu leben: „Bleibt in meiner Liebe" (Joh. 15,9).

Ein Leiter, dem es um den geistlichen Auftrag für seine Gemeinschaft geht, wird daher den Rat beherzigen: Bevor du zu den Brüdern gehst und mit ihnen sprichst, geh zuerst vor den Tabernakel. Er wird dann die Dinge, die zu besprechen sind, und den Bruder mit seiner Verfassung im rechten Licht sehen und am ehesten einen geistlichen Weg mit ihm finden.

Leicht lassen wir uns von unseren Impulsen leiten und verengen uns dann in unserer Meinung oder wir verlieren den Überblick. Unsere Besprechung kann dann nicht dahin gelangen, wo der Geist des Herrn wirkt, von dem Jesus uns versprochen hat, daß er immerfort bei uns bleibt (Joh. 14,16).

9. Die innere Berufungsgeschichte wahrnehmen

Der Herr beruft jeden auf seine Weise, und auch jede Gemeinschaft hat ihre Berufungsgeschichte. Das macht den Reichtum und die Fruchtbarkeit einer Gemeinschaft aus, zumal wenn diese Berufung nicht isoliert für sich gelebt wird, sondern den Brüdern geschenkt wird.

Wo es dem Leiter gegeben ist, die Berufungsgeschichte der Brüder wahrzunehmen und als wertvoll zu bejahen, hilft er der Gemeinschaft ihren geistlichen Weg zu verstehen. Dazu muß der Leiter selbst Anwalt des geistlichen Lebens der Gemeinschaft sein.

Er wird der Gefahr zu begegnen haben, im Geistlichen die Gemeinschaft zu bedrängen, vielmehr wird er aus dem Mitleben heraus das geistliche Leben selbst führen und lieben, immer als Gabe und Geschenk verstanden.

10. Die Freude des mit den Brüdern geteilten Lebens für Gott

Christus freute sich über die Menschen um ihn herum und pries seinen Vater für die Kleinen, die seine Herrlichkeit schauen durften. Freude ist Dank für die Herrlichkeit des Ereignisses Gottes im Menschen.

Wenn ein Leiter sich freut aus seiner Gemeinschaft heraus, indem er Gottes Wirken in ihr spürt, hebt er die Gemeinschaft und fördert er ihr Leben.

Die Freude ist der Ausdruck eines bejahten geistlichen Lebens.

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. Dezember 1986)

VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

1. Heiligsprechung

Der Papst hat im Rahmen einer feierlichen Liturgie im Petersdom am 12. Oktober 1986 den seligen Joseph Maria *Tomasi* in das offizielle Verzeichnis der Heiligen aufgenommen. In seiner Predigt wies Papst Johannes Paul II. auf die „zahlreichen pastoralen Gründe dieser Heiligsprechung" hin, besonders auf die Bedeutung des heiligen Ordensmannes und Kardinals auf dem Gebiet der Liturgie, die dieser „mit seinem Leben und seinen wissenschaftlichen Schriften gefördert hat". Der neue Heilige gehört dem Theatinerorden an. „Das Zeugnis des neuen Heiligen kommt besonders gelegen in diesen Tagen, zwanzig Jahre nach Beendigung des 2. Vatikanischen Konzils, das der Erneuerung des liturgischen Lebens so viele Impulse gegeben hat. Der Heilige helfe uns, diese Erneuerung in rechtem Sinn zu verstehen und zu verwirklichen."

2. Botschaft zum Welttag der Jugend

„Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen" (1 Joh 4,16). Dieses Wort aus dem ersten Johannesbrief hat Papst Johannes Paul II. zum Thema des nächsten Welttages der Jugend gewählt, der am Palmsonntag 1987 in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires stattfinden wird. Der Papst wird sich zu diesem Zeitpunkt im Rahmen einer Pastoralreise nach Argentinien, Chile und Uruguay auf dem südamerikanischen Halbkontinent aufhalten. Am 8. Juni 1986 hatte Johannes Paul II. diese Feier des Welttages der Jugend 1987 in Argentinien angekündigt.

Das Leitwort, das der Papst für dieses Ereignis gewählt hat, wird in einer „Botschaft an die Jugend der Welt aus Anlaß des Welttages der Jugend", die am ersten Adventssonntag im Vatikan veröffentlicht wurde, von Johannes Paul II. näher erläutert. Am Anfang seiner Botschaft weist der Papst auf die Bedeutung hin, daß dieser Tag in Lateinamerika stattfindet, einer Weltregion, deren Bevölkerung mehrheitlich aus jungen Menschen besteht. Johannes Paul II. erläutert dann im Hinblick auf das Motto des Welttages und unter Hinweis auf seine erste Enzyklika „Redemptor hominis", der Mensch bleibe sich selbst unbegreiflich, wenn er die Liebe nicht erfahre und sie nicht selbst lebe. „Ihr wißt sehr wohl, im Innersten eures Herzens, daß ein oberflächlicher Hedonismus nur vorübergehende Befriedigung vermittelt; daß alle Indifferenz und aller Skeptizismus ein Widerspruch sind zu der Sehnsucht nach einer Liebe ohne Grenzen; daß die Versuchungen zu Gewalt und Ideologie, die Gott leugnen, in Sackgassen führen." Menschsein ohne Liebe sei nicht möglich, folgert der Papst und ruft die jungen Menschen dazu auf, „die Werte des Geistes" zu absoluten Prioritäten zu machen. Im zweiten Hauptabschnitt seiner Botschaft weist der Papst unter dem Begriff der „Dimension der Gemeinschaft" auf die Notwendigkeit hin, aus der allen Menschen gemeinsamen Gotteskindschaft die Konsequenzen zu ziehen für das Verhalten gegenüber dem Mitmenschen: den Arbeitslosen, Armen, Einsamen, Kranken. Johannes Paul II. ruft die Jugend der Welt auf zur Sensibilität gegenüber der Geißel des Hungers und des Krieges, der skandalösen Ungleicheit in der Verteilung der Reichtümer, den Verstößen gegen die Menschenrechte, die Religionsfreiheit, gegen die aktuellen und potentiel-

len Manipulationen seiner Würde (L'Osserv. Rom., deutsche Ausgabe, Nr. 49 v. 5. 12. 86, S. 1).

3. Apostolisches Schreiben zum Jahrestag der Bekehrung des hl. Augustinus

Mit dem Apostolischen Schreiben „Augustinum Hipponensem" vom 28. August 1986 gedachte Papst Johannes Paul II. des 1600. Jahrestages der Bekehrung des hl. Augustinus. In diesem Schreiben entwirft der Papst auf 21 Seiten ein „schnelles Panorama des Denkens eines unvergleichlichen Menschen, als dessen Schüler, Söhne und Töchter wir alle in der Kirche und im Westen uns ein wenig empfinden". Der Heilige Vater ruft insbesondere diejenigen Männer- und Frauenorden zu Studium und Verehrung des großen Heiligen auf, die seinen Namen tragen oder seiner Regel folgen und ihn Vater nennen. Ausgehend von der Lebensgeschichte des hl. Augustinus, insbesondere seiner christlichen Erziehung, beschreibt der Papst in einem ersten Kapitel seines Schreibens die Abwendung des jungen Intellektuellen vom Glauben der Kirche, seine Irrtümer sowie die erneute Hinwendung zur Kirche. Der Schwerpunkt des Apostolischen Schreibens liegt im zweiten Kapitel, das „Der Gelehrte" überschrieben ist. Hier entfaltet Johannes Paul II. in fünf Punkten wesentliche Elemente im Denken des heiligen Kirchenlehrers. Vernunft und Glaube, Gott und Mensch, Christus und die Kirche, Freiheit und Gnade sowie – als Beschreibung der augustinischen Spiritualität – die Liebe und den inneren Aufstieg das Geistes. In zwei kurzen Abschnitten geht der Papst schließlich auf die Bedeutung des Bischofs von Hippo als Seelsorger ein sowie auf das, was Augustinus dem Menschen von heute zu sagen hat. Die Idee der Bekehrung ist die wertvollste Botschaft, die der hl. Augustinus den Menschen an der Schwelle des dritten Jahrtausends des Christentums mit auf den Weg gibt (KNA).

4. Wiederentdeckung der Keuschheit

Bei einem Gottesdienst, den Papst Johannes Paul II. Ende September 1986 mit Jugendlichen feierte, rief er „zur Wiederentdeckung der Keuschheit" auf. Das Übel des Menschen ist nicht im Körper, sondern im mangelnden Respekt für die Würde des Körpers zu finden (KNA).

5. Friedensgebet in Assisi

„Zusammensein, um zu beten", das war nach dem Wunsch des Papstes das Leitwort des Gebetstages in Assisi, am Montag, dem 27. Oktober 1986. Dieses Weltgebetstreffen ist vom Heiligen Vater als ein historisches Ereignis bezeichnet worden. Dreizehn Weltreligionen hatten sich zusammen mit Papst Johannes Paul II. in Assisi eingefunden, um für die „Förderung des lebenswichtigen Friedens" zu beten. – Worte des Heiligen Vaters:

„Das ist die ständige Lehre von Assisi: Es ist die Lehre des heiligen Franziskus, der für uns ein anziehendes Ideal verkörpert; es ist die Lehre der heiligen Klara, seiner ersten Schülerin. Es ist ein Ideal, das sich aus Sanftmut, Demut, einem tiefen Gefühl der Nähe Gottes und der Bereitschaft, allen zu dienen, zusammensetzt ... Franziskus und Klara sind Beispiele des Friedens: mit Gott, mit sich selbst, mit allen Männern und Frauen in dieser Welt. Mögen dieser heilige Mann und diese heilige Frau heute alle Menschen inspirieren, die gleiche Charakterstärke und Liebe zu Gott und zum Nächsten zu haben.

Wenn es auch zwischen uns viele und bedeutsame Unterschiede gibt, ist es nicht dennoch richtig zu sagen, daß es auf der tieferen Ebene der Menschlichkeit einen gemeinsamen Grund gibt, von wo her es zusammenzuarbeiten gilt für die Lösung dieser dramatischen Herausforderung unserer Zeit: wahrer Friede oder katastrophaler Krieg?

Ja, es gibt die Dimension des Gebets, die sogar in der tatsächlichen Verschiedenheit der Religionen eine Verbindung mit einer Macht über allen menschlichen Kräften auszudrücken versucht. Der Friede hängt grundlegend von dieser Macht ab, die wir Gott nennen und die sich, wie die Christen glauben, selbst in Christus geoffenbart hat..." (MKKZ 9. 11. 86, S. 4).

6. Botschaft zum Weltfriedenstag 1987

Am 11. Dezember 1986 wurde die Botschaft des Papstes zum Weltfriedenstag 1987 veröffentlicht. Der Weltfriedenstag steht unter dem Thema „Entwicklung und Solidarität: zwei Schlüssel zum Frieden". Die Botschaft nennt Beispiele, wie Solidarität verhindert wird: Fremdenfeindlichkeit, Schließen der Grenzen, Ideologien des Hasses und des Mißtrauens, Terrorismus. Wirkliche Solidarität ist möglich. Wirkliche Solidarität führt zu Entwicklungshilfe und fördert Werte, die den Menschen ernst nehmen. Der christliche Glaube, authentisch gelebt, führt zu Solidarität. „Friede ist immer ein Geschenk Gottes, doch hängt er auch von uns ab. Und die Schlüssel zum Frieden sind in unserer Reichweite. Es liegt an uns, sie zu benutzen, um alle Türen zu öffnen.

7. Der Papst in Frankreich

In den ersten Tagen des Oktober 1986 besuchte Papst Johannes Paul II. zum dritten Mal Frankreich. Lyon ist nicht nur „Wiege des Christentums" in Frankreich und Stätte der ersten christlichen Märtyrer; die Stadt und ihre Umgebung haben durch die Jahrhunderte hindurch Männer und Frauen hervorgebracht, deren religiöses und kirchliches Wirken weit über den Bereich ihrer engeren Heimat hinaus Einfluß gewann. Die viertägige Reise des Papstes war eine einzige große Erinnerung daran, daß dieses Wirken auch für die Gegenwart Bedeutung besitzt.

Frankreich hat in den letzten 20 bis 30 Jahren einen dramatischen Niedergang des religiösen Lebens erlebt. Dieser weiter um sich greifenden Verweltlichung kann nur durch einen gewaltigen „geistlichen Aufschwung" Einhalt geboten werden. Auslöser einer solchen Hinwendung zur Spiritualität könnten gerade die großen Heiligengestalten dieses christlichen Kernlandes von Frankreich werden. Von Irenäus bis Franz von Sales, vom Pfarrer von Ars, Jean-Marie Vianney, bis zum Armen-Apostel Antoine Chevrier, von Marguerite Marie Alacoque bis zu Jeanne-Francoise de Chatal – Johannes Paul II. zeigte ausführlich auf, wie sie alle zugleich Vorbild und Ansporn beim Engagement für das Evangelium, wie ihr Vorbild Trost und Ermutigung in einer hoffnungslos erscheinenden Gegenwartssituation werden kann, ganz besonders für die Priester. Unzweideutig unterstrich der Papst die Unersetzlichkeit ihres Amtes in der Kirche. Doch wenn die Laien auch nicht die Eucharistie feiern und von Sünden losprechen können, ihre Mitarbeit ist unbedingt notwendig in einer Gesellschaft, in der die praktizierenden Christen zur Minderheit geworden sind. Und seine Ermutigung galt auch den religiösen Gemeinschaften und der Charismatischen Erneuerungsbewegung, jenen „Gottesnarren", die beträchtlichen Schwung in den katholischen Glauben bringen.

Hinwendung zur Spiritualität bedeutet nicht Abkehr von der Wirklichkeit, vom Leben der Gesellschaft. Den Idolen der Gegenwart – Egoismus, Luxus und Genuß um jeden Preis – müsse die Maske vom Gesicht gerissen werden. „Bevorzugte Zuwendung zu den Armen" lautet das Motto der Kirche für den Aufbau einer gerechteren und menschlicheren Welt. Dazu gehöre auch, daß die Nord-Süd-Beziehungen zwischen reichen und armen Völkern auf eine neue Grundlage gestellt werden.

An Festigkeit seiner Stellungnahme gegen Gewalt und Terror, gegen Diskriminierung und Rassismus, gegen Ehescheidung und

Abtreibung, hat es Johannes Paul II. in Frankreich nicht fehlen lassen, doch er setzte weniger den fordernden Aufruf, dafür mehr die für seinen Standpunkt gewinnende, überzeugende Rede ein.

Der Papst, der täglich ein 18-Stunden-Programm bewältigte, hat es verstanden, auf allen Stationen seiner Reise die Kraft sichtbar zu machen, die dem französischen Katholizismus innewohnt, aber er hat gleichzeitig den Finger auf die wunden Stellen gelegt. Er hat die um sich greifende religiöse Ignoranz beklagt, die Vernachlässigungen des Bußsakraments getadelt und die Priester ermahnt, sich nicht der heutigen Welt anzupassen.

Jubel und Begeisterung haben Johannes Paul II. auf allen Etappen seiner Reise begleitet. 350000 Menschen waren dabei, als er am ersten Tag auf dem Ausstellungsgelände in Lyon den Gründer des Prado-Instituts und Armenapostel Antoine Chevrier seligsprach. 150000 pilgerten zur Sonntagsmesse nach Paray-le-Monial, dem Zentrum der Charismatischen Bewegung und der Herz Jesu-Verehrung. 60000 Jugendliche versammelten sich im Gerland-Stadion zu einem gigantischen szenischen Dialog mit dem Papst.

Die Verantwortlichen der Kirche in Frankreich glauben, daß der Appell des Papstes, den Heiligen nachzueifern, die im Mittelpunkt seines Besuchs standen (der Pfarrer von Ars, Jean Marie Vianney, Franz von Sales und Jeanne de Chantal), nicht ungehört verhallt. Sie hoffen, daß die Zahl der geistlichen Berufungen wieder zunimmt und so der Überalterung der Geistlichen Einhalt geboten werden kann. Die Zahl der Weltgeistlichen ist in den letzten 20 Jahren von 40000 auf 28000 zurückgegangen. Der Pariser Erzbischof Kardinal Lustiger meint, daß es möglich ist, die Zahl der Priesterweihen (zur Zeit 120 bis 140 pro Jahr) zu verdoppeln oder zu verdreifachen. In Ars, an der Wirkstätte des heiligen Jean Marie Vianney, hat der Papst vor Priestern, Diakonen und Seminaristen gesagt, wie er den Seelsorger des Jahres 2000 sieht: Er solle nicht der Versuchung erliegen, zum Funktionär zu werden, er solle sich stets daran erinnern, daß er ein anderes Leben als das irdische auszuteilen habe und es nicht seine Aufgabe sei, den weltlichen und politischen Optionen seiner Gläubigen seine Kaution zu geben (KNA).

8. Der Papst in Asien, Ozeanien, Neuseeland und Australien

Die 32. Auslandsreise des Heiligen Vaters war die längste seiner bisherigen pastoralen Reisen; sie dauerte zwei Wochen (18. November bis 3. Dezember 1986). Sechs Länder wurden besucht: Bangladesch, Singapur, Fidschi-Inseln, Neuseeland, Australien und die Seychellen-Inseln.

In Bangladesch war es die Aufgeschlossenheit und Freundlichkeit in diesem Land, wo die 181000 Katholiken bei 100 Millionen Einwohnern eine absolute Minderheitskirche sind. Es ist ein Wagnis gewesen, in dieses, von Armut schwer belastete, islamisch geprägte Land zu gehen, aber von einem krassen Gegensatz zwischen Christen und Moslems hat man, zumindest während der Reise, nichts verspürt.

Auf den Fidschi-Inseln, in Australien und in Neuseeland nahm der Papst zuerst Kontakt mit den ethnischen und kulturellen Minderheiten auf, wobei er oft mit – für Europäer befremdlich wirkenden – einheimischen Bräuchen begrüßt wurde: In Neuseeland nahm der Papst gleich vom Flughafen weg am Willkommensfest der Maoris teil. Es war sehr eindrucksvoll, wie sie ihn mit Kriegsriten begrüßten: Ein Schwerbewaffneter tritt auf den Papst zu und droht ihm. Wenn er ihm widersteht und den Friedensstab niederlegt, dann erst wird er in die Runde aufgenommen und darf auf dem Thron der Maori-Königin Platz nehmen. Johannes Paul II. hat alle diese Bräuche angenommen: Auf den Fidschi-Inseln wurden ihm als Ausdruck der Hochachtung das Na-

tionalgetränk, ein Walroßzahn und – ein fertig gebratenes Schwein überreicht. Schließlich wurde er noch zum Ehrenhäuptling ernannt.

In Neuseeland wurde er von den Maoris als der „große weiße Reiher" begrüßt. Die Eingeborenen erklärten, der „große weiße Reiher" gelte bei ihnen als Symbol der Heiligkeit, das jeder Maori in seinem Leben nur einmal sehen kann. Um dem Papst nahe zu sein, nahmen manche Ureinwohner wochenlange Hin- und Rückreisezeiten in Kauf. Zum Thema Inkulturation betonte Johannes Paul II. in Neuseeland, daß der katholische Glaube andere Kulturen niemals zerstöre, sondern diese reinige und deren Komponenten für das Gemeinwohl stärke.

Im Mittelpunkt der 32. Auslandsreise stand sicherlich der „fünfte Kontinent" Australien, in dem die katholische Kirche inzwischen zur stärksten Religionsgruppe aufgestiegen ist (27 Prozent der 14 Millionen Einwohner). Aber: Australien ist auch von einer tiefgreifenden Säkularisierung heimgesucht. Kirche und Religion, religiöse Symbole oder Moralvorstellungen sind in der Öffentlichkeit kaum präsent. Man spricht von Australien als der ersten nachchristlichen Gesellschaft. Daher war es erstaunlich, wie freundlich und herzlich der Papst in allen Regionen des Kontinents empfangen wurde. Zehntausende von Menschen standen stets an den Straßen und applaudierten, wenn das weiße Papa-Mobil auftauchte. Die Medien im Land berichteten ausführlich und auffallend freundlich. Wie gering allerdings das Wissen um religiöse Zusammenhänge ist, machten die Fernsehübertragungen deutlich. Die Moderatoren erklärten haargenau den Ablauf des Gottesdienstes, sagten, warum Hostien verwendet werden und woraus sie hergestellt werden, teilten mit, welche Funktion die liturgischen Gewänder haben. Daß in dieser Gesellschaft sechs Tage lang Kirche ausführlich präsent war, wird für dieses Land mit wenig Geschichte und Tradition sicher Anstöße auslösen können. Die Papstreise selbst war auf dem „fünften Kontinent" perfekt organisiert.

Die Kurzbesuche in Singapur, auf den Fidschi-Inseln und auf den Seychellen waren demgegenüber nur Zwischenlandungen auf den weiten Flugstrecken, die der Papst zu Gottesdiensten mit den Katholiken des Landes nutzte. Lediglich auf den Seychellen traf er dabei auf eine katholische Mehrheit (knapp 90 Prozent der 65000 Inselbewohner). Auf jedem dieser Besuche tippte er dabei jedoch auf neuralgische Punkte des gesellschaftlichen Lebens, zwar in freundlich-verbindlichen Worten, im Endeffekt jedoch unmißverständlich (KNA).

9. Zunahme der Priesterberufe

Papst Johannes Paul II. hat seine Genugtuung über die Zunahme von Priesterberufungen zum Ausdruck gebracht. Bei einer Audienz für die Teilnehmer an der Vollversammlung der Kongregation für das katholische Erziehungswesen betonte der Papst am 13. November 1986, daß die neuesten Statistiken das bereits in den vergangenen Jahren festgestellte Anwachsen der Zahl der Berufungen zum Priesteramt bestätigten. In einigen Nationen sei ein beträchtlicher, in anderen ein eher „schüchterner" Aufschwung zu bemerken. Dies ist nach Ansicht des Papstes auch auf eine verstärkte Jugendseelsorge zurückzuführen.

Der Papst ermutigte die Mitglieder der Kongregation für das katholische Erziehungswesen in der Ausarbeitung zweier Dokumente. Eines betrifft die katholischen Universitäten, die nicht nur Zentren wissenschaftlicher Arbeit, sondern auch ein „Felsen christlicher Prinzipien" sein müssen, an denen sich die wissenschaftlichen Aktivitäten orientieren sollten. Ein weiteres Dokument befaßt sich mit den katholischen Schulen. Diese müssen voll in das staatliche Schulsystem eingegliedert werden. Der Papst bekräftigte das Exi-

stenzrecht der katholischen Schulen und die Ausarbeitung eines eigenen Erziehungssystems, das den Schülern die Annäherung an das „Evangelium in seiner Ganzheit" ermögliche. Ohne Zwang auf die Gewissensfreiheit der Schüler ausüben zu wollen, helfe die katholische Schule außerdem den Schülern bei der Suche nach dem Sinn des Lebens (Internat. Fides-Dienst, 19. 11. 1986, N. 3534 ND 353).

AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

1. Dokument der Glaubenskongregation zur Homosexualität

Die katholische Kirche hat ihre Position zur Homosexualität präzisiert. In einem Dokument der Glaubenskongregation „über die Seelsorge für homosexuelle Personen" wird hervorgehoben, daß die homosexuelle Neigung in sich nicht sündhaft ist. Da sie jedoch auf ein schlechtes Verhalten ausgerichtet ist, ist sie „objektiv untergeordnet" und „unmoralisch". Das Dokument leitet diese Schlußfolgerung aus der Heiligen Schrift und der Tradition der Kirche her.

Grund für das neue Dokument waren wachsender Druck und neue Trends und Positionen, insbesondere aus kirchlichen Kreisen der USA. Zum einen wendet sich der Text gegen eine Fehldeutung der Erklärung aus dem Jahre 1975, in der die Unterscheidung zwischen homosexuellen Handlungen auf der einen Seite und Veranlagung und Neigung auf der anderen Seite zu falschen Schlußfolgerungen geführt hatte. Aufgrund dieser Unterscheidung sei der Eindruck entstanden, als seien homosexuelle Neigungen indifferent, ja sogar gut, als gehe es darum, diese Neigungen zu kanalisieren und zu kultivieren. Demgegenüber betont die von Kardinal Ratzinger geleitete Kongregation, daß solche Neigungen nicht unabänderlich seien, sondern daß auch solche Personen immer die fundamentale menschliche Freiheit zur Umkehr, zu Abkehr vom Bösen hätten.

Aus Schrift und Tradition leitet das Dokument den Schluß ab, daß Homosexualität letztlich einen Gegenentwurf zur Schöpfung darstelle, denn sie widerspreche der Vorstellung von christlicher Selbsthingabe. Wenn die Kirche daher irrige Meinungen zur Homosexualität zurückweise, verteidige sie Freiheit und Würde des Menschen – und enge sie nicht ein. „Die zweite Stoßrichtung des Dokuments gilt dem wachsenden Druck von ‚Pressure-Groups', die – auch im katholischen Lager – eine Änderung der kirchlichen Lehre wie auch der politischen Gesetzgebung erzielen wollen. Demgegenüber betont die Glaubenskongregation, die kirchliche Lehre könne weder durch einen augenblicklichen Zeitgeschmack noch unter öffentlichem Druck modifiziert werden. Homosexuelle Beziehungen seien nicht gleichberechtigt neben der Ehe oder anderen Formen des Zusammenlebens, wie oft unter dem aggressiven Hinweis, alles andere sei ungerechtfertigte Diskriminierung, gefordert werden. Homosexualität ist eine pastorale Herausforderung. Es gelte, geeignete pastorale Programme und Maßnahmen für diesen Personenkreis zu starten (MKKZ 9. 11. 86, S. 5).

2. Entscheidung der Glaubenskongregation zum Fall Curran

Die Kongregation für die Glaubenslehre hat dem amerikanischen Moraltheologen Charles Curran in einem vom 25. Juli datierten Brief mitgeteilt, daß er wegen seiner in verschiedenen Punkten vom Lehramt der Kirche abweichenden Auffassung als Lehrer der Theologie „nicht geeignet und qualifiziert" sei. Diese Entscheidung sowie die Vorgehensweise der Kongregation waren zuvor von Papst Johannes Paul II. gebilligt worden.

Der an der Katholisch-Theologischen Fakultät der „Catholic University of Ame-

rica" in Washington lehrende Theologe hatte vor allem in sexualethischen Fragen, aber auch bezüglich des Ehesakramentes vom Lehramt der Kirche abweichende Auffassungen vertreten.

In einer Erklärung vom 18. August 1986 bringt der Erzbischof von Washington, James Hickey, als Kanzler der „Katholischen Universität von Amerika" seine vollständige Unterstützung für die Entscheidung zum Ausdruck, die auch von ablehnenden Stimmen kommentiert wurde.

Mit dem Brief der Kongregation findet eine Untersuchung ihren Abschluß, die am 13. Juli 1979 begonnen hatte, als der Vorgänger von Kardinal Ratzinger als Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, Kardinal Seper, in einem 16seitigen Brief an Charles Curran „Irrtümer" in den Publikationen des Theologen auflistete.

3. Schreiben der Glaubenskongregation und der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute an den Generalminister der Franziskaner und an den Präsidenten der Union der Generalsuperioren

Der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, hat in einem Schreiben vom Mai 1986 den Generaloberen der Franziskaner und Präsidenten der Union der Generaloberen (USG), Pater Johann Vaughn, aufgefordert, mit einer „präzisen und passenden Intervention" dem unter Ordensmitgliedern verbreiteten Widerspruch gegen die kirchlichen Behörden und das kirchliche Lehramt ein Ende zu setzen. Zuvor hatte Kardinal Ratzinger in seinem Schreiben eine ausführliche Analyse des Verhaltens des von der Glaubenskongregation gemaßregelten brasilianischen Theologen Leonardo Boff und anderer Franziskaner gegeben.

In einem weiteren Schreiben an Pater Vaughn ruft der Präfekt der Kongregation für die Ordensleute, Kardinal Jérôme Hamer, den Präsidenten der USG auf, über die Einhaltung der Lehre unter den Ordensleuten zu wachen. Die italienische katholische Nachrichtenagentur „ASCA", die exklusiv über diese beiden bisher unveröffentlichten Briefe berichtete, hat der römischen Redaktion der katholischen Nachrichtenagenturen Mitteleuropas CIC einzelne wörtliche Aussagen aus den Schreiben zur Verfügung gestellt.

So heißt es in dem Brief Kardinal Ratzingers an Pater Vaughn: „Angesichts vieler im Verlauf dieses Schreibens klar gewordener Aspekte erfordert das ein präzises und unverzügliches Eingreifen Ihrerseits, das dieser Situation Abhilfe schafft, sie mäßigt und zu einer Überwindung der radikalen Mentalität des Dissenses führt, der auch auf ziemlich qualifizierten und auf verantwortlichen Ebenen des Franziskanerordens in einer Haltung der Herausforderung und der Kritik gegenüber dem kirchlichen Lehramt zum Ausdruck kommt."

In dem Schreiben Kardinal Hamers an Pater Vaughn wird dieser angesichts von Klagen, die „nicht selten" den Vatikan bezüglich „nicht mit dem kirchlichen Lehramt in Einklang stehenden Schriften, Lektionen und Ansprachen von Ordensfrauen und männlichen Ordensmitgliedern erreichen", ohne daß von einer Intervention ihrer Ordensoberen etwas bekannt sei, daran erinnert, daß „jeder Ordensobere die Gewissenspflicht und die schwere Verantwortung hat, über eine richtige und gesunde Doktrin innerhalb seiner religiösen Gemeinschaft und in allen vom Ordensinstitut und seinen Mitgliedern in Büchern, Zeitschriften, Artikeln und Interviews verbreiteten Aussagen zu wachen".

Weiter erinnert Kardinal Hamer an die „religiöse Ehrerbietung", die der Doktrin der kirchlichen Hierarchie entgegengebracht werden müsse. Die Ordensoberen werden ermahnt, über den „von ihren Ordensleuten erteilten Unterricht zu wachen, um zu

verhindern, daß diese, auch ohne aufsehenerregende Spaltungen und ohne offene Zusammenstöße, unter den jungen Generationen Keime von Doktrinen verbreiten, die nicht von der Kirche approbiert sind und quasi dem offiziellen ein paralleles und alternatives Lehramt gegenüberstellen".

Kardinal Hamer hält ein Gipfeltreffen mit allen Ordensoberen, deren „Institute Zeitungen, Bulletins und Zeitschriften im allgemeinen herausgeben, für opportun, um gemeinsam die Linie einer möglichen Aktion zu studieren, die darauf abzielt, eine korrekte und integre Übermittlung und Verbreitung der heilen Doktrin der Kirche zu erhalten".

Kardinal Hamer erinnert daran, daß ein dem Heiligen Stuhl nicht gefälliges Engagement der Ordensleute strenge Konsequenzen von seiten der kirchlichen Behörden nach sich ziehen könnte (Ordensnachrichten 25, 1986, 363).

4. Vollversammlung der Kongregation für die Glaubensverbreitung

„Es gibt keine wirkliche Evangelisierung, wenn nicht der Name, die Lehre, das Leben, die Verheißungen, das Reich, das Geheimnis von Jesus von Nazaret, des Sohnes Gottes verkündet werden" (E.N., Nr. 22). Diese zentrale Aussage des apostolischen Schreibens „Evangelii Nuntiandi" Pauls VI. bildete den doktrinellen Kern der Ansprache Kardinal Jozef Tomkos zur Eröffnung der 12. nachkonziliären Vollversammlung der römischen Kongregation für die Evangelisierung der Völker (Propaganda Fide). Der Präfekt dieses für die Weltmission zuständigen Kuriengremiums warnte davor, Mission auf Entwicklungshilfe oder soziopolitische Befreiung reduzieren zu wollen. Wie der slowakische Kurienkardinal anhand von Zahlen ausführte, ist Mission heute aktueller denn je. Trotz allen bisherigen Anstrengungen bleibe die Kirche bei der Evangelisierung zurück, da die Bevölkerungsentwicklung in der Dritten Welt der Verbreitung des Glaubens davongaloppiere. Zwei Drittel der Menschheit kennen oder akzeptierten Christus noch nicht, und diese Zahl werde eher größer statt kleiner.

Die Zukunft der Missionen hängt jedoch eng mit der Vorbereitung der Priester zusammen. Die Zusammenkunft der rund 60 Missionsbeauftragten der Weltkirche, die vom 14. bis 17. Oktober 1986 in der römischen Missionsuniversität Urbaniana stattfand, war daher dem Thema gewidmet: „Seminarausbildung in den Missionen und für die Missionen 20 Jahre nach Abschluß des Zweiten Vatikanischen Konzils unter disziplinärem, spirituellem und doktrinellem Aspekt". Als dem Missionsrat der Weltkirche gehören der Kongregation für die Evangelisierung der Völker etwa 40 Kardinäle, rund 15 Erzbischöfe und Bischöfe sowie einige Nationaldirektoren der Päpstlichen Missionswerke und Ordensobere an.

Die aktuelle Lage der Weltmission beleuchtend sprach Kardinal Tomko über Missionsstrategie sowie externe Störfaktoren. Man müsse in den verschiedenen Kontinenten eine unterschiedliche Strategie anwenden: In der von den großen Religionen geprägten Gesellschaft Asiens bedürfe es des Dialogs. Im von der islamischen Konkurrenz hart bedrängten Afrika warteten Massen von Animisten auf die Taufe, doch es fehlte an Missionaren und die Kirche könnte leicht zu spät kommen. Übermäßig viele Missionskräfte absorbiere Lateinamerika, das – umgekehrt – mit 40% der Katholiken der Welt denselben Anteil an Missionaren aussenden müßte. Eine der größten Gefahren für das Leben der Kirche und der Missionen sei der alles durchdringende Marxismus, ein Störfaktor nicht nur in Ländern klassischer Verfolgung wie China, Vietnam, Laos, Kambodscha, Nordkorea und Albanien, sondern auch in Angola, Mosambik, Kongo und Guinea, wo der Druck marxistischer Regime den Einfluß und die Freiheit

der Kirche zu beschneiden suche. Laizismus oder Statalismus nennt Kardinal Tomko eine zweite Gruppe von Störfaktoren. Gemeint ist die Tendenz der herrschenden Schicht in gewissen Ländern, die verschiedenen Tätigkeitsbereiche der Kirche zu beschneiden, was wie in Burundi soweit gehen könne, daß die Regierung Knabenseminare und Katechesezentren verstaatlicht. Dritter Störfaktor sei der Islamismus, das radikale Gebaren des Islam in Ländern mit muslimischer Mehrheit.

Anschließend gab der philippinische Kurienerzbischof José Sanchez über die Tätigkeit der päpstlichen Missionswerke in den vergangenen drei Jahren seit der letzten Vollversammlung Auskunft. Als Sekretär des Kurien-Missionsministeriums ist er Weltpräsident der Päpstlichen Missionswerke, die über hundert nationale Zweige in allen Kontinenten umfassen. Die von den Werken durch die Spenden der Katholiken erbrachten Geldmittel seien allerdings weit davon entfernt, den Bedürfnissen der jungen Kirchen in der Dritten Welt zu entsprechen, bedauerte Erzbischof Sanchez und schlug als Ausweg vor, zukünftig nicht mehr alle Missionsgebiete zu subventionieren, sondern nur solche, die noch nicht einen bestimmten Entwicklungsgrad erreicht hätten. Auf das Konzil und die Statuten der Werke verweisend appellierte der Erzbischof, alle Glieder der Kirche sollten sich ihrer Teilhabe an der Weltmission zutiefst bewußt werden. Genau hier setze die spezifische Aufgabe der päpstlichen Missionswerke ein: ein jeder brauche Unterweisung, wie er entsprechend seinem Platz in Gesellschaft und Kirche und seinen Talenten diesen Auftrag erfüllen könne.

Die Krise, in der die katholischen Priesterseminare in der Zeit nach dem Konzil steckten, ist nach Auskunft des US-amerikanischen Kurienkardinals William Baum überwunden. Die Zeit der Unsicherheiten, des Improvisierens und der waghalsigen Experimente sei vorüber, stellte Kardinal Baum, Präfekt der Kongregation für die katholische Erziehung, am 15. Oktober vor der Vollversammlung der Kongregation für die Weltmission fest. Daß die Priesterseminare „Ausgeglichenheit und Klarheit der Ausrichtung wiedergefunden" hätten, führte Kardinal Baum auf die positive Wirkung der von seiner Kongregation ausgearbeiteten nachkonziliären Dokumente über Lehrinhalte, Pädagogik und Disziplin an den Seminaren zurück.

„Die konziliären Richtlinien und die vom Hl. Stuhl ausgegebenen Normen zur Ausbildung der Priesteramtskandidaten" war das Thema des von Kardinal Baum gehaltenen Grundreferates. Die verschiedenen Aspekte des Problems wurden in den weiteren Sitzungen der Tagung des Kurien-Missionsgremiums behandelt. Über die „Spirituelle Ausbildung" sprach der nigerianische Kurienkardinal Francis Arinze, Präsident des Sekretariates für die Nichtchristen; über die „Doktrinelle Ausbildung" der pakistanische Kardinal Joseph Cordeiro, Erzbischof von Karachi, und über die „Disziplinäre Ausbildung" Erzbischof Christian Thumi von Garoua (Kamerun). Diese Vorträge waren jeweils von in Sprachgruppen getrennten Diskussionen und anschließender Plenumssitzung gefolgt.

Am letzten Sitzungstag diskutierte die Vollversammlung ein Schema der wichtigsten Tagungsergebnisse, das als Ausgangsbasis für zu erwartende Direktiven der römischen Missionskongregation über die Priesterausbildung dienen soll. Das Schema betont die Verantwortung der Bischöfe für die Seminare als Institutionen und als Personengemeinschaft. Besondere Aufmerksamkeit hätten die Bischöfe auf die Rechtmäßigkeit der intellektuellen und spirituellen Ausbildung der Kandidaten zu richten und den persönlichen Kontakt mit ihren Seminaristen zu pflegen. Es ist den Missionsverantwortlichen der Weltkirche ebenfalls ein Anliegen, daß die Seminare über einen vollständigen Lehrkörper verfügen: eine angemessene Zahl sorgfältig ausgewählter

Priester. Auch auf die Aus- und Weiterbildung des Lehrpersonals sei besonderes Augenmerk zu lenken. Das Dokument beschäftigt sich ferner mit der Authentizität der Berufungen, die mit Sorgfalt zu prüfen ist, und stellt fest, daß die christliche Gemeinschaft, insbesondere die Familie, eine tragende Rolle bei der Heranbildung der Kandidaten hat. Was die Inkulturation betrifft, müsse diese jenseits von Gefühlen und Ideologien stattfinden, da es hier um das Geheimnis der Inkarnation des Glaubens in den Kulturen gehe. Schließlich sei darauf zu achten, daß der zukünftige Priester in und für die Missionsgebiete einen echten Sinn für die Armut und für die ehrliche Verwaltung der Güter erwerbe (Fides-Dienst, 18. 10. 1986, Nr. 3528 und 3529).

AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

1. Fachtagung der Ordensprokuratoren und Cellerare

Die Fachtagung der Prokuratoren, die vom 13.–16. Oktober 1986 im Haus Schönenberg, Ellwangen, stattfand, befaßte sich schwerpunktmäßig mit Fragen der Altersversorgung, der Lebens- und Rentenversicherung sowie der Krankenversicherung, auch deutscher Missionare. Ein weiterer Fragenkreis war die Geldanlage (Anlagen zur Vermögenssicherung und Ertragsstabilität). Ferner wurde auf der diesjährigen Fachtagung der Cellerare und Prokuratore der Ordensgemeinschaften, die in der VDO und VOB zusammengeschlossen sind, eine Arbeitsgemeinschaft (AG-CEP) gegründet und die Satzung und Geschäftsordnung verabschiedet. Zum Vorsitzenden dieser AG wurde Provinzprokurator P. Alfons Keuter OMI, Mainz, gewählt. Zum Vorstand gehören außerdem: P. Cellerar Dr. Anselm Rosenthal OSB (Maria Laach), P. Provinzprokurator Dr. Klaus Oßenbühl C.Ss.R. (Köln), P. Provinzökonom Franz Koll SSCC (Aachen) und P. Provinzökonom Wolfgang Schumacher OCarm. (Bamberg). Zielsetzung der Arbeitsgemeinschaft ist vor allem rechtliche Beratung und Unterstützung im Verwaltungsbereich.

2. Jahresversammlung der ODIV

Am 29. Oktober 1986 wurde in Würzburg die Jahresversammlung der Vereinigung deutscher Ordensschulen und -internate (ODIV) durchgeführt. Nach fast 14jähriger Amtszeit hat Pater Dr. Winfried Kämpfer OSB das Amt des Vorsitzenden der ODIV an Pater Dietger Demuth C.Ss.R., Oberstudiendirektor am Collegium Josephinum in Bonn, übergeben. Stellvertretende Vorsitzende ist Sr. Maria Canisia Engl ULFr., Oberstudiendirektorin an der Dr.-Johanna-Decker-Schule der Armen Schulschwestern v. ULFr. in Amberg, Oberpfalz. Weitere Vorstandsmitglieder sind: Sr. Michaele Csordás OSB (Wald), P. Dr. Anselm Forster OSB (Ebenhausen), P. Werner Gahlen MSC (Homburg), Sr. Christiane Humpert ADJC (Limburg), P. Dr. Winfried Kämpfer OSB (Meschede), P. Daniel Müssle OFM (Großkrotzenburg), Sr. Christel Peters RSCJ (Hamburg).

3. Meditationskurse

1987 wird der indische Jesuit Dr. Sebastian Painadath aus Cochin / Kerala eine Reihe von Meditationsseminaren in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Katholischen Missionswerk MISSIO-Aachen anbieten.

Pater Painadath, der seit Jahren Meditationskurse für Priester und Ordensleute auf der Basis der Spiritualität der Bhagavad-Gita durchführt, schreibt über die Zielsetzung der Kurse: „Es geht hier nicht um das ‚Importieren' von fremder Frömmigkeit, sondern um eine Vertiefung der Christuserfahrung in der geistigen Begegnung mit der indischen Mystik."

Im abendländischen Christentum mit seiner Betonung von Strukturen, Institutio-

nen und Normen ist das Gespür für kontemplative Stille und persönliche Gotteserfahrung in den Hintergrund getreten. Die indische Religiosität ist keine endgültige Antwort auf die spirituellen Fragestellungen des heutigen Menschen, aber einige Grundelemente der indischen Geistigkeit können uns Christen helfen, die Dimension der Mystik im eigenen Glaubensleben wieder zu beleben.

Eine Kenntnis der östlichen Religiosität wird nicht vorausgesetzt. Durch Kurzreferate werden einige Elemente der Gita-Spiritualität dargestellt und mit dem christlichen Glauben verglichen. Weitere Gestaltungselemente sind Meditationsübungen und gemeinsame Gottesdienste.

1) Seminar für indische Ordensleute in der BRD (in der Sprache Malayalam): 19.–24. April 1987 im Exerzitien- und Bildungshaus der Pallottinerinnen, Kloster Marienborn (Sr. Elisabeth), Weilburger Straße 5, 6250 Limburg / Lahn, Telefon: 06431–3009. Pensionskosten 180,– DM; Kursgebühr 40,– DM.

2) Aufbaukurs vor allem für Teilnehmer früherer Seminare unter Leitung von Pater Painadath (in deutscher Sprache): 28. März bis 1. April 1987 im Exerzitien- und Bildungshaus der Pallottinerinnen in Limburg (Anschrift wie oben). Pensionsgebühr 120,– DM; Kursgebühr 35,– DM.

3) Meditationskurs (in deutscher Sprache): 27.–31. Mai 1987 im Haus der Begegnung, Höhenweg 51–59, 5014 Kerpen-Horrem; Tel. 02273–4057. Anmeldung: Generalvikariat, Referat Geistliche Dienste, Marzellenstraße 32, 5000 Köln 1. Pensionsgebühr 80,– DM; Kursgebühr 50,– DM.

Anmerkung: Das erstgenannte Datum bezeichnet den Tag der Anreise; das letztgenannte Datum ist jeweils der Tag der Abreise (nach dem Frühstück).

NACHRICHTEN AUS DEN ORDENSVERBÄNDEN

1. Dienerinnen der Göttlichen Vorsehung

Ein Doppeljubiläum feierte die Anstalt Schönbrunn für Geistig- und Mehrfachbehinderte in Schönbrunn bei Dachau (München-Freising): Die Anstalt selbst besteht seit 125 Jahren, die Kongregation der „Dienerinnen der Göttlichen Vorsehung", der Schönbrunner Schwestern, wurde vor 75 Jahren ins Leben gerufen. Der Generaloberin Sr. Willehalda Obermaier wurde die Landkreisverdienstmedaille in Gold verliehen. Kardinal Friedrich Wetter würdigte die Anstalt Schönbrunn als „Fenster, durch das das Licht Gottes leuchtet": „Man sieht hier frohe Gesichter bei Betreuern und Betreuten." Ferner sagte er, Christus habe die Maßstäbe der Welt auf den Kopf gestellt und neue Maßstäbe gesetzt: „Klein werden und dienen, darin liegt die wahre Größe." Eine Welt, in der Reichtum, Macht, Ehre und große Worte gelten, „auch wenn nichts hinter ihnen steht", brauche das „Zeugnis selbstlosen Dienens", das nicht nur mit Worten verkündet, sondern auch vorgelebt werden müsse (MKKZ vom 28.9.1986, S. 17).

2. Kleine Schwestern Jesu

Sie arbeiten in Fabriken, Wäschereien und Gefängnissen. Sie leben in Zigeunerlagern, in Zelten, in Sozialwohnungen. Sie, das sind die „Jeans-Schwestern", wie sie in Großbritannien wegen ihrer blauen aus Jeansmaterial gefertigten Röcke genannt werden. Die „Kleinen Schwestern Jesu", so der offizielle Name der 1939 gegründeten Gemeinschaft, wollen an der Seite der Armen leben und deren Schicksal teilen.

„Es ist wichtig, nicht zu vergessen, daß man nicht über diesen Menschen steht, keine sozialen Lehren zu verkünden hat, sondern als Schwester an ihrer Seite stehen will", erklärt die 44jährige Schwester Catherine,

die seit 23 Jahren der Gemeinschaft angehört. Derzeit arbeitet sie in einer Gewürzfabrik in Walsingham am Fließband. Zuvor war sie mehrere Jahre in Manchester in einer Marmeladenfabrik tätig.

Die Schwestern leben in kleinen Gemeinschaften zu dritt oder viert zusammen. Ihre Wohnungen gelten als Zentren der offenen Tür, wo die Nachbarn einfach auf eine Tasse Tee und ein Schwätzchen vorbeikommen können. „Eine unserer Schwestern lebte lange Zeit in einem Viertel, wo es viele Drogensüchtige und -händler gab; sie half den Jugendlichen, gab Heimatlosen ein Dach über dem Kopf und vieles mehr; ihre Wohnung glich einer Bahnhofshalle", berichtet Schwester Catherine.

„Der Platz für Ordensleute heute ist bei den Menschen und nicht hinter Klostermauern", beschreibt Schwester Catherine den Auftrag ihrer Gemeinschaft. Sie versuchten, „ein ganz normales Leben zu führen". Oftmals leiden die Schwestern unter Arbeitslosigkeit, Rassenvorurteilen und ungünstigen Wohnbedingungen. Da die meisten von ihnen schlecht bezahlte manuelle Arbeit verrichten, ist es vielfach schwierig, eine Wohnung zu finden und einen Haushalt zu unterhalten. Unlängst verlor eine Schwester bei der Arbeit in einer Fabrik in Birmingham einen Finger. Andere „Jeans-Schwestern" haben Mühe, sich an den oftmals rauhen Umgangston in Fabriken zu gewöhnen.

„Aber Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden", meint Schwester Catherine optimistisch. In vielen anderen Ländern, in denen Gruppen der „Kleinen Schwestern Jesu" tätig seien, gehe es noch viel härter zu. Außerdem erhielten sie hin und wieder Hilfe von der Leitung der Gemeinschaft in Rom (KNA).

3. Oblaten von der Makellosen Jungfrau

Mit 5517 Mitgliedern in den Gelübden sind die Oblaten Marias der Unbefleckten – auch als Hünfelder Oblaten bekannt – einer der größten Männerorden der Kirche. Für die Weltmission haben die Oblaten vor allem unter den Eskimos im Norden Kanadas Bedeutendes geleistet und tun es immer noch – heute in Ländern aller Kontinente. Zwar ist die Krise vergangener Jahre noch nicht ganz überwunden, doch läßt sich beim Nachwuchs inzwischen eine Tendenzwende beobachten: von 1983 bis jetzt haben die Scholastiker von 424 auf 518 zugenommen, von 1983 bis 1985 ist die Zahl der Novizen von 176 auf 209 gestiegen.

Was Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika betrifft, sind die Oblaten Marias der Unbefleckten in folgenden Ländern tätig.

- *Afrika:* Kamerun, Lesotho, Madagaskar, Namibia, Sahara, Sambia, Senegal, Simbabwe, Südafrika, Tschad und Zaire.
- *Asien:* Bangladesch, Hongkong, Indien, Indonesien, Japan, Pakistan, Philippinen, Sri Lanka und Thailand.
- *Ozeanien:* Australien, Neuseeland und Tahiti.
- *Lateinamerika:* Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Französisch Guayana, Haiti, Mexiko, Paraguay, Peru, Puerto Rico, Surinam und Uruguay.

Nach wie vor bedeutendstes Missionsgebiet der Oblaten ist der „Große Norden" Kanadas. Die Evangelisierung der eingeborenen Eskimo- und Indianer-Minderheiten am Polarkreis geht auf ihre Tätigkeit zurück. Die Pastoral und Evangelisierung in den betreffenden acht unter Missionsrecht stehenden Diözesen liegt bis heute in ihrer Hand.

Die Kongregation der Oblaten Marias der Unbefleckten, wurde 1816 in Aix-en-Provence vom seligen Eugène de Mazenod, Bischof von Marseille, gegründet. Der neue Orden begann seine Missionstätigkeit 1842 unter den Indianern Kanadas, um allmählich immer weiter nach Norden vorzudringen. Nach und nach dehnte sich die Mis-

sionsarbeit der Oblaten auf andere Länder und inzwischen alle Kontinente aus (Internat. Fides-Dienst, 15.10.1986, Nr. 3527, ND 315).

DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ

Herbstvollversammlung in Fulda

1. Eröffnung durch Kardinal Höffner

Seit zehn Jahren leitet der Kölner Erzbischof, Kardinal Joseph Höffner, die Deutsche Bischofskonferenz in „kollegialem Führungsstil", wie sein Stellvertreter in diesem Amt, der Mainzer Bischof Karl Lehmann, ihm zu Beginn der Herbstvollversammlung in Fulda bestätigte. Darüber hinaus hat Kardinal Höffner mit seinem Grundsatzreferat über das christliche Verständnis von den Pflichten und Rechten des Staates, seiner Organe ebenso wie seiner Bürger, und der Predigt im Eröffnungsgottesdienst Analysen der heutigen Gesellschaft geliefert, die weit über Kirchenkreise hinaus Beachtung gefunden haben.

Kardinal Höffner enthielt sich jeder politischen Stellungnahme. Sein „Politikerspiegel" konzentrierte sich auf die Forderungen an einen christlichen Politiker, sich bei seinem Handeln an festen Grundsätzen auszurichten, sich zu sittlichen Grundwerten zu bekennen, sich weder von Utopien noch von Sensationslust leiten zu lassen, Nüchternheit zu bewahren, Mut zu unpopulären Entscheidungen aufzubringen und Andersdenkende nicht durch Ironie und Spott zu verletzen. Diese Forderungen richteten sich nicht an eine bestimmte Partei, sondern an alle Politiker des Deutschen Bundestages und darüber hinaus.

Mit welcher Entschiedenheit der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz argumentierte, wurde in seiner Predigt im Fuldaer Dom deutlich. Mit Nachdruck erklärte er, die Gesellschaft werde immer mißtrauischer gegenüber dem „endlosen Fortschrittsglauben", denn die Menschheit erfahre in einer von Selbstzerstörung bedrohten Welt immer mehr die Grenzen des Überlebens. Dem müßten die Christen die „befreiende Botschaft" des Evangeliums entgegensetzen und diese „von den Dächern rufen". Dies sei „keine unverbindliche Information, sondern Herausforderung zur Entscheidung!"

2. Schwerpunkte

Die Bischofskonferenz räumt in ihrer Erklärung ein, bei der Aufnahme von Flüchtlingen könne eine Belastungsgrenze erreicht werden. Deren Festlegung sei jedoch eine „schwerwiegende sittliche Frage". Die Bischöfe verweisen auf arme Staaten, die Hundterttausende von Flüchtlingen aufgenommen hätten, und erklären: „Angesichts dieser Lage sehen wir nicht, daß für unser Volk insgesamt eine unerträgliche Belastung durch Flüchtlinge zur Zeit gegeben ist." Das solle bei den Auseinandersetzungen um das Asylrecht beachtet werden. An die Christen appellieren die Bischöfe, in Erfahrung zu bringen, wo in ihrer Umgebung Flüchtlinge und Asylanten leben und wie sie leben. Möglichkeiten zur Hilfe ergäben sich bei der Beschaffung von Unterkunft und Hausrat, beim Sprachunterricht, bei der Kinderbetreuung und beim Umgang mit den Behörden.

In einer weiteren Erklärung prangerten sie Menschenrechtsverletzungen in aller Welt an.

Auch die Lage der zahlreichen schwer vermittelbaren Arbeitslosen in unserem Land beschäftigte die Bischöfe. Sie forderten für diesen Personenkreis intensivere Bemühungen zur Verbesserung der Einstellungsmöglichkeiten.

Unzufrieden ist die Bischofskonferenz nach wie vor mit der „Katholischen Jungen Gemeinde" (KJG), deren Bundesleitung sie vorwirft, auch in den zurückliegenden zwei Jahren nicht zu einer Verbesserung

des Verhältnisses des Verbandes zur Bischofskonferenz beigetragen zu haben. Die KJG wurde zu einer durchgreifenden Erneuerung aufgefordert.

Gegenüber einem bundesweiten katholischen Hörfunk räumt die Deutsche Bischofskonferenz privaten katholischen Rundfunkinitiativen in den Diözesen Vorrang ein. Das betonte Kardinal Höffner nach der Herbst-Vollversammlung. Kardinal Höffner wies zudem auf „eines der wichtigsten Anliegen" der Bischöfe, nämlich die Förderung des publizistischen Nachwuchses hin, die jetzt eine notwendige Erweiterung erfahre: Das Fernsehstudio im Heinrich-Pesch-Haus in Ludwigshafen werde entsprechend seiner eigentlichen Bestimmung durch das Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses unter anderem für die Durchführung eines neu eingerichteten Studiengangs Fernsehjournalismus genutzt. Das auf Beschluß der Bischofskonferenz im Frühjahr 1984 eingerichtete Videoverleih-Modell hat sich nach Ansicht der Bischöfe als „sinnvoll und hilfreich" erwiesen und soll ausgebaut werden.

3. Personalentscheidungen

Auch eine Reihe von Personalentscheidungen wurde in Fulda getroffen. So wurde der Bischof von Trier, Hermann Josef Spital, zum Beauftragten der Bischofskonferenz für Pax Christi berufen, nachdem der Eichstätter Bischof Karl Braun als Präsident zurückgetreten war. Vor der Ernennung eines neuen Präsidenten solle künftig geprüft werden, ob dieser auch künftig ein Bischof sein müsse und welche Möglichkeiten der inhaltlichen Mitbestimmung vorhanden seien. Bischof Homeyer, Hildesheim, wurde zum Vorsitzenden der Kommission für gesellschaftliche und sozial-karitative Fragen gewählt, Weihbischof Janssen, Münster, zum Beauftragten für die Seelsorge beim Bundesgrenzschutz ernannt (KNA).

VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

1. Kardinal Höffner – „Aufbrechende Generation"

„In den fünfziger Jahren sprach man von der skeptischen Generation. Ende der sechziger Jahre von der rebellischen Generation, Ende der siebziger Jahre von der resignierten Generation. Auf dem Münchener Katholikentag 1984 erlebten wir die fragende und suchende Generation. In Aachen jedoch habe ich eine Jugend kennengelernt, die ich die aufbrechende Generation nennen möchte, die Mut hat zur Zukunft" (KNA).

2. Kardinal Höffner – Befreiungstheologie

Ein gestörtes Verhältnis zur kirchlichen Soziallehre hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Joseph Höffner, bestimmten Vertretern der Befreiungstheologie vorgeworfen. Bei einem Studiengespräch des Instituts der deutschen Wirtschaft, der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände und der Gilde katholischer Ingenieure Deutschlands betonte der Kardinal, auch die Befreiungstheologen müßten wissen, daß der Marxismus überall dort, wo er die Macht errungen habe, nicht zur Befreiung des Menschen, sondern zu seiner Unterdrükkung geführt habe. Die Freiheit arbeitender Menschen sei in einer Wirtschaftsordnung mit Millionen von Arbeitgebern und freien Gewerkschaften besser gewahrt als in einem System, in dem der Staat der einzige Arbeitgeber sei und diese Gewerkschaften ein Instrument dieses Staates darstellten. Wörtlich sagte Kardinal Höffner: „Wenn in der Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1984 vom Bruttosozialprodukt in Höhe von 1750 Milliarden DM an Steuern und Sozialbeiträgen 720 Milliarden DM wieder eingezogen worden sind und wenn der Lebensstandard des arbeitenden Menschen beträchtlich über dem in den kom-

munistischen Staaten liegt, kann nur Böswilligkeit behaupten, die soziale Martkwirtschaft in der Bundesrepublik sei kapitalistische Ausbeutung." Es sei bestürzend, wie unkritisch führende Vertreter der Befreiungstheologie die marxistische Analyse übernähmen (KNA).

3. Kardinal Wetter – Das Erbe Kardinal Döpfners

Das Erbe des vor zehn Jahren verstorbenen Kardinals Julius Döpfner lebendig zu erhalten und weiterzugeben, hat der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter, die Gläubigen aufgerufen.

Die fünfzehn Münchner Bischofsjahre Julius Döpfners seien von Umbruch und Verwirrung gekennzeichnet gewesen. In solchen Zeiten seien Menschen notwendig, die sich wie er durch Weite des Denkens und Handelns auszeichnen und wie er die Kraft besitzen, Spannungen auszuhalten und Menschen verschiedener Lager zusammenzuführen: „Kardinal Döpfner war ein Geschenk Gottes an die Kirche in jenen Jahren." Die Spannung zwischen äußerer Beanspruchung und innerer Sammlung habe sein persönliches Leben bestimmt (Ordinariatskorrespondenz).

4. Kardinal Wetter – Die Frau als erste Hüterin des Lebens

In seiner Predigt zum 75jährigen Jubiläum des Katholischen Frauenbundes in Altötting sagte der Münchner Erzbischof u. a.: Mit Maria müssen wir offen und empfänglich werden für Gott. Dann können auch wir der Welt den entscheidenden Dienst leisten, daß Christus angenommen und die Welt immer mehr von seinem Geist durchdrungen und gestaltet wird. Da gilt es zunächst, das verschüttete und verzerrte Bild der Frau in unserer Gesellschaft wieder in Ordnung zu bringen. Wie oft wird die Frau dargestellt als Objekt der Lust und der Reklame. Es ist irrig, sich dabei auf die Freiheit der Kunst und der Presse zu berufen. Das ist nicht Freiheit, sondern Mißbrauch der Freiheit. Lassen Sie sich diese Entwürdigung nicht gefallen und legen Sie den Geschäftemachern das Handwerk. Zeitschriften, welche die Würde der Frau mißachten, gehören nicht in unsere Familien, sondern in den Ofen. Dasselbe gilt von den einschlägigen Filmstreifen. Wir reden nicht der Prüderie das Wort; denn sie ist nicht christlich. Darum lehnen wir sie ab. Wir wehren uns aber auch gegen die Schamlosigkeit, der wir in aller Öffentlichkeit begegnen. Schamhaftigkeit tut uns not; denn sie ist ein Schutz der Würde des Menschen, besonders der Würde der Frau.

Wir sind herausgefordert, nicht nur die Verfälschungen im Bild der Frau zu korrigieren; wir müssen das Bild der Frau in seiner Tiefe und Schönheit auch wieder entdekken und zum Leuchten bringen. Viele meinen, wegen der Gleichwertigkeit von Mann und Frau müsse es die Frau in allem dem Manne gleichtun. Er beruht auf dem Irrtum, der Mann sei das Maß des Menschen. Das stimmt nicht. Gleichwertigkeit darf nicht zu Gleichmacherei führen. Das ginge zu Lasten der Frau. Zum vollkommenen Menschsein gehört, daß der Mann ganz Mann und die Frau ganz Frau ist... (MKKZ 12.10.86, S. 14).

5. Erzbischof Degenhardt – Einigung Europas

Die Einigung Europas kann ein Beitrag zum Frieden sein. Die katholische Kirche werde auch in Zukunft zu Versöhnung unter früher verfeindeten Völkern beitragen, sagte der Erzbischof von Paderborn, Johannes Joachim Degenhardt, zu Beginn des Libori-Festes in Paderborn. Bei einer Kundgebung der Katholischen Landvolkbewegung im Rahmen dieser Festwoche bekräftigte Bundeskanzler Helmut Kohl die Absicht, agrarpolitische Fehlentwicklungen in der Europäischen Gemeinschaft (EG) zu bremsen. Es dürfe nicht sein, daß der allgemeine wirtschaftliche Wiederaufstieg an den Bauern vorbeigehe (KNA).

6. Erzbischof Dyba – Glaubenskrise verursacht Ängste

Erzbischof Johannes Dyba, Oberhirte von Fulda, ist der Meinung, daß eine Krise des Glaubens eigentlich Ursache für vielfältige Ängste in der heutigen Zeit ist. Wer Gott nicht fürchte, den würden bald „tausend andere Dinge" das Fürchten lehren.

Eine wachsende Ehrfurchtslosigkeit vor Gott sei ursächlich für die Angst vor Krieg und Katastrophen, vor einer vergifteten Natur, vor dem Verlust menschlicher Bindungen und vor sozialem Abstieg. Wenn dagegen die Menschen die Verheißung Christi ernst nähmen, dann „stehen wir in der Sicherheit Gottes" (ALB 1986, S. 950).

7. Bischof Eder – Zum Problem der Asylanten

Einen zweistündigen Besuch hat der Bischof von Passau, Franz Eder, in Zwiesel untergebrachten Asylanten abgestattet. Da die Stadt selbst keine geeigneten Räume hatte, stellte die katholische Pfarrgemeinde ihr „Haus der Begegnung", das zeitweise auch für Gottesdienste genutzt wird, als Notquartier zur Verfügung.

In seiner Ansprache zeigte der Bischof Verständnis für die vielfältigen Probleme, denen die Asylbewerber in ihren Heimatländern ausgesetzt seien. Viele Kräfte seien hierzulande bemüht, ihre Situation ertragbarer zu machen. Auch die Kirche versuche, Hilfen zu geben und einzelne Zeichen zu setzen. Solche seien etwa die Unterbringung in kircheneigenen Gebäuden oder sein eigener Besuch. Die Kirche versuche vor allem, bei den Menschen in der Bundesrepublik Verständnis zu wecken, um zu einem besseren Miteinander zu kommen.

Auf dem Hintergrund des Vorwurfs des bayerischen Ministerpräsidenten, die Kirchen zeigten zu geringe Bereitschaft, Asylanten aufzunehmen, hat dieser Besuch Bischof Eders in Zwiesel auch politische Bedeutung. Bischof Eder wollte ein deutliches Zeichen für ein friedvolles Miteinander und gegen eine Tendenz der Abneigung gegenüber Asylanten setzen (KNA).

8. Bischof Homeyer – Sittliche Grundwerte

Der Bischof von Hildesheim, Dr. Josef Homeyer, hat in Hannover die Pflicht der Kirche und der Christen hervorgehoben, sich in der pluralistischen Gesellschaft für die sittlichen Grundwerte einzusetzen. Bischof Homeyer sagte, es sei ein fundamentales Mißverständnis von Christentum und Kirche, wenn Menschen sich angesichts einer allgemeinen Verweltlichung in „private Innerlichkeit" zurückzögen. Die Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche muß sich nach den Worten des Bischofs in echter Freiheit vollziehen und nicht nur in Toleranz, die hingenommen werden müsse, weil die Macht fehle, den Gegner auszuschalten (MKKZ 19. 10. 1986, S. 5).

9. Bischof Kamphaus – Sanktionen gegen Südafrika

Zu Sanktionen gegen Südafrika hat der Vorsitzende der Deutschen Kommission Justitia et Pax, Bischof Franz Kamphaus, die Bundesregierung aufgefordert. In einem an Bundeskanzler Helmut Kohl gerichteten Brief vertritt Bischof Kamphaus die Meinung, ein lang andauernder und gewaltsam ausgetragener Konflikt in Südafrika, würde zu erheblich größeren Schäden führen als Sanktionen. Solange die südafrikanische Regierung nicht deutlich zu erkennen gebe, daß sie die Politik der Rassentrennung aufgeben wolle, könne von der westlichen Welt nicht erwartet werden, daß sie die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Beziehungen zur Republik Südafrika weiterführe (KNA).

10. Bischof Lehmann – Recht und Sittlichkeit

Die sittliche Verpflichtung des Staates zur Verteidigung von Grundwerten hat der

stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Dr. Karl Lehmann, Bischof von Mainz, hervorgehoben. In einer Zeit der „Krise der Maßstäbe" ist die Sorge für die ethische Kultur und Pflege der Grundwerte notwendig. Die Unterscheidung von Recht und Moral darf nicht so weit getrieben werden, daß der Zusammenhang zwischen Recht und Sittlichkeit aufgelöst wird. Auftrag des Staates sei es, sich für die Anerkennung der Grundwerte in der Gesellschaft einzusetzen. „Er darf die sittlichen Grundüberzeugungen nicht schlechterdings dem einzelnen überlassen." Die Kirchen hätten jedoch „keine Monopolverpflichtung" für die Grundwerte. Die Pflege der ethischen Übereinkunft in der Gesellschaft teile der Staat mit allen freien Kräften der Gesellschaft.

KATHOLIKENTAG 1986 IN AACHEN

„Dein Reich komme" – dies war das Leitwort des 89. Deutschen Katholikentages, der vom 10. bis 14. September 1986 in Aachen gefeiert worden ist.

1. Eröffnung

Zu einem vom christlichen Glauben getragenen Engagement hat Papst Johannes Paul II. die Teilnehmer des 89. Deutschen Katholikentags aufgerufen. Auf das Katholikentags-Motto „Dein Reich komme" eingehend, betonte der Papst in einer Grußbotschaft, die der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Joseph Höffner, bei der Eröffnungskundgebung auf dem Aachener Marktplatz verlas, wer um das Kommen des Gottesreiches bitte, müsse bereit sein, diesem Reich auch selber die Wege zu bereiten. Die sittliche Verhaltensweisen seien vielerorts nicht mehr bestimmt von den Maßstäben des Evangeliums. Die Teilnahme am gottesdienstlichen und sakramentalen Leben nehme ab; es gebe einen Mangel an geistlichen Berufen. In vielen Familien werde christliches Glaubensgut nicht mehr an die kommende Generation weitergegeben. Der Papst bedauerte zudem, gerade in der heutigen hochentwickelten Industriegesellschaft mache sich Enttäuschung, Angst und ein „verbittertes Nein zur Zukunft überhaupt" breit. Was not tue, sei eine Neuevangelisierung, vor allem in Ländern mit einer christlich geprägten Kultur. Johannes Paul II. bezeichnete es als „Auftrag" des Katholikentags, zu einer Zivilisation der Liebe „hier und jetzt" beizutragen. „So hoffe und bete ich mit euch, daß auch der Aachener Katholikentag einen fruchtbaren Beitrag zu jener Zivilisation der Liebe erbringt, die der verbreiteten Angst vor der Zukunft entgegenwirkt und Menschen, gerade auch junge Menschen, dazu ermutigt, ja zu sagen zum Leben und sich für die Zukunft des Lebens einzusetzen."

Der Bischof von Aachen, Klaus Hemmerle, bedauerte bei der Eröffnungskundgebung, für immer mehr Menschen werde ein Leben ohne Gott zu einer „schier unbemerkten Selbstverständlichkeit". Er räumte zugleich ein, es gebe mannigfache Aufbrüche einer neuen Religiosität. Allerdings treibe die Gewohnheit, alles können und über alles verfügen zu wollen, eine erschreckend hohe Zahl jüngerer wie älterer Menschen zu dem Versuch einer „abergläubigen und magischen Bewältigung" Gottes. Glaubwürdig könne um „Gottes Zukunft" nur beten, wer die Gegenwart so gestalte, daß sie zum Zeichen für diese Zukunft werde.

Der Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, Hans Maier, rief dazu auf, die „Strukturen der Welt mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen". Er wies gleichzeitig darauf hin, daß das Reich Gottes durch keine Utopie ausgemessen, durch keinen wissenschaftlichen Fortschritt grundgelegt und durch keine Revolution erzwungen werden könne.

Der Primas der katholischen Kirche Irlands, Kardinal Tomas O'Fiaich, unter-

strich in einer „Botschaft" an die Katholikentags-Teilnehmer, das größte Hindernis für den christlichen Glauben sei heutzutage nicht der intellektuelle Zweifel, sondern „ganz einfach die unchristliche Lebensweise so vieler, die behaupten, gute Christen zu sein". Der jugoslawische Erzbischof Alois Sustar rief dazu auf, „die Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes zu künden und zu leben". Zum Gebet für den Frieden im Nahen Osten forderte der Griechisch-Katholische Patriarchalvikar der Melkiten in Jerusalem, Erzbischof Lutfri Laham, die Teilnehmer des Aachener Katholikentreffens auf. Bischof Cornelius Fontem Esua, Kamerun, betonte, in einer Gesellschaft voller Gewalt, Armut und Leiden sei der Christ aufgefordert, „die Dunkelheit durch das Praktizieren von Liebe, Frieden und sozialer Gerechtigkeit zu vertreiben". Die Präsidentin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Eleonore von Rotenhan, beklagte in ihrem Grußwort die „Leiden", die die „Zerrissenheit" der christlichen Kirchen verursache.

2. Frauen auf dem Katholikentag

Der in einer Schule untergebrachte Internationale Frauentreff war beim 89. Deutschen Katholikentag ebenso überfüllt wie die wenigen Großveranstaltungen, die sich mit dem Verhältnis von Frauen und Kirche befaßten. Das breite Spektrum des Engagements von Frauen in der Kirche konnte dennoch nicht der großen Öffentlichkeit präsentiert werden. Und kritische Anfragen an die Amtsträger erreichten nicht ihre Adressaten.

„Über den Horizont ihrer eigenen heilen oder unheilen Welt" hinauszublicken, das sollte, so Margret Beier vom Frauentreff, den Katholikentags-Besucherinnen in Aachen ermöglicht werden. Verbandsinteressen der eigens für Aachen in einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossenen Frauenverbände standen hinten an. Was auf die ganze Stadt bezogen wegen der Entfernungen scheiterte, gelang in der Enge der Schule. Interesse wurde für Fragestellungen geweckt, die in der Gemeindearbeit vor Ort nicht so sehr im Blickfeld sind: Informationen über Gewalt gegen Frauen, über die Arbeit der katholischen Frauenhäuser und über den Einsatz von Caritasgruppen für Angehörige psychisch Kranker. Auch Begegnungen mit strafgefangenen Frauen fanden statt. Künstlerinnen, Hausfrauen, Politikerinnen und „Frauen am Computer" informieren über ihre Lebenswelt. Ausländerinnen kamen auch zu Wort.

3. Weltkirche beim Katholikentag

Zu den bemerkenswertesten Gestaltungselementen des Aachener Katholikentags gehörte das Missio-Jugendlager „Treffpunkt Weltkirche – Jugend auf dem Weg zum Reich Gottes" im belgischen Gemmenich nahe der Grenze. An diesem „Katholikentag im Kleinen" nahmen rund 800 Jugendliche aus den deutschen Diözesen mit Missionaren aus 18 Ordensgemeinschaften teil. Etwa 30 Vertreter der jungen Kirchen und 100 Missionare lebten vier Tage mit ihnen in den drei „Kontinentaldörfern" Asien, Afrika und Lateinamerika und erlebten ihr mitreißendes Glaubenszeugnis, das von Leid und Not, aber auch von Fröhlichkeit und Hoffnung geprägt ist.

Nicht nur hier, sondern insgesamt war der Aachener Katholikentag stärker als die früheren Zusammenkünfte weltkirchlich geprägt. Dies lag zum einen in der Fortsetzung eines Trends, der die Schwerpunktverlagerung der katholischen Kirche aus Europa in die sogenannte Dritte Welt („Von der Westkirche zur Weltkirche"), insbesondere nach Lateinamerika, spiegelt, zum anderen am Genius loci Aachen als Sitz von Misereor und Missio. Zu einer Fülle von Forums- und Diskussionsveranstaltungen kamen „Werkstätten" verschiedenster Art, internationale Begegnungen beim Frauentreff, im Jugendzentrum und nicht zuletzt bei zahlreichen Gottesdiensten und in den geistlichen Zentren, in denen die Gäste aus

der „Dritten Welt" den deutschen Katholiken Impulse für eine „neue Spiritualität" gaben.

Der Bonner Sozialethiker Prof. Lothar Roos, der sich wiederholt als Kritiker der Befreiungstheologie profiliert hat, räumte ein, daß ein fruchtbarer Dialog möglich sei: „Eine sozialwissenschaftlich von falschen Bundesgenossen befreite und theologisch sich aller Grenzüberschreitungen enthaltende Befreiungstheologie, und eine katholische Soziallehre, die sich dem Anliegen und den spezifisch theologischen Leitungen der Befreiungstheologie öffnet, können einander fruchtbar ergänzen und bereichern". Der „Vater der Befreiungstheologie", Prof. Gustavo Gutierrez, Lima / Peru, bekräftigte, es sei unerläßlich, daß die Kirche die „Perspektive der Armen übernimmt". Bischof Dario Castrillon ergänzte in Richtung der hiesigen Christen: „Wenn Befreiung nur für die Armen gilt, dann seid Ihr verloren." Lucia Cristofolino erklärte in ihrem brasilianischen Erfahrungsbericht stellvertretend für viele: „Es gibt Christen, die es sich in ihrer Religion bequem gemacht haben und nicht das Schreien der notleidenden Brüder hören. Deshalb ist es Zeit, daß sie aufwachen und sich durch den Heiligen Geist anregen lassen, ‚Sauerteig und Salz der Erde' zu werden."

4. Hoffnung der Kirche

Der Mensch, so hieß es auf einer der zahllosen Veranstaltungen, ist ein „Orientierungswaise". Je mehr an Information sich über ihn ergießt, um so schwieriger wird die Orientierung.
Ausgerüstet mit einem über 300seitigen Programm- und Ergänzungsheft, mit einem Liederbuch und zwei Stadtplänen, freundlichst unterstützt von einem der über 500 Polizisten, von hilfsbereiten „Pfadfindern" aus der Aachener Bevölkerung und dem Personal der Aachener Verkehrsbetriebe, sollte es wenig Probleme geben, diesem 89. Deutschen Katholikentag auf die Spur zu kommen.

Schon die unterschiedlichen Anmeldungen zu den fünf thematischen Schwerpunkten setzten deutliche Akzente. Mit rund 30 Prozent der etwa 35000 Dauerteilnehmer lief das Thema Weltkirche den anderen deutlich den Rang ab. Daß der Themenbereich Technik und Zukunft 25 Prozent zu interessieren vermochte, kann nicht verwundern. Eher schon, daß die Angebote zum Thema „Geistliche Gemeinschaft" ein gleich starkes Echo im Vorfeld fanden, während jeweils rund 10 Prozent primär die Bereiche „Sozialer Katholizismus" und „Europa" favorisierten.

Ohnehin in die Aachener Heiligtumswallfahrt eingebunden, wurde der Katholikentag durch seine eigenen Wallfahrten und die 40 Pilgergruppen, die wallfahrend nach Aachen gekommen waren, zum Ausdruck einer pilgernden Kirche, die als getrennte ihre Einheit sucht, in der man aufeinander zugeht und voneinander lernt.

Katholikentag in Aachen, das war Kirche zum Anfassen. „Wenn ich auf der Straße gehe", so der Aachener Bischof Klaus Hemmerle, „bin ich rettungslos verloren und in Gefahr, den nächsten Termin zu verpassen."

Kein Wunder, daß bei der drangvollen Enge der Innenstadt der Funke der Freude schnell übersprang. Da wurde gebetet, gesungen und getanzt in Bussen und in den Straßen. Und in den Gasthäusern rund um die Großveranstaltungen kam es nicht selten vor, daß Messer und Gabel liegenblieben, weil man dem Redner draußen Beifall klatschte oder in das Lied der Menge einstimmte.

Wie auf Katholikentagen üblich, hatte auch der Aachener das nötige Quantum an gescheiter Theorie. Was ihn aber prägte, war eher die Praxis des Glaubens, der Hunger, von anderen zu lernen: den Glauben anderer zu erfahren und zu hören, wie Gemeinden in anderen Ländern Europas oder der Dritten Welt ihrer Aufgabe gerecht zu werden versuchen. Aachen war deshalb keine

theologische Hochschule, keine fünf Tage dauernde Katechismusstunde, kein abstraktes Glaubensseminar.

Die Veranstalter haben offenbar der Notwendigkeit Rechnung getragen, daß Glaubensvermittlung Erfahrung voraussetzt neben der eigenen Meditation und Stille, neben Glaubenswissen und gottesdienstlicher Feier. Die vielzitierte Mystagogie des Glaubens scheint auf dem Katholikentag Einzug gehalten zu haben wie nie zuvor.

Bleibt die Frage, wie das Geschehen dieser Tage weitergetragen wird. Katholikentage sind ja keine Treffen, an deren Ende eine gemeinsame, erarbeitete Botschaft stünde. Ihre Botschaft sind die Botschafter, die nach Hause fahrenden Teilnehmer und ihre Fähigkeit, etwas von dieser Erfahrung des Glaubens und seiner überspringenden Kraft anderen weiterzugeben.

5. Kritik

Der 89. Deutsche Katholikentag in Aachen habe „zuviel auf einmal" gewollt. Diese Kritik an dem diesjährigen Katholikentreffen äußerte David A. Seeber, Chefredakteur der katholischen Monatsschrift „Herder-Korrespondenz", bei der Herbst-Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in Bonn. Durch die angebotene Themenfülle sei die „Kommunikationsfähigkeit" nach außen wie nach innen fast zusammengebrochen, meinte Seeber, der sich für eine neue Struktur der Katholikentage aussprach (KNA).

MARIANISCHER WELTKONGRESS 1987 IN KEVELAER

Vom 18. bis 20. September 1987 findet in Kevelaer (Niederrhein) der 17. Marianische Weltkongreß statt. Zu diesem religiösen Treffen sind alle Gläubigen eingeladen. Ihm geht vom 11. bis 17. September eine fachtheologische Zusammenkunft, der 10. Mariologische Weltkongreß, voraus.

Der 17. Marianische Weltkongreß unter dem Leitwort „Maria, mater fidelium – Mutter der Glaubenden" ist internationaler Treffpunkt Tausender von Gläubigen. In gemeinsamem Beten und Feiern, im Hören und Reden, in Austausch, Begegnung und Stille geben sie ihrer Glaubensfreude und -suche Ausdruck und erhoffen Trost und Stärkung. – Das II. Vatikanische Konzil hat Maria „Mutter der Glieder Christi" und „Mutter der Menschen" genannt, auch „Mutter der Kirche" nennt man sie seither gern. Edith Stein, die in Auschwitz hingerichtete Karmelitin, schreibt: „...Sie hat uns unserem Gnadenleben nach geboren, indem sie ihr ganzes Sein, Leib und Seele, in die Gottesmutterschaft hineingab. Darum besteht eine intime Verbindung von ihr zu uns: sie liebt uns, sie kennt uns, sie ist bestrebt, einen jeden von uns zu dem zu machen, was er sein soll, vor allem jeden in die nächste Verbindung zum Herrn zu bringen."

Zur Geschichte

„Maria ehren, ihre Verehrung fördern, ihre Privilegien studieren, ihren Ruhm mehren", diese Ziele bestimmten Papst Leo XIII., im Jahre 1900 den 1. Internationalen Marianischen Kongreß nach Lyon einzuberufen. In ihrer ersten Periode waren die Marianischen Weltkongresse eng mit dem deutschen Sprachraum verbunden. Hier fanden vier von ihnen statt: Freiburg/Schw. (1902), Einsiedeln (1906), Salzburg (1910), Trier (1912). Seit 1950 veranstaltet die Päpstliche Internationale Marianische Akademie (PAMI) alle vier Jahre den Weltkongreß, der in einen pastoralen marianischen und einen mariologischen wissenschaftlichen Teil gegliedert ist. Kongreßorte: Rom (1950, 1954, 1975), Lourdes (1958), Santo Domingo (1965), Lissabon (1967), Zagreb (1971), Saragossa (1979), Malta (1983). Nach 75 Jahren bestimmte der Hl. Stuhl wieder einen deutschen Kongreßort: Kevelaer, durch sein vielbesuchtes Gnadenbild „Trösterin der Betrübten" der

bedeutendste Wallfahrtsort Nordwesteuropas. Papst Johannes Paul II. wird einen persönlichen Legaten nach Kevelaer entsenden.

In das Kongreßjahr 1987 fällt ein bedeutsames Jubiläum: vor 1200 Jahren fand in Nicäa das VII. ökumenische Konzil statt, das letzte Konzil, auf dem Ost- und Westkirche vereint waren. Dieses Konzil entschied im Bilderstreit: Anbetung kommt Gott allein zu, seinen Geschöpfen kann Verehrung erwiesen werden, denn „die Ehre des Bildes geht auf die Ehre des Urbildes zurück" und „wer ein Bild verehrt, ehrt damit den Gemalten". Das II. Vatikanum berief sich ausdrücklich darauf, als es mahnte, „die Verehrung, vor allem die liturgische, der seligen Jungfrau großmütig zu fördern, die Gebräuche und Übungen der Andacht zu ihr, die im Laufe der Jahrhunderte vom Lehramt empfohlen wurden, hochzuschätzen und das, was in früherer Zeit über die Verehrung der Bilder Christi, der seligen Jungfrau und der Heiligen festgesetzt wurde, ehrfürchtig zu bewahren."

Pastorale Zielsetzung

Hauptanliegen des Kongresses ist die Erneuerung der Marienverehrung in den deutschsprachigen Ländern, sicherlich ein wesentlicher Beitrag zur Reevangelisierung Europas. Geeignete Initiativen im Kongreßjahr könnten sein:

– Die Gläubigen beten für das Kongreßanliegen täglich wenigstens ein Gegrüßet seist du Maria.

– In jedes christliche Heim – das Kreuz und ein Bild der Gottesmutter!

– In jede christliche Familie – das neuerarbeitete Volksbuch „Leben mit der Mutter des Herrn. Mein Glaubensbuch über Maria"!

– Diözesen, Pfarreien, die einzelnen Gläubigen und ihre Familien vollziehen am 25. März 1987, Fest der Verkündigung des Herrn, die von den Päpsten Pius XII., Paul VI. und Johannes Paul II. vollzogene Weihe der Welt an das Unbefleckte Herz Mariens für sich bewußt nach.

Der 10. Mariologische Weltkongreß wird mit 200 bis 300 Wissenschaftlern (Theologen, Historikern, Soziologen) in Kontinuität zu den vorausgehenden das Thema „Die Marienverehrung im 19. und 20. Jahrhundert bis zum II. Vatikanischen Konzil (1789–1962)" bearbeiten. Der Kongreß ist offen für Forscher marianischer Theologie und Frömmigkeit jeder Konfession und Nationalität. Eine ökumenische Arbeitsgruppe wird eingerichtet. Die Referate werden in den „Acta Congressus Internationalis Mariologici-Mariani" veröffentlicht.

Die Wallfahrtsleitung von Kevelaer veranstaltet parallel zu den beiden Kongressen außerordentliche Wallfahrtstage, zu denen sie Pilger verschiedenster Gesellschaftsgruppen und Nationen einlädt.

Der Weltkongreß sieht ein kulturelles Begleitprogramm vor:

– ab November 1986 Literaturwettbewerb für 16- bis 30jährige zum Thema „Maria, die Mutter Jesu", veranstaltet durch den Internationalen Mariologischen Arbeitskreis Kevelaer (IMAK) und von der Stadt Kevelaer mit 10000 DM prämiert.

– Mal- und Zeichenwettbewerb für Schüler zum Thema „Marienleben", durch den IMAK veranstaltet und mit 2000 DM prämiert.

– Konzerte, Vorträge, Kunst- und Buchausstellungen an den Kongreßtagen.

Kontaktadressen

– Pontificia Academia Mariana Internationalis (PAMI), via Merulana 124, I-00185 Roma, Italia, Tel. 0039/6/7552505 oder 7574551

– Kongreßsekretariat, Kapellenplatz 35, D-4178 Kevelaer 1, Tel. 02832 / 6031

– Verkehrsbüro der Stadt Kevelaer, Postfach 75, D-4178 Kevelaer 1, Tel. 02832 / 122–103

Weihegebet

O meine Gebieterin, o meine Mutter. Dir bringe ich mich ganz dar. Und um dir meine Hingabe zu bezeigen, weihe ich dir heute meine Augen, meine Ohren, meinen Mund, mein Herz (oder: mein Denken, Wollen und Fühlen), mich selber ganz und gar.

Weil ich also dir gehöre, o gute Mutter, so bewahre und beschütze mich als dein Gut und Eigentum. Führe mich zu Jesus, damit ich auch andere zu Jesus führen kann. Amen.

KIRCHLICHE BERUFE

Das Informationszentrum Berufe der Kirche (Schoferstraße 1, D-7800 Freiburg) bietet an:

1) „Das gesegnete Jahr", ein Bild-Text-Buch, das vielfältige Hilfen enthält, das Kirchenjahr mitzuerleben. Das Buch ist dem Kirchenjahr entsprechend gegliedert und kostet 20,– DM (176 Seiten, 103 Farbbilder, 65 Schwarzweiß-Bilder).

2) „Licht für den Weg", vierzehn Bilder zum Kirchenjahr. Das Buch eignet sich als Anleitung für das Mitleben des Kirchenjahres in den Familien, im Kindergarten und im Religionsunterricht; es kostet 20,– DM und enthält 14 Bilder (Fünffarbendrucke).

3) „Ich rufe dich bei deinem Namen." Stationen des Lebensweges Jesu. Dieses Jesus-Buch ist eine hervorragende Hilfe für Eltern und Erzieher. Die Bilder sind auch zur Betrachtung für Kinder, schon im Vorschulalter, geeignet. Das Buch kostet 16,– DM (112 Seiten, 49 Bilder in Fünffarbendruck).

4) „Kommt und seht", eine Wandbilder-ie über Jesu Lebensweg. Die Serie enthält 49 Fünffarbendrucke im Format 95×67 cm, und kostet, in Aufbewahrungsbox, 198,– DM.

5) „Kommt und seht" – Meditationen von Hans Urs von Balthasar zum Leben Jesu. Das Buch kann als Text-Buch zur Wandbilder-Serie benützt werden. Es kostet 6,– DM (64 Seiten).

6) „Ich bin bei euch": Immerwährender Gedenktagekalender (Wandkalender); Format 21×30 cm; 28 Seiten, 5,– DM.

7) „Segne uns, Herr". Tischgebete, 40 Seiten; 3,– DM

8) „Ja, ich komme bald." Die Endzeit im Licht der Apokalypse, mit den 49 Bildern der Bamberger Apokalypse (in Sechsfarbendruck) und einem Kommentar von Hans Urs von Balthasar (144 Seiten; 24,– DM).

MISSION

1. Kurse und Seminare für Missionare im Heimaturlaub

Das Katholische Bibelwerk bietet im Jahre 1987 ein „Biblisch-pastorales Seminar" für Missionare im Heimaturlaub an, und zwar vom 22. bis 27. Juni in Essen-Heidhausen. Das Seminar steht unter dem Thema „Leben und Wirken des Völkerapostels Paulus" und wird vom Direktor des Katholischen Bibelwerkes Stuttgart, Prof. Dr. Paul-Gerhard Müller, geleitet. – Rückfragen und Anmeldung an: Katholisches Bibelwerk e.V., Silberburgstraße 121, D-7000 Stuttgart 1, Tel. 0711–626001.

Die Studienwochen für Urlaubermissionare des Deutschen Katholischen Missionsrates finden vom 6. bis 16. Juli 1987 im Bonifatiuskloster in Hünfeld und vom 31. August bis 10. September 1987 im Exerzitienhaus Himmelspforten in Würzburg statt. Programme und Anmeldekarten können vom Generalsekretariat des Deutschen Katholischen Missionsrates (Holsteinstraße 1, Postfach 800860, D-5000 Köln 80, Telefon: 0221 – 618230) erbeten werden.

2. Generalversammlung der Päpstlichen Missionswerke in Rom

Die folgenden vier Themen oder Kernpunkte wurden hervorgehoben:

I. *Situation und Identität der Päpstlichen Missionswerke innerhalb der Ortskirchen*

1. Aus der Untersuchung und der gemeinsamen Überlegung ging dieses Thema als besonders dringlich hervor. Alle acht Gruppen haben über dieses Problem geredet und es besonders hervorgehoben. Wenn man diesen Punkt nicht sehr klar faßt, kann man von den Priestern und Ordensleuten in der Mission keine wirksame Stütze für die Programme der Missionswerke erwarten.

2. Die Päpstlichen Missionswerke haben ihre Identität, und wir kennen die Stellung, die ihnen zukommt; trotzdem ist es notwendig, daß sie von den Ortskirchen auf nationaler und diözesaner Ebene anerkannt und einbezogen werden.

3. Missionarischer Geist und wahre missionarische Belebung existieren nicht nur im Bereich der Aktionen der Päpstlichen Missionswerke, sondern durchaus auch außerhalb. Im übrigen streben die Päpstlichen Missionswerke nicht danach, die missionarische Inspiration der Kirche zu monopolisieren. Sie könnten es auch gar nicht.

4. Die genannten Werke ziehen jedoch Nutzen aus einem „Status", der in der missionarischen Planung der Kirche erworben wurde und aus einer offiziell anerkannten Stellung innerhalb der Ortskirchen. Es wäre deshalb normal, wenn man sie berücksichtigen und auf positive Weise in die Pastoralprogramme der Ortskirchen integrieren würde. Das ist schon in vielen Fällen geschehen, aber in vielen anderen – und es scheint, in den meisten – Fällen, ist eine solche praktische Anerkennung und Einfügung noch nicht realisiert.

5. Die päpstlichen Missionswerke müssen ihr Image überarbeiten und den oft ungünstigen Eindruck verbessern, den viele von ihnen haben. Sie erscheinen fern vom Kontext der Ortskirchen, gezeichnet vom Faktum der Verwaltung, überholt und wenig flexibel, ferngesteuert, weil päpstlich, wie im Gegensatz zu anderen Organisationen, die den Erfordernissen unserer Zeit offen gegenüberstehen; schließlich scheinen sie theologische und missiologische Erneuerung nötig zu haben.

6. Im Hinblick auf diese negative Einschätzung ist bemerkt worden, daß vieles davon dem modernen Geist zuzuschreiben ist: säkularisiert, von spärlicher Sensibilität für das, was essentiell für die Evangelisierung ist, und in der Konsequenz bemüht darum, die soziale Förderung über den religiösen Aspekt zu stellen, und sich einverstanden zu erklären mit einer liberalen Lehre. Es rührt vielleicht auch von der Vergangenheit her, daß die Missionswerke als exklusiv päpstlich identifiziert wurden, während heute, dank dem Zweiten Vatikanum und seiner Theologie über die Kirche, sie sich identisch fühlen mit dem Herzschlag der ganzen Kirche.

7. Gleichzeitig jedoch empfinden wir, die Verantwortlichen der Päpstlichen Missionswerke, die Notwendigkeit einer aufrichtigen Gewissensprüfung.

Es ist wichtig, eine in vielen Dokumenten der Kirche klar und deutlich ausgedrückte Theorie in eine Praxis zu übersetzen, die den Idealen jener Theorie treu bleibt. P. Lòpez Gay SJ hat einige Bahnen zur Prüfung aufgezeigt, die zu einer wahren Umwandlung führen würden:

– die Notwendigkeit, das Personal der Päpstlichen Missionswerke in der Weise vorzubereiten, daß man ihm qualifizierte Animatoren gibt, besonders unter den Seminaristen, dem Klerus und den Ordensleuten;

– die Notwendigkeit, unsere Einstellung des Dienstes im Hinblick auf die Ortskir-

che einer erneuten Betrachtung zu unterziehen, die wirklich Protagonisten der kirchlichen Mission sind, damit sie uns als Mitarbeiter betrachten und nicht als Rivalen und Monopolinhaber der Mission.

8. Mit diesen Imageverbesserungen entsprechen die Päpstlichen Missionswerke ganz treu der Rolle, die ihnen in der Kirche zukommt, so wie diese Rolle in ihren Statuten perfekt präzisiert worden ist. Sie werden wirksamer sein als Instrumente der Gemeinschaft in und unter den Kirchen und als Ansporn zum Gebet und zum Opfer der Katholiken. Sie werden nicht nur päpstliche, sondern darüber hinaus auch wahrhaft bischöflich sein, sensibel für das Umfeld und die örtlichen Notwendigkeiten der Evangelisierung. Auf diese Weise werden der unfruchtbare Parallelismus und die Dichotomie der divergierenden Aktivitäten verschwinden. Die Christen müssen auf jede mögliche Weise dahingehend erzogen werden, daß sie über den Glockenturm ihrer eigenen Ortskirche hinausblicken.

II. *Apostel, überzeugt vom wahren Zweck der kirchlichen Mission heute*

1. Der Präfekt, Kardinal Tomko, hat sehr genau zehn unveränderliche Ziele der missionarischen Arbeit in der Verkündigung des wahren Gesichtes Gottes in Jesus Christus aufgezeigt. Von diesem letzten Ziel leiten sich alle anderen integrierten Elemente der Mission ab: die Dimension der Rettung und der Befreiung im vertikalen und im horizontalen Sinn, auf der Linie des Glaubens, und der Eifer für den Dienst am Menschen und seiner Probleme.

Von Jesus Christus wissen wir, in welche Richtung wir die Inkulturation wirksam und den Dialog mit den anderen Religionen, in denen sich Strahlen seines Lichtes finden, vorwärtsbringen müssen.

2. Die Versammlung hat viele Male die Wichtigkeit einer erneuerten Theologie der Mission unterstrichen und die Einführung von diesbezüglichen Kursen im Rahmen der Ausbildung der Priester und Ordensleute vorgeschlagen. Auch wenn man anerkennt, daß in den letzten Jahren viel getan worden ist, sind doch alle davon überzeugt, daß es noch viel zu tun gibt.

3. Die Theologie wird auch dazu helfen, unseren Sprachgebrauch zu revisionieren, der es vielleicht nötig hat, auf den heutigen Stand gebracht zu werden: Ausdrücke wie „eingeborener Klerus", „Missionsgebiete", „junge Kirchen", „empfangende und gebende Kirchen" („giving and receiving Churches"), „ausländische" oder „entfernte" Missionen, gehören einem Vokabular an, das heute überholt ist.

III. *Wechselwirkung zwischen den Aspekten der Evangelisierung: religiöse Verkündigung und menschliche Förderung, Rettung und Befreiung*

1. Die Päpstlichen Missionswerke müssen sich auf diese Probleme des Menschen und der Kirche heute verpflichten, wenn sie nicht riskieren wollen, sich von der Realität zu entfremden. Und viele Priester, Ordensleute und Jugendliche, die noch in der Ausbildung stehen, sind besonders sensibilisiert für solche Probleme.

2. Wir denken – das ist besonders von einer asiatischen Gruppe unterstrichen worden – daß die Päpstlichen Missionswerke die Sicht des Evangeliums ausweiten müssen, und unter der Leitung der Bischöfe einen viel größeren und globaleren Horizont umfassen müssen, in dem verschiedene Aspekte ihren Platz hätten, wie der Dialog mit den Religionen, Inkulturation, ökumenische Zusammenarbeit, Förderung des Sozialen, usw.

3. Zu dieser Einsatzbereitschaft gehört auch das Streben nach größerer Glaubwürdigkeit der Päpstlichen Missionswerke bei den Kreisen und Generationen, die sehr sensibel sind für die brennenden Probleme des Menschen in unseren Tagen. Hier haben wir wieder die prophetischen Ansprüche, über die wir bereits gesprochen haben.

IV. *Adäquate Mittel der missionarischen Belebung*

Dieser Punkt beunruhigt speziell die nationalen Direktoren aus Asien, Afrika und Lateinamerika, d. h. aus Ländern, in denen die Päpstlichen Missionswerke erst seit kurzem organisiert sind und in denen ihnen die Tradition fehlt. Sie stehen ohne ausreichende wirtschaftliche Basis da, um wirksame Aktionen auszubauen und haben keine Arbeitsgeräte. Vielleicht im Hinblick darauf bittet man dort – und es ist gleichzeitig ein Versprechen und eine Hoffnung – um ein Modell speziell für die Mission der Dritten Welt, zu verwirklichen meistens aus der Situation der Armut (Puebla), das auf einen Austausch der Gemeinschaft zwischen den Kirchen achtet.

Es entsteht auch das Problem des Gebrauchs der sozialen Kommunikationsmittel im Dienst der missionarischen Belebung. Die Gruppe aus Lateinamerika rät beispielsweise zur Schaffung von Gemeingut. Und eine andere Gruppe hat zum Materialaustausch unter der Schirmherrschaft des Internationalen Sekretariats in Rom geraten (Internat. Fides-Dienst, 28.5.86, Nr. 3509, ND 189).

NACHRICHTEN AUS DEM AUSLAND

1. Österreich

Die Katholische Aktion Österreichs lädt zu einem Fernkurs für Literatur ein (Information, Orientierung, Kommunikation). Der „Fernkurs für Literatur" bietet viele Anregungen, sich mit literarischen Themen auseinanderzusetzen: Skizzen, Monographien, Interpretationen, Textsammlungen, Modelle u. a., die vierteljährlich erscheinende Besprechungszeitschrift „Die Zeit im Buch", Abendveranstaltungen, Wochenendseminare, sommerliche Arbeitswochen... Rückfragen und Anmeldung sind zu richten an: Sekretariat für Buch und Schrifttum der Katholischen Aktion Österreichs, A-1010 Wien, Stephansplatz 6/V, Tel. 0222–51552–309.

2. Brasilien

Vom 21. bis 26. Juli 1986, fand in São Paulo die XIV. Generalversammlung der CRB (= Religiosenkonferenz Brasiliens) statt. Es ging um eine Reflektion über die Entwicklung, welche die Ordensfrauen und -männer Brasiliens in der letzten Zeit durchgemacht haben, sowie um ihre Stellungnahme und ihr Engagement zugunsten der Befreiung des armen und unterdrückten Volkes. Bei der Diskussion stand das Thema „Die prophetische Dimension des Ordenslebens in Brasilien" im Mittelpunkt.

Aus den Resolutionen des Abschlußdokumentes:

Um auch weiterhin dieses Engagement zur Geltung zu bringen, nimmt die CRB sich mehrere Punkte vor, die ihr für die nächsten drei Jahre (1986–1989) maßgeblich sein sollen und aus denen wir folgende Gedanken besonders hervorheben:

a. *Hilfe für Ordensgemeinschaften,* die eine Option für ein Leben in kleinen Gemeinschaften gemacht haben, um dort Zeichen des Gottesreiches zu sein, ein Leben zu führen, das dem Volke nahe ist und seine Sorgen und Schwierigkeiten teilt, unter denen es angesichts sozialer, politischer und ökonomischer Ungerechtigkeit zu leiden hat.

b. Die *Heranbildung der Ordensleute* (= Formation) soll weiterhin gefördert werden, damit sie sich der Nöte des Volkes, das unter vielen Formen sozialen, politischen oder ökonomischen Drucks zu leiden hat, immer mehr bewußt werden. Zu diesem Zweck müssen die verschiedenen Etappen der Formation besser ineinander verwoben sein, um alle Widersprüchlichkeiten zu vermeiden.

c. Um den allgemeinen Gesundheitszustand der Bevölkerung besorgt, nimmt die CRB sich vor, die Ordensleute bei der *Ausarbeitung einer Gesundheitsplanung* zu unterstützen, um dem ganzen Volk den Zugang zur Medizin, zu Krankenhäusern, Sanitätsstationen und anderen Organen, die dem Gesundheitswesen dienen – ob religiöser oder staatlicher Herkunft –, zu ermöglichen.

d. Die CRB unterstützt die katholischen Schulen in ihrem *Einsatz für eine demokratischere Erziehung,* die dem Leben der Gemeinden näher ist und ihm besser entspricht, bei Hochachtung christlicher Werte und immer aufmerksam auf den sich vollziehenden Wandlungsprozeß. Es geschieht innerhalb des Erziehungsbereiches, daß Ordensleute sich von der Jugend hinterfragen lassen und – gemeinsam mit den jungen Menschen – Antworten auf die Herausforderungen der heutigen Welt suchen. Ordensobere mögen den Mut haben, sich zugunsten solch einer prophetischen Animation der religiösen Erzieher zusammenzuschließen, um das Engagement, das beim Treffen Höherer Ordensoberen im Mai dieses Jahres, in Mendes RJ, angenommen wurde, konkret zu gestalten, nämlich die Entscheidung für „eine Erziehung, welche die ganzheitliche Entwicklung der Person in allen ihren Dimensionen anstrebt.".

e. Die CRB möchte fortan – in Zusammenarbeit mit der CNBB, dem CIMI und anderen Organismen, die sich im missionarischen Bereich betätigen – *Missionaren, die Ordensleute sind, größere Unterstützung zukommen lassen.*

f. Ordensleute sollen angeregt werden, sich mehr der *Kommunikationsmittel* zu bedienen, die einen so großen Einfluß auf die heutige Gesellschaft ausüben, um sie zu einem großen Werkzeug der Evangelisierung zu machen, fähig, Ungerechtigkeiten zu entlarven. Kommunikation ist das Kennzeichen unseres Jahrhunderts, darum ist es wichtig, daß Ordensleute den Gebrauch von Kommunikationsmitteln – innerhalb ihres Einsatzes zugunsten des Volkes – zu beherrschen lernen, damit alle im Glauben wachsen mögen, ihre Kritikfähigkeit sich entwickelt und all ihr Tun in den Dienst der Evangelisierung gestellt wird.

3. Nicaragua

Der Leiter der Provinz Zentralamerika der Salesianer Don Boscos, P. José Di Pietro, hat in einem Schreiben an die Missionsprokur darauf aufmerksam gemacht, daß die Arbeitsbedingungen in Nicaragua durch die Ausweisung von vier Salesianermitbrüdern weiter erschwert worden seien. So seien unlängst die vier Geistlichen P. Mario Fiandri, P. Mario Madrid, P. José Montero sowie P. Manuel Huertas des Landes verwiesen worden. Die Zahl der ausgewiesenen Salesianer erhöht sich damit auf sieben. Die Priester unterstützten die Bevölkerung in ihrer Anstrengung gegen die „Aufoktroyierung eines marxistischen Systems sowjetisch-kubanischer Prägung", erklärte P. Di Pietro. Seiner Meinung nach lehne sich die Regierung an die „Volkskirche" an, um das marxistische System schneller einführen zu können. Dadurch solle die Hierarchie der katholischen Kirche geschwächt werden. Zwei der ausgewiesenen Priester gehörten zu den Mitarbeitern des Jugendzentrums in Managua, das jene Jugendlichen unterstützt, die sich der Einführung der Wehrpflicht widersetzten... Die katholische Bischofskonferenz in Nicaragua hat in einem Kommuniqué „alle Katholiken und alle Menschen guten Willens" im Land aufgerufen, ernsthaft über die Folgen des Notstandes nachzudenken. „Wir denken, es ist nötig, über diese Maßnahmen nachzudenken, denn in Nicaragua ist das Volk das größte Opfer, und das Volk beansprucht mit Nachdruck die notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen, um das Zusammenleben in Frieden und einen ganzheitlichen Fortschritt zu gewährleisten", schrieben die Bischöfe.

Die Bischofskonferenz beklagt weiter die „Einschüchterung von Priestern, die Durchsuchungen und Beschlagnahmungen von kirchlichem Eigentum und die Drohungen gegen kirchlich engagierte Laien". Diese Maßnahmen seien ein Verstoß gegen Grundrechte wie das der Gewissensfreiheit oder das der freien Äußerung religiöser Überzeugungen. Die nicaraguanischen Bischöfe betonen zugleich ihre weitere Bereitschaft zu einem „aufrichtigen und konstruktiven" Dialog mit der Regierung... Das Regime wirft der Kirche vor, sich zum Anwalt der „Somoza-Kräfte" zu machen. Kardinal-Erzbischof Obando Bravo SDB von Managua weist diesen Vorwurf zurück und erinnert daran, daß er selbst entschieden gegen die Somoza-Diktatur aufgetreten war. (Auszug aus: „Christen unter dem Kreuz. Beiträge zur Information über die Bedrohung der Kirche und die Verfolgung der Christen." Ausgabe 1986, Seite 62–64. Herausgegebenen von der Zentralstelle Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, D-5300 Bonn 1).

STAAT UND KIRCHE

1. Kündigung eines Internatsvertrages wegen grober Verstöße gegen Schul- und Internatsverordnung

Urteil des *BGH* vom 16. Jan. 1984 zur *Kündigung* eines *Internatsvertrags* wegen grober *Verstöße* gegen *Schul-* und *Internatsordnung* (II ZR 100/83) (FamRZ 31 [1984] 868f.; JZ 39 [1984] 753f.; NJW 37 [1984] 2093f.):

Leitsatz:
Kündigt eine Internatsschule den Internatsvertrag wegen grober Verstöße eines Schülers gegen die Schul- und Internatsordnung fristlos, so kann sie von dem anderen Vertragsteil (hier: den Eltern) Ersatz des ihr durch die vorzeitige Aufhebung des Dienstverhältnisses entstehenden Schadens verlangen.

2. Kostenerstattung zwischen Trägern der freien Jugendhilfe und öffentlichen Kostenträgern

Urteil des *BGH* vom 3. Mai 1984 zum Streit über *Kostenerstattung* zwischen *Trägern* der *freien Jugendhilfe* und *öffentlichen Kostenträgern* (hier: Rechtsweg) (III ZR 174/82) (FamRZ 31 [1984] 781–783; JZ 39 [1984] 165*):

Leitsatz:
Streitigkeiten über Kostenerstattungsvereinbarungen zwischen Trägern der freien Jugendhilfe und öffentlichen Kostenträgern (§ 84 JWG) sind nicht im ordentlichen Rechtsweg, sondern im Verwaltungsrechtsweg auszutragen.

3. Werbung in Schulen

Urteil des *BGH* vom 4. April 1984 zur *„Werbung in Schulen"* (I ZR 9/82) (JZ 39 [1984] 158*):

Leitsätze:
1. Wird in Schulklassen für Jugendzeitschriften durch Vertreter geworben, so liegt darin jedenfalls dann kein Verstoß gegen § 1 UWG, wenn die Schulverwaltung diese Werbung erlaubt hat und im Einzelfall keine besonderen wettbewerbswidrigen Umstände vorliegen.

2. Zur Frage der Bindungswirkung eines Ministerial-Erlasses unter dem Gesichtspunkt des Vorsprungs durch Rechtsbruch.

4. Kündigung eines Internatsvertrags wegen Selbstmordversuchs

Urteil des *BGH* vom 24. Mai 1984 zur *Kündigung* eines *Internatsvertrages* wegen *Selbstmordversuchs* eines Schülers (IX ZR 149/83) (FamRZ 31 [1984] 870–872; NJW 37 [1984] 2091–2093):

Leitsatz:
Der ernsthafte Selbstmordversuch eines Internatsschülers, der nicht im Internat bleiben will, kann ein wichtiger Grund sein,

der die fristlose Kündigung des Internatsschulvertrages durch die Eltern des Schülers rechtfertigt.

5. Auflösung eines Direkt-Schulvertrages

Urteil des *BGH* vom 8. März 1984: Keine vorzeitige *Auflösung* eines *Direktschulvertrages* (IX ZR 144/83) (JZ 39 [1984] 634; NJW 37 [1984] 1531f.):

Leitsätze:
1. Für die vorzeitige Auflösung eines Direktschulvertrages kann die besondere Kündigungsmöglichkeit des § 5 FernUSG auch nach ihrem Grundgedanken nicht herangezogen werden.

2. Bei fremdsprachlichem Direktunterricht (Vollunterricht in zwei Sprachen in Form der Tagesschule) ist die Bindung auf ein Schuljahr keine unangemessene Benachteiligung i.S. des § 9 I AGB-Gesetz.

6. Wehrpflicht eines Geistlichen der Scientology-Kirche

Urteil des *VG Darmstadt* vom 26. Aug. 1982 zur *Wehrpflicht* eines ordinierten *Geistlichen* der *Scientology-Kirche* (I/1 E 239/81) (NJW 36 [1983] 2595–2598):

Leitsätze:
1. Scientology ist eine Philosophie mit einigen religiösen Elementen, nicht aber ein Bekentnnis, in dem das Religiöse der zentrale Mittelpunkt der Lehre ist.

2. Die Tätigkeit des Geistlichen der Scientology-Kirche, die im wesentlichen im „auditing" der Gemeindemitglieder besteht, ist nicht mit der Tätigkeit der Geistlichen der großen Bekenntnisse vergleichbar.

7. Angabe der Religionszugehörigkeit in der Einkommensteuererklärung

Urteil des *VG Stade* vom 27. Jan. 1983 zur *Angabe* der *Religionszugehörigkeit* in der *Einkommensteuererklärung* trotz Kirchenaustrittes (1 VG A 43/80) (ZevKR 28 [1983] 309):

Leitsatz:
Mit der Angabe der Religionszugehörigkeit in der Einkommensteuererklärung erweckt der Steuerpflichtige selbst den Eindruck, daß Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuerpflicht bestehen. Sind diese Angaben gemacht, obgleich der Steuerpflichtige aus der Kirche ausgetreten ist, so ist der auf die Steuererklärung hin erlassene Kirchensteuerbescheid nicht nichtig, sondern lediglich rechtswidrig und bei Verstreichenlassen der Rechtsbehelfsfrist bestandskräftig und vom Betroffenen hinzunehmen.

8. Dienstbezüge entpflichteter Professoren

Beschluß des *BGH* vom 2. Febr. 1983 zur Frage der Verfassungsmäßigkeit der Gleichstellung von *Dienstbezügen entpflichteter Professoren* (IV b ZB 782/80) (FamRZ 30 [1983] 363 und 467–473; JZ 38 [1983] 122*; NJW 36 [1983] 1784–1788):

Leitsätze:
1. § 1 1587a II Nr. 1 BGB stellt die Dienstbezüge entpflichteter Professoren in voller Höhe den Versorgungsbezügen sonstiger Beamter gleich.

2. Diese Regelung begegnet keinen durchgreifenden verfassungsrechtlichen Bedenken.

9. Schadenersatz wegen Amtspflichtverletzung

Urteil des *BGH* vom 3. März 1983 zur Frage des *Schadenersatzes* wegen *Amtspflichtverletzung* bei einer wegen Voreingenommenheit eines Mitglieds des Prüfungsausschusses aufgehobenen *Prüfungsentscheidung* (III ZR 34/82) (DVBl 98 [1983] 586–588; JZ 38 [1983] 98*; NJW 36 [1983] 2241f.):

Leitsätze:
1. Ist eine Prüfungsentscheidung wegen Voreingenommenheit eines Mitglieds des

Prüfungsausschusses vom Verwaltungsgericht aufgehoben worden und verlangt der Prüfling deswegen Schadenersatz wegen Amtspflichtverletzung, so kann das Zivilgericht im Rahmen der Schadensbestimmung hypothetische Feststellungen über das Ergebnis einer rechtmäßig durchgeführten Prüfung treffen.

2. Dem Geschädigten kommen dabei die Beweiserleichterungen des § 287 ZPO zugute.

10. Wissenschaftsfreiheit für Dissertation

Urteil des *OLG Köln* vom 2. August 1983 zum Grundrecht der *Wissenschaftsfreiheit* für *Dissertation* (15 U 91/83 (NJW 37 [1984] 1119–1121):

Leitsätze:
1. Für eine Dissertation, aufgrund deren der Verfasser promoviert worden ist, steht nicht nur ihm, sondern auch seinem Verleger das Grundrecht der Freiheit von Wissenschaft und Forschung nach Art. 5 III GG zur Seite.

2. Das Grundrecht steht nicht unter dem Vorbehalt der „allgemeinen Gesetze". Es wird aber durch die verfassungsmäßig geschützten Rechte anderer eingeschränkt z. B. dann, wenn in der Dissertation nicht nur Bewertungen wahrer Sachverhalte vorgenommen, sondern unwahre Tatsachen vorgetragen werden.

PERSONALNACHRICHTEN

1. Neue Ordensobere

Schwester M. Radegundis Fratz (47), bisher Generalvikarin der französischen Gemeinschaft der Schwestern von Bolanden, wurde vom Generalkapitel ihres Ordens zur neuen Generaloberin gewählt (KNA).

P. Stephan Renaud (50), bisher Dozent am Päpstlichen Institut für Islamische Studien in Rom, wurde vom Generalkapitel der Weißen Väter zum neuen Generaloberen der Missionsgesellschaft gewählt (KNA).

Schwester M. Walbertis Weber (59) wurde vom Generalkapitel der Kongregation der Armen Schulschwestern vom hl. Franziskus zur neuen Generaloberin gewählt (KNA).

Der Orden der Merzedarier wählte P. Emilia Aguirre zum neuen Generaloberen.

Die Kongregation des hl. Petrus in Ketten wählte P. Victor Cuesta Pérez zum neuen Generalsuperior.

Neuer Generaloberer der Brüder von der Barmherzigkeit wurde Fr. Ferdinand Frink FMM.

P. Joseph Callagher CSP wurde zum neuen Generaloberen der Brüder des hl. Paulus gewählt.

Die Schulbrüder von La Salle wählten Fr. John Johnson FSC zum neuen Generalsuperior.

Die Missionare der Unbefleckten Empfängnis von Lourdes wählten P. Henri Joulia zum neuen Generalsuperior.

Neuer Generaloberer der Missionsgesellschaft des hl. Edmund wurde P. Joseph McLaughlin SSE.

Die Kongregation der Schwestern von der hl. Elisabeth, gegründet 1842 in Schlesien, wählte Sr. Margareta Wisniewska zur neuen Generaloberin. Die Kongregation zählt 2608 Schwestern und arbeitet in Italien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Polen, in der Tschechoslowakei, in der DDR, im Heiligen Land und in der Bundesrepublik Deutschland (L'Osservatore Romano n. 264 v. 8. 11. 86).

Am 11. Oktober 1986 wurde Sr. Giuseppina Tresoldi zur neuen Generaloberin der Comboni-Missionsschwestern gewählt.

Zur neuen Generalleiterin der Missionarinnen Christi wurde Sr. Paula Bickel ge-

wählt. Die 43jährige Schwester stammt aus St. Gerold im Großen Walsertal und trat 1963 der Gemeinschaft bei.

Die Söhne von der Barmherzigen Liebe wählten P. Elio Bastiani FAM zum neuen Generalsuperior.

Neuer Generaloberer der Kongregation der Rogazionisten wurde P. Pietro Cifuni RCJ.

Abt Karl Egger wurde zum neuen Generalabt der Konföderation der Regularkanoniker des hl. Augustinus gewählt.

Neuer Generaloberer der Kongregation vom Heiligen Keuz wurde der Kanadier Claude Grou CSC.

Der Orden der Libanesischen Maroniten wählte P. Basile Hachem OLM zum neuen Generalsuperior.

Die mexikanische Missionsgesellschaft der Missionare vom Heiligen Geist wählte P. Melecio Picazo Galvez M.Sp.S. zum neuen Generalsuperior. Die Missionsgesellschaft hat auch Niederlassungen in der BRD.

Die Augustiner-Rekollekten wählten P. Salverio Pipaon zum neuen Generalsuperior.

Die Kongregation der Oblaten von der Makellosen Jungfrau wählten den Italiener Marcello Zago OMI zum neuen Generalsuperior. P. Zago war bisher Sekretär des vatikanischen Sekretariates für die Nicht-Christen.

Neuer Generaloberer der Kongregation des hl. Erzengels Michael wurde P. Jan Chrapek CSMA.

2. Berufungen und Ernennungen

P. Hermann-Josef Lentze OFM (47) wurde von der Deutschen Bischofskonferenz mit Wirkung vom 1. Oktober 1986 zum Leiter des Referates Zivildienstseelsorge in der Zentralstelle Pastoral berufen.

Der Generalsuperior der Steyler Missionsgesellschaft, P. Heinrich Heekeren SVD, wurde zum Mitglied der Kongregation für die Glaubensverbreitung ernannt (L'Osservatore Romano n. 242 v. 12.10.86).

Zum Unter-Sekretär der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute wurde der Amerikaner Msgr. Joseph Galante aus Philadelphia ernannt (L'Osservatore Romano n. 292 v. 9./10.12.86).

P. Daniel Faltin OFM Conv. wurde unter die Prälaten der Rota Romana (Rota-Richter) aufgenommen (L'Osservatore Romano n. 248 v. 19.10.86).

Der Sulpizianer Kardinal Edouard Gagnon wurde zum Mitglied des Obersten Gerichtshof der Apostolischen Signatur ernannt (L'Osservatore Romano n. 254 v. 26.10.86).

Der Heilige Vater ernannte P. Charles Schleck CSC zum Unter-Sekretär der Kongregation für die Glaubensverbreitung (L'Osservatore Romano n. 296 v. 14. 12. 86).

3. Auszeichnung

P. Johannes Günter Gerhartz SJ (59), Generalsekretär des Jesuitenordens, und P. Eugen Hillengaß SJ (56), Generalökonom des Ordens, wurden mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet. Dieselbe Auszeichnung erhielt Schwester Angela Kubon (56), Generaloberin der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis (KNA).

4. Heimgang

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb am 28. November 1986 P. Leo Friedrich, Generalkommissar der Gemeinschaft von den Heiligen Engeln, Kloster Banz (Bamberg). P. Friedrich stand im 75. Lebensjahr.

Am 26. Oktober 1986 starb in Jülich-Barmen, Haus Overbach, im Alter von 79 Jah-

ren P. Albert Jansen OSFS. Er war von 1961–1967 Provinzial der Deutschen Provinz der Oblaten des hl. Franz von Sales und mit kurzen Unterbrechungen fast 30 Jahre lang Novizenmeister und Klerikatsleiter in Haus Overbach.

Am 2. Oktober starb in Bamberg im Alter von 74 Jahren P. Friedrich M. Quatmann OP. Von 1962–1970 war er Provinzial der Ordensprovinz Teutonia und von 1966–1970 Zweiter Vorsitzender der VDO. P. Quatmann war stets aufgeschlossen für die gemeinsamen Fragen der Orden und geistlichen Gemeinschaften. Im Vorstand der VDO war sein kluger Rat sehr geschätzt.

Am 10. Dezember 1986 starb in Günzburg P. Pius Thomas Rudloff CMM. Der Verstorbene (geboren 1910 in Bergrheinfeld) war Missionär in Südafrika. Von 1973 bis 1979 leitete er als Generalsuperior die Kongregation der Mariannhiller Missionäre.

Am 20. August 1986 starb in Rom P. Nicola Ferrante C.Ss.R., Generalpostulator der Kongregation der Redemptoristen.

Am 29. November 1986 starb P. Roger Roy C.Ss.R. eines plötzlichen Todes im Alter von 59 Jahren. Der Verstorbene war Sekretär der Accademia Alfonisana in Rom.

Am 5. September 1986 starb P. Giovanni Arrighi OP. Der Verstorbene arbeitete seit 1963 im Vatikan in der Kommission der Seelsorge für die Menschen unterwegs. Zuletzt war er ständiger Beobachter des Vatikans bei der Weltorganisation für Tourismus (L'Osservatore Romano n. 211 v. 7.9.86). R.I.P.

STATISTIK

1291 Orden, Kongregationen und Apostolische Gemeinschaften zählt die katholische Kirche in der Kategorie „Weibliche Ordensgemeinschaften". Hinzu kommen 43 Säkularinstitute. 13 Schwesterngemeinschaften haben über 5000 Mitglieder. 202 Gemeinschaften haben weniger als 100 Mitglieder, bei drei von ihnen liegt die Zahl der Mitglieder unter 20.

Der größte Frauenorden der katholischen Kirche ist mit 32946 Mitgliedern die Gemeinschaft der Töchter der Liebe des Heiligen Vinzenz von Paul mit dem Mutterhaus in Paris. Ein Jahr zuvor lag die Mitgliederzahl bei 33446. An zweiter Stelle folgen die Salesianerinnen Don Boscos mit 17217 Schwestern (1984: 17269), gefolgt von den Karmelitinnen mit 13026 (1984: 11649) und den Klarissen mit 11300 Schwestern (1984: 11649). Den fünften Platz belegen die Missions-Franziskanerinnen, die weltweit 8678 Schwestern zählen (1984: 8727). Die Mitgliederzahl der Schwestern vom Guten Hirten ging von 8043 im Jahre 1984 auf 7894 im Jahre 1985 zurück. Auch die Schulschwestern Unserer Lieben Frau hatten einen leichten Rückgang der Mitgliederzahl von 7826 auf 7616 zu verzeichnen. Auf den weiteren Plätzen folgen die Benediktinerinnen (7534), die Schwestern vom Kinde Jesu (7258), die Kreuzschwestern von Ingenbohl (6683), die Visitandinnen (6500), die Dominikanerinnen (5660) und die Vinzentinerinnen von der Heiligen Johanna Antida Thouret (5294). Die Mitgliederzahl der Herz-Jesu-Schwestern der Heiligen Sofia Barat sank unter die 5000-Mitglieder-Marke auf 4940. Weitere bekannte Schwesterngemeinschaften haben folgende Mitgliederzahlen: die Ursulinen 4046, die Töchter des Heiligen Franz von Sales 4037 und die Steyler Missionsschwestern (Dienerinnen des Heiligen Geistes) 3970. Die mitgliederstärkste Gemeinschaft unter den Anbetungsschwestern sind mit 3042 Mitgliedern die Anbetungsschwestern von Ernakulam – eine indische Schwesterngemeinschaft (Internationaler Fidesdienst vom 27.8.86, Nr. 3519, ND 262).

Joseph Pfab

Neue Bücher

Bericht

Moderne Kunst und die Kirchen

Neue Impulse im gegenwärtigen Gespräch

Überlegungen im Anschluß an einige Neuerscheinungen vorgetragen von
Fr. Johannes Römelt CSsR, Hennef/Sieg

„Christentum muß doch etwas Kreatives sein ...", das war jedenfalls die eindringlich verfochtene Meinung von Monsignore Otto Mauer, eines der wenigen kompetenten Gesprächspartner auf katholischer Seite für zeitgenössische Künstler schon in den 50er und 60er Jahren. Und weiter: „Die heutige Kunst bedarf sogar sehr einer spirituellen Exegese, einer weltanschaulichen Exegese, einer glaubensnormierten Exegese, einer ethischen Exegese und es gibt wenige Leute in jedem Lande, ... die sich damit beschäftigen." Erst in dem Katalog zu der Ausstellung anläßlich des Berliner Katholikentages „Zeichen des Glaubens – Geist der Avantgarde" (1980; ausgerichtet von Wieland Schmied) wurde Otto Mauers Rede von 1972 wieder in Auszügen abgedruckt (S. 11ff.). Dieselbe Ausstellung in Berlin stellt sich im Rückblick als ein besonders kräftiger Impuls für das wieder stärker belebte Gespräch zwischen der zeitgenössischen Kunst und der Kirche dar. Daß die Kirche der modernen Kultur eher in skeptischer Distanz gegenübersteht, ist kein Geheimnis; die defensive Haltung, die seit der Aufklärung ihr Verhalten bestimmte, wirkt auch heute noch nach. Im Verhältnis zur Kunst hatte das zu der Situation geführt, daß beispielsweise in der klassischen modernen Malerei durchaus religiös inspirierte Bilder und selbst solche mit ausdrücklich christlich-biblischer Thematik gemalt wurden, diese aber nur in den seltensten Fällen in Kirchenräume gelangten. Dort gab man sich statt dessen mit Zeugnissen einer „überlieferten, kraftlos gewordenen Ikonographie" (G. Rombold) oder auch schlicht mit Kitsch zufrieden.

Es gibt Anzeichen dafür, daß diese Situation heute nicht mehr so einfach hingenommen wird; die bereits erwähnte Berliner Ausstellung hat darauf besonders wirksam hingewiesen. Daß eine stärkere Bemühung um die Kunst aber nicht nur Anliegen von Einzelnen in der Kirche ist, bezeugen die vielbeachteten Reden Papst Johannes Paul II. zu dieser Frage während seiner Pastoralreisen durch Deutschland und Österreich. Inzwischen lassen sich eine ganze Reihe von Initiativen aus den letzten Jahren auflisten, durch die das Gespräch zwischen Kunst und Kirche neu begonnen bzw. weitergeführt wurde: von einer Tagung auf Anregung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken über „Kirche, Wirklichkeit und Kunst" 1979 über den Evangelischen Kirchbautag 1983 in Nürnberg bis zur Vorstellung verschiedener Künstler auf dem Katholikentag 1986 in Aachen. Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang besonders auch Ausstellungen, die nicht von offiziellen kirchlichen Stellen initiiert wurden, die Bedeutung religiöser Haltung und Erfahrung aber doch thematisierten (z. B. „Luther und die Folgen für die Kunst", Kunsthalle Hamburg 1983/84; „Apokalypse – Ein Prinzip Hoffnung?", Ludwigshafen 1985). Begleitet wird diese aktuelle Auseinandersetzung durch die beiden großen Zeitschriften, die sich im deutschsprachigen Raum mit dem Begegnungsfeld von Kunst und Kirche befassen: die von dem Freiburger Museumsdirektor Hans H. Hofstätter betreute Zeitschrift „Das Münster" (Verlag Schnell & Steiner, München) ist vor allem kunsthistorisch ausgerichtet, bringt aber auch in jedem Heft Berichte über moderne Gestaltung von Kirchbauten und Atelierbesuche bei Künstlern, die für die Kirche arbeiten. Hier veröffentlicht auch die Deutsche Gesellschaft für Christliche Kunst regelmäßig ihre Mitteilungen. Dagegen steht die von Günther Rombold, Lothar Kallmeyer, Rainer Volp und (seit 1986) Friedhelm Mennekes redigierte öku-

menische Zeitschrift „Kunst und Kirche" (Landesverlag, Linz/Donau) stärker in der Auseinandersetzung mit den aktuellen Entwicklungen der Kunstszene. Avantgardisten und junge Künstler finden hier eher einen Platz. Deutlich ist auch die Bereitschaft, sich der weltanschaulichen und philosophischen Auseinandersetzung zu stellen, die von modernen Künstlern eingefordert wird. Dem Blick auf die direkte „Verwendung" von Kunst im kirchlichen Bereich wird dann nicht so viel Raum gegeben, er kommt aber deshalb nicht unbedingt zu kurz.

Betrachtet man heute das Verhältnis von Kunst und Kirche, so wird man in wenigen Stichworten etwa folgende Beobachtungen machen können:

1. Kunst und Kirche sind, so hat es den Anschein, nicht aufeinander angewiesen. Die autonome Kunst ist weder finanziell noch inhaltlich von Kirche oder Religion abhängig. Private Sammler, Galerien und Museen bieten den heutigen Künstlerpersönlichkeiten und ihrem Werk ausreichend Raum. Auf der anderen Seite steht die Kirche wie auch der überwiegende Teil der übrigen Gesellschaft der zeitgenössischen Kunst weitgehend mit Unverständnis gegenüber. Kunst hat eine dekorative Funktion, dem entsprechen zweifellos viele Produkte der Avantgarde nicht.

2. Dennoch treffen sich Kunst und Kirche – so wird festgestellt – in ihrem Bemühen um den heutigen Menschen. „Das Thema der Kirche und das Thema der Künstler wie Publizisten ist der Mensch, das Bild vom Menschen, die Wahrheit vom Menschen, das ‚Ecce homo' ...", betonte Papst Johannes Paul II. 1980 in München. Dabei geht es um Beschreibung wie auch um Sinndeutung menschlicher Existenz.

3. Nicht zu übersehen ist aber, daß darunter sehr Unterschiedliches verstanden wird. Vielleicht läßt sich dies sehr verkürzt in zwei Tendenzen umschreiben: die Aufgabe der Kirche ist es, den Menschen von heute das Evangelium zu verkünden. Durch die Erlösungstat Jesu Christi ist das Heil für uns Menschen bereits Realität, so lautet das Kerygma. Hier wird die Erlösung laut und sicher proklamiert. Demgegenüber richtet der Künstler sich nicht wie der Prediger an eine Gemeinde. Er spricht zuerst einmal nur für sich selbst, gestaltet das, was ihn umgibt; aus Überlebensdrang heraus, aus Betroffenheit, aus analytischem Interesse oder auch aus Lust am Versuch. Was einem Kunstwerk Überzeugungscharakter gibt, ist nicht eine philosophische Konzeption, sondern seine formale Kraft. Es wird dann als beeindruckendes Zeugnis verstanden. Ob es als religiöses Zeugnis verstanden oder vielleicht bloß in seiner formalen Gestalt wahrgenommen wird, hängt dabei wesentlich vom Betrachter ab.

4. Proklamation des Evangeliums und Zeugnis können ergänzend zueinander verstanden werden. Wie die Kreativität der Kunst inzwischen das gesamte Leben zu umfassen sucht und von ihm Zeugnis gibt, so sollte man in der Kirche vielleicht mehr betonen, daß das gesamte Leben der Christen Proklamation des Reiches Gottes sein soll. Mut für die Zukunft macht die Bereitschaft mancher Künstler zur Auseinandersetzung mit Religion. Auf seiten der Theologen ist umgekehrt noch ein größeres Nachholbedürfnis festzustellen. Wie ernsthaft aber auf diesem Gebiet gearbeitet wird, zeigen die Neuerscheinungen, die im Folgenden vorgestellt werden.

Mut macht das Buch des Würzburger Bischofs Paul-Werner Scheele[1]; ihm liegt Überwindung des Bruchs zwischen Glaube und Kultur spürbar am Herzen. Neben vier bereits früher publizierten Artikeln enthält sein Buch auch vier noch unveröffentlichte Beiträge, darunter drei ausgesprochen spezielle Studien (über „Das Christuszeugnis des Liedes von der

1 SCHEELE, Paul-Werner: *Begnadete Kunst.* Sprache und Kunst im Licht des Glaubens. Würzburg 1986: Echter Verlag. 208 S., kt., DM 29,–.

Sachsenbekehrung [777]", S. 69–79; über Franz Hettinger, S. 80–136; über Friedrich Spee, S. 137–160). Der Verf. steht vor allem der Wortkunst nahe und entwickelt dazu ausführlicher eine Theologie des Wortes, das in seiner Vollform Selbstmitteilung Gottes ist. Nicht so deutlich wird, welchen Stellenwert die Kunst bei der Antwort des Menschen einnimmt. Die Kehrseite der Vorliebe für das Wort zeigt sich, wenn der Verf. Musik nicht von ihr selbst, sondern von dem vertonten Text her versteht (z. B. das Lied der Freude in Beethovens IX. Sinfonie); damit wird er dieser Kunstform kaum gerecht. Bedeutsam ist sicher der letzte Aufsatz zum Thema „Priester und Kultur" (197–208): hier steht die Offenheit und Positivität gegenüber der Kultur vor Wachsamkeit und Vorsicht. Sehr treffend ist die Wortprägung vom „Apostolat der Präsenz" (206).

Von einem Projekt im Winter 1984/85, das auch in der Presse größere Beachtung fand, berichtet ein von dem Jesuiten Friedhelm Mennekes herausgegebener Band.[2] Der Verf. ist Pastoraltheologe in Frankfurt/St. Georgen und widmet sich seit ein paar Jahren sehr ernsthaft dem Dialog zwischen Kunst und Kirche, was zu einer Reihe von Publikationen geführt hat. Recht publikumswirksam führte er sich durch die Frankfurter Reihe von 19 Einzelausstellungen moderner Künstler zum Thema „Menschenbild – Christusbild" in die „Szene" ein. Unter dem Titel „Zwischen Kunst und Kirche" sind die Begleittexte zu den Ausstellungen zusammengefaßt, dazu gesellen sich vier einleitende Beiträge „Zum gegenwärtigen Verhältnis von Kunst und Kirche" (21–40), zur Ikonenmalerei (41–49) und zu den klassischen modernen Meistern Georges Rouault (50–59) und Hans Arp (60–69). Einige abschließende Beiträge befasssen sich teilweise mit Spezialthemen, teilweise mit der Auswertung der Frankfurter Ausstellungsserie, die als Begegnung sowohl mit den Künstlern wie mit ihrem Werk geplant war. Mit am interessantesten dürften die Ausstellungen im Kirchenschiff der Markuskirche in Frankfurt-Nied gewesen sein: Kunstwerke, die sich im Kirchenraum (und einmal nicht im Kunstghetto Museum) zu bewähren hatten. Daß dazu auch Proteste aus der Kirchengemeinde kamen, war angesichts der Anstößigkeit moderner Kunst zu erwarten. Den Kern des Buches bilden die recht kurzen Texte zu den einzelnen Künstlern: eine knappe Einführung in das Werk jeweils, nicht sehr hilfreich wahrscheinlich für jemanden, der mit diesem Werk nicht bereits in Ansätzen vertraut ist. Dabei begegnet man hier beispielsweise Arnulf Rainer, Joseph Beuys, Alfred Hrdlicka; den Vertretern der Neuen Wilden Helmut Middendorf und Bernd Zimmer; den Theologen Herbert Falken und Thomas Lehnerer ...also Künstlern, die mit traditionellen Sehgewohnheiten nicht gerade sanft umgehen. Die Besucher der Frankfurter Ausstellungen hatten eine Reihe von Kunstobjekten vor sich; der Leser kann einen Ersatz finden in dem Katalog, der ebenfalls herausgegeben wurde.[3] Wer sich für das Werk der Künstler interessiert und nicht nur allgemein für das Verhältnis von Kunst und Kirche, der sollte sich trotz des höheren Preises nicht scheuen und diesen (dafür auch besser ausgestatteten) Katalog kaufen. Durch die direkte Auseinandersetzung mit dem Werk der Künstler erfährt man mit Sicherheit mehr als durch die dazu produzierte Sekundärliteratur. Jeder der Künstler kommt in diesem Band in einem Interview zu Wort und wird ebenfalls mit einigen seiner Werke vorgestellt. Abschließend folgt eine Kurzbiographie und Charakterisierung seines Schaffens. Das ist eine gelungene Konzeption: es wird ein treffender Eindruck von den Künstlern und ihrem Werk vermittelt. Natürlich kann nicht der Besuch einer Ausstellung und die direkte Begegnung mit den Kunstwerken ersetzt werden. Dieser Katalog bietet aber das, was in dem Rahmen möglich ist: Information und Anregung für die Lust am Schauen.

---

2 *Zwischen Kunst und Kirche.* Beiträge zum Thema: Das Christusbild im Menschenbild. Hrsg. v. Friedhelm MENNEKES. Stuttgart 1985: Verlag Katholisches Bibelwerk. 276 S., kt., DM 9,80.

3 GRINTEN, Franz Joseph van der – MENNEKES, Friedhelm: *Menschenbild – Christusbild.* Auseinandersetzung mit einem Thema der Gegenwartskunst. Stuttgart 1984: Verlag Katholisches Bibelwerk. 296 S., geb., DM 58,–.

Hier wird dann auch erst die große Bandbreite moderner Kunst deutlich: von den intelligenten Installationen T. Lehnerers bis hin zu der sinnlichen Expressivität eines Nobert Tadeusz und dann wiederum den Farbraumkörpern Gotthard Graubners. Ein Jahr nach „Menschenbild – Christusbild" erschien 1985 in gleicher Ausstattung ein zweiter Band mit dem Titel „Mythos und Bibel"[4], der allerdings nicht auf eine Ausstellung zurückgeht. Hier werden so renommierte Avantgardisten wie Ewald Mataré, Francis Bacon und Georg Meistermann vorgestellt, auch jüngere Künstler wie Ben Willekens, Arthur Stoll, Dorothee von Windheim. Die Einleitung dieses Bandes bildet ein Artikel von Franz Joseph van der Grinten, der eher assoziativ seine Gedanken ausbreitet; sein Pendant bildet zum Anschluß ein sehr instruktiver Beitrag über Grundformen der Sinnvermittlung: „Mythos – Kunst – Religion" von F. Mennekes. Zu den beiden Bänden läßt sich sagen, daß das Konzept von der Begegnung mit den Künstlern, so leserfreundlich und didaktisch es ist, auch seine schwerwiegenden Nachteile hat. Deutlich wird das vor allem bei den Gesprächen mit starken Künstlerpersönlichkeiten wie J. Beuys, F. Bacon oder A. Rainer. Der Versuch, den religiösen Gehalt von Malerei in erster Linie durch Nachspüren in der Biographie des Künstlers zu ermitteln, kann nur zu einem kleinen Teil gelingen. Ein Schluß von religiöser Sozialisation oder Erfahrungen mit der Kirche auf die Ergebnisse der Malerei bleibt sehr dürftig. Bei diesem Ansatz kommt der Eigenwert des Kunstwerks zu kurz wie auch der Anteil des Betrachters an der Interpretation. Exemplarisch deutlich wird das in dem Gespräch mit F. Bacon, der das Bild schlechterdings für sich selbst sprechen lassen möchte (Mythos und Bibel 84–89; hier liegt natürlich auch der Vergleich nahe mit den interessanten und tiefgehenden Gesprächen, die David Sylvester mit Bacon geführt hat). Zuletzt sei noch auf einen Band hingewiesen, der sich mit einem Aspekt des Werkes von Arnulf Rainer befaßt.[5] Rainer erstellt seine Arbeiten, indem er Graphiken oder Fotographien von Kunstwerken übermalt; hier ist eine Anzahl von Christusgesichtern zusammengetragen (von denen eine ganze Reihe übrigens auch während des Katholikentages in Aachen ausgestellt waren). Die Ausstattung des Bandes ist vorbildlich; das Schwergewicht liegt auf den fast 100 Abbildungen, die in der Qualität um einige Grade über denen der vorher besprochenen Bücher liegen. Sie erreichen eine Plastizität, die tatsächlich die Wirkung der Originalblätter anklingen läßt. Gegenlinien und Verstärkungen lassen sich verfolgen, der sichere Strich Rainers wird spürbar. Schon mehrere Jahrzehnte setzt sich Rainer mit einem schmalen Formvokabular auseinander: die Ergebnisse sind meisterhaft. Man nehme als Beispiel den Toten Christus von S. 155, dessen ruhender Kopf durch nervöse Striche in unbeschreibliche Erregung versetzt wird. Die Augen scheinen zu zerspringen, und die vorher so regelmäßig gelegten Haare flattern umher, der Bart zerfliegt. Ist das nicht dem Tod dieses Menschen, in dem Gott sich selbst gegeben hat, angemessen? Ergänzt werden die Abbildungen durch eine Einführung von F. Mennekes („Kunst aus Distanzierung", 9–17) und dem Abdruck eines Gesprächs mit dem Künstler. Das Ergebnis ist ein Band, der Kennern moderner Kunst einiges zu bieten hat.

Diese kleine Auswahl von Büchern über das Spannungsfeld von Kunst und Kirche kann mühelos ergänzt werden: unter dem Titel „Dialog mit der Bibel" stellt beispielsweise der Kunstdienst der Evangelischen Kirche eine Reihe von Künstlern aus der DDR vor; F. J. van der Grinten und F. Mennekes haben bereits einen weiteren Band („Abstraktion und Kontemplation") vorbereitet ...: auch die Theologen und die Kirchen treten in das Gespräch ein.

4 GRINTEN, Franz Joseph van der – MENNEKES, Friedhelm: *Mythos und Bibel.* Auseinandersetzung mit einem Thema der Gegenwartskunst. Stuttgart 1985: Verlag Katholisches Bibelwerk. 340 S., geb., DM 58,–.

5 RAINER, Arnulf: *Umkreisen und Durchdringen.* Christusgesichter. Hrsg. v. Friedhelm MENNEKES. Stuttgart 1986: Verlag Katholisches Bibelwerk. 221 S., geb., DM 98,–.

Besprechungen

Geistliches Leben und christliche Praxis

BOFF, Leonardo: *Zeugen Gottes in der Welt.* Ordensleben heute. Zürich 1985: Benziger Verlag. 344 S., kt., DM 38,–.

Das Buch hat einen etwas eigentümlichen Werdegang – aus dem Französischen entstand der deutsche Text, jener aber aus dem Spanischen, der wiederum aus einer Vielzahl aus verschiedenen Jahren stammenden portugiesischen Originalveröffentlichungen. Aber ähnlich wie in Boffs Buchzusammenstellung, in der vom deutschen Verleger mehrere Einzelwerke zu einem Buch gemacht worden sind, das den Titel einer der Einzelteile trägt (Jesus Cristo Libertador, Jesus, der Befreier – wir werden es demnächst besprechen), gelang auch hier das eigentlich eher Unwahrscheinliche: ein konsequent aufgebautes neues Buch fügt sich zu einem Ganzen. So bietet der Sammelband Boffs Gedanken aus den Jahren von 1971 bis 1976 über das Ordensleben in vier Hauptteilen: Grundlage, Ausdruck, Konkretisierung, Sendung. Um eine Ahnung von der umfassenden Thematik zu vermitteln, seien einige Einzelkapitel genannt: Das Ordensleben – ein Phänomen in allen Religionen; Gotteserfahrung und Ordensleben; anthropologische Struktur der Gelübde: ein Gelübde in drei Gelübden; die einzelnen Gelübde im einzelnen; Ordensleben und Säkularisierung; Gebet in säkularer Welt; Unterentwicklung, Befreiung, Evangelisierung und Ordensleben. – Vorab sei mein Gesamteindruck gesagt: ich halte Boff für einen der bemerkenswertesten Theologen wegen seiner Fähigkeit zu sammeln, zu synthetisieren, überraschend zu formulieren und sich verständlich auszudrücken. Und ich halte dieses Buch neben den Büchern von Riebl/Salmen und Sudbrack für die brauchbarste Einführung in eine Theologie des Ordenslebens. Das heißt nicht, daß ich nicht einiges anders sehe (z. B. Armut und deren Ursache in der Bibel, 137–142; Jesu Verhalten ihnen gegenüber, 154–156; Verhältnisbestimmung zwischen der geistlichen Bedeutung des Laienlebens und des Ordenslebens, 30, 31, 34, 101). – Auch der letzte Teil müßte mit dem Verfasser einmal durch – gesprochen werden. Die Verschiedenheit der Situation macht das Verstehen schwierig, ist doch z. B. eine Ordensschule in Brasilien (ohne jeden Staatszuschuß, also praktisch eher für die Reichen) etwas anderes als bei uns ... Dafür gibt es zu vielen Einzelausführungen soviel Zustimmung, daß das hier nicht aufgelistet werden kann. Kurz: ein faszinierendes Buch ...

P. Lippert

GRÜN, Anselm: *Einswerden.* Der Weg des hl. Benedikt. Reihe: Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 36. Münsterschwarzach 1986: Vier-Türme-Verlag. 79 S., kt., DM 8,80.

Die Lebensbeschreibung des hl. Benedikt durch Papst Gregor den Großen ist keine historische Biographie. Sie beschreibt vielmehr Benedikts Leben in archetypischen Bildern, die weit über die Bedeutung einer einzelnen Persönlichkeit hinaus Wesentliches über das menschliche Leben schlechthin aussagen. Der Verfasser dieses kleinen Büchleins unternimmt den Versuch, mit Hilfe der tiefenpsychologischen Auslegungsmethode die Schrift Gregors zu erschließen und entdeckt dabei Zusammenhänge, die auch für das geistliche Leben des moderern Menschen von Bedeutung sind.

KREPPOLD, Guido: *Kranke Bäume – kranke Seelen.* Franziskus von Assisi eine Antwort? Reihe: Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 35. Münsterschwarzach 1986: Vier-Türme-Verlag. 77 S., kt., DM 7,80.

Die Störung des Gleichgewichtes in der Natur ist ein Faktum, das heute niemand mehr bestreiten kann. Wissenschaftler haben längst damit begonnen, den Ursachen nachzugehen, um wirksame Abhilfe zu schaffen. Wichtiger als diese Arbeit ist aber sicher die Beantwortung der Frage nach dem kranken Verursacher, nach der verlorenen Mitte des Menschen. Franz von Assisi war nach der Legende ein Mensch, der mit sich und der Natur versöhnt war. Da seine Persönlichkeit auch außerhalb der Kirche Interesse findet, lohnt sich eine Auseinandersetzung mit seiner Person, wie sie hier geboten wird. Dem Verfasser gelingt es zu zeigen, daß Leben und Wirken des großen Heiligen auch für unsere Verhältnisse nicht belanglos sind.

BARKEY, Theresia: *Damit ihr Leben gelingen kann.* Die Arbeit mit Blinden – am Beispiel der Schwestern der Christlichen Liebe. Paderborn 1984: Verlag Bonifatius-Druckerei. 90 S., kt., DM 7,50.

Die Betreuung blinder Kinder ist im deutschen Sprachbereich, besonders in Westfalen, an die Person von Pauline von Mallinckrodt und ihrer Genossenschaft der Schwestern von der Christlichen Liebe gebunden. Aus Anlaß des 125jährigen Bestehens der Kongregation erschien nicht nur ein kurzer Lebensabriß von Pauline von Mallinckrodt (Cyrenäa Frenke: Pauline von Mallinckrodt), sondern auch die vorliegende Schrift, in der die besondere Leistung der Gründerin für blinde Menschen dargestellt wird. Viel Bildmaterial zeigt den Stand der Betreuung, die Weite der Ausbildung heute und ehemals.

TÜRKS, Paul: *Philipp Neri oder das Feuer der Freude.* Freiburg 1986: Herder Verlag. 240 S., geb., DM 28,–.

Von Philipp Neri hat man so seine Vorstellungen: der „Spaßvogel Gottes", der „lustige" und „fröhliche" Heilige, sympathisch wie sonst vielleicht nur Franz von Assisi, unkonventionell, charmant und heiter, von anziehender und einladender Persönlichkeit. Freilich, alles das war Philipp Neri, und so schildert ihn der Autor Paul Türks auch, und er gibt seinem Neri-Buch nicht zu Unrecht den Untertitel „Das Feuer der Freude". Paul Türks, selbst Mitglied des Oratoriums vom hl. Philipp Neri, entdeckt in seiner facettenreichen Biographie aber auch Züge des Heiligen, die das vermeintliche Wissen über ihn stutzig werden lassen: hätte man gedacht, wie sehr Philipp ausgerechnet einen Mann wie Savonarola mit seinem strengen (wieder einmal eben nur vermeintlich) düsteren Buß- und Reformruf schätzte, wie sehr dieser „fröhliche" Heilige unter Verleumdungen, Verdächtigungen und Gerede zu leiden hatte, unter der Inquisition, unter Päpsten wie dem fanatischen Paul IV. und sogar noch unter dem heiligen (!) Pius V., und wie arg er in der Tat litt? Wie er durch unkonventionelle Missionsmethoden ebenso wie durch sein Beichtstuhlapostolat zum zweiten Apostel Roms – nach dem hl. Petrus – geworden ist? In welchem Maße er Mystiker war? Wie sehr sich Philipp dagegen gewehrt hat, daß seine Weltpriestervereinigung ein Orden mit Gelübden würde, wie aus seinem letzten Testament (zit. bei Türk S. 211) hervorgeht: „Wenn in Zukunft irgendein Mitglied der Kongregation die Idee entwirft, Gelübde einzuführen und darüber in der Öffentlichkeit oder im Privaten spricht, dann soll er und alle, die seiner Ansicht folgen, sich auf Grund dieser Tatsache als entlassen und von der Kongregation getrennt betrachten. Und von dem Moment an können sie kein Recht mehr beanspruchen und sind wie solche, die nie zu unserer Kongregation gehört haben."

Damit sind wir bei einem Thema, das in diesem Buch dankenswerterweise mitbehandelt ist: der Entwicklung des Oratoriums vom hl. Philipp, welches Türks in bescheidenem Zitat „eine Randbemerkung in der Geschichte der Kirche" nennt. Weil unlösbar mit dem hl. Philipp verbunden, erfährt der Leser Wesentlichens über Geist und Zielsetzung des Oratoriums, über sein Spiritualität, seine Entwicklung und seine Konstitutionen. Somit greift diese anschauliche Biographie zugleich ins Gebiet der Geschichte des Ordenswesens über und ist somit doppelt wertvoll. R. Henseler

Franz von Sales – Feuer und Tau. Führung der Seele. Bearb. v. Ingeborg KLIMMER. Reihe: Herderbücherei; Texte zum Nachdenken; Bd. 1294. Freiburg, Basel, Wien 1986: Herder Verlag. 127 S., kt., DM 7,90.

Franz von Sales (1567–1622), Bischof von Genf und Verfasser der „Philothea", gilt zu Recht als einer der großen geistlichen Leiter in der Geschichte der Kirche. Das vorliegende Bändchen präsentiert eine kleine Auswahl von Texten aus seinen Schriften, die durch die Neuübersetzung von Ingeborg Klimmer den heutigen Lesern auch sprachlich näherkommen. Hilfreich ist die Nüchternheit des Heiligen, der beispielsweise vor „Magenverstimmungen" warnt, die durch den unkontrollierten Gebrauch aller möglichen geistlichen Methoden und Mittel hervorgerufen wird. In den abgedruckten Texten kommt eine recht unverkrampfte Sicht der Unvollkommenheit des Menschen und eine große Einfühlungskraft für die individuellen Wege im geistlichen Leben zum Ausdruck. Immer wieder erscheint vor allem der Bezug zum christlichen Handeln, der tätigen Nachfolge. Ob-

wohl Franz von Sales seit mehr als 350 Jahren tot ist, können deshalb seine Schriften für manche Christen auch heute Hilfestellungen bieten. Joh. Römelt

FRENKE, Cyrenäa: *Pauline von Mallinckrodt in ihrer Zeit* (1817–1881). Paderborn 1984: Verlag Bonifatius-Druckerei. 64 S., kt., DM 5,80.

Die Verf. schrieb den Lebenslauf anläßlich des 125jährigen Bestehens der „Kongregation der Schwestern der Christlichen Liebe", deren Gründerin Pauline von Mallinckrodt war. Der Leser erlebt ein Stück der katholischen Kirchengeschichte im Preußen dieser Jahre. Besonderes Interesse verdient die Schilderung der Ereignisse des Kulturkampfes unseligen Andenkens, wie er die Gründung der trotz allem unermüdlichen Frau bedrängte.

GUNDOLF, Hubert: *Maji – Maji – Blut für Afrika.* Auf den Spuren des 1905 in Ostafrika ermordeten Missionsbischofs Cassian Spiss OSB. St. Ottilien 1984: EOS Verlag, 210 S., geb., DM 24,80.

Dieses Buch ist Chronik, Dokumentation und Reportage zugleich. Die Verkündigung des Evangeliums ging in jener Zeit trotz Schutz durch die Kolonialmacht nicht so ungestört vor sich, wie manche es annehmen möchten. Der Aufstand, der als Maji-Maji-Aufstand in die politische Geschichte des ehemaligen Deutsch-Ostafrika eingegangen ist, war ein politischer Aufstand, der die Mission mitbetraf. Gutes Bildmaterial unterstreicht die Geschichte des Missionsgebietes und der Leistungen der Missionsbenediktiner von St. Ottilien. E. Grunert

HUSSEY, John: *Pionier unter Goldsuchern.* Heinrich Backhaus – ein Priester aus Westfalen in Australien. Paderborn 1985: Verlag Bonifatius-Druckerei. 167 S., geb., DM 19,80.

Mit Recht hat das Bistum Sandhurst (Australien) in diesem nett und spannend geschriebenen Lebensabriß dem verdienten Heinrich Backhaus ein literarisches Denkmal gesetzt. Es sollte in Zukunft in allen Borromäusbibliotheken der Pfarren in Paderborn und darüber hinaus zu finden sein, damit so auch in der engeren Heimat Heinrich Backhaus wieder bekannt wird und bleibt. Es ist schon erstaunlich, wie dieser einfache Mensch und Priester gleichsam aus dem Nichts menschliche Gemeinschaft, kirchliches Leben und ein finanziell bis heute gesundes Gemeinwesen schuf.
E. Grunert

Jesuiten gestern und heute. Elf Lebensbilder. Hrsg. v. Alfred CLAUSEN. Reihe: Große Ordensmänner, Bd. 2. Freiburg/Schweiz, Konstanz 1985: Kanisius Verlag. 148 S., kt., DM 20,–.

Nachdem der 1. Band der Reihe „Große Ordensmänner" unter dem Motto „Leben wie Franz von Assisi" Kurzbiographien von wegweisenden Franziskanern und Kapuzinern brachte, beschäftigt sich der zweite Band mit der Gesellschaft Jesu: er enthält Porträts von Jesuiten, die dem Leser nur teilweise bekannt sein dürften. Es handelt sich um elf Lebensbilder von Ordensleuten mit verschiedenstem Aufgabengebiet und aus verschiedensten Epochen; Heiliggesprochene – ich sage bewußt nicht: „Heilige" – sind nicht darunter, denn darüber ist in den meisten Fällen ausreichend Literatur greifbar.

Die mit einer Ausnahme deutschen und schweizerischen Autoren – mit wiederum einer Ausnahme allesamt Jesuiten – porträtieren den bekannten Hexenverteidiger Friedrich Spee, Seelsorger wie Peter Roh, Abbe Joye und Anton Riedweg, Missionare wie Robert Zimmermann und Edelbert Blatter, ferner den Bruder Matthäus Egger und die Märtyrer der Naziherrschaft, Alfred Delp und Rupert Mayer, schließlich dann – mit einem Schwenk nach Lateinamerika – den Blutzeugen Rutilio Grande und zum guten Schluß den Altgeneral Pedro Arrupe.

Nicht nur dieses Buch, auch die Idee zu dieser Reihe soll noch einmal lobend hervorgehoben werden. Nicht nur jene, die schon zu Ehren der Altäre erhoben worden sind, verdienen es, daß man

die Erinnerung an sie wachhält. So unterschiedlich franziskanisches und jesuitisches Charisma ist, so verschieden auch die jeweils beschriebenen Männer in Charakter, Aufgabe und Anforderung der Zeit waren: das Zeugnis eines Lebens aus dem Glauben ist letztendlich immer ein und dasselbe: es kann als Nachfolge Christi zusammmengefaßt werden. Das Unternehmen dieser neuen Reihe kann schon jetzt als geglückt gelten. Es ist zu wünschen, daß bald weitere Lebensbilder aus anderen Ordensfamilien dem Leser zugänglich werden. R. Henseler

LUCIANI, Albino: *Mein Vermächtnis.* Graz, Wien, Köln 1986: Styria Verlag. 280 S., geb., DM 39,80.

Die in diesem Band gesammelten Predigten, Ansprachen, Aufsätze und Zeitschriftenbeiträge Johannes Pauls I. werden hier erstmals in deutscher Sprache zugänglich gemacht. Offen, dialogbereit, aufrichtig und gradlinig, jedoch für manchen wohl zu konservativ – etwa bei der Frage nach einer Theologie der Welt, nach der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft, der Theologie der Befreiung – behandeln sie wesentliche Elemente des christlichen Glaubens und christlicher Lebensführung. Der Leser erhält einen einmaligen Einblick in das theologische Denken und pastorale Handeln dieses Papstes, dessen manchmal doch auch befremdenden Züge durch die vorangestellte ausführliche Biographie vertrauter gemacht werden. Ein Buch, das einer falschen Idealisierung Albino Lucianis wehrt, eher zur Auseinandersetzung provoziert. M. Hugoth

SCHÜRMANN, Heinz: *Im Knechtsdienst Christi.* Priesterliche Lebensform. Freiburg 1985: Herder Verlag. 104 S., kt., DM 13,80.

Der Verfasser, ebenso als Exeget wie als geistlicher Schriftsteller ausgewiesen, geht hier den Dimensionen der drei evangelischen Räte nach, die auch den „Weltpriester" betreffen. Es gilt nach ihm, auch außerhalb des kanonischen Rätestandes in einer Art „Räte-Zustand" einen alternativeschatologischen Lebensstil zu entwickeln. Die biblische Kategorie des doulos, des Knechtes, gewinnt hier für den Verfasser an Bedeutung. Er hält es für möglich, daß jemand, der konkret zum Priester geweiht wird, diese tiefere doulos-Berufung noch nicht hat, dennoch aber „erst im Vollzug des Presbyterdienstes in die Ganzhingabe hineingereift" (59; 70). Das Buch enthält eine Fülle geistlicher Einsichten und anregender Gedanken. Seine Grundthese will sich mir aber in dem eigentlich Gemeinten nicht recht erschließen. P. Lippert

Ein Einsiedlermönch: *Wo die Wüste erblüht.* Aus dem Erfahrungsschatz eines Menschen, der Gott über alles liebt. Reihe: Spiritualität, Bd. 44: Hilfen zum christlichen Leben. München, Zürich, Wien 1984: Verlag Neue Stadt. 148 S., kt., DM 16,80.

Drei Stationen sind es, zu denen der „Einsiedlermönch", der ungenannt bleiben will, denjenigen führt, der miterleben möchte, was er selber erlebt hat: Wüste, Gebirge, Tempel. Ein Kartäuser zeigt, wie ein Mensch Einkehr halten kann und muß, um sich und Gott nicht zu verlieren.

WALTER, Silja: *Die sieben durchsichtigen Tage.* Schöpfungsbericht und Glaubenserfahrung. Meditationen. Zürich 1985: Jordanverlag i. Gem. m. d. Verlag Styria, Graz. 96 S., kt., DM 16,80.

Es sind lyrische Meditationen über das Glaubensbekenntnis im Spiegel der Sieben Schöpfungstage. Ein poetischer und theologischer Leckerbissen.

KANITZ, Hans: *Herztöne des Jahres.* Gedanken eines Christenmenschen. Freiburg 1985: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 15,80.

Im ersten Teil umfaßt das Buch besinnliche Lesungen zu den großen Zeiten des christlichen Kirchenjahres: Weihnachten, Passion, Ostern, usw. Besinnliche Lesungen, in denen der Verf. aus sei-

ner umfassenden Kenntnis des Zeitgeschehens die aktuelle Botschaft der jeweiligen Gedenktage beleuchtet. So bei der Betrachtung zum Fest des hl. Martin: „Martin, der Teilende. Das imponiert, beflügelt und regt zur Nachahmung an. Und vielleicht geht es manchen..., wie dem Heiligen selbst: daß sie erst im nachhinein erfahren, mit wem sie eigentlich teilten. Brüderlich, wie es zu stehender Rede wurde. Wem sie sich also zum Bruder machten. Und ganz gewiß auch zur Schwester" (S. 53).

Der zweite Teil schildert das tägliche Leben und seine Fragen: Sich entschuldigen lernen; Vergeben lernen; Einübung ins Älterwerden usw. So fehlt es auch hier nicht an Formulierungen, die den modernen Menschen ansprechen. „Ich lobe den Nachbarn, weil er eine so kaum wiederkehrende Gelegenheit bietet, mich selbst nicht weniger wichtig zu nehmen als andere" (S. 127).

Für die private Einkehr, für die Besinnung auf wesentlich Menschliches und Christliches, finden sich auf jeder Seite zahlreiche Anregungen. E. Grunert

BACH, Ulrich: *Hosianna bei Gegenwind.* Versuche zu beten. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1292. Freiburg 1986: Herder Verlag. 126 S., kt., DM 7,90.

Vielen Menschen ist beten heute zum Problem geworden. Ein Grund mag darin liegen, daß sie gewohnt sind, das Gebet auf Danken, Bitten und Loben zu beschränken; die alltäglichen Nöte und Widerfahrnisse, selbst erfreuliche und befreiende Ereignisse kommen meist nicht vor. In dem vorliegenden Buch versucht ein evangelischer Theologe diese Kluft zwischen Glauben und Leben mit seiner Art des Betens zu überbrücken. So trägt er Gott alles vor, was ihn beschäftigt: Begebenheiten des Tages, Fragen, Zweifel, Ängste, Wünsche, Eingeständnisse, frohmachende Erfahrungen und solche, die ihn wütend oder traurig sein lassen: ein Mensch denkt vor Gott nach und erzählt ihm, was ihn herumtreibt. Das kann nicht einfach nachgesprochen werden, aber es kann Mut machen, aus der eigenen Situation heraus ebenso offen und „unkonventionell" vor Gott zu treten im Vertrauen darauf, so angenommen zu werden, wie man ist. M. Hugoth

HEMMERLE, Klaus: *Dein Herz an Gottes Ohr.* Einübung ins Gebet. Freiburg 1986: Herder Verlag. 160 S., geb., DM 19,80.

Vier Schritte macht der Leser mit Bischof Hemmerle, um sich ins Beten einzuüben: Zunächst werden Zugänge zum Beten gezeigt; dann folgt eine Besinnung auf das Wesen des Gebetes; von den Arten des Gebetes und deren „klassischen" Vertretern und Gebeten im Alltag handeln dann noch die beiden letzten Teile.

Was der Bischof zum Beten sagt, ist so einfach gesagt, daß es für jeden gesagt ist. Immer wieder staunt man über die Neueinkleidung der theologischen Überlegungen, die nun einmal beim Beten angestellt werden müssen. Alfons Maria von Liguori hat unter all seinen Schriften eine genannt, für die er alles andere hergegeben hätte: vom großen Gnadenmittel des Gebetes. Bischof Hemmerle darf sich sagen lassen: Für seine Einübung ins Gebet könnte er auch alles andere hergeben, daß er sonst geschrieben und gesagt hat. E. Grunert

BRANTSCHEN, Johannes B.: *Warum läßt der gute Gott uns leiden?* Freiburg, Basel, Wien 1986: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 14,80.

Was für alles Nachdenken über das Leid gilt, das gilt auch für dieses Buch: der Autor will nicht zu den leidenden Menschen selbst sprechen, aber er will helfen, angesichts des Leidens und mitleidend zu leben. Das Leid und ernstgenommene Verzweiflung sind nicht in Buch oder Predigt zu „widerlegen". Aber vielleicht können die Gedanken und vor allem die Beispiele dieses Buches das Zutrauen etwas stärken. Brantschen beleuchtet u. a. sowohl den Skandal des Leides wie das Leiden als Preis der Liebe und als Schule des Lebens, Mitleiden und Verzeihen. Die klare und farbige Sprache des Verf. ist schon aus seinem früheren Buch „Gott ist größer als unser Herz" bekannt. Im besten Sinne des Wortes wird hiermit versucht, zum Glauben auch angesichts des Leides hinzuführen. Joh. Römelt

KLEIN, Karl: *Diamanten der Armen.* Geschichten von den Rändern der Welt. Freiburg 1985: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 14,80.

Aus allen Teilen der Welt stammen diese wahren Geschichten: aus Europa, aus Südeuropa, aus Afrika, aus Asien, aus Lateinamerika. Es sind Kurzgeschichten, jede für sich abgeschlossen, jede mit einem Höhepunkt, den jedesmal eine gute Tat bildet. Es sind Arme, die ihren Reichtum, ihre Liebe schenken, wertvoll wie ein Diamant, ja wertvoller als ein Diamant. Wer Beispiele sucht für gelebtes Christentum heute, findet sie hier in Hülle und Fülle.

Exegese und biblische Theologie

Auferstehung Jesu – Auferstehung der Christen. Deutungen des Osterglaubens. Hrsg. v. Lorenz OBERLINNER. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 105. Freiburg 1986: Herder Verlag. 200 S., kt., DM 29,80.

Die Botschaft von der Auferweckung Christi ist unstreitig die Mitte christlicher Verkündigung und christlichen Glaubens. Anton Vögtle hat sich wiederholt mit Fragen des Ursprungs und des Inhalts des Osterglaubens aus theologischer und historischer Sicht auseinandergesetzt. Aus diesem Grund haben ihm einige seiner Schüler die vorliegende Festschrift zum 75. Geburtstag gewidmet. Dabei spannt sich der Bogen von den alttestamentlichen Voraussetzungen, die die Ostererfahrungen deutbar machten, über die historische Frage nach der Entstehung des Osterglaubens bis hin zu seiner unterschiedlichen Bezeugung in den neutestamentlichen Schriften.

In ihrem Beitrag „Wenn einer stirbt, lebt er dann wieder?" (Ijob 14,14) zeichnet H. Gollinger den alttestamentlich-jüdischen Hintergrund nach, vor dem die Ostererfahrungen der Jünger gedeutet werden konnten. I. Broer („Der Herr ist wahrhaft auferstanden" Lk 24,34) geht der grundsätzlichen Frage nach, was die historisch-kritische Methode über die Auferstehung Jesu und die Entstehung des Osterglaubens aussagen kann. Es ist klar, daß das Faktum der Auferweckung Jesu eine Tat Gottes ist, die die geschichtlichen Bedingungen transzendiert und deshalb nur im Glauben zugänglich ist, wie L. Oberlinner in seinem Artikel „Zwischen Kreuz und Parusie. Die eschatologische Qualität des Osterglaubens" zeigt. Im Rahmen seines Beitrages geht er zunächst der Frage nach der Entstehung des Osterglaubens nach. Dabei verweist er auf die glaubenbegründende Funktion der Erscheinungen, die bereits eine theologische Deutung des zugrundeliegenden Geschehens seien. Die Erfahrungen der Jünger nach Karfreitag können nicht losgelöst von ihren Erfahrungen mit dem historischen Jesus verständlich gemacht werden. Darum befaßt sich Oberlinner auch mit dem Vollmachtsanspruch Jesu, der sich in seiner Botschaft und in seinem Wirken manifestiert, und mit dessen Kreuzestod. Da die Jünger sich nach Karfreitag in einer äußersten Krise ihrer Jüngerschaft befanden, bedurfte es eines neuen Impulses, um ihr Vertrauen auf die Heilswilligkeit Gottes neu zu begründen. Abschließend geht Oberlinner noch näher auf den Inhalt und die Funktion des Osterglaubens ein.

Außer den grundlegenden Studien zur Auferstehungsproblematik wird nun in vier weiteren Beiträgen exemplarisch dargestellt, wie der Osterglaube sich nach den vier Evangelien entfaltet. I. Maisch arbeitet die österliche Dimension des Todes Jesu nach Mt 27, 51–54 heraus. Dabei vermag sie wahrscheinlich zu machen, daß der Text matthäische Bildung ist. In bildhafter Vorausdarstellung wird durch die Todesszene der Beginn der eschatologischen Wende dargestellt, die in der Auferstehung Jesu ihren Höhepunkt erreicht und bei der Parusie zur Vollendung kommt. P. Fiedler zeigt, daß sich in der lukanischen Emmausgeschichte die Vergewisserung des Osterglaubens spiegelt, die die Christen im Gottesdienst erfahren. Lukas hat zu diesem Zweck ein ihm vorgegebenes Schriftgespräch mit der Mahlszene verbunden, die er nach dem Muster von Lk 9,16 gebildet hat. Nach D. Zeller geht es dem vierten Evanglisten bei der Darstellung des Ostermorgens (20,1–18) um das Herausstellen des Glaubens des Lieblingsjüngers aufgrund des leeren Grabes und um die Offenbarung des Auferstandenen an Maria Magdalena, die dadurch erst gewiß wird, daß ihr Herr lebt. Um „Wege zum österlichen Glauben im Johannesevangelium" geht es J. M. Nützel. Dabei stellt er zu Recht fest, daß der Glaube seine Tragfähigkeit letztlich allein aus der personalen Begegnung mit dem Herrn erhält. Menschen können dabei nur Wegbereiter sein, insofern sie auf den

Herrn hinweisen. Es ist verständlich, daß sich daraus auch wichtige Folgerungen für die Pastoral ziehen lassen: Der Seelsorger kann vor Resignation bewahrt werden, wenn er sich bewußt macht, daß es letztlich nicht von ihm abhängt, daß jemand zum Glauben findet oder nicht. Zugleich wird er jedoch auch in seine Verantwortung gewiesen.

Der Überblick über den Inhalt der Festschrift dürfte die Bedeutsamkeit des Buches für die Reflexion über den Osterglauben gezeigt haben. Es ist allerdings schade, daß dem Buch keinerlei Register beigegeben sind. H. Giesen

MARTINI, Carlo Maria: *Abraham.* Der Weg eines Suchenden. München 1985: Verlag Neue Stadt. 176 S., kt., DM 19,80.

Derselbe, *Und sie gingen mit ihm.* Der Weg des Christen nach dem Markusevangelium. Freiburg 1983: Herder Verlag. 142 S., geb., DM 19,80 (2. Aufl. 1985).

Derselbe, *Von seinem Geist getrieben.* Dynamische Gemeinde nach der Apostelgeschichte. Freiburg 1985: Herder Verlag. 144 S., geb., DM 19,80.

Das erste dieser drei Bücher des Mailänder Kardinals geht auf einen Exerzitienkurs zurück, der methodisch an die geistlichen Übungen des heiligen Ignatius anknüpft. Dabei spielen die drei Ebenen in der Erfahrung der „Geistlichen Übungen" eine besondere Rolle. Gemeint sind die „moralische Ebene", die nach Störungen des christlichen Lebens fragt, die „Ebene der Entscheidungen", die auf die richtige Art, Gott zu dienen, ausgerichtet ist, und die „transzendentale Ebene", die letztlich auf die mystische Vereinigung mit Gott zielt. Der eigentliche Gegenstand der Meditationen ist „Abraham, unser Vater im Glauben". Der Autor bietet keine wissenschaftliche Textexegese, sondern Überlegungen zu bestimmten Punkten und Themen, die im Leben oder in der Wirkungsgeschichte Abrahams von Bedeutung waren, wie einige Kapitelüberschriften zeigen: „Die Ängste Abrahams", „Die Evangelien und Abraham", „Abraham und die soziale Gerechtigkeit", „Die Prüfungen Abrahams", „Die Tröstung des Abraham". Der Vorzug dieser Meditationen liegt in der gekonnten Verbindung von biblisch fundierten Erkenntnissen mit pastoralen Einsichten, die um die Situation des modernen Menschen wissen. Die Ausführungen bleiben niemals im Unverbindlichen stecken, sondern zwingen den Leser zur Stellungnahme und Entscheidung.

Das zweite Buch „Und sie gingen mit ihm" bietet acht Betrachtungen zu Texten aus dem Markusevangelium, die allerdings nicht fortlaufend oder thematisch, sondern katechetisch behandelt werden. Es geht dem Verfasser also auch hier nicht um ein wissenschaftliches Anliegen, sondern um den geistlichen Weg des Christen, der unter dem besonderen Aspekt der Nachfolge der Jünger Jesu gesehen wird. Der Leser soll animiert werden, über der Lektüre des Buches seinen eigenen inneren Weg zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren. Wieder versteht es der Autor meisterhaft, die Aktualität der biblischen Botschaft sichtbar zu machen. Was ursprünglich als Zeugnis für die Urkirche geschrieben war, wird unmerklich zur Einladung an den heutigen Menschen, dem Beispiel der Jünger zu folgen.

Auch das dritte Buch „Von seinem Geist getrieben" geht wie die beiden anderen auf einen Exerzitienkurs zurück. Ausgangspunkt der Betrachtungen ist diesmal die Gemeinde der Apostelgeschichte, deren Geschichte, Ziele und Leitfiguren so anschaulich geschildert werden, daß sich immer wieder Vergleiche mit der heutigen pastoralen Situation aufdrängen. Das ist nur möglich, weil der Verfasser nie der Versuchung zur Harmonisierung erliegt. Auseinandersetzungen, Verwicklungen und Probleme der damaligen Gemeinde werden offen angesprochen und bieten gerade deswegen Hoffnung und Wegweisung für die Gemeinden von heute. Viele Zeitgenossen tun sich ja mit der konkreten Kirche schwer. Gerade ihnen kann dieses Buch helfen, falsche Erwartungen abzubauen, um sich zu einem richtigen Kirchenverständnis durchzuringen. F. K. Heinemann

BOVON, François: *Lukas in neuer Sicht.* Gesammelte Aufsätze. Reihe: Biblisch-Theologische Studien, Bd. 8. Neukirchen-Vluyn 1985: Neukirchener Verlag. 232 S., kt., DM 32,–.

F. Bovon legt in diesem Sammelband seine wichtigsten Studien zum Lukasevangelium und zur Apostelgeschichte vor, die er in verschiedenen Zeitschriften zwischen 1976 und 1983 in französi-

scher Sprache veröffentlicht hatte. Zu Beginn stehen zwei Forschungsberichte: „Aktuelle Linien lukanischer Forschung" und „Lukas-Chronik". Ihnen folgen Abhandlungen zu wichtigen Themen und Auslegungen zu bedeutsamen Abschnitten des lukanischen Doppelwerkes: „Das Heil in den Schriften des Lukas. Essay"; „Die Vermittlungen im theologischen Entwurf des Lukas"; „Gott bei Lukas"; „Israel, die Kirche und die Völker im lukanischen Doppelwerk"; „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32). Erste Lesung"; „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32). Zweite Lesung"; „Der Heilige Geist, die Kirche und die menschlichen Beziehungen nach Apostelgeschichte 20, 36–21, 16"; „Das Leben der Apostel. Biblische Überlieferungen und apokryphe Erzählungen".

F. Bovon, der in der Reihe „Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament" das Lukasevangelium auslegt, sucht die Besonderheiten der lukanischen Theologie herauszuarbeiten. Wenn Lukas so wenig vom heilbringenden Tod Jesu spricht, liegt das daran, daß er in ihm den Triumph der menschlichen Sünde sieht. Dennoch bestreitet er den Sühnecharakter des Todes Christi nicht. Er ist jedoch daran interessiert, die Mitverantwortung des Menschen an seinem Heil zu betonen. Für Lukas ist das Heil nicht mit der Geschichte identisch, aber es hat Geschichte, insofern es sich schon in der Geschichte verwirklicht, wenn personale Umkehr und Heilsgeschichte zusammenkommen. Wenn Lukas die Mitverantwortung des Menschen bei seinem Heil betont, ist es nicht verwunderlich, daß er auch menschliche Vermittlungen bei der Weitergabe der Heilsbotschaft hervorhebt. Dem widerspricht nicht, daß Jesus als Mittler vorgestellt ist. Er ordnet sich vielmehr in die Reihe menschlicher Vermittlungen ein. Dem entspricht auch, daß die Eingriffe Gottes fast immer vermittelt sind: Er bediente sich der Propheten, Jesu und der Apostel. Das gilt auch für den Geist, der erst nach einer menschlichen Entscheidung in Tätigkeit tritt. So kommt auch das Wort Gottes nur durch das apostolische Kerygma zum Menschen.

Im vorliegenden Sammelband bietet Bovon eine Reihe wichtiger Aspekte lukanischer Theologie. Aus der Erkenntnis, daß die gängige historisch-kritische Methode nicht alle historischen und kritischen Fragen beantworten kann, zieht der Verfasser Schlußfolgerungen, indem er versucht, Humanwissenschaften (Soziologie und Psychologie) für die Erklärung von Texten miteinzusetzen. So erscheint das lukanische Doppelwerk in vieler Hinsicht in neuem Licht. Die gutbegründeten Aussagen des Genfer Neutestamentlers können einen guten Zugang zur lukanischen Theologie vermitteln. Das Buch ist auch ein Beweis dafür, daß wissenschaftliche Abhandlungen nicht kompliziert formuliert sein müssen. Noch wertvoller wäre das Buch, wenn es mit Registern versehen worden wäre.

H. Giesen

PFISTER, Herta: *Der an uns Gefallen findet.* Frauen im Alten Testament. Freiburg 1986: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 10,80.

Die Verf. vermag immer wieder bei ihrer Schilderung der Frauengestalten die Gegenwartsnähe aufzuzeigen, die in diesen Frauen zu erkennen ist. Jede der Frauen verwirklicht eine Haltung, die gerade heute den Menschen eigen sein sollte: Gott wider alle Aussichtslosigkeit zu vertrauen, um sich von ihm vom eigenen kleinen Ich befreien zu lassen.

Glaube und Lehre

Der verdrängte Aufbruch. Ein Konzils-Lesebuch. Hrsg. v. Theodor SCHNEIDER. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 192 S., kt., DM 29,80.

Zwanzig Jahre nach Abschluß des II. Vatikanischen Konzils legt der Mainzer Dogmatiker ein „Konzils-Lesebuch" vor. Drei Eigenarten bilden das Besondere des Bandes. Die Konzilstexte sind in eine Gliederung eingeordnet, die der Herausgeber erstellt hat und innerhalb derer, Texte aus verschiedenen Dokumenten nebeneinander erscheinen. Jedem Kapitel ist eine kurze Einführung vorausgeschickt. Texte, die dem Hrsg. besonders bemerkenswert erscheinen, sind durch Kursivdruck herausgehoben. –
Die Gliederung in Hauptkapitel ist interessant genug: I. Fundament: Gottes Dienst an uns; II. Instrument: die dienende Kirche; III. Situation: die heutige Welt; IV. Dienst: Martyria – Leiturgia –

Diakonia; V. Gestalt: ein Leib – viele Glieder. Man sieht der Gliederung an, daß das Konzil – das braucht keine Schmälerung seiner Größe zu sein – primär ein Konzil der kirchlichen Selbstbesinnung war. Man wird die Gliederung als hilfreich bezeichnen können. Die Einführungen sind sehr dicht und dem Leser, der sich, vielleicht (und wünschenswerterweise, wenn es Jüngere sind!) erstmals mit dem Konzil befaßt, eher als überladen mit Verweisen und Zusammenfassungen vorkommen. Die Hervorhebungen sind natürlich „parteiisch", aber man kann eine solche, „an sich" eher gewagte, Methode als Erschließungshilfe wohl bejahen. Dem älteren Leser und Beobachter, der das Konzil noch erlebt hat, bietet das Buch ein Wiedersehen mit wichtigen, inzwischen vielleicht doch wieder übersehenen Texten. Der Eindruck drängt sich spontan auf: an die Gesamtschau dieser Texte kommt auch nachkonziliar kaum ein Text heran, was den wegweisenden und befreienden Charakter betrifft. So bildet das Buch für die Älteren eine Einladung, sich doch einmal wieder mit dem Konzil zu befassen, für die Jüngeren eine Hilfe zu einem ersten Zugang. Freilich, irgendwie wird jeder motiviert sein müssen – ohne Motivation wird das Wichtigste langweilig, und dagegen ist kein Kraut gewachsen, dagegen kann man kein Buch schreiben... P. Lippert

Lexikon für Theologie und Kirche. Sonderausgabe in 14 Bänden. Freiburg 1986: Herder Verlag. Ca. 10000 S., Paperback, DM 498,–.

Das Lexikon, in den Jahren 1957 bis 1968 erschienen, gehört zu den großen Nachschlagewerken der Nachkriegszeit und erlangte für das gesamte Gebiet der katholischen Theologie, des kirchlichen Lebens und aller wichtigen theologischen Fragestellungen weltweite Bedeutung. Auf Grund seiner ungeheuren Informationsfülle ist es nicht nur für Theologen und Seelsorger, sondern auch für Geisteswissenschaftler, Erwachsenenbildner und alle an theologischen und geisteswissenschaftlichen Fragen Interessierte ein unersetzliches Arbeitsinstrument, das sich freilich mancher wegen des hohen Preises nicht leisten konnte. Es ist aus diesem Grunde sehr zu begrüßen, daß der Verlag nun eine preiswerte Sonderausgabe anbietet, die auch die Konzilsbände einschließt. Das unentbehrliche Standardwerk wird auf diese Weise mit Sicherheit noch besser als bisher seinen Dienst am Glauben, für die Verkündigung und Theologie leisten können.

Zukunft aus der Kraft des Konzils. Die außerordentliche Bischofssynode '85. Die Dokumente mit einem Kommentar von Walter KASPER. Freiburg 1986: Herder Verlag. 112 S., kt., DM 14,80.

Der Band bietet den Text der bedeutsamen Bischofssynode, auf die viele Christen mit Spannung, und manche mit Befürchtungen, gewartet hatten. W. Kasper, mit dem Geschehen aufs engste vertraut, bietet etwa 60 Seiten Kommentar hierzu, der vieles noch besser ausleuchtet, gelegentlich aber einen etwas harmonisierenden Eindruck macht (z. B. S. 89 zu der merkwürdigen Äußerung des Textes über das Subsidiaritätsprinzip in der Kirche oder S. 94 zur Frage der Bischofskonferenzen). Der Text selbst ist wegen seines hohen Gewichtes als „Positionspapier der Kirche 20 Jahre nach ihrem Konzil", wie man ihn nennen könnte, lesenswert, der Kommentar Kaspers wegen seiner Kenntnis der Vorgänge (z. B. 49–60) und wegen der Vielfalt der eingebrachten theologischen Erläuterungen. P. Lippert

LUBAC, Henri de: *Zwanzig Jahre danach.* Ein Gespräch über Buchstabe und Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils. München 1985: Verlag Neue Stadt. 144 S., kt., DM 16,–.

Henri de Lubac gilt als einer der Theologen, die in den fünfziger Jahren unter Angriffen „von kirchlich rechts" zu leiden hatten und das Konzil mittragen und mitprägen halfen (zu dieser Gruppe werden meist auch K. Rahner, Y. Congar, A.-M. Liégé, J. Daniélou gezählt). Die gängige Vereinfachung faßt dann die spätere Entwicklung der beiden Theologen J. Daniélou und H. de Lubac als Hinwendung zum Konservativen zusammen. Mag dies für Daniélou in etwa zutreffen, wie sein von den Generalobern mit Verstimmung quittierter Vorschlag vermuten läßt, sich doch, wo ratsam, und wo zuviel Progressives dominiere, in eine „moderne" und eine „regeltreu-konservative" Gruppierung innerhalb der Orden aufzuspalten. Wer das vorliegende Buch liest, wird in bezug auf H. de Lubac mit dem Etikettieren schon vorsichtiger sein. Hier spricht ein Theologe, der

auch der Nachkonzilszeit neben der Beobachtung von Rückschlägen doch viel Positives abzugewinnen weiß (z. B. 44, 84, 86), der freilich gelegentlich auch Äußerungen tut, die ihn in die Nähe dessen rücken, zu dem ihn die Vereinfacher machen (115-121). Aber der ganze Duktus des langen Interviews wie vor allem auch die Äußerungen über den theologischen Werdegang des Interviewten zeigen einen sehr fachkundigen Theologen, der aktiv formend an entscheidenden Vorgängen in der Kirche teilnahm, und dem zuzuhören sich lohnt. Daß auch hier Hören bedächtig, und das heißt, kritisch zu geschehen hat, ist dann wirklich eine Binsenweisheit. P. Lippert

Nur der Geist macht lebendig. Zur Lage der Kirche in Deutschland nach 20 Jahren Konzil und 10 Jahren Synode. Hrsg. v. Michael ALBUS und Paul M. ZULEHNER. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 154 S., kt., DM 20,–.

Feuilletonhaft und streiflichtartig, so könnte man die Eigenart der knappen Aufsätze charakterisieren, die sich mit der Lage der Kirche 20 Jahre nach dem Konzil, besonders in der Bundesrepublik, beschäftigen. Es gibt darin engagierte Plädoyers (wie das von J. Fischer über den ekklesialen Atheismus), engagiertes Fragen (Jugend – Hoffnung der Kirche? Kirche – Hoffnung der Jugend?, N. Mette), Einblicke in die kirchliche Friedensarbeit (bewährter Autor: H. Th. Risse), in die Situation der Kirche in der DDR (M. Albus), ein Zeugnis von P. M. Zulehner über seine Erfahrungen mit der Kirche von Infanta/Philippinen, einen aphoristischen Schlußaufsatz, der mich nicht recht zu überzeugen vermochte (Zulehner – Albus), kurz: es gibt viel zum Lesen, zum Blättern, zum Nachsinnen. P. Lippert

Dogmatische Konstitution: Über die göttliche Offenbarung „Dei Verbum". Mit Einführung und Kurzkommentar von Walter Kirchschläger. Klosterneuburg 1985: Verlag Österreichisches Katholisches Bibelwerk. 60 S., kt., DM 16,20

Über die im LThK Ergänzungsband II (Das Vatikanische Konzil) erfolgte Ausgabe des Konzilstextes und Kommentars geht die vorliegende Veröffentlichung insofern hinaus, als der Kommentar den gegenwärtigen Stand der Bibelarbeit skizziert: was erreicht wurde, was noch zu tun wäre. Es wäre zu wünschen, daß Text und Kommentar in möglichst viele Hände kommen, zumal die Ausgabe so handlich ist. Gerade jetzt, wo Veröffentlichungen über „tiefenpsychologische" Exegese manche Verwirrung anrichtet, ist die klare Aussage des Konzils mit allem Nachdruck zu verbreiten. E. Grunert

Religion in den Gegenwartsströmungen der deutschen Soziologie. Hrsg. v. Karl-Fritz DAIBER und Thomas LUCKMANN. München 1983: Chr. Kaiser Verlag. 216 S., DM 49,–.

Wer aufmerksam die „soziologische Öffentlichkeit", Soziologentage, Symposien, Publikationen, beobachtet, stellt fest, daß religions-soziologische Beiträge nur selten auftauchen: die Religionssoziologie nimmt in der soziologischen Wissenschafts- und Lehrorganisation eine marginale Stellung ein. Um so mehr mag es erstaunen, wie intensiv und vielfältig religionssoziologische Forschung, gerade im deutschsprachigen Raum, in Wirklichkeit betrieben wird. Das vorliegende Buch bietet einen repräsentativen Durchblick durch die Themen und Denkansätze, die das Verhältnis von Religion und Kirche zur Gegenwartsgesellschaft betreffen. Mit dieser Dokumentation, die in ihrer inhaltlichen Anordnung den derzeitigen wichtigen theoretischen Hauptströmungen der deutschen Soziologie folgt, soll weniger ein Theorienvergleich intendiert als vielmehr „die Wirksamkeit unterschiedlicher theoretischer Ansätze im Bereich der Religionssoziologie" aufgezeigt werden (S. 13). Im einzelnen geht es um: die Diskussion der Religionssoziologie Max Webers seit den sechziger Jahren, die Religionssoziologie als Kritische Theorie (Religion im Marxismus, in der Frankfurter Schule und ihrem Gefolge), die strukturfunktionalistische Religionstheorie (Talcott Parsons), den systemtheoretischen Ansatz Niklas Luhmanns, das Konzept des Symbolischen Interaktionismus in der deutschen Religionssoziologie, um Aporien und Möglichkeiten einer „Soziologie des Christentums", schließlich um eine kritische Sichtung der empirischen Forschung zu Religion und Kirche. Die Forschungsberichte bieten jeweils fundierte Einführungen in heute aktuelle Gebiete der Religionssoziologie, fordern aber vom Leser, zumal wenn er mit der soziologischen Denkart und

Fachsprache wenig vertraut ist, Geduld und Reflexonsbereitschaft. Jedoch lassen sich in den jeden Beitrag ergänzenden bibliographischen Angaben, vor allem in der angehängten „Ergänzungsbibliographie zur gegenwärtigen Theoriebildung in der deutschsprachigen Religionssoziologie" Zugänge und Verstehenshilfen ausfindig machen. Vom fachlichen Standpunkt aus muß diese Präsentation von heute maßgebenden religionssoziologischen Ansätzen und Forschungswegen als gelungen und wertvoll bewertet werden. M. Hugoth

„Christliche Weltanschauung". Wiederbegegnung mit Romano Guardini. Hrsg. v. Walter SEIDEL. Würzburg 1985: Echter Verlag. 239 S., kt., DM 26,–.

Jeder der Beiträge setzt einen Schwerpunkt im Werk Guardinis. Hanna-Barbara Gerl gibt einen Lebensabriß, eine Zusammenfassung ihres Werkes: Romano Guardini (1885–1968) Leben und Werk Mainz 1985. „Guardinis Werk ist deswegen so bezwingend gewesen, ... weil seine Werke aus einer tiefen, existenziellen Verflechtung von Person und Gedanken stammen. ... Bei welchem Menschen wäre dies nicht das eigentlich Bewegende, das Bezeugende, nämlich die eigentliche Nahtstelle von gewußter, gelernter und gelebter (erlittener, aufgezwungener, zugefallener) Wahrheit" S. 35.

Dieselbe Autorin stellt dann in ihrem Beitrag: „Leben in ausgehaltener Spannung" Guardinis Lehre vom Gegensatz dar. Er hat sich mit dem Thema auf ein Gebiet gewagt, das die Philosophie von ihren Anfängen an bewegt hat. Er versteht Gegensatz als konträr (gegensätzlich ergänzend), nicht als kontradiktorisch (widersprüchlich, unbedingt ausschließend). Ein Ineinander-Umschlagen des Kontradiktorischen lehnt er entschieden ab. Guardini faßt den Gegensatz als etwas, wo sich der eine Pol aus dem andern weder ableiten noch in den andern überführen läßt. Seine Gegensatzlehre erscheint als eine Stimme, die zu überleben hilft.

„An den Grenzen der historisch-kritischen Methode" überschreibt Alfred Mertens seine Darstellung der Bemühungen Guardinis, über die Grenzen hinauszukommen. Die genannte Methode, die aus einem modernen Verständnis der hl. Schriften nicht mehr wegzudenken ist, hat eine Grenze dort, wo es sich um die Anwendung der Schrift auf das persönliche Leben handelt. Mancher Hörer der Exegese fragte sich und den Lehrer, was er mit dem Gehörten anfangen könnte und erhielt dann die Antwort: das ist Ihre Sache. Der Verstand wurde bereichert, das Herz ging leer aus. Hier bietet die Schriftauslegung Guardinis eine Hilfe, Verstand und Herz zu füllen. Der Verf. zeigt am Beispiel der Auslegung der Verklärungsgeschichte bei R. Pesch in seinem Kommentar des Markusevangeliums und bei Guardini in: „Der Herr", wie verschieden man vorgehen kann. R. Pesch bietet seine Interpretation in vier Schritten: gattungs- und formkritische Informationen, Vers um Vers Kommentierung, überlieferungskritische und traditionsgeschichtliche Informationen, redaktionskritische, die theologische Linie des Evangelisten nachzeichnende Informationen. Bei diesem Verfahren ist auch der Hörer schon angesprochen und wird davor bewahrt, in den Text etwas hineinzutragen. Guardini verfährt ganz anders. Der Text nimmt in der Auslegung nur einen kleinen Raum ein. Es geht Guardini nicht um eine Erklärung des Textes im Sinn eines Kommentars, sondern um die Erschließung der Gestalt Jesu. Dabei fügen sich drei Elemente zu einer Einheit zusammen: die bibeltheologische Meditation der Schrift, ihre Korrelation mit dem heutigen Zeitgespräch und die Einbindung in den Glauben der Kirche. Der Interpret im Sinne Guardinis muß ein guter Theologe sein, der sich in seiner Kirche zu Hause weiß. Schriftinterpretation ist missionarischer Dienst an der Welt. Von der Botschaft soll Licht auf die Welt fallen; sie soll der Unterscheidung der Geister dienen.

Wie Guardini in seiner Schriftauslegung um einen neuen Weg des Verständnisses bemüht ist, so bietet er auch in seiner Christologie einen eigenen Weg zum Christusgeheimnis. Damit befaßt sich Leo Scheffczyk in seinem Beitrag: „Das Christusgeheimnis in der Schau Romano Guardinis." Als Christozentrik und als Christofinalität wäre die Eigenart der Sicht Guardinis zu bezeichnen. Alle Wirklichkeit soll von Christus her und auf Christus hin gedeutet werden. Um diese Sicht der Wirklichkeit durchzuführen, bleibt er erkenntnistheoretisch dem Erbe Platos, Augustins und Bonaventuras verhaftet, bereichert sie jedoch durch die Philosophie der Phänomenologie. Vor allem Deuten der Wirklichkeit steht der Glaube. Von Gott und Christus kann man nur in der rechten Weise denken und sprechen, wenn man an ihn glaubt und in ihm steht. Der Mensch kann nicht

über Gott denken, er vermag Rechtens nur von Gott her zu denken, d. h. im Lichte der göttlichen Offenbarung. Wenn über Christus gesprochen wird, muß man vor Augen haben, was Thomas von Aquino einmal vom Glauben sagte: der Akt des Glaubens richtet sich auf die (geheimnisvolle) Wirklichkeit, nicht auf die Formeln (actus credentis est ad rem non ad enuntiabile). Das gilt auch für alles Sprechen über Christus. Alle Aussagen über ihn, auch die dogmatischen, sind immer nur A-spek-te, sie sind nicht der ganze Christus. Wer Christus begegnen will, findet ihn über alle theoretischen Erörterungen hinaus in einer persönlichen Begegnung. Einer solchen personalen Begegnung dient die Begegnung mit dem Menschen Jesus. Das Leben des in der Personeinheit mit Gott lebenden Menschen Jesus erweist sich als Urbild des Lebens des von der Gnade erhobenen Menschen. Das Einzigartige der geschichtlichen Existenz Jesu Christi erklärt sich letzten Endes nur aus seiner Ewigkeit. Das Kommen und Gehen ist nur ein Ausschnitt aus der Ewigkeit Christi.

Der Würdigung Guardinis als Liturge gilt der Beitrag von Theodor Maas-Ewerd: „Anwalt des liturgischen Anliegens." Guardini ist als der Förderer des liturgischen Lebens im deutschen Sprachraum anzusehen. 1849 Veröffentlichungen Guardinis befassen sich mit dem Gegenstand. Aus dieser Fülle wären drei Arbeiten besonders hervorzuheben: Vom Geist der Liturgie (1918); Wort zur liturgischen Frage (1940); der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung (1964). Bis zum Ende seines Lebens hat Guardini der Liturgieerneuerung seine Aufmerksamkeit gewidmet. Insbesondere beschäftigte ihn die Frage, ob die durch das Konzil herbeigeführten Möglichkeiten auch zum wirklichen Vollzug führe. Erneuerte liturgische Bücher sind noch keine lebendige, wirklich vollzogene Liturgie. Es geht darum, daß wir uns auf die Liturgie einlassen und zwar so, daß wir uns ihr anpassen statt sie nach unserem Gutdünken auf unser kleines Maß zu reduzieren.

Nicht nur liturgische Frömmigkeit hat Guardini betont, sondern sich auch als geistlicher Lehrer (Josef Sudbrack) engagiert. Katholische Frömmigkeit ist ganzheitliche Frömmigkeit. Darin gipfelt das, was Guardini immer wieder betont. Der Mensch als Leib – Seele – Wesen ist ernst zu nehmen. Guardini ist hier oft mißverstanden worden. Man hat ihm vorgeworfen, Vertreter einer „schwebenden" oder „tanzenden" Spiritualität zu sein. Ziel des geistlichen Lebens ist die Anbetung Gottes. Dabei behält das Bittgebet seinen einmaligen Stellenwert. Das Bitten das Neuen Testamentes ist ein wirkliches Bitten, nicht nur ein scheinbares. Die geistliche Lehre Guardinis gipfelt in der Aussage: alles kommt auf das glaubende Setzen auf Gott an, der sich in Jesus Christus als Liebe gezeigt hat.

Nun sind noch drei Beiträge zu erwähnen: „Zum Person-Begriff Romano Guardinis" (Jörg Splett). Guardini setzt mit einem Rückblick auf den neuzeitlichen Begriff der Natur ein. Dem stellt er dann zunächst die Auffassung von einer freien Schöpfung aus dem Nichts gegenüber. Damit im Zusammenhang bestimmt er die Person als ein Geschöpf, das durch den liebenden Anruf Gottes wird und ist. Zu Ende gedacht ist Person für Guardini das Ich des Menschen, das im Du-Verhältnis zu Gott zu sich kommt.

Wolfgang Frühwald geht der Deutung der Welt aus dem Wort der Dichter nach in seiner Abhandlung: „Die vielfach verdunkelte und verwirrte Wirklichkeit." Gegenüber dem vorliegenden Glauben an die sittliche Kraft zivilisatorischer Vernunft stellt Guardini eine Interpretation, Deutung und Weltanschauung, die das Gegenteil jener überheblichen Einstellung ist. Aus dem Untergang will er die menschliche Person in eine neue Welt retten. So gilt sein Interesse den Gestalten der Geschichte, die an der Grenze ihrer Zeit ihre Zeit schon überschritten. Dazu rechnet er auch Jesus von Nazareth. Aus der Bevorzugung von Grenzsituationen schält sich die Sorge um die Zukunft Europas als besonderes Anliegen heraus. Europa ist nur mit Christus oder überhaupt nicht. Als beispielhaft für Guardinis Art zu interpretieren, kann seine Deutung von Wilhelm Raabes „Stopfkuchen" gelten. Nur solche – Stopfkuchen ähnliche – Menschen waren ihm kongenial, nur sie hielt er für fähig, die fruchtbare „Einsamkeit im Glauben" – Signatur des beginnenden Zeitalters – zu ertragen.

Auf das Gesamtwerk Guardinis blickt Eugen Biser zurück: „Romano Guardini: Wegweiser in eine neue Epoche." Was bleibt von Guardinis Werk für die Zukunft verbindlich? Der Verf. formuliert so: Guardini kann nicht besser zur Geltung gebracht werden, als durch den Versuch, ein Christentum zu verkündigen, das als Religion der Angstüberwindung, der Freiheit und des Friedens dargestellt wird. E. Grunert

Ungewisses Jenseits? Himmel – Hölle – Fegefeuer. Hrsg. v. Gisbert GRESHAKE. Reihe: Schriften der Katholischen Akademie in Bayern, Bd. 121. Düsseldorf 1986: Patmos-Verlag. 94 S., kt., DM 14,80.

Was kommt nach dem Tod? Diese Frage nach dem Jenseits gehört zu den oft verdrängten, aber bleibenden, unausrottbaren Fragen der Menschen. Die christliche Botschaft vom Jenseits, von Himmel und Hölle, ist für viele „fragwürdig" geworden. Die Kraft der biblischen Bilder ist verblaßt. Die mit ihnen bezeichneten Aussagen sind seit der Aufkärung immer stärker in den Verruf geraten, von der Härte der irdischen Forderungen in die Vertröstung auf ein besseres Jenseits zu flüchten, oder aber die Menschen mit Höllendrohungen in der Abhängigkeit durch infantile Ängste zu halten. Dieser Vorwurf wird heute kaum mehr erhoben, nicht zuletzt deswegen, weil die Lehre vom Jenseits zu den Blindpunkten christlicher Verkündigung gehört. Dieses hilflose Schweigen wird durch Veröffentlichungen zu diesem Thema seit einiger Zeit gebrochen. Die hier vorliegenden Vorträge einer Tagung der Katholischen Akademie in Bayern behandeln dieses Thema. Die biblische Botschaft von Himmel und Hölle, die Entwicklung der biblischen Lehre in der Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte, Jenseitsvorstellungen in den Zeugnissen der klassischen und modernen Literatur sowie die Aussagen der neueren Theologie zum Themenbereich: Himmel – Hölle – Fegefeuer, diese Themen werden hier behandelt. Den Autoren gelingt es, die befreiende Botschaft von der Endgültigkeit und Sieghaftigkeit der Liebe Gottes zu seiner Schöpfung zu bezeugen. K. Jockwig

SCHNEIDER, Theodor: *Was wir glauben.* Eine Auslegung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Düsseldorf 1985: Patmos Verlag. 543 S., geb., DM 39,80.

Was der Mainzer Dogmatikprofessor in diesem umfangreichen Buch als Auslegung des Apostolischen Bekenntnisses vorlegt, ist eine sehr gelungene Darstellung der biblischen Grundlagen und der kirchlichen Tradition der Glaubensinhalte sowie der Geschichte des gelebten Glaubens als konkrete Gestalt der Kirche. Es ist ein Buch, das eine Fülle theologischen Wissens enthält, anspruchsvoll im gedanklichen Duktus des Autors, der hier den theologisch, und das heißt vor allem auch den theologiegeschichtlich durchdachten Glauben in Korrespondenz mit den Erfahrungen und den Fragen eines in unserer Gesellschaft lebenden Menschen darlegt. Schneider weiß sich als Theologe vor allem dem Denken Karl Rahners verbunden.

Die 130 Seiten, die dem zweiten Glaubensartikel gewidmet sind, bieten z. B. eine hervorragende Zusammenfassung einer Christologie, deren Aussagen und Auslegungen der Dogmen konsequent an die biblischen Texte rückgebunden bleiben. Jedem Theologiestudenten kann dieses Buch als ein ausgezeichnetes Kompendium der Dogmatik empfohlen werden.

Und allen, denen in den verschiedensten pastoralen Berufen die Vermittlung von Glauben anvertraut ist, ist hier ein äußerst qualifiziertes Arbeitsbuch an die Hand gegeben. K. Jockwig

LULL, Ramon: *Buch vom Heiden und den drei Weisen.* Freiburg, Basel, Wien 1986: Herder Verlag. 96 S., Pappbd., DM 19,80.

Es kommt nicht so häufig vor, daß der Verleger einer beachtlichen Anzahl von Publikationen selbst als Mitarbeiter in einem der Bücher seines Verlages in Erscheinung tritt. Daß Hermann Herder zu dem vorliegenden Band ein Nachwort geschrieben hat, zeigt sein besonderes Interesse an der „großen Ökumene", der sich auch Ramon Lull verpflichtet fühlte. Der mallorquiner Philosoph wurde im Jahre 1232 geboren und lebte somit in einer Zeit, in der in Spanien Moslems, Juden und Christen nebeneinander lebten; alle drei Religionen stellten tragende Kräfte des (also nicht schlichtweg christlichen) Abendlandes. Im Alter von etwa 30 Jahren verkaufte Ramon Lull seinen Besitz und widmete sich als Prediger der Liebe der Eintracht unter den Religionen, vor allem der Verständigung der Christen mit dem Islam. Einheit sollte nach ihm durch die Betrachtung Gottes erreicht werden, Autoritätsargumente der jeweiligen Religion wurden von dem Philosophen, der auch als der Schöpfer der katalanischen Sprache angesehen wird, nicht anerkannt. Mit seiner beispielhaft toleranten Haltung wirkte Ramon Lull nicht nur in seine Zeit hinein. Die größte zusammenhän-

gende Sammlung seiner Handschriften befindet sich heute in Bernkastel-Kues an der Mosel und geht auf das Interesse des deutschen Kardinals Nikolaus von Kues an dem Philosophen aus Mallorca zurück. Das vorliegende Buch bietet Auszüge aus der Schrift „Libre del gentil e dels tres savis" (um 1275 verfaßt), dazu eine Hinführung des indisch-katalanischen Religionsphilosophen Raimundo Panikkar (Santa Barbara, USA). Zwei weitere Beiträge über Ramon Lull stammen von den beiden Lullus-Spezialisten Anthony Bonner (Palma de Mallorca) und Charles Lohr (Freiburg i. Br.). Kleinere Bibliographien zu Ramon Lull und zum weltweiten Religionsgespräch sowie eine Abbildung aus dem Codex St. Peter, die den Philosophen im Disput mit islamischen Gelehrten zeigt, runden den ansprechenden Band ab. Joh. Römelt

SCHNEIDER, Johannes: *Mariologische Gedanken in den Predigten des Heiligen Antonius von Padua.* Reihe: Bücher Franziskanischer Geistigkeit, Bd. 26. Werl 1984: Dietrich-Coelde-Verlag. 133 S., kt., DM 16,80.

Die Menschwerdung des Sohnes Gottes hat das Denken des Heiligen immer wieder beschäftigt. Antonius ist nicht nur Experte für die Wiederbeschaffung von Dingen, die verloren gingen. Er ist Kirchenlehrer. Aus der Fülle mariologischer Gedanken hebt der Verf. hervor: Marias Erwählung, ihre Heiligkeit, ihre Gnadenfülle, ihre gottgeweihte Jungfräulichkeit. Ferner ihre Niedrigkeit und Erniedrigung, ihre Stellung als Braut, Mutter, Jungfrau; schließlich ihre Verherrlichung. Hinsichtlich der Unbefleckten Empfängnis fehlt bei ihm eine klare Stellungnahme im Sinn einer Sündenfreiheit von der Erbschuld. Das kleine Werk ist eine Fundgrube für jeden, der die Herrlichkeiten Mariens verkünden möchte. E. Grunert

PIEPKE, Joachim Georg: *Die Kirche auf dem Weg zum Menschen.* Die Volk-Gottes-Ekklesiologie in der Kirche Brasiliens. Reihe: Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft, Supplementa, Bd. 34. Immensee 1985: Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft. 358 S., kt., sFr 48,–.

Das umfangreiche Buch entstand als Dissertation an der Päpstlichen Universität Gregoriana, Rom. Der Verfasser lebte mehrere Jahre in São Paulo, Brasilien, wo er das dortige theologische Institut ITESP leitete. Sein Buch stellt eine Überschau über ekklesiologische Ansätze und Positionen dar, wie sie in Südamerika, besonders in Brasilien, zwischen Medellin und Puebla (1968 und 1979) erarbeitet worden sind. Dabei sind z. T. auch noch Publikationen berücksichtigt, die bis in den Anfang der achtziger Jahre reichen oder die hier bei uns in deutscher Übersetzung z. T. erst neu herausgekommen sind (so L. Boffs Bücher über das Ordensleben). In diesem Zusammenhang ist es übrigens schade, daß der Verfasser in der Bibliographie nicht das jeweilige Erscheinungsjahr der ersten Auflage eines Buches angibt, denn bei Büchern von L. Boff oder G. Gutiefrez ist auch das Erscheinungsjahr ein Stück Sachaussage bzw. Problemgeschichte. – Nun ist es schwer möglich, den kaum überschaubaren Stoff zu beschreiben, der in dem Buch verarbeitet ist. Fünf große Kapitel gliedern ihn: 1. Das Volk Gottes, Subjekt theologischer Erkenntnis; 2. Kapitel: Volk Gottes, sakramentales Heilszeichen in der Geschichte; 3. Kapitel: Die Sendung des Volkes Gottes in die Welt; 4. Kapitel: Volk Gottes in gemeinschaftlicher Verantwortung; 5. Kapitel: Anfragen und kritische Würdigung. Das Buch fordert dem Leser beträchtliche Mühe ab. Es ist keine herzerwärmend-narrative Beschreibung der so oft bewunderten lateinamerikanischen Kirche, und es ist kein Pamphlet, das die Sachverhalte in scheinbar „befreiender" Weise vereinfacht – glücklicherweise nicht, denn von beiden Arten, an das Thema heranzugehen, gibt es bereits genug. Das Buch ist eine mühsame fachtheologische Auseinandersetzung. Sie ist unverkennbar getragen von einer großen Solidarität mit der (den?) Theologie(en?) der Befreiung. Auf manche Strecken hin wirkt es wie ein Konzentrat von deren kategorischen Aussagen, z. B. in Teilen des ersten Kapitels, das von der theologischen Methode handelt und das u. a., wie mir scheint, die europäische Theologie karikiert, um sie abzutun (53–64). Hat man beim Lesen dieses Kapitels noch die Befürchtung, auch dieses Buch werde eine einfache Apologie der Befreiungstheologie werden, so mögen sich gelegentliche andere Eindrücke so hinzugesellen, daß der Leser lernt, sich vor allzuschnellem Etikettieren zu hüten. Was an einigen Stellen (221–235) über Tradition oder das kirchliche Amt gesagt wird, ist gut und traditionell katholisch (mancher wird hier hinzufügen: „wie die Befreiungstheo-

logie im Ganzen auch!), wie ja die brasilianische Theologie in ihrem unbefangenen Verhältnis zur Volksfrömmigkeit, zum Amt, zur Tradition das „bürgerlich-progressive, eher aufgeklärte theologische Denken" der Ersten Welt immer wieder verwundern dürfte. Diese Verwurzelung im „Katholischen" wird in Europa viel zu wenig mitbedacht; in diesem Kontext lesen sich aber auch viele politisch-soziale Aussagen anders und eben nicht so „horizontalistisch". – Daß das Buch Piepkes nun doch nicht einfachhin ein Nacherzählen brasilianischer Theologie ist, zeigt das fünfte Kapitel, dort u. a. die ausführliche Auseinandersetzung mit dem Marxismusproblem in der Theologie, die im ersten Kapitel schon aufklang. Im Ganzen dürfte das Buch denn als ein echter Beitrag zu einem Dialog zwischen den Theologen der Kontinente zu betrachten sein. Schade, daß sein weithin beschreibender Teil sich eher schwer erschließt und gelegentlich auch eher Theroie als Praxis in den Blick nimmt (Erfahrungen mit Basisgemeinschaften wären etwas Anderes als deren Theorie, 210–215). Übrigens kann die Zusammenfassung (301–312) einen guten Einstieg möglich machen. P. Lippert

KRESING, Bruno: *Für die Vielen.* Zur Theologie der Diaspora. Paderborn 1984: Verlag Bonifatius-Druckerei. 336 S., Ln., DM 34,80.

Diaspora ist ein mehrdeutiges Wort und eine unentrinnbare Erfahrung. Auf beiden Ebenen meint sie einmal die Situation weniger Christen unter Nichtchristen (biblischer, theologischer Sinn), oder die Minderheitensituation von Angehörigen einer christlichen Konfession unter einer Mehrheit von „andersgläubigen Christen" (konfessioneller Sinn). Beide Erfahrungen und Situationen können sich gegenseitig verstärken (Skandinavien, DDR). Aber etwas von Diasporasituation gibt es fast schon in der Oberpfalz oder im Münsterland. So ist die Problematik allgegenwärtig, und der Bedarf nach Reflexion ebenfalls. Das Lesen in dem Buch wird manche wertvolle Anregung bringen, wenn auch die persönliche Situation des Seelsorgers nicht gleichermaßen nach jedem der Aufsätze „rufen" wird. Wie weit die Bandbreite ist, mag der Hinweis auf die Zeilen von J. Ernst und J. Schwermer zeigen (vom Segen der Diaspora – zur psychologischen Situation der Glaubenden unter Nichtglaubenden), wobei Gedanken wie die Schwermers nötig sind, um einer Idealisierung des Diasporalebens vorzubeugen und dessen wirkliche Belastungen zu sehen. Schade nur, daß die reichen Erfahrungen mit Diaspora, die das Judentum machen mußte, nicht thematisiert sind – da wäre etwas zu lernen gewesen. P. Lippert

SCHÄFER, Philipp: *Lebensquelle Eucharistie.* Regensburg 1985: Fr. Pustet. 95 S., kt., DM 14,80.

Der Sitz im Leben, den die Eucharistie theoretisch im Denken der röm.-kath. Theologen einnimmt, zu dem Sitz im Leben wirklich werden zu lassen, ist ein Anliegen des Verf. Ohne großen wissenschaftlichen Apparat, doch wohl vertraut man dem gegenwärtigen Stand der Diskussion (siehe Literaturangaben), spricht er über die üblichen Themenkreise: Eucharistie als Zeichenhandlung, als Danksagung, als Opfer, als Gegenwart Jesu Christi und über die Wirkungen der Eucharistie.

Geschichte

Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Hrsg. v. Erwin BATZ. Berlin 1983: Verlag Duncker & Humblot. 911 S., Ln., DM 330,–.

Diesen hervorragend ausgestatteten Band darf man schon jetzt als Standardwerk bezeichnen. Das Lexikon stellt sich zur Aufgabe, die Biographien aller Bischöfe der deutschsprachigen Länder in der Zeit von der Säkularisation bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges zusammenzustellen. Für die innerösterreichischen von Joseph II. neu errichteten Bistümer ist das Gründungsdatum 1785 angesetzt. Verzeichnet sind alle Personen, deren Amtszeit von diesem zeitlichen Rahmen berührt wird, auch wenn Amtsantritt oder Amtsende diese Grenzen überschreiten. Neben den eigentlichen Diözesanbischöfen, von denen meist auch ein Portrait geboten wird, sind alle Weihbischöfe sowie die führenden Bistumsbeamten – zumeist die Generalvikare – verzeichnet. In richtiger Ab-

wägung hat man sich bei den Weihbischöfen und Beamten auf die Angabe der erreichbaren biographischen Daten beschränkt, während die Biographien der Diözesanbischöfe einen Umfang von mehreren Seiten haben können. Den einzelnen Artikeln sind knappe Literaturangaben beigegeben sowie ein Verzeichnis der wichtigsten Schriften des jeweiligen Bischofs. Sehr nützlich ist das „Verzeichnis der in diesem Werk behandelten Personen nach Diözesen", weil man hier einen schnellen Zugriff auf die Besetzung der einzelnen Diözesen während der letzten zwei Jahrhunderte hat. Ein Personenverzeichnis hätte vielleicht weiteren Aufschluß gebracht und leichter personelle Verflechtungen erkennen lassen. Bei ca. 65 Autoren sind die Artikel naturgemäß von unterschiedlicher Art. Im Aufbau der einzelnen Artikel wurde aber auf Einheitlichkeit Wert gelegt. Dies erleichtert die Benutzung. Trotz des hohen Preises ist dieses Werk sehr zu empfehlen. Nicht nur für die Historiker, sondern für alle mit der Institution Kirche Befaßten, wird das Werk bald ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. R. Decot

PFÜLF, Otto: *Von den Herrlichkeiten der Kirchengeschichte.* Gesammelte Aufsätze 1889–1914. Reprint aus „Stimmen aus Maria Laach". Hrsg. v. Rhaban HAACKE. Siegburg 1984: F. Schmitt. Bd. 1: 1002 S., Bd. 2: 788 S., Ln., DM 190,–.

Das vorliegende umfängliche Werk wird man wohl dann am besten würdigen, wenn man es als späten Dank an einen verehrten Lehrer des geistlichen Lebens versteht. Otto Pfülf († 1946) war Spiritual am Mainzer Priesterseminar und nach dem Ersten Weltkrieg lange Zeit am Germanicum in Rom. Von hierher erklärt sich vielleicht die „Tabula gratulatoria", die dem Band ohne sonst ersichtlichen Grund beigegeben ist. – Über den Autor erfährt man in der knappen Einleitung nicht viel, obwohl die Herausgabe von Aufsätzen aus der Zeit von „1889–1914" selbst schon historische Erwartungen beim Leser auslöst.

Die 50 abgedruckten Aufsätze stammen alle aus der Zeitschrift „Stimmen aus Maria Laach", deren Redakteur der Autor vor 1914 war. Das Themenfeld ist weit gespannt. Die Aufsätze haben sprachliches und wissenschaftliches Niveau. Für die heutige Forschung sind sie jedoch nur von begrenztem Wert; – als Lektüre haben sie aber ihren Reiz.

Leider hat der Herausgeber nicht versucht, die Aufsätze nach Themen zu gliedern. Vermutlich wurden sie nach dem Erscheinungsdatum zusammengestellt. Dies wird nicht deutlich, da der Erstdruck nicht dokumentiert ist.

Den Titel der Ausgabe verantwortet der Herausgeber. Ganz wohl ist ihm nicht dabei, wie das Vorwort erweist. Als Festgabe und Ehrung für den langjährigen und beliebten Spiritual stellt die Aufsatzsammlung eine beachtliche Leistung dar. R. Decot

RIVINIUS, Karl: *Errichtung des Lehrstuhls für Missionswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München.* Schriftenreihe der Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft, Bd. 30. Immensee / Schweiz 1985: Verlag Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft. 66 S., kt., sFr 13,80.

Die Bezieher der genannten Zeitschrift werden diesen 30. Band hoffentlich schon gelesen haben. Der Verf. unterzog sich der Mühe, am Beispiel der hier gemeinten Errichtung eines eigenen Lehrstuhls für Missionswissenschaft die allgemeinen und besonderen Bedingungen darzustellen, die bei der Errichtung eines Lehrstuhls dieser Art zu berücksichtigen sind. Viele Schlaglichter fallen auf die beteiligten Personen.

Ein Dokument für den Eifer derer, die am Missionswesen und seiner wissenschaftlichen Fundierung interessiert waren. E. Grunert

Medjugorje. Berichte – Bilder – Dokumente. Text: Franz HUMMER, Bild: Christian JUNGWIRTH. Graz, Wien, Köln 1986: Verlag Styria. 80 S., kt., DM 19,80.

Es handelt sich um Marienerscheinungen, die seit 1981 in Medjugorje (nordwestl. v. Dubrovnik) erfolgen. Kardinal Ratzingers Gespräch mit einem italienischen Journalisten (1984) enthält grund-

sätzliche Bemerkungen zum kirchl. Verhalten gegenüber Erscheinungen und zum Stand der Beurteilung von Medjugorje. Verschiedene Theologen des dortigen Sprachraumes nehmen von verschiedenen Seiten her Stellung zu den Vorgängen. Millionen Pilger haben den Ort aufgesucht. Eine Welle religiöser Erneuerung hat die Bewohner ergriffen und teilt sich den Pilgern mit, die den Forderungen Mariens nachkommen, die sich in ihren Erscheinungen als „Königin des Friedens" bezeichnet.

BREITINGER, Hilarius: *Als Deutschenseelsorger in Posen und im Warthegau 1934–1945.* Erinnerungen. Reihe: Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 36. Mainz 1984: Matthias-Grünewald-Verlag. XII, 230 S., geb., DM 56,–.

Die Erinnerungen sind ein bedeutender Beitrag zu den Ereignissen in den Tagen des Polenfeldzuges und während der deutschen Besetzung Polens.

Das unfreundliche, ja feindliche Verhalten der Polen, selbst der polnischen Mitbrüder (Franziskaner) gegenüber P. Breitinger wird nicht verschwiegen. Die besondere Weise der Verfolgung der römisch-katholischen Kirche im Warthegau durch den Nationalsozialismus wird dann allerdings auch klar enthüllt. Der Warthegau wurde zum „Exerzierplatz" der NS-Weltanschauung. Schritt für Schritt ging der Kampf der neuen Machthaber gegen die Kirche vor sich: die Zerstörung der Diözesanleitungen, die Einschränkung der Gottesdienstzeiten, die Verhaftung der Priester und Schließung der Kirchen, die Entpolonisierung bei der Neubesetzung der Bistümer, Verbot des Religionsunterrichtes in der Schule sind einzelne Schritte dieses Kampfes gegen die Kirche.

Eine besondere Würdigung widmet der Verf. den Bemühungen des Breslauer Kardinals Bertram und des damaligen Nuntius Orsenigo, der bedrängten Kirche im Warthegau zu Hilfe zu eilen, der der Verf. als Apostolischer Administrator von 1942 bis 1945 vorstand.

Im Anhang findet sich dann der Briefwechsel zwischen den kirchlichen Stellen und der NS-Regierung, der die Situation beleuchtet. E. Grunert

Theologische Ethik und Pastoral

Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt. 88. Deutscher Katholikentag vom 4. bis 8. Juli 1984 in München. Dokumentation. Paderborn 1984: Verlag Bonifatius-Druckerei. 1056 S., kt., DM 68,–.

Katholikentage haben vor allem in ihrem Vollzug als die Gemeinschaft der Katholiken betonende Veranstaltungen ihre einmalige Bedeutung. Um so notwendiger ist es, daß die Fülle der Inhalte in dem jeweiligen Dokumentationsband festgehalten und der interessierten Öffentlichkeit zugängig gemacht werden. Hier liegt der über 1000 Seiten starke Dokumentationsband des 88. Deutschen Katholikentages, der vom 4. bis 8. Juli in München gehalten wurde, vor. Der Münchner Katholikentag war sicherlich der Höhepunkt jener Entwicklung der letzten Katholikentage, die seit dem Katholikentag in Freiburg von 1978 über Berlin 1980 und Düsseldorf 1982 eine ständig ansteigende Teilnehmerzahl aufweist. München war aber nicht nur das Treffen „der großen Zahl", sondern auch der „kleinen Programmeinheiten".

Es gab in München über 1000 Einzelveranstaltungen, die in dieser Veröffentlichung dokumentiert werden. Das von dem Jesuiten Alfred Delp während seines Widerstandes gegen den Nationalsozialismus als Ermutigung zur Freiheit formulierte Programm. „Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt" war das treffende Motto dieses Katholikentages, der sich vor allem mit der um sich greifenden Unsicherheit und Zukunftsangst aus der Zusage der christlichen Botschaft heraus auseinandersetzte. Diese zentrale Thematik spiegeln schon die Themen der drei Tage wider: Woher kommen wir – woraus leben wir? Wie leben wir angesichts von Grenzen und Bedrohungen? Wofür leben wir – wohin gehen wir? Wenn auch die harte Auseinandersetzung in den Foren nicht fehlte, so war das Geschehen dieser Tage insgesamt von der Tendenz nach Verständigung und Konsens ge-

prägt. Noch stärker als bei den vorhergehenden Katholikentagen fiel das intensive geistliche Leben im Vollzug der verschiedensten Formen von Gottesdiensten, Gebet, Meditation, Gesprächen und Wallfahrten auf.

Der Dokumentationsband bietet eine hochrangige Bearbeitung von Themen, die weiterhin die Themen der Menschen und Christen in der heutigen Zeit sind. K. Jockwig

Glück und geglücktes Leben. Philosophische und theologische Untersuchungen zur Bestimmung des Lebensziels. Hrsg. v. Paulus ENGELHARDT. Reihe: Walberberger Studien, philosophische Reihe, Bd. 7. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 260 S., Ln. DM 42,–.

Dieses Buch ist eine Art von Spätgeburt. Es besteht nämlich aus den 1977 auf einer philosophisch-theologischen Tagung vorgetragenen Referaten und hat erst 1985 das Licht der Welt erblickt. Trotzdem ist es nicht zu spät erschienen. Es befaßt sich nämlich mit der alten und dennoch gegenwartsnahen Frage nach dem Glück: Wie dieses im Laufe der Jahrhunderte von Plato bis A. Camus von Empirikern, Philosophen und Theologen gedeutet worden ist. Worin man das wahre Glück des Menschen sieht, hängt natürlich von der Antwort auf die Frage ab: Was oder wer ist der Mensch? Es ist gewiß bedauerlich, daß die Frage nach dem Sein des Menschen und nach seinem Glück bis zur Stunde noch keine einheitliche Beantwortung gefunden hat. Aber die vielen in diesem Buch von kundigen Autoren vorgelegten und besprochenen Bestimmungen vom Glück und wie man zu einem geglückten Leben kommt, sind für jeden Leser eine willkommene Bereicherung. Vielleicht findet er sich in seiner eigenen Ansicht bestätigt und bestärkt, vielleicht wird ihm klar, daß er einen neuen Start versuchen muß.

Eine fast erschreckend große Zahl heutiger Menschen anerkennt einen Glücksbegriff, der materialistisch und hedonistisch ist. Vielleicht hätte diese Situation in der sonst so inhaltsreichen Darlegung noch etwas mehr hervorgehoben werden können. J. Endres

Damit die Erde menschlich bleibt. Gemeinsame Verantwortung von Juden und Christen für die Zukunft. Hrsg. v. Wilhelm BREUNING und Hanspeter HEINZ. Freiburg 1985: Herder Verlag. 191 S., kt., DM 39,–.

Aus den vielen Beiträgen zu einem brennend gewordenen Problemkreis sei der Beitrag von Michael Wyschogrod besonders herausgehoben, dem er die Überschrift gibt: Zugang zu einer biblischen Ethik im gegenwärtigen Judentum. Bei vielen Veranstaltungen seitens der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist eine Kennzeichnung jüdischer religiöser und ethischer Einstellung immer wieder von den jüdischen Referenten herausgearbeitet worden: Die Hauptsache ist zu tun, was Gott gebietet. Manche, auch in katholischen Kreisen festgehaltenen Vorurteile, werden in den Ausführungen von Wyschogrod ad absurdum geführt. Eine an der Bibel orientierte Haltung muß den Menschen heute bestimmen. E. Grunert

EYSENCK, Hans Jürgen – SARGENT, Carl: *Der übersinnliche Mensch.* Report der Psi-Forschung. München 1984: Kösel-Verlag. 192 S., Ln., DM 48,–.

Telepathie, Hellsehen, Präkognition, Spuk, Psychokinese, Poltergeister, Metallbiegen, UFO's und vieles anderes wie Wiedergeburt, Astralleib-Erfahrungen und Astralwanderungen machen heute die Runde unter unseren Zeitgenossen, in manchen Kreisen gehört es geradezu zum guten Ton, daß man über entsprechende eigene Erfahrungen berichten kann. Dank Fernsehen und anderer Medien gehören die Themen nicht mehr in den Bereich von Science fiction, nicht wenige Menschen überlegen ernsthaft, ob es nicht ein Weg sei, zu Erfahrungen des eigenen Menschseins zu kommen, die ihnen sonst als Wanderer zwischen zwei Welten – Arbeits- und Freizeitwelt –, in denen sie gleicherweise sich nicht mehr beheimaten können und als sinnorienterter Mensch erfahren können, nicht möglich sind. „Heils"-Angebote werden ihnen zuhauf gemacht. So nimmt es nicht wunder, daß Seelsorger immer häufiger danach gefragt werden, was davon zu halten sei. Jeder Fragende kann einem spielend drei oder vier Leute aus seinem Bekanntenkreis nennen, die vorgeben,

über entsprechende paranormale Erfahrungen zu verfügen. Interessanterweise nimmt die Wissenschaft fast jeder Richtung so gut wie keine Notiz von diesem Phänomen, zumindest ist es schwer, an entsprechende schriftliche Stellungnahmen heranzukommen. Auch Theologen äußern sich eher spärlich, wenn überhaupt, zu diesen Themen, wenngleich z. B. die Reinkarnationslehre für die christliche Grundposition m. E. nicht unbedeutend ist. Äußerungen gibt es fast ausschließlich aus dem Gebiet der Parapsychologie.

Eysenck, ein im Gebiet der Psychiatrie ausgewiesener Fachmann, wenngleich wegen seiner eher behavioristischen Tendenzen kritisierter Psychologe, und Sargent, ein anerkannter kritischer Parapsychologe an der Universität von Cambridge, haben in dem anzuzeigenden Buch einen kritischen Report der Psi-Forschung vorgelegt.

Unter den Themen: Was ist paranormal? / Fast alles spricht über Psi / Die Maschinen des Helmut Schmidt / Wer ist paranormal begabt? / Veränderte Zustände: Traum-Außersinnliche Wahrnehmung und Ganzfeld-Methode / Hypnose, Entspannung und Meditation / Kräfte des Geistes / Auf der Suche nach Psi im Alltagsleben / Die physikalischen Gegebenheiten von Psi / Gibt es ein Leben nach dem Tode? / Psi und Wissenschaft und die Zukunft; berichten die beiden Wissenschaftler gleichzeitig über die Geschichte der Psi-Forschung und die Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Methoden. Man kann dem Klappentext auf weiten Strecken zustimmen, wenn dort geschrieben wird: „Die Autoren wägen in ihrem sorgfältig recherchierten Buch die Argumente für und gegen die Existenz des Paranormalen ab. Sie kommen zu dem Schluß, daß Parapsychologie heute eine ernstzunehmende Wissenschaft geworden ist, die ihre Zukunft haben wird."

Vielleicht sollten sich Seelsorger und andere doch mal die Zeit nehmen, in das Buch hineinzuschauen, damit man nicht ganz so unbedarft dasteht, wenn das Gespräch auf ein entsprechendes Thema kommt.

K. H. Ditzer

Erfahrungen mit Randchristen. Neue Horizonte für die Seelsorge. Hrsg. von der Katholischen Glaubensinformation in Frankfurt. Freiburg 1985: Herder Verlag. 192 S., kt., DM 19,80.

Das Buch entstand aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums der Katholischen Glaubens-Information, Frankfurt, die unter dem unermüdlichen Wirken von Pfarrer F. Krenzer ein wichtiges Phänomen in der deutschen Nachkriegspastoral geworden ist. Die Beiträge, meist eher knapp gehalten und gut lesbar, gehen die verbreitete und bedrückende Erfahrung der Existenz eines sehr breiten Randes von „Randchristen" von verschiedenen Blickwinkeln her an. Die Beiträge sind eigentlich alle lesenswert und anregend. Beim nochmaligen Blättern im Buch fand ich die Beiträge über den „ekklesialen Atheismus" von Zulehner, den Artikel über die unüberbrückbare Kluft (als Frage gestellt) von F. Schlösser, ganz besonders aber den Aufsatz von Rolf Zerfaß mit seinen Thesen als verlockend zum nochmaligen Lesen. Das Buch wird nicht „alles beantworten", erst recht nicht alle pastorale Beklemmung aus der Welt schaffen. Aber viele Seelsorger werden sich mit ihren Erfahrungen hier wiederfinden, werden daraus Kraft zum Weitermachen schöpfen, vielleicht sogar Kraft zum „anders Weitermachen" als bisher.

P. Lippert

SCHALLER, Hans: *Wie finde ich meinen Weg?* Eine christliche Lebenshilfe. Reihe: Topos-Taschenbücher, Bd. 157. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 144 S., kt., DM 8,80.

Der Titel dieses Taschenbuches drückt die Not vieler, besonders junger Menschen, aus. In sieben Abschnitten möchte der Verf. ihnen dazu Orientierungs- und Lebenshilfen anbieten. Sie stehen unter den Überschriften: „Entscheidungsnot", „Das Fundament der Entscheidung", „Entscheidung aus Selbstbejahung", „Den Weg entstehen lassen", „Gültige Maßstäbe", „Inneres Mitschwingen" und „Was zum Ziele führt". Es geht in diesen Überlegungen u. a. sehr darum, daß Entscheidungen notwendigerweise Einschränkungen bedeuten, ohne daß dadurch das Leben ärmer würde. Denn: „Weniges genügt. Auch mit kargen Möglichkeiten kann ein Leben froh und sinnvoll werden. Es gibt also eine berechtigte Hoffnung, daß das Leben nicht bloß in seinen Abschnitten, sondern auch als Ganzes gut wird; daß es jene vollkommene Gestalt gewinnt, die in ihm angelegt ist,

und die wir in den Entscheidungen erstrebten". Wir haben die begründete Hoffnung, daß Gott „dieses Leben in seine barmherzige Hand nimmt und aus den vielen mißratenen Stückchen, die sich, von uns aus gesehen, nur mühsam oder überhaupt nicht zu einem Ganzen fügen, zusammenbringt; daß er das Leben in jene Gestalt reifen läßt, die es zu haben bestimmt ist" (139f.). Diese wenigen Zitate zeigen, wie ermutigend dieses Büchlein helfen kann. Heinz J. Müller

BSTEH, Irmgard: *Perlen brauchen Körperwärme.* Wie Glaube im Alltag lebendig werden kann. Ein Zeugnis. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 107 S., kt., DM 16,80.

Die Verf. folgte einer Anregung von Karl Rahner, etwas von ihrem eigenen geistlichen Weg mitzuteilen. Sie erzählt von der Kindheit in einer Familie, in der sie Glauben so selbstverständlich vermittelt erlebte, wie sonst Dinge des täglichen Lebens. Der Umgang mit Menschen unterschiedlichster Einstellung während ihrer Studienjahre und später hat sie erfahren lassen, welch ein Unterschied besteht zwischen denen, die aus dem Herzen beten, und jenen, die Gebete „produzieren", die kein anderer nachzubeten vermag.

So öffnet sich die Verf. von Situation zu Situation im Alltag, die sie aus ihrer christlichen Überzeugung zu bewältigen versteht. Ein Buch der Einkehr. Ein Wort des Dankes dafür. E. Grunert

Sonntag ist – na und? Reihe: Herderbücherei, Bd. 1300. Freiburg 1986: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

Dieses Taschenbuch geht auf die originelle Idee zurück, aus 10 Bistumblättern die besten Beiträge zum Thema „Sonntag" zusammenzustellen. Von vielen Autoren wird von verschiedenen Aspekten aus Nachdenkliches gesagt, was den Stellenwert des Sonntags im Bewußtsein der Christen erhöhen könnte. Daß der Sonntag einer christlichen Neubelebung bedarf, wird man nicht bezweifeln können, wenn man z. B. erfährt, daß 40 % der Bundesbürger am Sonntag ausgesprochene Langeweile verspüren und kaum noch ein Drittel der bundesdeutschen Katholiken an der sonntäglichen Eucharistiefeier teilnehmen. Nicht ohne schwerwiegende Gründe haben katholische und evangelische Bischöfe gemeinsam dazu aufgerufen, den Sonntag wieder zu einem Fest zu machen und ihn nicht der totalen Vermarktung auszuliefern. Bischof Georg Moser schreibt im Vorwort zum vorliegenden Büchlein: „Es geht um den Menschen! Wer den Sonntag kaputt macht, macht auf die Dauer das Menschsein kaputt" (7). Heinz J. Müller

Wie heute beichten. Hrsg. v. Georg SPORSCHILL mit einem Beitrag von Karl RAHNER. Freiburg 1986 Neuausgabe: Herder Verlag. 176 S., kt., DM 19,80.

Unter demselben Titel hat der Herausgeber die Beiträge dieses Buches bereits im Jahre 1974 vorgelegt. Die Neuauflage bezeugt, daß einerseits die gegenüber früher außerordentlich geringere Beichtpraxis anhält, anderseits aber „im humanwissenschaftlichen Bereich das Bedürfnis des heutigen Menschen nach einem persönlichen Bekenntnis" sehr deutlich wird, wie sich dies in Beratungsgesprächen und Therapiestunden bei Therapeuten zeigt. „Diese Bedürfnisäußerung nach individuell-ritualisierter Hilfestellung für die persönliche Lebensgestaltung außerhalb der Kirche zeigt, daß die Einzelbeichte ihren Sinn nicht verloren hat, daß diese kirchliche Praxis aber am konkreten ‚Wie' scheitert" (3). Diesem ‚Wie' will das vorliegende Arbeitsbuch als Anstoß zur Verlebendigung der persönlichen Beichte dienen. Wie in der ersten Auflage lautet das erste Thema: „Die Beichte – ein Angebot für christliche Lebensgestaltung" (R. Feneberg; mit einer lebhaften Auseinandersetzung mit den Beziehungen zwischen Einzelbeichte und Bußsakrament). Das zweite Thema: „Wege und Hilfen zum persönlichen Bekenntnis" (W. Feneberg) geht unter Zuhilfenahme von Tradition und humanwissenschaftlichen Erkenntnissen auf die Vorbereitung der Beichte ein. Das dritte Thema legt eine neue Form der Gewissenserforschung nach den Zehn Geboten vor: „Die Zehn Gebote – Christliches Lebensprogramm" (G. Sporschill). Das vierte Thema ermutigt unter der Überschrift „Angst vor der Beichte?" zum persönlichen Vollzug der Beichte (G. Niggl). Die nun folgenden Beiträge der Neuauflage sind Erweiterungen. Zunächst wird als fünftes Thema ein Artikel von Karl Rahner abgedruckt, der erstmals in der Zeitschrift „Ent-

schluß" (1980) veröffentlicht wurde: „Warum man trotzdem beichten soll". Dann folgen als Anhang Äußerungen über „Erfahrungen mit der Beichte". Dem Buch ist – besonders auch wegen des höchst beherzigenswerten Artikels von Rahner – eine weite Verbreitung und, was noch wichtiger ist, Erfolg in seinen Anstößen zu einem neuen Zugang zum Sakrament der Versöhnung zu wünschen.

Heinz J. Müller

Meine Firmung. Hrsg. v. Dietmar ROST und Joseph MACHALKE. Paderborn 1985: Verlag Bonifatius-Druckerei. 28 S., geheftet, DM 5,40.

Eine gute Unterstützung für den, der den Firmunterricht zu erteilen hat, und ein gutes Andenken in der Hand der Gefirmten. Ausreichend Platz ist vorgesehen, um zu den einzelnen Unterrichtsthemen entsprechende Fotos oder Bilder einkleben zu können. Und dazu viele Bilder, Kunstbilder. Das alles empfiehlt das Büchlein.

Handbuch der Caritasarbeit. Beiträge zur Theologie, Pastoral und Geschichte der Caritas mit Überblick über die Dienste in Gemeinde und Verband. Hrsg. v. Paul NORDHUES u. a. Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 544 S., geb., DM 48,–.

Die Fülle an Veröffentlichungen zur Theologie und Arbeit der Caritas nimmt in den letzten Jahren in beachtlichem und erfreulichem Maße zu. Erstmalig liegt in diesem von dem Paderborner Weihbischof Paul Nordhues, einem Vertrauten der Caritastheologie, -praxis und -politik, herausgegebenen Handbuch ein Kompendium vor, das eine umfassende Darstellung der vielfältigen Aspekte der Caritasarbeit bietet. In den über 80 Beiträgen erfolgt eine Gesamtübersicht über Theologie, Geschichte und Pastoral der Caritas, über ihre Praxis im Leben des Christen, der Gemeinde und des Bistums, über Caritasorganisationen und professionelle Dienste. Leider ließ die Notwendigkeit zur Begrenzung manchen Beitrag recht knapp werden; vor allem kamen die neueren Ansätze und Reflexionen bezüglich einer Theologie der Caritas (R. Zerfaß, O. Fuchs, H. Steinkamp u. a.) und die sich abzeichnenden Perspektiven für eine Neuorientierung ehrenamtlicher und verbandlicher Caritasarbeit nicht zur Sprache. Dennoch: ein wertvolles Nachschlagewerk, das, theologisch begründet und zugleich praxisnah, über die vielfältigen Realisierungen der sozialen Arbeit der Kirche informiert und eine fundierte Begründung der Caritas als Aufgabe jedes Gläubigen, der Gemeinde und der gesamten Kirche bietet.

M. Hugoth

KAMPIK, Michael: *Die Erschaffung des Kusses und andere Legenden von der Liebe.* Freiburg: Herder Verlag. 96 S., geb., DM 14,80.

Mit viel Charme, heiter, liebevoll, unbeschwert und doch tiefsinnig erzählt Kampik Geschichten der Liebe, wie sie sich, angefangen bei Adam und Eva als dem ersten Liebespaar der Menschheit, auf vielerlei Weise ereignen. Daß es ihm dabei gelungen ist, irdische und himmlische Liebe auf so leichtflüssige Art in Einklang zu bringen, dazu gehört wohl jene wissende Arglosigkeit, die diesen Texten innewohnt.

M. Hugoth

Herr, mein Herz steht dir offen. Gebete für ältere Menschen. Hrsg. v. Reinhard ABELN. Reihe: Theologie und Leben, Bd. 80. Freising 1986: Kyrios-Verlag. 79 S., kt., DM 9,50.

ABELN, Reinhard: *Altsein ist schön – aber auch schwer.* Reihe: Meitinger kleine Bücherei, Bd. 109. Freising 1986: Kyrios-Verlag. 48 S., kt., DM 5,–.

Zwei Schriften für ältere Menschen bietet der Verf., Referent in der Erwachsenenbildung und Journalist in der Kirchenpresse, an. Das erstgenannte kleine Buch könnte auch ein anderes oft gehörtes Wort als Titel tragen: „Alt werden ist ja ganz schön – alt sein aber nicht". In kurzen, mit kleinen Anekdoten aufgelockerten Darlegungen bemüht sich der Verf., Sinn und Wert und Würde des Alters zu erhellen und den alten Menschen zu helfen, das Alter trotz allem als „schön" zu erleben. – Das zweite Buch hat eine Fülle von Gebeten zusammengestellt, die dem alten Menschen zu einem Leben aus dem Glauben verhelfen können. Sie beziehen sich auf verschiedene Anlässe und

Lebenslagen, sind einfach in ihren Formulierungen, stammen aus dem reichen Schatz der Tradition der Kirche, aber auch von Menschen unserer Tage, und machen dieses Buch zu einer wertvollen Hilfe für die alten Menschen und die Altenseelsorge. Heinz J. Müller

Jeder Tag ist ein Geschenk. Vom Sterbenkönnen. Persönliche Zeugnisse. Hrsg.: Gerhard WEBER. München 1985: Verlag Neue Stadt. 72 S., kt., DM 8,80.

Im Schreiben, das der Verlag dem Büchlein beigelegt hat, wird gesagt: „Für jeden, der im persönlichen oder beruflichen Leben mit der Frage nach dem Sinn von Krankheit und Tod konfrontiert ist, kann dieses Buch eine wertvolle Hilfe sein."

Es ist erstaunlich, wie direkt Kranke, dem Tod geweihte Kranke, auf ihren Zustand hin angesprochen werden können, und wie dann antworten. Ob das jedem gelingt?

Pädagogik – Katechetik – Homiletik

Jahrbuch der Religionspädagogik (JRP). Hrsg. v. Peter BIEHL u. a. Bd. 1. 1984. Neukirchen-Vluyn 1985: Neunkirchener Verlag. 281 S., kt., DM 44,–.

Dieses Jahrbuch der Religionspädagogik, das hier in seinem ersten Band vorliegt, will ein Forum bieten für wissenschaftliche Auseinandersetzung und Information aus dem umfangreichen, für den einzelnen kaum mehr zu überblickenden Bereich der Religionspädagogik. Das Jahrbuch bietet Grundsatzbeiträge, Artikel (hier zu den Themen Entwicklung und Erziehung, Symboldidaktik, Meditation, Spiel, Friedenserziehung, Konfirmandenunterricht, Luther-Jubiläum 1983, Kirche und Öffentlichkeit, Bultmann-Gedenkjahr), Berichte (Zur Situation des RU in Hamburg, RU in Baden-Württemberg, Verhältnis von Religion und Öffentlichkeit in den USA, Bericht über eine empirische Untersuchung zur Situation der evangelischen Religionslehrer), Rezensionen sowie eine Dokumentation über die religionspädagogische Bibliographie 1983 aus dem deutschen Sprachraum und über die religionspädagogischen Dissertationen und Habilitationen im deutschen Sprachraum während des Berichtsjahres 1983.

Eigens hervorgehoben seien die beiden Grundsatzbeiträge. Frau Marie Veit, Prof. für Didaktik des RU an der Universität Gießen, untersucht Alltagserfahrungen von Jugendlichen in ihrer religiösen Relevanz. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß die theologischen „Schätze" der Kirche den theologisch „Gebildeten" vorbehalten bleiben. Die Jugendlichen, die diese Schätze dringend benötigten, hätten weitgehend nicht einmal mehr eine Ahnung von ihnen. Die Autorin sieht aber hoffnungsvolle Anfänge jenes Prozesses, der die Kräfte der Kirche für die Jugendlichen fruchtbar machen könnte. Peter Biehl entfaltet zum Thema „Symbol und Metapher" eine religionspädagogische Theorie religiöser Sprache. Dieses Jahrbuch bietet einen interessanten Einblick und einen gewissen Überblick über die Religionspädagogik im Berichtsjahr 1983. K. Jockwig

RINGEL, Erwin – KIRCHMAYR, Alfred: *Religionsverlust durch religiöse Erziehung.* Tiefenpsychologische Ursachen und Folgerungen. Wien, Freiburg, Basel 1985: Herder Verlag. 241 S., kt., DM 16,–.

Der bekannte Suizidforscher und engagierte Vorkämpfer für eine Suizidprophylaxe, Erwin Ringel, sowie ein Psychologieprofessor aus St. Pölten, Alfred Kirchmayr, haben ein Buch vorgelegt mit dem provokanten Titel „Religionsverlust durch religiöse Erziehung". Sie gliedern es in acht Kapitel: Die Krise und „Krankheit" der Kirche; Der Einfluß der Neurose auf die Religion; Christentum und menschliche Entfaltung; „Gottesvergiftung" durch neurotisierende religiöse Erziehung – religionspädagogische Überlegungen zum ersten und vierten Gebot; Sexualität und christliche Religion; Tiefenpsychologische und theologische Erwägungen zum fünften und siebten Gebot oder: Das Verhältnis des Christentums zu Krieg und Frieden; Tiefenpsychologische Erwägungen zum Religionsunterricht; Konsequenzen für die Erneuerung des Kirchlichen Lebens.

Das Buch ist allen „gewidmet, die an der Kirche leiden" – und das sind, so scheint es, mehr Menschen als man für unsere säkularisierte und emanzipierte Gesellschaft vermuten würde. Denn von den besonderen Schwierigkeiten, die tiefenpsychologisch aufzuarbeiten auch eine lohnende und interessante Arbeit wäre, einer Kirche und ihres Glaubensvollzuges in einer säkularen Gesellschaft liest man nichts, obwohl gerade auch das Zusammentreffen von manchmal nicht zu vereinbarenden Lebensentwürfen und Lebensorientierungen zu den Leiden führt, die die Verfasser in Fülle zusammengetragen haben. Statt dessen bekommt man den Eindruck vermittelt, als sei die Kirche, vermittelt durch ihre Amtsträger, Religionslehrer und Eltern, die Sozialisationsinstanz im Hinblick auf das Ergebnis religiöser Erziehung schlechthin.

Das Ärgernis des Buches, das sich ja z. T. auch in den Rezensionen widerspiegelt, liegt m. E. wohl weniger in den auf- und angeführten Fakten, die seit langem diskutiert wurden und werden, sondern in dem – an einigen Stellen direkt erhobenen – Globalanspruch, daß die Sachverhalte nur tiefenpsychologischer Ursachenforschung und Heilung zugänglich seien. Damit soll gegenüber den Autoren nun andererseits nicht gesagt sein, daß ihre Sichtweise und Analyse nicht bei so und so vielen Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche zutreffend sei. Aber der verbale Hinweis, man würde die Autoren „völlig mißverstehen, wollte man aus unseren Ausführungen den Schluß ziehen, daß wir jeden Glaubensverlust für ein Symptom der Neurose und jeden Agnostiker für einen Neurotiker halten" (S. 36), kann eben diesen Gesamteindruck des Buches nicht verwischen.

Deshalb sei dem Leser vorab empfohlen, die Ausführungen kritisch zu lesen und sich vor allem immer wieder bewußt zu machen, daß es den Verfassern nicht darum geht, die Kirche, ihre Erscheinung und ihr Verhalten inclusive der entsprechenden Wirkungen, einfachhin auf die Anklagebank zu setzen, sondern durch tiefenpsychologische Konfrontation das Leiden, auch das Leiden der Kirche selbst, zu überwinden oder doch zumindest einen Beitrag dazu zu leisten.

Aus der Sicht der Adler'schen Psychologie wollen sie zeigen, wie die Kirche befreiender und weniger neurotisierend wirken könnte. So werden z. B. im 1. Kapitel „Die Krise und die ‚Krankheit' der Kirche" unter dem Stichwort „Das Wesen der Neurose" zunächst die Entstehung der Neurose und ihre Symptome kurz und einfach dargestellt und dann in einem weiteren Schritt die Erkenntnisse zur Diagnose der „Krankheit der Kirche" angewendet. Obwohl die Autoren einräumen, daß sie keine Historiker seien, und es „zweifellos aufschlußreich (wäre), geschichtlich genauer zu untersuchen, warum und wie es dazu kam, daß die Kirche zunehmend unterdrückend und neurotisierend wurde", sehen sie im wesentlichen den Beginn dieses Prozesses im 4. Jahrhundert, in der sogen. „Konstantinischen Wende". „Seit dieser Zeit hat sich die Kirche in wesentlichen Punkten von Christus entfernt", schreiben die Verfasser und nennen neun Abirrungen (aus Ohnmächtigen wurden Mächtige...; aus Armen Reiche...; aus Verfolgten Verfolger; aus Gerichteten Richter; aus Demütigen Hochmütige; aus Friedfertigen fanatische Krieger...; aus Verkündern des ganzen Menschen wurden Apostel der Leib- und Lustfeindlichkeit; aus Inhalt Form und Formalismus; aus emotionaler Religion und engagiertem Glauben rationalistische Theologie), für die es in der Kirchengeschichte genügend Beispiele gibt (und jeder Historiker könnte noch andere hinzufügen). Aber darf man sie auf die alleinige Ursache „Neurose" zurückführen? Verstellt man sich in der Ursachenforschung damit nicht den Blick für das Bedingungsgeflecht solcher Erscheinungen?

Wie oben schon gesagt, spielen psychoanalytisch erklärbare Mechanismen bei der Entstehung von z. B. Fehleinstellungen und Fehlverhaltensweisen, die ihrerseits neurotisierend auf andere wirken (können), sicherlich eine Rolle, aber Kirche ist, als Institution und in ihren Mitgliedern, immer Teil einer Gesellschaft und damit der in ihr ablaufenden Prozesse. Einzelfaktoren bekommen ihr Gewicht und ihre Bedeutung immer erst durch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren. Dies gilt um so mehr, je komplexer und je „offener" Systeme sind. Umgekehrt gilt natürlich auch, daß das spezifische Zusammenspiel mehrerer Faktoren bei Einzelnen wie bei Gruppen Reaktionen hervorrufen kann, die dem Erscheinungsbild der Neurose oder der neurotischen Reaktion vergleichbar sind.

Im Kapitel „Der Einfluß der Neurose auf die Religion" beschreiben die Autoren, wie die „Neurotisierung zu einer Beeinflussung des religiösen Lebens der Betroffenen führen kann". Zunächst wird die Bedeutung der ersten Lebensjahre für eine gesunde Entwicklung der Persönlichkeit herausgestellt und auf die Gefahr einer neurotischen Lebenshemmung hingewiesen. Danach wird in

sechs Punkten gezeigt, wie sich die Grundsymptome der Neurose im „religiösen Leben auszuwirken pflegen": letztlich in der „Unfähigkeit, Verantwortung für das eigene Tun und Lassen zu übernehmen". Ein solcher Mensch kann nicht zur Freiheit eines Christenmenschen gelangen. „Es fehlt seinem Glauben die Vitalität, die Risikofreudigkeit, sich für die Entfaltung des eigenen Lebens wie auch für die bessere Gestaltung des Zusammenlebens einsetzen zu können" (S. 38).

Für dieses (neben dem ersten grundlegende) Kapitel, wie auch für die folgenden, gilt die Anwendung des vorher Gesagten: es ist nicht so sehr zu kritisieren, was von den Autoren beschrieben und geschrieben wurde, sondern wie es gesagt wird und vor allem, was nicht gesagt und bedacht worden ist. Nimmt man die Aussagen so, wie sie da stehen, so drängt sich der Eindruck eines „geschlossenen" Systems auf, wie es nicht einmal in Internaten oder in einer Gettokirche herzustellen ist und global gefunden werden kann. Daß es dennoch neurotische Verengungen in Gemeinschaften gibt, kann der Rezensent bestätigen, aber gerade ihre Analysen zeigen, daß sie nicht unbedingt in das von den Autoren vorgegebene Schema passen. Ferner: daß im Normalfall heute Eltern viele „Miterzieher" haben, daß sie oft gegen den Trend erziehen müssen usw., davon ist leider nicht die Rede, auch davon nicht, daß sich viele aus der Vermittlung von Werten verabschiedet haben (aus „Toleranzgründen", „weil man nicht manipulieren wollte..." usw.). Viel Leiden kommt durch unterlassene echte Gewissenbildung zustande, z. B., weil man als Folge „gelernter Hilflosigkeit" nicht zu eigener Autonomieerfahrung kommt und sich als permanent Außengesteuerter erfährt oder aber z. B. weil man der diktatorischen Macht seines (selbst gezimmerten) Über-Ich's nicht entraten kann. Eigentlich nehme ich an, daß die Autoren in ihrer therapeutischen Praxis solchen leidenden Menschen ebenfalls begegnet sind. Um so mehr wundert es mich, daß sie in ihrem Buch so wenig realisiert haben, daß die „Kirche" mit ihren Aussagen heute doch nur eine „Institution" unter vielen ist – zumindest in der Bundesrepublik Deutschland – und Jugendliche mit ihren Aussagen und ihrem Angebot recht kritisch umgehen, insofern sie ihre Meinung überhaupt zur Kenntnis nehmen und / oder sie nicht nur zur Formulierung ihrer Gegenposition benützen, weil kirchliches Menschenbild und kirchliche Wertordnung noch „griffig" sind im Gegensatz zur „Wertordnung" der Gesellschaft oder der gesellschaftlichen Gruppen.

Sicherlich hat die Kirche, als ganze und in ihren Repräsentanten, viele Fehler gemacht usw., aber kann man z. B. wirklich „so zweifellos in einem globalen Sinn davon sprechen, daß sich die christliche Liebesreligion bzw. Friedensreligion vielfach in ihr Gegenteil, in Haß- und Kriegsreligion verkehrte"? (S. 149). Lehnen nicht diejenigen, die aus ihrer wahrgenommenen Verantwortung eine Verteidigungsbereitschaft befürworten, eine „Kriegsbereitschaft", geboren aus neurotischer Lebensverunstaltung, ab? Eine sauberere und differenziertere Analyse und Darstellung von geschichtlichen, sozialen und psychologischen Zusammenhängen sollte man von Professoren erwarten können. Zitate können nur selten Behauptungen stützen und mit sogen. „Autoritätenbeweisen" ist auch in der Geschichte der Kirche viel Unheil angerichtet worden.

Es gibt in dem Buch noch viele zu hinterfragende Beispiele und Aussagen, sie alle zum Thema zu machen, würde den Rahmen einer Besprechung vollständig sprengen. Abschließend sei deshalb gesagt: Ich kann die Sorge der Verfasser, daß sich die Kirche, vor allem in ihren Leitungsgremien, angesichts der Herausforderungen u. a. durch eine sich im Umbruch befindende Gesellschaft verschreckt zurückzieht, begonnene Öffnung und begonnene Reformen und Neuerungen versanden läßt oder sogar rückgängig zu machen sucht, durchaus verstehen. Daß Neurosen und Neurotizismen für den Bewältigungsprozeß von Krisen nicht gerade förderlich sind, sondern zusätzliche Gefahren bedeuten, haben die Verfasser aufgezeigt. Insofern sollte sich zumindest jeder in der Kirche in besonderer Verantwortung Stehende (in Leitung, Lehre und Erziehung) ernsthaft fragen, ob und wie sich bei ihm Neurosen und Neurotizismen auswirken, und sie durcharbeiten, damit der schon an und für sich schwierige Prozeß der Einbringung des Christentums und seiner erlösenden Kraft nicht zusätzlich belastet wird.

K. H. Ditzer

BAUMGARTNER, Konrad: *Lebendig mitfeiern.* Ansprachen zur Liturgie der Meßfeier. München 1986: Don Bosco Verlag. 85 S., kt., DM 14,80.

Die Liturgieerneuerung, die das II. Vatikanische Konzil vor über 20 Jahren in die Wege geleitet hat, ist bisher noch nicht an ihr Ziel gelangt. Zwar sind Texte und Riten erneuert und die äußere

aktive Teilnahme der Gläubigen eine Selbstverständlichkeit, doch fehlt es weithin noch an der bewußten, inneren Teilnahme. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß nur selten eine Einführung in Sinn und Bedeutung des Gottesdienstes sowie seiner einzelnen Elemente geboten worden ist. Versäumtes ohne große Mühe nachzuholen, hilft das vorliegende Büchlein, das kurze Ansprachen zur Meßfeier enthält. Es bildet eine gute Grundlage für eine Predigtreihe, eignet sich aber auch vorzüglich zur privaten Lektüre.

Katholischer Erwachsenen-Katechismus. Das Glaubensbekenntnis der Kirche. Hrsg. v. d. Deutschen Bischofskonferenz. Kevelaer 1985: Butzon & Bercker i. Gem. m. den Verlagen der Verlagsgruppe „engagement". 464 S., Ln., DM 16,50.

In dem gut einen Jahr seit seinem Erscheinen ist der von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebene Katholische Erwachsenen-Katechismus zu einem theologischen Bestseller geworden. Dies bezeugt das schon seit einiger Zeit feststellbare Bedürfnis nach einer dem heutigen Stand der Theologie entsprechenden Gesamtdarstellung des christlichen Glaubens. Der Katechismus folgt dem „klassischen" Aufbau des Großen Glaubensbekenntnisses der Kirche. Dementsprechend sind die Themen der drei Teile des Katechismus: Gott der Vater, Jesus Christus, das Werk des Heiligen Geistes.

Was in den vielen Besprechungen dieses Katechismus fast einmütig gesagt wurde, kann auch hier nur bestätigend wiederholt werden. Der Kommission von Bischöfen und Theologen, die diesen Katechismus erstellt haben, wobei der Tübinger Dogmatikprofessor Walter Kasper als Hauptautor anzusehen ist, ist es gelungen, den Glauben der Kirche aus der Sicht der abendländischen Tradition und der westlichen Theologie darzustellen.

Daß die Bibel die Hauptquelle des christlichen Glaubens ist, und daß heute ein Katechismus auch die ökumenische Dimension aufweisen muß, gehört heute zu jenen theologischen „Selbstverständlichkeiten", deren Berücksichtigung nicht eigens erwähnt zu werden braucht.

Die Zielgruppe dieses Katechismus sind vor allem die, denen die Weitergabe des Glaubens anvertraut ist, wobei die theologisch nicht eigens Ausgebildeten, wie es wohl die meisten Eltern sind, sich mit der Lektüre des Buches schwertun werden.

Autoren-, Sach- und Bibelstellenregister sowie die am Rand des Textes angebrachten Querverweise erhöhen die Qualität dieses Katechismus als Arbeitsbuch.

Die bereits erschienenen und noch erscheinenden Arbeitshilfen als Print- oder Videomedien unterstreichen nochmals die Bedeutung dieses Erwachsenen-Katechismus. K. Jockwig

GÖPFERT, Peter – KAUFMANN, Egon: *Kinder machen sich Gedanken.* Originaltexte und methodische Hilfen für Religionsunterricht und Gruppenarbeit. München 1985: Don Bosco Verlag i. Gem. m. d. Claudius Verlag, München. 127 S., kt., DM 19,80

Glück und Gerechtigkeit, Angst und Tod, Gemeinschaft und Gesetze, Gott und seine Welt: das sind die Themen, über die sich Kinder auf ihre Weise Gedanken machen, wie sie im Unterricht oder sonst im Gespräch mit Eltern und Erziehern mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck kommen, und die hier vorgestellt werden.

Zum einzelnen Themenkreis werden immer entsprechende Texte geboten, in denen die Kinder ihre Gedanken offenbaren. – Die glatte Formulierung geht wohl auf Rechnung der Verf. – Zu Wort kommen, der Zahl nach fast gleich oft, Jungen und Mädchen im Alter zwischen 10 und 12 Jahren. Die pädagogische Weiterführung gehört zu den einzelnen Themen. Es ist schon ein Erfolg, Kinder dieser Altersstufe zum Reden zu bringen; noch mehr ist es ein Erfolg mitzuerleben, wie die Kinder dann weitergeführt werden. E. Grunert

RUPPERT, Rudolf: *Lebendige Liturgie.* Anregungen für den Liturgiekreis. Würzburg 1986: Echter Verlag. 120 S., kt., DM 19,80 mit Arbeitsheft.

Das vorliegende Buch dient vor allem der Bildung von Laien, die sich für besondere liturgische Dienste zur Verfügung stellen (wollen). Es bietet Übersichten über wichtige Aspekte der Liturgie und zeigt jeweils einen möglichen Weg zur Vermittlung von Grundkenntnissen. Die ersten Kapitel lauten: „Auf was lasse ich mich da ein? Von den vier wichtigsten Gestaltungskräften der Liturgie" – „Fürbitte halten – aber wie? Vom Fürbittgebet im Gottesdienst" – „Was darf ich eigentlich tun? Zehn mögliche und wichtige Aufgaben bei der Gestaltung der Messe". Hier und da wäre es wohl angebracht, daß der Leiter von Ausbildungs- oder Fortbildungsveranstaltungen Ergänzungen vornimmt. So z. B. beim Thema Fürbittgebet. Hier wäre zu erläutern, was es heißt, daß „die Gemeinde durch ihr Beten für alle Menschen ihr priesterliches Amt" ausübt. Von dorther wäre zu begründen, warum das Fürbittgebet universalen Charakter tragen soll – eine Eigenart, die man in vielen gedruckten Vorlagen vermißt. J. Schmitz

NÜBOLD, Elmar: *Entstehung und Bewertung der neuen Perikopenordnung des Römischen Ritus für die Meßfeier an Sonn- und Festtagen.* Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 451 S., kt., DM 58,–.

Die umfangreiche Arbeit, die von der Theologischen Fakultät Paderborn als Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades angenommen worden ist, gliedert sich in zwei Teile: einen historischen und einen systematischen.

Im geschichtlichen Teil informiert der Autor nicht nur über die Entstehung der Perikopenordnung für die Meßfeier an Sonn- und Festtagen, er schildert zugleich auch deren Vorgeschichte, die mit dem Jahr 1920 beginnt. Im Hinblick auf die Entstehung der Perikopenordnung vermag er eine große Zahl bislang unbekannter, aber aufschlußreicher Einzelheiten mitzuteilen, da es ihm möglich war, maßgebliche Fachleute persönlich zu befragen und unveröffentlichte Manuskripte einzusehen.

Im systematischen Teil werden zunächst die Grundlagen der Perikopenordnung dargestellt und erläutert; daran schließt sich eine ausführliche kritische Analyse der bestehenden Leseordnung an, die einerseits zu einem tieferen Verständnis von Inhalt und Bedeutung der Leseordnung verhilft, anderseits aber auch unzweideutig erkennen läßt, daß der Wunsch des II. Vatikanischen Konzils, „die Schriftlesung reicher, mannigfaltiger und passender" auszugestalten (Liturgiekonstitution Art. 35,1) nicht ganz erfüllt worden ist. J. Schmitz

Gemeindegottesdienste ohne Priester. Hrsg. v. Simon DACH. Gottesdienst und 2 Werkmappen. Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. DM 68,–.

Die Publikation „Gemeindegottesdienst ohne Priester" besteht aus drei Ringbüchern: einem „Gottesdienstbuch", in das jeweils die für einen konkreten Gottesdienst benötigten Texte und Vorlagen eingelegt werden, einer Werkmappe mit Anregungen für „Wort- und Kommuniongottesdienste" (einschließlich Wort- und Kommunionfeiern mit Kranken) sowie einer Werkmappe mit Gestaltungshinweisen und Texten für „Wortgottesdienste" (Morgenlob/Abendlob, Andachtsgottesdienste, Vigilgottesdienste). Die mir vorliegenden Werkmappen enthalten nur die sog. Grundausstattung, d. h. grundätzliche Erläuterungen, Hinweise zum Ablauf der Feiern und Texte, die bei verschiedenen Formen von Gottesdiensten ohne Priester Verwendung finden können. Dem sollen Fortsetzungslieferungen mit „thematisch geprägten Modellen und Texten für alle Sonntage, Feste und Anlässe im Kirchenjahr" folgen.

Wenn die Ergänzungslieferungen das halten, was die Grundausstattung – die einen sehr guten Eindruck macht – verspricht, dann dürfte die Sammlung in absehbarer Zeit eine der besten, wenn nicht sogar die beste Handreichung für den „Gemeindegottesdienst ohne Priester" darstellen, die es im deutschsprachigen Raum gibt. J. Schmitz

Schott – Die österlichen Tage. Hrsg. von den Benediktinern der Erzabtei Beuren. Freiburg 1986: Herder Verlag. 102 S., kt., DM 6,–.

Im bekannten Format des Schott, leicht in der Tasche unterzubringen, bietet diese Ausgabe alle liturgischen Texte der österlichen Tage, wie sie jetzt für die Jahre A+B+C verwendet werden. Jeweils steht am Anfang der Texte eine eigene Einführung in die Thematik des Tages und zum Ganzen eine spirituelle Einführung und Erschließung der österlichen Tage.

Schott-Meßbuch für verschiedene Anlässe. Freiburg 1986: Herder Verlag. 1872 S., Kunstleder DM 65,–; Leder/Goldschnitt DM 80,–.

Mit dem hier angezeigten 3. Band des Wochentags-Schott ist die Schott-Bibliothek vollständig. Der letzte Band enthält alle Texte für Verstorbene, für Messen in besonderen Anliegen und für Votivmessen. Die Themenfülle ist gewaltig. Wie das Inhaltsverzeichnis zeigt, findet sich hier in der Tat alles, was zu den entscheidenden Anlässen des christlichen Lebens an Meßtexten notwendig ist. Die einzelnen Formulare weisen die Vorzüge auf, die schon die ersten beiden Bände auszeichneten: Einführungen zu den einzelnen Anlässen, Kurzkommentare zu den Lesungen, Fürbitten und Meditationstexte zu jeder Meßfeier. Der Schott braucht keine Empfehlung mehr. Priester wie Laien schätzen ihn seit langem als unentbehrliches Meß- und Glaubensbuch, das helfen kann, den Gottesdienst lebendig zu gestalten und das persönliche Gebet zu bereichern.

BERGER, Rupert: *Ihr seid mit Christus auferweckt.* 30 Wortgottesdienste zu Meßfeiern für Verstorbene 2. München 1986: Don Bosco Verlag. 67 S., dt., DM 11,80.

R. Berger bietet hier jeweils unter einem bestimmten Leitwort Vorschläge für die Einführung, das Allgemeine Schuldbekenntnis, das Tagesgebet und die Fürbitten. Außerdem finden sich Hinweise auf eine geeignete Präfation und passende Lesungen. Seelsorger,die häufiger Meßfeiern für Verstorbene vorbereiten müssen, werden für das schmale Bändchen dankbar sein, das ihnen gute Anregungen vermittelt.

Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Würzburg 1986: Echter Verlag. 32 S. kt., DM 6,80.

Ich nehme dich an und verspreche dir die Treue... Würzburg 1983: Echter Verlag. 28 S., kt., DM 6,80.

Es handelt sich hierbei um zwei sehr gut gestaltete Hefte, die neben dem Ritus der Tauf- bzw. Trauungsfeier Texte aus der Heiligen Schrift, Fürbitten, Gebete, Gedichte, Sentenzen und Geschichten enthalten, die helfen können, die jeweilige Feier persönlich zu gestalten, die darüber hinaus Anregungen für das Leben in Ehe und Familie bieten. Eine Sammlung von Tauf- und Trauungssprüchen ermöglicht es, einen passenden Leitspruch für das zukünftige Leben auszusuchen.

ROST, Dietmar – MACHALKE, Joseph: *Grundgebete durchs Leben.* Paderborn 1984: Verlag Bonifatius-Druckerei. 24 S., geh., DM 4,80.

Mit prachtvollen Wiedergaben alter Meister geschmückt, ist diese Sammlung der herkömmlichen Gebete ein Büchlein, das sich in jeder christlichen Familie finden sollte. Als Geschenk für Brautleute zum Abschluß der Eheseminare oder des Brautunterrichtes sehr geeignet.

Tischgebete für die Jahreszeit. Werl 1985: Dietrich-Coelde-Verlag. 35 S. geh., DM 4,80.

Wer noch regelmäßig ein Tischgebet zu verrichten pflegt, wird gern zu dem Gebetsheft greifen, sei es allein, sei es in Gemeinschaft, um so den „Trott" zu vermeiden. Die den Gebeten vorangestellte Erwägung kann helfen, das tägliche Essen und Trinken immer neu als Geschenk Gottes zu erleben.

AUGUSTINUS, Aurelius: *Gib mir ein Herz, das an dich denkt.* Gebete. Hrsg. v. Valeria BOLDINI. München, Zürich, Wien 1985: Verlag Neue Stadt. 133 S., geb., DM 15,80.

Die Hrsg. hat Texte aus den Werken des hl. Augustinus zusammengestellt, die als Gebete in den verschiedenen Lagen des Menschen in seiner Begegnung mit Gott gesprochen werden können. Begegnung mit Gott. Umkehr zum Leben. Bitten um Vergebung. Gott – Vater und Schöpfer. Seine Worte sind Leben. In Gott geborgen. Überwiegend sind die Texte aus den Bekenntnissen genommen. So erlebt man mit Augustinus, wie Nachsinnen über Gott leicht zum Sprechen mit Gott werden kann.

Jetzt ist die Zeit zum Beten. Novene mit Adolf Kolping. Hrsg. von Heinrich FESTING. Freiburg 1985: Verlag Herder. 64 S., kt., DM 8,80.

Nicht nur die „Kolping-Söhne" im engeren Sinn des Wortes werden das Novenenbüchlein dankbar begrüßen, sondern alle, die auf diesem Wege über Leben und Werk des Gesellenvaters mehr erfahren möchten. Im Sinn der kirchlichen Fürbitten: Kirche, Staat, Berufsleben ist die Novene aufgebaut. Die jeweils eingebaute Meditation läßt Adolf Kolping selber zu Wort kommen.

ROTZETTER, Anton: *Gott, der mich atmen läßt.* Freiburg 1985: Herder Verlag. 264 S., geb., DM 24,–.

Es war ein erklärtes Ziel des Verf. der zahlreichen hier gesammelten Gebete, eine Sprache zu finden, die es auch dem modernen Menschen möglich macht, sich selbst, seine persönlichen Anliegen und die Belange der Welt vor Gott zu bringen. Dabei sollten christliche Traditionen und heutige Lebenswelt in eine engere Beziehung zueinander gebracht werden. So steht der Beter selbst im Mittelpunkt, der Mitmenschen, Umwelt, innere Zustände, öffentliche Ereignisse anschaut, und in sein Gespräch mit Gott einbezieht; nichts ist dabei zu alltäglich oder banal, die Zeiten des Tages und des Jahres und die Alter des Lebens werden ebenso persönlich genommen wie die Sakramente der Kirche, die traditionellen Tugenden des Christen, seine Sorge um den notleidenden Nächsten, Gebete aus dem Vertrauen, daß Gott uns ernst nimmt in allem, was unser Leben ausmacht; diese sich zu eigen machen heißt, eine zeitgemäße Form christlich-kirchlicher Spiritualität finden.

M. Hugoth

SPEE, Friedrich: *Mein Herz will ich dir schenken.* Die schönsten Lieder mit Bildern alter Meister. Hrsg. v. Dietmar ROST u. Joseph MACHALKE. Paderborn 1985: Verlag Bonifatius Druckerei. 131 S., geb., DM 38,–.

Die Herausgeber haben zum 350. Jahrestag des Todes von Friedrich Spee diese Sammlung seiner Lieder veröffentlicht. So zusammengestellt, umrahmt von Bildern alter Meister, gewinnt man einen guten Zugang zum geistlichen Dichter Friedrich Spee, zu seiner Sprachgewalt, zu seinem Gemüt. Und das ist derselbe Mann, der vorsichtig aber mutig in seiner „cautio criminalis" gegen die zu seiner Zeit immer noch üblichen Hexenprozesse protestierte. Nur wenige haben ihn in dem Kampf gegen diesen unseligen Glauben unterstützt. Rühmend muß hier sein Provinzial genannt werden, der ihn die Forderung seines Generals ablehnend, in Schutz nahm und ihn vorerst einmal „untertauchen" ließ.

Herausgebern und dem Verlag ist zu wünschen, daß dieses Werk in viele Hände kommt.

E. Grunert

Mit dem Glauben leben. Texte für junge Menschen. Hrsg. v. Franz SCHMID. München 1985: Don-Bosco-Verlag. 124 S., kt., DM 16,80.

Für fünf Themenkreise werden besinnliche Lesungen und jeweils angepaßte Texte zur Eucharistiefeier geboten: Thema 1: Jemand sein. Thema 2: Grenzenlos (Sinn des Lebens). Thema 3: Gemeinsam. Thema 4: Gescheitert. Thema 5: Hoffen.

Lesungen und Meßtexte sind wirklich auf junge Menschen zugeschnitten.

Kirchenrecht

MAY, Georg – EGLER, Anna: *Einführung in die kirchenrechtliche Methode.* Regensburg 1986: Verlag Fr. Pustet. 272 S., kt., DM 88,–.

Vorliegendes Buch füllt eine schmerzliche Lücke auf dem kirchenrechtlichen Markt. Es bietet das, was man Studenten bei einer Einführungsvorlesung in das kanonische Recht sagen sollte. Solche Einführungen beschränken sich im herkömmlichen Stundenplan zuweilen noch auf die Normae generales, wobei – je nach der übrigbleibenden Zeit – noch einige Bemerkungen über dies oder jenes Thema wie etwa die Theologie des Kirchenrechts anfallen. Ein Eingehen auf die kirchenrechtliche Methode entfällt aber meist. Dies aber ist Ziel und somit auch Titel des vorliegenden Buches. In einem ersten Abschnitt „Wesen und Eigenart der Kirchenrechtswissenschaft" behandeln die Autoren – G. May ist Ordinarius für Kath. Kirchenrecht an der Universität Mainz, Anna Egler daselbst Akad. Oberrätin – den Wissenschaftscharakter der Kanonistik, das Kirchenrecht als theol. und rechtswissenschaftl. Disziplin und die Aufgaben der Kirchenrechtswissenschaft.

Der 2. Abschnitt behandelt die Geschichte der Kirchenrechtswissenschaft. Mit den logischen Grundlagen der Kirchenrechtswissenschaft beschäftigt sich Abschnitt 3, und die Abschnitte 4–7 gehen ein auf die Themen Sammlung des Rechtsstoffes, Auslegung der Gesetze, Lücken des Gesetzes und Lückenschließung sowie Rechtsanwendung. Man wird für dieses Buch dankbar sein müssen. Im ziviljuristischen Bereich existierten schon immer Bücher, die in das Jus und das juristische Denken einführen, ob man nun an den „Klassiker" von Gustav Radbruch denkt „Einführung in die Rechtswissenschaft" oder auch an „Einführung in das juristische Denken" von Karl Engisch. Gerade bei der weitverbreiteten Abneigung gegen das Kirchenrecht in Theologenkreisen ist eine Auseinandersetzung mit Geschichte und Methode dieser Disziplin von grundlegender Bedeutung. So wird dann auch dieses Buch zum festen Bestandteil jeder Kirchenrechtsbibliothek gehören.

R. Henseler

MÜLLER, Ludger: *Kirche, Staat, Kirchenrecht.* Der Ingolstädter Kanonist Franz Xaver Zech, SJ (1692–1771). Reihe: Eichstätter Studien, Bd. 22. Regensburg 1986: Verlag F. Pustet 192 S., kt., DM 48,–.

Bei vorliegender Arbeit handelt es sich um eine 1985 von der Kath.-Theol. Fakultät der Kath. Universität Eichstätt angenommene Dissertation. „Kirche, Staat, Kirchenrecht" lautet der Titel, aber erst der Untertitel führt zur eigentlich behandelten Materie: es geht um den Kanonisten Franz Xaver Zech, der von 1743–1768 an der Universität Ingolstadt Kirchenrecht lehrte. Vorliegende Arbeit möchte ein Zweifaches: zum einen die Person dieses heute kaum noch bekannten Kanonisten des 18. Jahrhunderts vorstellen, zum anderen seine kirchenrechliche Lehre systematisch darstellen.

Der Jesuit Zech – so das Ergebnis bei Müller – erweist sich als ein Kanonist, der den Versuch unternahm, in den meisten kirchenrechtlichen Streitfragen einen mittleren Weg zu finden. Er steht in der Tradition der Kirchenrechtslehre seines Ordens, in einigen Fragen weicht er aber davon ab, wiederum in dem Bemühen, extreme Positionen zu vermeiden. In der Frage der Unfehlbarkeit vertritt er bereits im Wesentlichen die Lehre des I. Vaticanum. Zech hat vornehmlich durch seine Schüler aus der theol. und jurist. Fakulät weitergewirkt und hatte auf diese Weise großen Einfluß auf die Verhältnisse in Bayern, nicht zuletzt auch durch seine Eigenschaft als Ratgeber des bayerischen Kurfürsten. L. Müller kommt zu dem Ergebnis, daß Franz Xaver Zech der letzte große Kanonist der Universität Ingolstadt war, der seinen Vorgängern aus dem Jesuitenorden, Schmalzgrueber und Pichler, durchaus ebenbürtig war.

Die Themenstellung der Arbeit Müllers erinnert an die ebenfalls 1986 erschienene Dissertation (an der Universität Bonn) von Felix Bernhard, die sich mit dem Bonner Rechtsgelehrten Ferdinand Walter (1794–1879) als Kanonisten beschäftigt. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit großen Kanonisten ist mit Sicherheit eine lohnende Aufgabe, die oft genug nutzbringenderweise auch aktuelle Bezüge zur Gegenwart herzustellen vermag.

R. Henseler

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Mosaiken in der Vorhalle des Markusdoms in Venedig. Mit 25 Farbbildern, aufgenommen von Helmuth Nils LOOSE. Einführung von Gisela HELLENKEMPER SALIES. Freiburg, Basel, Wien 1986: Herder Verlag. 52 S., Pappbd., DM 19,80.

Daß Venedig bei der Ausdehnung seiner Macht über das östliche Mittelmeer mit der oströmischen Hauptstadt Konstantinopel konkurrierte, zeigt sich auch an dem repräsentativen Kirchbau des Markusdomes. Den Wettkampf um die Macht entschied Venedig im Jahre 1204 mit der Eroberung und Plünderung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer für sich; der Einfluß des Ostens aber wirkt in der Kunst weiter. Deutlich wird das bespielsweise an den ca. 1220 fertiggestellten Mosaiken des Schöpfungszyklus in der Kuppel der Vorhalle des Markusdomes, die in dem vorliegenden Buch in Bild und Text vorgestellt werden. Die Vorbilder dieser Darstellungen finden sich in der sogenannten Cotton-Bibel, einem spätantiken Codex; byzantinischer Einfluß zeigt sich beispielsweise, wenn der blaue Hintergrund dieser Vorlagen in einen Goldgrund abgewandelt wird. Gisela Hellenkemper Salies verweist darauf in ihrer – angesichts der Menge der Bilder relativ kurzen – Einführung. Den Hauptteil des Buches bilden die vielfach doppelseitig wiedergegebenen Fotografien der Mosaiken selbst, aufgenommen von dem bereits bekannten Helmuth Nils Loose. Begleitet werden die 25 Abbildungen jeweils von den entsprechenden Texten aus Genesis 1–3. Ein paar kurze Hinweise zur Mosaiktechnik beschließen das Buch, das auch angesichts seines Preises allen Freunden von Venedig und den Mosaiken von San Marco empfohlen werden kann. Joh. Römelt

SYDOW, Günther: *Du erneuerst das Antlitz der Erde.* Fotokunst zum Psalm 104. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 48 S., geb., DM 16,80.

Der Verf. legt eine Deutung des Psalmes 104 vor, die er mit seinen eindrucksvollen Kunstfotos untermalt. Das Werk Gottes mit dem Menschen als Krönung zieht am Auge des Betrachtenden, Meditierenden, vorüber.

SCHÖNFELDER, Roland – PANNIER, Traute: *Ich muß die Wurzeln meiner Hoffnung finden.* Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei 64 S., Pappbd., DM 14,80.

Nachsinnend, anschauend, fragend, bekennend behandeln die vorliegenden Illustrationen und lyrischen Texte Momente des Lebens: Worte, Szenen, Zustände, Haltungen, Verhaltensweisen, Erfahrungen. Hinter Worten, die bisweilen leicht hingesagt, fast künstlich wirken, dann wieder eindeutig und sachlich von Erlittenem und Geglücktem berichten, ist die gläubige Überzeugung eines hoffenden Menschen spürbar, der dem Leben sein Vertrauen ausspricht. M. Hugoth

MANKOWSKI, Friedrich: *Herz, steig in den Morgen.* Gedichte und Briefe eines großen Liebenden. Graz, Wien, Köln 2. Aufl. 1985: Verlag Styria. 166 S., geb., DM 24,80.

Gelegentlich haben auch Dichter Kriegserlebnisse in Form eines Gedichtes verfaßt (Theodor Körner: „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben." Victor Hugo: „Mon père ce héro au sourir si doux"). Das Besondere der hier vorgelegten Dichtungen ist der christliche Geist, der sich auch gegenüber dem Grauen des modernen Krieges nicht beirren läßt. Diese Eigenart rechtfertigt es, daß die zuerst 1946 erschienene Auflage nun in zweiter Auflage das Andenken des Dichters aufbewahrt.

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Auf Gott hoffen – das Leben neu sehen. Geschichten der Bibel nacherzählt. Hrsg. v. Dietmar GERTS u. a. Reihe: Gütersloher Taschenbücher Siebenstern, Bd. 817. Gütersloh 1986: Gütersloher Verlagshaus G. Mohn. 112 S., kt., DM 9.80.

BALLING, Adalbert Ludwig: *In Gottes Hand geschrieben.* Minuten-Meditationen. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1319. Freiburg 1986: Herder Verlag. 125 S., kt., DM 7,90.

BAUDLER, Georg: *Jesus im Spiegel seiner Gleichnisse.* Das erzählerische Lebenswerk Jesu – ein Zugang zum Glauben. Stuttgart 1986: Calwer Verlag i. Gem. m. d. Kösel-Verlag, München. kt., DM 38,–.

BEKEN, Alain van der: *L'Evangile en Afrique,* vécu et commenté par des Bayaka. Reihe: Studia Instituti Missiologici SVD, Bd. 38. Nettetal 1986: Steyler Verlag. 328 S., kt., DM 48,–.

BEN-CHORIN, Schalom: *Als Gott schwieg.* Ein jüdisches Credo. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 96 S., Pp., DM 14,80.

Die Bergpredigt: jüdisches und christliches Glaubensdokument. Eine Synopse. Hrsg. v. Günther B. GINZEL. Reihe: Lambert Schneider Taschenbücher. Serie Tachless: Zur Sache, Bd. 3. Heidelberg 1985: Verlag L. Schneider. 147 S., kt., DM 19,80.

BEYER, Beate und BEYER, Jörg: *Könfessionsverbindende Ehe.* Impulse für Paare und Seelsorger. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 120 S., kt., DM 19,80.

BISER, Eugen: *Die glaubensgeschichtliche Wende.* Eine theologische Positionsbestimmung. Graz, Wien, Köln 1986: Styria Verlag. 348 S., kt., DM 39,80.

BOFF, Leonardo: *Jesus Christus, der Befreier.* Freiburg 1986: Herder Verlag. 446 S., kt., DM 49,50.

– – – *Mensch geworden.* Das Evangelium von Weihnachten. Freiburg 1986: Herder Verlag. 64 S., kt., DM 9,80.

– – – und BOFF, Clodovis: *Wie treibt man Theologie der Befreiung?* Düsseldorf 1986: Patmos-Verlag. 120 S., kt., DM 16,–.

Die Briefe an die Korinther. Übersetzt und erklärt von Friedrich LANG. Reihe: Das Neue Testament Deutsch, Bd. 7. Göttingen 1986: Vandenhoeck & Ruprecht. 382 S., kt., DM 48,–.

Christsein zwischen Entmutigung und Hoffnung. Zur Sendung der Laien in der Welt von heute. Hrsg. v. Karl HEINEN und Alfred BELLEBAUM. Reihe: Glauben – wissen – wirken, Bd. 10. Limburg 1986: Lahn-Verlag. 170 S., kt., DM 22,80.

DREWERMANN, Eugen: *Dein Name ist wie der Geschmack des Lebens.* Tiefenpsychologische Deutung der Kindheitsgeschichte nach dem Lukasevangelium. Freiburg 1986: Herder Verlag. 168 S., geb., DM 29,80.

Du bist schön meine Erde. Gebete der Schöpfung. Gesammelt und eingeleitet von Franz RIEGER. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1326. Freiburg 1986: Herder Verlag. 157 S., kt., DM 8,90.

Du, unsere Befreiung. Lateinamerikanische Gebete. Hrsg. v. Emil L. STEHLE. Freiburg 1986: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 10,80.

EMEIS, Dieter: *Anleitung zum Glaubensbekenntnis.* Ein kleiner Katechismus. Freiburg 1986: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 10,80.

ENGELMANN, Ursmar: *O freudenreiche Nacht.* Betrachtungen zum Bildwerk des Jörg Zürn im Überlinger Münster. Freiburg 1986: Herder Verlag. 74 S., geb., DM 19,80.

Erwachsenenbildung. Bilanz und Zukunftsperspektiven. Festgabe für Franz PÖGGELER. Hrsg. v. Alfons BENNING. Paderborn 1986: F. Schöningh. 478 S., kt., DM 48,–.

Das Evangelium nach Matthäus. Übersetzt und erklärt von Alexander SAND. Reihe Regensburger Neues Testament. Regensburg 1986: F. Pustet. 679 S., Ln., DM 96,–.

EVDOKIMOV, Paul: *Das Gebet der Ostkirche.* Mit der Liturgie des Hl. Johannes Chrysostomos. Graz, Wien, Köln 1986: Styria Verlag. 213 S., kt., DM 25,80.

FÄHRMANN, Willi: *Der Hirschhornknopf im Klingelbeutel.* Reihe: Herderbücherei, Bd. 1314. Freiburg 1986: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

Die Feier der Sakramente in der Gemeinde. Festschrift für Heinrich RENNINGS. Hrsg. v. Martin KLÖCKENER und Winfried GLADE. Kevelaer 1986: Butzon & Bercker. 483 S., kt., DM 39,50.

FISCHER-WOLLPERT, Rudolf: *Unser gemeinsamer Glaube.* Predigten über das Credo und zu dem Katholischen Erwachsenen-Katechismus. Regensburg 1986: F. Pustet. 91 S., kt., DM 12,80.

FRANZ VON ASSISI: *Gebete.* Hrsg. v. Wolfgang BADER. Reihe: Gebet und Meditation. München 1986: Verlag Neue Stadt. 112 S., geb., DM 14,–.

Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hrsg. v. Peter-Michael PFLÜGER. Olten, Freiburg 1986: Walter-Verlag. 179 S., kt., DM 26,80.

Für wen gehst Du? Ordensleute berichten über ihre Berufung. Hrsg. v. Adalbert Ludwig BALLING und Joseph HOPFGARTNER. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1325. Freiburg 1986: Herder Verlag. 188 S., kt., DM 7,90.

Gedanken für den Alltag. Minuten der Besinnung (1). Hrgs. v. Norbert KUTSCHKI. Würzburg 2. Aufl. 1985: Echter Verlag. 128 S., kt., DM 16,80.

Gedanken für den Alltag. Minuten der Besinnung 2. Hrgs. v. Norbert KUTSCHKI. Würzburg 1986: Echter Verlag. 128 S., kt., DM 16,80.

GERHARDS, Albert – RICHTER, Reinhold: *Neue Vespergottesdienste.* Freiburg 1986: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Glaube zum Leben. Die christliche Botschaft. Hrsg. v. Günter BIEMER. Freiburg 1986: Herder Verlag. 840 S., Ln., DM 29,80.

GNILKA, Joachim: *Das Matthäusevangelium.* 1. Teil: Kap. 1,1–13,58. Reihe: Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Bd. I/1. Freiburg 1986: Herder Verlag. 536 S., geb., DM 108,–.

GRAFF, Michael: *Suchbuch Gott.* 99 Adressen zum Nachfragen. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 160 S., kt., DM 24,80.

GRÜNWALD, Michael: *Laßt nicht nach in eurem Eifer!* Verkündigung im Regensburger Dom – Lesejahr A – die Zweiten Lesungen. Regensburg 1986: F. Pustet. 240 S., kt.

HAHN, Ferdinand: *Exegetische Beiträge zum ökumenischen Gespräch.* Gesammelte Aufsätze, Bd. 1. Göttingen 1986: Vandenhoeck & Ruprecht. 354 S., kt., DM 54,–.

Handbuch der Ökumenik Band II. Im Auftrag des J.-A.-Möhler-Instituts hrsg. v. Hans Jörg URBAN und Harald WAGNER. Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 272 S., Pappbd., DM 36,–.

Handbuch religionspädagogischer Grundbegriffe Bd. 1 und 2. Hrsg. v. Gottfried BITTER und Gabriele MILLER. München 1986: Kösel-Verlag. 792 S., kt., DM 58,–.

Handwörterbuch religiöser Gegenwartsfragen. Hrsg. v. Ulrich RUH, David SEEBER, Rudolf WALTER. Freiburg 1986: Herder Verlag. 520 S., geb., DM 58,–.

HAUSER, Theresia: *Tag für Tag mein Leben.* Wege zum ganzheitlichen Menschsein. München 1986: Kösel-Verlag. 187 S., geb., DM 28,–.

HILDEBRANDT, Irma – HILDEBRANDT, Walter: *Leben aus der Kraft der Stille.* Reihe: Herderbücherei, Bd. 1329. Freiburg 1986: Herder Verlag. 124 S., kt., DM 7,90.

HÖLSCHER, Hermann: *Gesprächspartner Gott.* Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 215 S., kt., DM 19,80.

HOLLMANN, Klaus: *Verbirg nicht Dein Gesicht vor mir.* Mit 20 Psalmen im Gespräch. Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 242 S., kt., DM 24,–.

Im Bannkreis des Heiligen. Die Erfahrung des Göttlichen Hrsg. v. Gerd-Klaus KALTENBRUNNER. Reihe: Herderbücherei, Bd. 9567, Initiative, Bd. 67. Freiburg 1986: Herder Verlag. 188 S., kt., DM 12,90.

Jeremia. Prophet in einer Zeit der Krise. Reihe: Bibelarbeit in der Gemeinde. Zürich, Köln 1986: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Verlag Fr. Reinhardt, Basel. 209 S., kt., DM 29,80.

JUNGCLAUSSEN, Emmanuel: *Suche Gott in dir.* Der Weg des inneren Schweigens nach einer vergessenen Meisterin Jeanne-Marie Guyon. Freiburg 1986: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 15,80.

KASCHIK, Gerhard: *Liebe und Partnerschaft.* Reihe: Meitinger Kleine Bücherei, Bd. 110. Freising 1986: Kyrios Verlag Meitingen. 40 S., kt., DM 4,50.

KAVUNKAL, Jacob: *To gather them into one.* Evangelization in India today. A Process of Building Community. Reihe: Studia Instituti Missiologici SVD, Bd. 37. Nettetal 1985: Steyler Verlag. 226 S., kt., DM 29,50.

KESSLER, Michael: *Kritik aller Offenbarung.* Untersuchungen zu einem Forschungsprogramm Johann Gottlieb Fichtes und zur Entstehung und Wirkung seines „Versuchs" von 1792. Reihe: Tübinger Theologische Studien, Bd. 26. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 432 S., kt., DM 48,–.

KIRCHBERGER, Georg: *Neue Dienste und Gemeindestrukturen in der katholischen Kirche Indonesiens.* Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Bd. 35. Nettetal 1986: Steyler Verlag. 255 S., kt., DM 49,50.

Kirchliches Lehren in ökumenischer Verpflichtung. Eine Studie zur Rezeption ökumenischer Dokumente. Hrsg. v. Hermann BRANDT, Stuttgart 1986: Calwer Verlag. 156 S., kt., DM 24,90.

KLIESCH, Klaus: *Apostelgeschichte.* Reihe: Stuttgarter kleiner Kommentar, Neues Testament, Bd. 5. Stuttgart 1986: Verlag Katholisches Bibelwerk. 166 S., kt., DM 19,80.

KOCH, Dietrich-Alex: *Die Schrift als Zeuge des Evangeliums.* Untersuchungen zur Verwendung und zum Verständnis der Schrift bei Paulus. Reihe: Beiträge zur historischen Theologie, Bd. 69. Tübingen 1986: Verlag J. C. B. Mohr. 406 S., Ln., DM 198,–.

KORVIN-KRASINSKI, Cyrill von: *Trina Mundi Machina.* Die Signatur des alten Eurasien. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 464 S., Ln., DM 48,–.

LAPIDE, Pinchas: *Ein Prophet für San Nicandro.* Eine ungewöhnliche Glaubensgeschichte. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 224 S., Ln., DM 32,–.

Lehrverurteilungen – kirchentrennend? Bd. I: Rechtfertigung, Sakramente und Amt im Zeitalter der Reformation und heute. Hrsg. v. K. LEHMANN und W. PANNENBERG. Reihe: Dialog der Kirchen, Bd. 4. Freiburg 1986: Herder Verlag i. Gem. m. d. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 200 S., kt., DM 28,–.

LUZ, Ulrich: *Das Evangelium nach Matthäus.* 1. Teilband Mt 1–7. Reihe: Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, Bd. I/1. Zürich, Köln 1985: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn. 420 S., kt., DM 69,–.

MARTINI, Carlo M.: *Der Acker ist die Welt.* Was Jesus uns in Gleichnissen sagt. Freiburg 1986: Herder Verlag. 176 S., geb., DM 22,80.

MICHEL, Otto: *Dienst am Wort.* Gesammelte Aufsätze. Hrsg. v. Klaus HAACKER. Neukirchen-Vluyn 1986: Neukirchener Verlag. 288 S., kt., DM 48,–.

MÜLLER, Wunibald: *Homosexualität – eine Herausforderung für Theologen und Seelsorge.* Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 240 S., kt., DM 32,–.

Mut zur Tugend. Von der Fähigkeit, menschlicher zu leben. Hrsg. v. Karl RAHNER und Bernhard WELTE. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1308. Freiburg 1986: Herder Verlag. 256 S., kt., DM 9,90.

NOUWEN, Henri J. M.: *Im Haus des Lebens.* Von der Angst zur Liebe. Freiburg 1986: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 14,80.

PELIKAN, Jaroslav: *Jesus Christus.* Erscheinungsbild und Wirkung in 2000 Jahren Kulturgeschichte. Zürich, Köln 1986: Benziger Verlag. 292 S., geb., DM 48,–.

Predigten und Fürbitten im Lesejahr C, Band C/2. Hrsg. v. Winfried BLASIG. Zürich, Köln 1986: Benziger Verlag. 159 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

RAUCHWETTER, Gerhard: *Fortschritt nach innen.* Von der Konsum- zur Kulturgesellschaft. Olten 1986: Walter-Verlag. 144 S., kt., DM 19,80.

RECKINGER, François: *Gott begegnen in der Zeit.* Unser Kirchenjahr. Paderborn 1986: Verlag Bonifatius-Druckerei. 216 S., kt., DM 24,–.

ROTZETTER, Anton: *Beseeltes Leben.* Briefe zur Spiritualität. Freiburg 1986: Herder Verlag. 240 S., geb., DM 24,80.

SCHNACKENBURG, Rudolf: *Die sittliche Botschaft des Neuen Testaments.* Bd 1: Von Jesus zur Urkirche. Reihe: Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Supplementband 1. Freiburg 1986: Herder Verlag. 272 S., geb., DM 48,–.

SCHOTT, Christian-Erdmann: *Predigtgeschichte als Zugang zur Predigt.* Stuttgart 1986: Calwer Verlag. 135 S., kt., DM 19,80.

SCHÜRMANN, Heinz: *Rosenkranz und Jesusgebet.* Anleitung zum inneren Beten. Freiburg 1986: Herder Verlag. 176 S., kt., DM 18,80.

SCHÜTZ, Christian: *Gott ist da.* Weihnachtsgedanken. Freiburg 1986: Herder Verlag. 96 S., geb., DM 12,80.

Schuld und Versöhnung in verschiedenen Religionen. Hrsg. v. Bernhard MENSEN. Vortragsreihe 1985/86 der Akademie Völker und Kulturen, St. Augustin, Bd. 9. Nettetal 1986: Steyler Verlag. 115 S., kt., DM 25,–.

SCHWARZ, Alois: *Praxis der Predigterarbeitung.* Neue Homiletik. Graz, Wien, Köln 1986: Styria Verlag. 174 S., geb., DM 29,80.

Seele. Problembegriff christlicher Eschatologie. Hrsg. v. Wilhelm BREUNING. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 106. Freiburg 1986: Herder Verlag. 224 S., kt., DM 48,–.

SPAEMANN, Heinrich: *Das Prinzip Liebe.* Freiburg 1986: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 14,80.

STEINER, Rudolf: *Erkenne dich im Strome der Welt.* Wege zur Bewußtseinserweiterung. Vorgestellt von Gerhard WEHR. Reihe: Herderbücherei, Texte zum Nachdenken, Bd. 1328. Freiburg 1986: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

Zur pastoralen Lage in Mitteleuropa zu Beginn des Jahres 1987

Peter Lippert C.Ss.R., Hennef/Sieg

0. Vorbemerkung

Es soll hier einiges gesagt werden über die Lage der Seelsorge, wie sie sich am Beginn des Jahres 1987 in Mitteleuropa darbietet. Ein solcher Versuch, der zudem auf einen bestimmten und begrenzten Raum beschränkt ist,[1] mag vermessen erscheinen und könnte zudem wie von vornherein vergeblich wirken. Dennoch gibt es Situationen, in denen ein solcher Versuch gewagt werden sollte.[2]

Wenn es zum menschlich immer Aufgegebenen gehört, das zudem im Glauben eine religiöse Dimension aufweist, sich zu fragen, in welcher Situation wir leben, damit wir überhaupt „richtig" leben können, so hat ein solcher Versuch nicht so arg viel Ungewöhnliches an sich wie es zunächst scheinen mag. Freilich – man wird seine Grenzen sehen müssen: hier wird nichts schlechthin „Neues" an Erkenntnissen geboten;[3] es kann sich allenfalls um den Versuch einer Zusammenschau handeln, die das eigene Überlegen anregen und ergänzen kann.

Bestandteile einer solchen Zusammenschau sollen sein: die gesellschaftliche Lage als d a s Feld pastoralen Handelns (1); der interkulturelle Kontext, in dem heute Menschen leben (2); die durchschnittliche Gemütslage unserer „Zeit-Genossen" (3); verschiedene Gestalten des Verhaltens und der Einstellung gegenüber dem kirchlichen Leben (4); die hauptsächlichen Verlegenheiten der heutigen Pastoral (5); einige Folgerungen (6). –

---

1 Die Abfolge dieser Überlegungen bildete ein Referat, das bei einer ordensinternen Tagung der Kölner Provinz der Redemptoristen zusammen mit ihren Schweizer Mitbrüdern. Die ursprüngliche Kurzform wird hier in erweiterter Form vorgelegt.

2 Ein ähnlicher Versuch wurde von mir vor längerer Zeit in dieser Zeitschrift vorgelegt: Heutige Welterfahrung als christliche Situation und als Aufgabenfeld für die Erneuerung des Ordenslebens, OK II (1970) 157–169. Dieses Mal habe ich im Unterschied zu früher auf Literaturangaben weitgehend verzichtet. Der jetzige Überblick hat teilweise andere Inhalte – sechzehn Jahre sind heute eine lange Zeit. Vor allem aber ist die Bruchstückhaftigkeit des jetzigen Versuchs deutlich bewußt.

3 Zugrunde gelegt ist eine begrenzte Lektüre, eine begrenzte Erfahrung und eine begrenzte Reflexion. K. Rahner hat auf dieses Problem aufmerkasm gemacht, das in der prinzipiellen Nichtüberschaubarkeit und der Nicht-Mehr-Wißbarkeit aller an sich zugänglichen Erkenntnisse für den Theologen besteht: u. a. vgl. *K. Rahner,* Überlegungen zur Methode der Theologie, in SchrTh 9 (1970) 79–126, hier 79–95.

1. Grundfaktoren der gesellschaftlichen Lage als bestimmendes pastorales Feld

1.0 Die konkrete gesellschaftliche Lage ist ein bestimmendes Element jener condition humaine, jenes Menschseins, in dem sich das Auf und Ab des Lebens, die Beziehung zu Gott, die sozialen Bezüge eines Lebensweges, kurz, die ganze Biographie eines Menschen ereignen. Natürlich gibt es darin auch „zeitlose", zum „Wesen" des Menschen zu rechnende Aspekte. Aber auch sie sind in ihrer konkreten Inhaltlichkeit immer schon mitgeprägt von der jeweiligen gesellschaftlichen Situation. Über diese ist also zuerst einiges zu sagen.

1.1 Wir leben in einer (post-?)industriellen Gesellschaft von bemerkenswerter Inkonsequenz, und zwar in mehrfachem Sinn:

- auf der Sachebene und im Bereich der Technologie gehen eine ganze Reihe von Entwicklungsprozessen auf hochdynamische Weise weiter (z. B. Mikroelektronik, Gentechnologie), während das Bewußtsein von dieser technologischen Werdewelt durch Phasenverschiebungen, Verwerfungen, Verdrängungen diese Welt teils nicht kennt, teils nicht zur Kenntnis nimmt, teils unkritisch bejaht, teils fürchtet, teils dämonisiert und dabei auf eine Weise von ihr Gebrauch macht, die dem Zustand des jeweiligen Bewußtseins oft schlicht wegläuft oder widerspricht.

- das gesellschaftliche Bewußtsein ist gegenüber dieser „Sachwelt" weiterhin, wie soeben angedeutet, nicht nur uneinheitlich, sondern unterschiedlich bis zur Widersprüchlichkeit.

1.2 Ein typisches Merkmal unserer Situation ist ihre Kompliziertheit. In der Tat sind die einzelnen wirtschaftlichen, sozialen, wissenschaftlichen, technischen, ästhetischen und pädagogischen Faktoren so komplex, daß sie:

- für den einzelnen Nichtexperten kaum noch durchschaubar sind: damit ist eine neue Art von Daseinserfahrung (neben dem „klassischen" sakralen Mysterium [tremendum et fascinosum] und dem die Rationalität herausfordernden Problem) gegeben; man könnte sie Erfahrung einer „Absurdität der Sachzusammenhänge" nennen. Eine Welt, in der es dauernd nicht stimmt und die brutalste Widersprüche aufweist (quälender Überfluß hier und tödlicher Mangel dort; Frieden durch Kriegswaffen; beängstigende Umweltherausforderungen), wird als Welt mit einer eigenen Unheilsqualität erfahren, die sich dadurch verschärft, daß sie undurchschaubar und unbegreiflich ist.

- somit in hohem Maße deutungsbedürftig und schwer deutbar ist: damit werden die Deutungen fehleranfällig und ideologiegefährdet.

- die schon genannten, verschiedenen Arten von Bewußtsein nahelegt, die durch die Medien wohl noch künstlich verschärft und verstärkt wer-

den. Dabei ist es erstaunlich, daß verhältnismäßig viele Menschen (in der Bundesrepublik am Jahresende 1986 die Mehrheit, auch gerade der Jüngeren) doch zuversichtlich in die Zukunft sehen – dies ist nicht deshalb erstaunlich, weil die Zukunft notwendigerweise und objektiv nur chancenlos ist, aber weil sie „eigentlich" auf die Menschen so wirken müßte.

- ein auch noch in anderer Hinsicht gespaltenes Bewußtsein hervorgebracht hat: dort, wo dieses Bewußtsein „kritisch" ist, entdeckt es zwar echte oder scheinbare Unheilszusammenhänge, ist aber vor lauter ethischer Entrüstung der vor lauter aggressivem Groll oft so fern allem Realitätsbezug, daß es zu Problemlösungen in vielen (nicht: allen!) Fällen nicht reicht.

2. Interkultureller Kontext

2.1 Unsere Situation wird mitgeprägt von einem vielfältigen Austausch zwischen lokal-deutschen (mitteleuropäischen) und anderwärts wirksamen Entwicklungen, die ich „interkulturellen Kontext" nennen möchte.

2.2 Es sind m. E. zwei gegenläufige Tendenzen, die überall zu beobachten sind.

2.2.1 Da gibt es eine vereinheitlichende „one-world-"Tendenz. Sie hat längst Lebensgewohnheiten, Sprachgewohnheiten, Wertmaßstäbe, aber auch Musik- oder Wohn- und Eßgewohnheiten geprägt. Die U-Musik ist dafür ein Beispiel: Jeder in Brasilien kennt Roberto Carlos oder Maria Bethânia, jeder Jugendliche in Indonesien kennt Titik Sandora, in Italien Gianna Nannini oder in Frankreich Michel Sardou. Untereinander kennen die jungen Leute der Welt ihre Idole nicht, aber alle kennen Michael Jackson oder Tina Turner...

2.2.2 Demgegenüber gibt es, was im letztgenannten Beispiel schon in den Blick kam, regionalisierende Tendenzen: Pflege der lokal-kulturellen Traditionen (und sei es, um am globalen Tourismusboom teilzuhaben).

2.2.3 Beide Tendenzen durchdringen, mischen und bekämpfen sich auf eine durchaus faszinierende Weise. Dabei gibt es beträchtliche Unterschiede des Verhaltens auf einer breiten Skala zwischen großer Offenheit und strengem Bestehen auf „authenticité". Nicht nur Kultur oder politisches System, sondern auch die Geographie werden hier als einflußreiche Elemente deutlich: ob es ein Zufall ist, daß die Inselwelt Indonesiens sehr viel „mischungsfreundlicher" ist als der Subkontinent Indien, was durch die sprachlichen Befunde deutlich unterstrichen wird?

2.3 Dieser auch hier bei uns spürbare interkulturelle Kontext hat wohl das Bewußtsein der ganzen Menschheit – in dieser Form wohl erstmalig – erfaßt und teilweise verändert. Aber er erfährt auch selbst wieder vielfache Deutungen und löst auch oft unterschiedliche Gefühle aus. Er wird z. B. auch zum primären Feld einer verbreiteten europäischen Grundstimmung, die sich immer wieder aus dem Kontakt mit der Dritten Welt und dem interkulturellen Kontext nährt: der Stimmung des europäischen Selbstzweifels als einer Art kollektiver Depression. Ganz andere Auswirkungen werden im Hinhorchen auf die lateinamerikanische Theologie der Befreiung oder in der Faszination durch das angeblich meditative Indien sichtbar. In all diesen immer wieder an vielen Stellen wahrgenommenen Zusammenhängen wird doch wohl der Stellenwert dieses interkulturellen Kontextes sichtbar.

2.4 Vor Jahren hat A. Exeler bereits eine „vergleichende Pastoraltheologie" gefordert. Ein solches bewußtes Hineinnehmen außereuropäischer Erfahrungen in das menschliche Erleben und die pastorale Reflexion kann wichtig werden, wenn sie uns in unserem Kontext hilft, in den Spiegel zu schauen, d. h. durch Vergleichen uns selbst besser kennen zu lernen und wenn sie zweitens dazu beiträgt, durch Sehen, Prüfen und Übersetzen das eigene Denken und Handeln unserer Situation gemäß verändern zu lassen.

3. Die durchschnittliche Gemütslage unserer „Zeit-Genossen"

3.0 Die durchschnittliche Gemütslage ist insofern ein „objektiver pastoraler Faktor", als sie stark über Akzeptanz oder Nichtakzeptanz der christlichen Botschaft bzw. bestimmter ihrer Inhalte oder bestimmte Motivationen entscheidet; sie ist ebenfalls mitbestimmend für die Erwartungen an die Institution Kirche und damit für die gesuchte Nähe oder Distanz der Menschen zu ihr.

3.1 Diese Gemütslage ist von mehreren Spannungen gekennzeichnet:

– hier Suche nach Nähe und Gemeinschaft,	dort Freiheitssuche;
– hier säkulares Denken und Fühlen,	dort Suche nach Mysterium;
– hier Zukunfts- und Lebensangst,	dort konkrete Zufriedenheit;
– hier offenes Fragen,	dort Desinteresse an „Tieferem".

3.2 Eine besondere Herausforderung für die Seelsorge und Verkündigung scheinen mir zu bilden:

– sich verdichtende Endzeitgefühle und eine „kompensatorisch" um sich greifende Lebensangst („man" fürchtet sich nur noch wenig vor Gott oder Teufel, aber dafür um so mehr vor Umweltgiften);

- die neu aufbrechende, frei schwebende Religiosität; diese ist allerdings durchaus abwehrend gegenüber Verbindlichkeiten und sucht dafür lieber das Esoterische, die Reinkarnation oder das Horoskop als einen verkündeten Glauben anzunehmen oder in die Kirche zu münden.
- die Suche nach Geborgenheit/Nähe/Nestwärme in einer stets mehr versachlichten und komplexen Lebenswelt.

An dieser Stelle kann auch auf die Grundwünsche an das Leben verwiesen werden, wie sie von P. M. Zulehner herausgearbeitet wurden (Beheimatung; Identität; Entfaltung).[4] Diese Grundwünsche samt deren „Kultur", d. h. deren Aufgreifen, Bejahen und kritischem Läutern durch die Seelsorge wäre dann die allgemeinere Aufgabe, innerhalb deren die in diesem Abschnitt genannten Herausforderungen gerade jetzt konkret besonders dringlich erschienen.

3.3 Bemerkt sei eben noch, daß es nicht leicht sein dürfte, die pastorale Linie, die jetzt notwendig wird, mit kurzen Worten zu umreißen. N i c h t gerecht werden dürfte die Pastoral gegenüber diesen Wünschen, wenn sie konformistisch auf Trends aufzuspringen oder sich vor Zeiterfordernissen abzukapseln versuchte. Was erforderlich wäre, würde an das hierzulande eher bereits vergessene, aber z. B. in Südamerika sehr viel zitierte „Sehen – Urteilen – Handeln" anknüpfen. Dabei ist am Schluß dieses dritten Abschnitts durchaus einzugestehen, daß schon das „Lesen der Zeichen der Zeit" im „Lichte des Evangeliums",[5] das theologisch gewiß unabdingbar bleibt, in seiner Schwierigkeit eher unterschätzt werden dürfte – gerade darum braucht es dafür die Mobilisierung beträchtlicher Gedankenarbeit und beträchtlichen Engagements.

4. Verschiedene Gestalten des Verhaltens gegenüber Glaube und kirchlichem Leben

4.0 Vorab sei dies bemerkt: bislang habe ich mich stets geweigert, mich einer der in der Pastoraltheologie häufig anzutreffenden und mindestens seit den wichtigen Untersuchungen von J. Fichter, G. Le Bras u. a. gebräuchlichen „Einteilung" in verschiedene Typen oder Klassen der Partizipation am kirchlichen Leben anzuschließen; diese Weigerung war nicht zuletzt in der Vielzahl der aus den empirischen Daten entwickelten Gruppen mit ihren auch von Autor zu Autor verschiedenen Benennungen begründet.

---

4 Vgl. *P. M. Zulehner*, „Leutereligion". Eine neue Gestalt des Christentums auf dem Weg durch die 80er Jahre? Wien 1982.

5 Zum Lesen der Zeichen der Zeit vgl. GS 4 und 11 sowie PC 2 und 3, schließlich das aus 1978 stammende *„Dokument der Religiosenkongregation"*: Das Ordensleben und die Förderung des Menschen, abgedruckt in dieser Zeitschr. 22 (1981) 251–275.

Mir schien es vollauf zu genügen, dem Begriff der Identifizierung mit dem kirchlichen Leben nachzugehen, was zur Unterscheidung von voll Identifizierten und Teilidentifizierten führte (wobei erstere nicht mit den konformistisch verstandenen „Totalidentifizierten" zu verwechseln sind). Daneben schien und scheint mir der von P. M. Zulehner geprägte Ausdruck „Auswahlchristen" hilfreich zu sein. Mehr an Klassifizierung möchte ich auch diesmal nicht vornehmen. Hier will ich nicht verschiedene Gruppen von Menschen voneinander unterscheiden, sondern bestimmte Grundgestalten von Verhalten beschreiben, die auch quer durch von anderen Autoren eruierten Gruppen gehen können, denen wir aber konkret in der Seelsorge begegnen.[6]

4.1 Solche Gestalten des Verhaltens scheinen mir zu sein:

- das mindestens scheinbare Desinteresse für Kirchliches oder Religiöses, religiöse „Unbegabtheit", ein u. U. so starkes Verwurzeltsein im Überprüfbaren und Naheliegenden, daß für ein „Mehr" keine seelischen Energien mehr bleiben;
- die Haltung des wägenden und auf Brauchbarkeit zielenden Auswählens aus dem ideenmäßigen, moralischen, rituellen und institutionell-beziehungsmäßigen „Angebot", das die Kirchen in dieser Sicht bereithalten;
- ein gewisses Interesse am Kirchlichen, das aber meint, ohne jede inhaltliche Kenntnis auskommen und dennoch mitreden zu können – eine sich im Recht dünkende materiale Unwissenheit – so ähnlich, wie man doch auch über Mozart reden kann, ohne Musikfachmann zu sein – man sagt halt, was einem „gefällt" und was nicht;
- eine manchmal zwanghafte Formen annehmende Verkapselung in der Orthodoxie, die meint, alle Probleme christlicher Existenz seien gelöst, wenn es gelingt, sie korrekt zu formulieren;
- schließlich ein suchend-hörendes Fortschreiten im Glauben, auf dem Weg in ein stets intensiver gelebtes Mehr, orientiert an der Botschaft und im Bewußtsein des Geheimnisses, das Gott auch für den Glaubenden bleibt: hierbei gibt es den Versuch solchen geistlichen Weges in gereizter Distanz zur Institution Kirche, ohne sie oder – der einzig biblische und einzig überlebensfähige Versuch – im Mitleben mit der konkreten Kirche und in der Gemeinde am Ort. –

4.2 Bei diesen verschiedenen Gestalten des Verhaltens ist derzeit zweierlei zu beobachten:

- wahrscheinlich erleben wir gegenwärtig eine gewisse Konsolidierung

6 Vgl. *G. Schmidtchen,* Zwischen Kirche und Gesellschaft. Freiburg 1972; *K. Forster* (Hrsg.), Priester zwischen Anpassung und Unterscheidung, Freiburg 1974.

bei der Gruppierung und den Zahlenanteilen von kirchlich Interessierten und Kirchendistanzierten, so daß man vielleicht sogar von zwei blockähnlichen Gruppen von Menschen mit ihrem Verhalten sprechen kann;

- dabei spielen aber in das Verhalten verschiedenste, auch „sachfremde" Motivationen hinein (sozialer Konformismus, die persönliche Biographie, die pastorale und konfessionelle Lage am Wohnort, die Art, wie Seelsorger erlebt werden u. a.). Dies bedeutet dann aber auch, daß auch die konkreten Menschen, die Adressaten der einzelnen Seelsorgstätigkeiten, zwar in gewisser Weise durchaus, wie in der lateinamerikanischen Theologie oft gesagt wird, die Lehrer der Lehrenden sind, die ihrerseits von den Adressaten, besonders den „Armen" in einem bestimmten Sinn evangelisiert werden; daß diese Normativität und Autorität der konkreten Adressaten der Verkündigung aber durchaus ihre Grenzen hat.

4.3 Bei dieser ganzen Sachlage muß wenigstens erwähnt werden, daß die pastorale Lage, was das konkrete Verhalten in bezug auf das kirchliche Leben betrifft, auch vom Identifizierungsverhalten der Seelsorger mitgeprägt wird. Das gilt nicht nur für die Träger hauptamtlicher Laiendienste, denen manchmal zugeschrieben wird, sie sind mehr sozialarbeiterisch als pastoral orientiert. Dies gilt auch von den Priestern, bei denen es ja eine eigene Identifizierungsproblematik gibt. Zwar haben frühere Umfragen ergeben, daß die Berufszufriedenheit der Priester „überraschend" hoch ist.[7] Aber ist es wohl nicht übertrieben, daß es unter diesen auch verschiedene Gestalten von Verhalten gibt: Resignation und Verbitterung; Gereiztheit, Aggression und Rebellion; Funktionärs„treue" und Konformismus; prophetisches Pathos und Einzelkämpfertum; reife, nüchterne, kritische und zugleich gläubige Bejahung. Und es dürfte außer Zweifel stehen, daß diese persönlichen Einstellungen und Verhaltensweisen in die Verkündigung, aber auch in andere Bereiche der Pastoral hinein, sehr deutlich spürbar und wirksam werden.

5. Die sechs (bzw. neun) Verlegenheiten der gegenwärtigen Pastoral

5.0 Es sollen nun die großen Verlegenheiten der derzeitigen Seelsorge aufgezählt werden. Während es im ursprünglichen Gedankengang vor allem sechs solcher Verlegenheiten waren, verdanke ich dem Gespräch die Erweiterung auf neun.

5.1 Wie über den Kreis der schon Partizipierenden hinausgelangen? Immer wieder wird die Sendung, die „Geh-Struktur" der Kirche beschworen,

7 Vgl. die in mehreren Folgen erschienene Studie von *A. Puff*, Das Evangelium und die Armen bei uns, in: PastBl 38 (1986).

aber wie dies realisieren? Die Frage gilt in bezug auf Individuen oder soziale Schichten hier bei uns (etwa die sog. Unterschicht)[8] oder auf die Angehörigen ganzer Völker (z. B. der Japaner) oder der Angehörigen anderer Hochreligionen (Moslems, Hindus).[9]

5.2 Wie das Gemeindeleben als Gotteserfahrung und Christusbeziehung erfahrbarer machen? Erfahren ist nicht dasselbe wie: eine Behauptung hören. Wenn manche Stimmen in Indien sagen, die Christen wirkten eindrucksvoll durch ihre Krankenhäuser und Schulen, aber Mittler des Sakralen seien sie nicht, und Gotteserfahrung trauten ihnen fromme Hindus kaum zu, dann ist dies schon eine ernste Anfrage. Auch bei uns ist, was als Kirche und Gemeinde erfahren wird, eher eine Organisation, ein Apparat (mit dem Dazugehörigen, nämlich Geld und/oder Macht) oder eine Institution, die primär an der Korrektheit einer Ideologie interessiert ist...

5.3 Wie dem Verblassen der Bilder, dem Verdorren von Symbolen wehren, dem Sinn für das Geheimnis wachsen helfen, und dies, ohne eine doch wieder realitätsferne Neoromantik zu pflegen? Ich bin nach wie vor der Meinung, daß Säkularisierung, wie sie in GS 36, En 55 und Puebla 434 beschrieben wird, unsere Glaubenssituation wesentlich mitbestimmt; daß sie – trotz einiger lateinamerikanischer Stimmen – auch in der Dritten Welt stattfindet (schriebe sonst L. Boff darüber so deutlich, wo er das Ordensleben behandelt?),[10] wenn auch anders als bei uns. Das bedeutet aber keineswegs, daß Bilder und Symbole verschwinden müßten. Ihre tiefe menschliche Bedeutung wird auch dann festzuhalten sein, wenn man nicht die Thesen Lorenzers oder Drewermanns verficht. Nur die Praxis sieht dann immer noch vielfach anders aus.

5.4 Wie den „Leuten" (Zulehner) erfahrbar machen, daß der christliche Glaube nicht nur persönlicher Daseinsbewältigung und dem Schutz vor (dämonischen) Daseinsbedrohungen dient (in der Sprache des Religionssoziologen Peter Berger „heiliger Schild" ist), sondern daß er auch sehr viel mit „Gemeinschaft untereinander haben", mit communio und Gemeindlichkeit, Brüderlichkeit (wenn man will: „Geschwisterlichkeit") zu tun hat? Daß dies alles befreiend wirkt und Freude macht? Daß der einzelne seinen privaten und persönlichen Glauben heute nur so durchret-

8 Vgl. *A. Piries,* Der Ort der nichtchristlichen Religionen und Kulturen in der Entwicklung einer Theologie der Dritten Welt in: NZMRWiss 66 (1982) 241–270.

9 Zum Phänomen der Fernstehenden vgl. u. a.: *P. M. Zulehner,* Religion nach Wahl, Grundlegung einer Auswahlchristenpastoral, Wien 1974; *W. Friedberger,* Pastoral mit Distanzierten, München 1981; *R. Zerfaß,* Was sind letztlich unsere Ziele? in: *L. Bertsch* u. a., Erfahrungen mit Randchristen, Freiburg 1985, 43–64.

10 *L. Boff,* Zeugen Gottes in der Welt, Einsiedeln 1985, hier: Ordensleben und Säkularisierung. a.a.O. 203–234.

ten kann, wenn er diesen Glauben auf jene einzig noch gegebenen „Plausibilitätsstrukturen" (P. Berger), d. h. jene helfenden und die Überzeugung stärkenden Beziehungen beziehen kann, die im kirchlichen Leben am Ort gegeben sind?

5.5 Wie schaffen es seelsorglich Tätige und wie bringen es die Kerngemeinden fertig, gestuft kirchendistanziertes Verhalten ertragen zu lernen, ohne sich damit abzufinden? Wie lernen sie, das auch im teilkirchlichen und teilchristlichen Verhalten gegebene Positive zu schätzen, ja dazu aktiv beizutragen, auch wenn die Hoffnung auf weitere Annäherung an das kirchliche Leben nicht besteht, wobei aber das Defizitäre solchen Verhaltens nicht verharmlost wird?[11]

5.6 Wie kann die Bereitschaft am inhaltlichen Lernen des Glaubensgutes gefördert werden, wie kann Lust auf Glaubenslernen geweckt werden? Denn so wenig alle Christen Diplomtheologen sein müssen, so wenig wird ein Glaube heute standhalten, dessen inhaltliche Elemente zumeist aus der Tagesschau bezogen werden und die weder bezüglich der Sehweise noch bezüglich der Gründlichkeit der Kenntnis nennenswert darüber hinausgehen?

5.7 Wie die Belastung aus der Diasporasituation aushalten lernen, das ständige Schwimmen gegen den Strom, das heute vielfach mit dem Christsein bereits verbunden ist?[12]

5.8 Wie mit der großen Differenz im Kirchen-Image der Insider und der Fernstehenden bzw. der „neutralen" Öffentlichkeit fertigwerden? Diese Differenz erstreckt sich auf fast alle Aspekte kirchlichen Lebens, d. h. es wird fast alles, kirchliche Caritas, Kirchengeschichte, Mission, Hierarchie, Symbole, Sprechweise, Glaubensinhalte, Wertsystem, dies alles „drinnen" anders beurteilt als „draußen" – selbst Positivstes erscheint dort dann als negativ.

5.9 Schließlich: wie das Fühlen, Hoffen und Fürchten, wie die konkreten Nöte und Erwartungen der Menschen um uns herum besser kennenlernen? Das ist nicht nur eine Frage des Zuhörenkönnens, sondern eine Frage der inneren Bereitschaft, mit dem mitzugehen, was man hört. Man

---

11 Vgl. z. B. meinen früheren Versuch: Kirche – Minderheit ohne Hoffnung? Stuttgart 1969; ferner *B. Kresing* (Hrsg.), Für die vielen. Zur Theologie der Diaspora, Paderborn 1984.

12 Leider lagen mir die ersten beiden, bereits für 1986 angekündigten Bände der geplanten fünfbändigen „Pastoraltheologie" von *P. M. Zulehner* noch nicht vor. Einschlägig sein dürfte Bd. 1 (Pastoralfuturologie) und Bd. 2 (Fundamentalpastoral); auch konnte ich das Material, das *R. Köcher* in einer ausführlichen Studie vorzulegen beabsichtigt (Glaube ohne Kirche? Freiburg 1987, angekündigt) nur in der Vorab-Übersicht finden, die *U. Laux* bietet: Religiös in säkularisierter Welt. 8 Thesen zur Situation der Kirche in Deutschland, in: Trierer Forum. Mitteilungen für Mitarbeiter im Bistum Trier, Dez. 1986, 2–3.

denke nur einmal an die öfter ausgesprochene Behauptung, die Menschen hätten vor allerlei „Nebensächlichem" Sorge und fürchteten allerlei Banales, nur um ihr Heil sorgten sie sich nicht und die Sünde fürchteten sie nicht. Das „Nebensächliche", das man als banal beschreibt, ist dann z. B. tödliche Krankheit, berufliches Fortkommen, Beziehungen zu Menschen – in der Tat gilt dies alles ja in objektivierender Einstufung, wie sie früher sehr leicht fiel, als bloß natürliches Gut, als bloß weltliche Güter. ... In ähnliche Richtung geht die Bemerkung eines Priesters, in den Büchern mit Gebetsanliegen, die in manchen Kirchen auslägen, fänden sich meist nur „egoistische" Fürbitt-Anliegen: wie weit wird es den Seelsorgern gelingen, auf die wirklichen Nöte der Menschen einzugehen statt diese als zweitrangig zu bezeichnen? Jesus scheint in seinem Umgang mit Suchenden und Bittenden ganz anders vorgegangen sein. Erst im Ernstnehmen dessen, worunter Menschen leiden, eröffnet sich dann auch die Möglichkeit des „... und sündige nicht mehr, damit dir nicht Schlimmeres widerfahre."

6. Folgerungen

6.0 Es gibt nun faktisch wieder mehrere Gestalten des Umgehens mit den Verlegenheiten der Pastoral. Ich zähle davon einige auf, die ich allesamt für verständlich halte; dabei meine ich auch, daß sie berechtigt sind, allerdings eben nur teilweise.

6.1 Folgende Verhaltensweisen sind zu verzeichnen: es gibt Seelsorger, die einfach „weitermachen", geduldig oder trotzig das ihnen Mögliche tun. Andere rennen gegen die im fünften Abschnitt beschriebenen Hindernisse mit sich steigerndem Eifer an („das muß doch zu schaffen sein!"). Wieder andere intensivieren die Suche nach den Ursachen der pastoralen Mißerfolge, erwarten sich Auswege von einer besseren Analyse oder einem treffsichereren Pastoralkonzept. Einige suchen den Ausweg in einem Auszug aus der kirchlichen Struktur, um so näher an die Menschen zu kommen. Manche erwarten sich die Lösung der Probleme von einer Hinwendung zu spiritueller Innerlichkeit und einer Flucht zu Gott. Eine letzte Gruppe sieht im kühnen Experiment, in der entschlossenen Abwendung von den ja erfolglosen pastoralen Gegebenheiten den Weg, der gegangen werden müsse.

6.2 In den einführenden Zeilen dieses Abschnitts klang bereits eine erste Stellungnahme an. Ich halte in der Tat diese Reaktion für verständlich, die meisten (alle?) für teilweise berechtigt und doch nicht für adäquate Antworten auf die pastoralen Probleme. Alle diese Reaktionen enthalten nicht nur Berechtigtes, sondern Gefährliches. Bei allen von ihnen könnte man die Beispiele gescheiterter pastoraler Neuansätze am Beispiel de-

monstrieren. Nur ist mit dieser Feststellung die „richtige" Antwort noch nicht gegeben. Dazu kommt noch, daß die Art, wie jemand auf seine pastoralen Verlegenheiten reagiert, auch sehr persönlichkeitsgebunden und biographisch bedingt ist: nicht nur Theologie, auch Pastoral ist immer auch Biographie. Hier liegt dann auch, wie ich meine, der große Vorteil für diejenigen Seelsorger, die sich diesen Fragen innerhalb einer Gruppe von Gleicherlebenden stellen, etwa innerhalb einer Ordensgemeinschaft. Denn so sehr der einzelne bestimmte Optionen treffen muß, was eben unausweichlich heißt, auf andere Optionen zu verzichten, so wenig muß eine Gemeinschaft sich, womöglich unter Überstimmen andersdenkender Mitglieder, zu einer einzigen Option durchringen. Sie kann es sich leisten, geduldige Arbeiter, zornige Propheten, begeisterte Visionäre, nüchterne Analytiker, meditative Mystagogen im gemeinsamen Miteinander und Gegeneinander so zu verbinden, daß Antworten herauskommen und Pisten sichtbar werden, die sich dem einzelnen Seelsorger, der für sich nach Wegen sucht, nicht erschließen würden. Dieser Befund gilt übrigens auch für Diözesanpriester. Wie und durch welche Formen von Miteinander diese ihm Rechnung tragen (können, sollen), kann hier unerörtert bleiben. In einer Ordensgemeinschaft brächte jeder sein Charisma ein, wobei ich hier unter „Charisma in der ersten Ebene" die jeweiligen Begabungen, geistlichen Erfahrungen und das Geprägtsein durch die bisherige Biographie verstehe, dem man ein „Charisma II" an die Seite stellen könnte. Dies wären bestimmte, auch erzählbare, kommunizierbare konkrete Seelsorgserfahrungen, die systematisch in den Suchprozeß der Gruppe eingebracht werden können. Daß ein solches, bewußt anivisiertes Miteinander im Sinne der Begegnung von Charismen auch Konflikte mit einschließen kann, damit wird von vornherein gerechnet werden müssen – die Lektüre der Apostelgeschichte und der Paulusbriefe läßt wohl keine andere Sicht als möglich und realistisch erscheinen.

7. Ausblick

7.1 Jede künftige Pastoral wird sich immer mehrere Kontrollfragen zu stellen haben. Dazu gehört, wie eh und je, die Frage nach der Communio mit dem Amt und nach der Genauigkeit der im Handeln implizierten Theologie. Dazu gehört aber auch die Doppelfrage: wie weit nimmt die Pastoral die konkreten Menschen in ihrer Situation radikal ernst, und: wie weit vermag dann das Leben der Gemeinden, wie die Pastoral im Sinn einer gezielten und methodischen Tätigkeit es sich zum Ziel setzen, Lebensmöglichkeiten für Menschen zu eröffnen, die anderwärts an den Rand gedrängt werden, z. B.: Erfolglose, Geringgeschätzte wie alleinerziehende Frauen u. a.? In dem Maße als Pastoral auf beide Fragen wenigstens ein gewisses „Ja" antworten kann, wird man ihr auch künftig attestieren können, daß sie ist, was sie sein soll, nämlich planvoll gefördertes christliches

Leben in den Gemeinden, „Auferbauung", oikodome im neutestamentlichen Sinn. Man kann dies auch so ausdrücken: in dem Maß als Pastoral diese Fragen mit wenigstens einem gewissen „Ja" beantworten kann, wird man sagen können, sie trage wirksam zu Epiphanie dessen bei, was synoptisch das Reich Gottes, johanneisch das „Leben in Fülle", jüdisch die „shalom" oder lateinamerikanisch die „libertacao" genannt wird – mit all diesen verschiedenen Ausdrücken wäre jedenfalls das anvisiert, was Pastoral soll, dasjenige, auf das es letztlich ankommt.

Ordensleben – von der Freiheit in die Pflicht genommen

Heribert Arens OFM, Werl*

„Der Schrei nach Freiheit geht heute durch die ganze Welt. Im lauten Protest und in leiser Sehnsucht erzählen wir uns überall die Geschichte unserer Leiden und die Geschichte unserer Hoffnung. Die Fesseln, von denen wir befreit werden möchten, sind für jeden einzelnen sehr verschieden. Die Freiheit aber, die wir suchen, ist eine und uns allen gemeinsam. Der Hunger nach Freiheit erwacht, wo Menschen die Zeichen des befreiten Lebens erkennen. Wo Freiheit angekommen ist, beginnen die Ketten zu schmerzen. ...der Schrei nach Freiheit ist universal."[1]

In der Tat, es gibt viel Unfreiheit in unserer Welt. Ganze Völker sind unfrei und werden mit blanker Gewalt daran gehindert, frei zu sein. Andere leben in sogenannten freien Ländern, aber diese Länder sind durchsetzt von Korruption und Machtmißbrauch. Wenige halten mit ergaunerter Macht viele in Unfreiheit und Schrecken. Andere leben in freien Ländern. Aber die praktizierten Gesetze des Arbeitsmarktes, der Karriereleitern, der gesellschaftlichen Hackordnung drängen freie Menschen in die menschenunwürdige Rolle von Katzbucklern, Kriechern, Opportunisten, ängstlich Angepaßten, denen von ihrer Freiheit nicht mehr viel übrig bleibt. Andere verwechseln Freiheit mit Freiheiten – und sie verspielen ihre Freiheit, um sich Freiheiten leisten zu können.

Die wirklich Freien in unserer Welt sind nicht so zahlreich, wie äußere Umstände vermuten lassen. Offene und verdeckte Systeme der Unfreiheit und Unterdrückung sind verbreiteter als ein Klima wirklicher Freiheit. Mancher ist sein eigener Sklaventreiber, der sich selbst die Freiheit, die seiner Würde entspricht, nicht zuspricht. Der Schrei nach Freiheit geht durch die ganze Welt – in lautem Protest und in leiser Sehnsucht.

I. Ordensleben – eine Lebensform freier Menschen

Die Lebensform der evangelischen Räte ist eine Lebensform, die frei macht – und nur freie Menschen können sie wirklich leben. In einer Welt, die nach Freiheit schreit, möchte ich mit Ihnen über diese Lebensform nachdenken.

Mit einem Bild möchte ich in diese Überlegungen einführen: Franziskus steht mit seinem Vater vor dem Bischof der Stadt Assisi. Der Vater klagt seinen Sohn an, fordert alles von ihm zurück. Der Sohn entkleidet sich, „macht sich frei", gibt alles seinem Vater zurück und sagt: „Nun sage ich nicht mehr"

---

* Dieses Referat wurde beim Ordenstag der Erzdiözese Paderborn im Oktober 1986 in Werl vor 700 Ordensleuten vorgetragen.

1 *Jürgen Moltmann,* Gott kommt und der Mensch wird frei, München 1975, 9

‚Vater Pietro Bernardone', sondern nur noch ‚Vater im Himmel'." Und er ließ sich vom Bischof in dessen Mantel hüllen als Zeichen, daß die Kirche der Raum seiner Freiheit ist. Franziskus macht sich frei. Er kann das, weil er ganz frei ist. Dieser Schritt in die Freiheit war schmerzlich, sie kostete ihren Preis. Am Ende seines Lebens, so eine Legende, habe man Franziskus gefragt: „Was war das Schwerste in Deinem Leben?" – „Das mit meinem Vater", soll er geantwortet haben. Darin deutet sich an: die Freiheit, um die es uns geht, ist nicht die Freiheit von Leichtlebigen, von Luftikussen, von Vagabunden, von Menschen, die das Leben nicht ernst nehmen, von Schmetterlingen, die unverbindlich von einer Blume zur anderen gaukeln. Es ist eine Freiheit, die wehtun kann, die oft nur um den Preis des Schmerzes errungen und erhalten werden kann.

Die Lebensform der evangelischen Räte macht frei – und sie braucht freie Menschen.

Die Armut macht frei

Wie unfrei sind viele Reiche! Das ‚Immer-mehr-haben-Wollen' legt sie in Fesseln. Wieviel Unfreiheit nimmt mancher Mensch in Kauf, um zu erwerben, zu haben, zu erhalten. Er ist nicht mehr frei für die Freiheit, für die Familie, für ein Hobby, für den Genuß des Lebens, weil er investiert, um zu haben – obwohl er dann nichts davon hat. Dabei zerstört er oft die Freiheit derer, die zu ihm gehören, die ihre Freiheit mit ihm teilen möchten; sein zwanghaftes Besitzenwollen macht ihn und andere unfrei.

Unfreiheit geht von ihm aus. Er verliert die Freiheit zu teilen, drängt andere in die Rolle von Konkurrenten, raubt anderen, was sie zum Leben brauchen, stürzt sie in die Unfreiheit schicksalhafter Armut. In Lateinamerika zerstören sich ganze Völker durch diese Mentalität.

Auf solchem Hintergrund wage ich zu behaupten: die Lebenshaltung der Armut macht frei – eine Lebenshaltung, die einfach ist, genügsam; die sich zufriedengibt mit dem, was sie hat; die sich am Kleinen, Unscheinbaren freut; die genießt, anstatt beim Genießen schon mit den Sorgen beim Genuß von morgen zu sein. Darum empfiehlt Jesus: Macht euch doch nicht so viele Sorgen! Schaut euch die Vögel des Himmels an und die Lilien des Feldes. Sie machen sich keine Sorgen, und doch geht es ihnen gut, weil ich für sie sorge (vgl. Lk 12,22–32). Wie groß wird der Freiraum innerlich und äußerlich für den, der sich darauf einläßt, im Vergleich zu dem, was andere an Unfreiheit in Kauf nehmen, um zu haben, was sie brauchen oder haben möchten.

Die Armut macht frei. Natürlich tritt hier auch unterstützend die Gemeinschaft ein, die sorgt, daß der einzelne hat, was er braucht. Normalerweise kann jeder in einer Ordensgemeinschaft einigermaßen sorglos die Beine unter den gedeckten Tisch stellen. Dadurch soll der Freiraum für den einzelnen gestützt werden. Er selbst kann ihn stützen, indem er durch eine anspruchslose Lebenshaltung mitträgt.

Aber es braucht schon eine große Freiheit, sich darauf einzulassen, zu verzichten, sich zu begnügen, nicht beim Zufassen – sondern beim Liegenlassen zu sagen „Ich bin so frei!" Und komme mir keiner und sage mir, das sei leicht. Es ist nicht leicht, nichts Eigenes zu haben, kein Eigenes aufzubauen, sich Wünsche nicht zu erfüllen, um vieles fragen zu müssen, was anderen selbstverständlich ist. Die Tatsache, wie engherzig manche in unseren Gemeinschaften „Erbhöfe" ausbauen und verteidigen, wie unwürdig manche zupakken, ohne zu teilen, zeigt, daß es schwer sein kann mit dieser Freiheit, daß sie oft nur um den Preis des Schmerzes, der aus dem Verzicht kommt, zu gewinnen ist.

Auf der anderen Seite macht so gewonne Freiheit auch glücklich: Ich gewinne Freiraum für Gott, für das Evangelium, für Gebet und Meditation, für mich selbst, für die Menschen, für die Nächstenliebe, für den Dienst in der Kirche. Ich werde frei, im Bruder nicht den Konkurrenten zu sehen. Ich werde frei, zu teilen. Die Freiheit aus der Armut schafft Brüderlichkeit, Menschlichkeit, schafft Nähe zu Gott. Diese Freiheit schenkt die Freude an der Schöpfung, weil sie den Blick offen hält auch für die Größe des Schöpfers im Kleinsten. Ich werde frei, loszulassen, Schritte auf neue Ufer zu wagen, frei für die Zukunft mit ihren Chancen und unzähligen Möglichkeiten.

Der Gehorsam macht frei

Wem alles muß der heutige Mensch gehorchen! Die Hackordnung weltlichen Gehorsams ist quälend. Der Schüler dem Lehrer, der Lehrer dem Rektor, der Rektor dem Schulrat, der Schulrat dem Regierungsrat, der Regierungsrat dem... (hier hört meine Kenntnis dieser „Hierarchie" auf). Ähnlich kann man die Reihe für fast jeden Beruf durchspielen. Immer geht es von unten nach oben. Und der, dem der Gehorsam zu leisten ist, hat selbst wieder dem Nächsthöheren zu gehorchen. Das Gesetz solchen Gehorsams ist meist die Angst: „Duck dich! Halt still! Tu, was man von dir verlangt. Der andere sitzt immer am längeren Hebel. Meinen Beruf darf ich nicht aufs Spiel setzen, schließlich muß ich meine Familie ernähren." Da geht manch einer lieber ins Fußballstadion und brüllt sich die aufgestauten Aggressionen aus dem Leib.

Wir leben in einer Umwelt, wo Gehorsam oft eine unfrei machende, unterdrückende, eine entwürdigende Verhaltensweise ist. Und da kommt einer, der sagt: Gehorsam macht frei?

Doch, Gehorsam, der auf dem Evangelium aufbaut, macht frei. Der Grund: Der Lebensraum evangelischen Gehorsams ist die Liebe! Wenn ich Gehorsam verspreche, vertraue ich, daß die, denen ich gehorche, aus Liebe handeln, Gottes Liebe an mich weitergeben. Darum braucht keine Angst zu sein im evangelischen Gehorsam. An dieser Stelle halte ich ein, denn ich weiß, wieviel Angst es auch in kirchlichem Gehorsam gibt. Für mich wird daran deutlich, welche Verantwortung evangelischer Gehorsam gerade kirchlichen Vorgesetzten auferlegt. Keiner ist so sehr verpflichtet, Gottes Liebe zu stu-

dieren, zu meditieren, sich selbst darauf einzulassen, wie gerade kirchliche Vorgesetzte; denn es liegt wesentlich an ihnen, ob der kirchlich evangelische Lebensraum des Gehorsams ein Lebensraum der Freiheit aus der Liebe Gottes ist oder ob sich die gleichen Gesetze der Unfreiheit wie in der übrigen Welt einschleichen.

Evangelischer Gehorsam macht frei, auch deshalb, weil er sich die Freiheit nimmt, nicht jedem X-Beliebigen zu gehorchen. Nur Gott und dem Evangelium gilt es zu gehorchen. Wer auf diesem Hintergrund Gehorsam gelobt, ist so frei, sich über das hinwegzusetzen, was die Leute meinen. Er braucht nicht vor denen zu kriechen, die seine Karriere fördern oder verhindern können; er ist ja frei. An dieser Stelle läßt sich bereits ahnen, worauf ich später noch zu sprechen kommen möchte: wie solche Freiheit in die Pflicht nimmt: Müßten im Gehorsam Freie nicht so etwas sein wie die „Hofnarren von Gesellschaft und Kirche", die ohne Rücksicht auf sich selbst Partei für die Wahrheit ergreifen, Partei für die Unterdrückten und Unfreien, Menschen, die ein offenes Wort riskieren können, weil sie frei sind!?

Die Ehelosigkeit macht frei

Das scheint am plausibelsten zu sein. Ich gehe keine Bindung mit einem Partner ein. Ich übernehme keine Verantwortung für Familie und Kinder. Ich bin frei. Bereits in diesen ersten Sätzen werden Sie spüren, wie empfindlich diese Frage ist. Alles leichtfertige Gerede wird dieser Freiheit nicht gerecht, denn auch sie ist eine Freiheit um den Preis von Verzicht und Schmerz. Weit weise ich aus diesem Zusammenhang jedes Gerede weg, das Junggesellendasein hochleben läßt, das sich – oft angesichts des Scheiterns von anderen – äußert: „Gott sei Dank, daß wir nicht verheiratet sind!" Um solch oberflächliche Verantwortungslosigkeit und Freiheit geht es wahrhaftig nicht!

Ehelosigkeit macht frei. Sie macht einen Maximilian Kolbe frei, sein Leben zur Verfügung zu stellen, damit ein anderer die Verantwortung seiner Bindung weiter wahrnehmen konnte. Sie macht Ordenschristen frei, in andere Kontinente aufzubrechen, um dort den Ortskirchen zu dienen. Sie macht Ordenschristen und Priester frei, für viele dazusein, sich von vielen beanspruchen zu lassen. Sie macht Diener der Kirche frei, ohne Angst um ihr Leben den Großen dieser Welt ein deutliches Wort zu sagen, wo sie Unrecht tun, wie das zur Zeit insbesondere in den jungen Kirchen der Dritten Welt notwendig ist und auch geschieht.

Ehelosigkeit macht frei – aber auch um den Preis des Schmerzes. Zwar laufen wir nicht jeden Tag gequält herum, weil Ehelosigkeit so schwer ist, weil wir verzichten, weil uns die Sehnsucht quält. Aber wer diesen Weg geht, kennt auch die einsamen Stunden des Schmerzes, auf die liebende Nähe und Verbundenheit mit einem geliebten Partner zu verzichten; jeder kennt wohl auch die schmerzenden Empfindungen angesichts seiner Altersgenossen, die Mütter, Väter, später Großmütter und -väter werden, während das eigene Leben

nicht in Kindern fruchtbar wird, denen ich Zärtlichkeit schenken und Zukunft aufbauen kann; manche kennen den Schmerz angesichts von Schwäche und Niederlagen. Frei, auch um den Preis des Schmerzes. Aber gerade das macht diese Freiheit so wertvoll, daß wir nicht leichtfertig mit ihr umgehen dürfen!
Ordensleben ist eine Lebensform der Freiheit.[2] Nur freie Menschen können sich auf sie einlassen, sie leben.

II. „Gott kommt und der Mensch wird frei"[3] – theologisch spirituelle Hintergründe

„Die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit ist die Stunde der Begegnung mit Gott", schreibt Alfred Delp[4]. Damit weist er auf die gleiche Beziehung hin, die Moltmann in dem schon zitierten Titel anspricht. Und wenn der gleiche Moltmann in Anlehnung an Herder den Menschen als den „ersten Freigelassenen der Schöpfung" bezeichnet, dann ist wiederum auf diese grundsätzliche Beziehung zwischen Gott und menschlicher Freiheit verwiesen. „Gott ruft den Menschen zur Freiheit", betont die neue Instructio der Glaubenskongregation über die christliche Freiheit und die Befreiung [5]. Freiheit ist eine Wesensbestimmung des Menschen. Wer vom Menschen redet, muß auch von seiner Freiheit reden, und zwar nicht erst dann, wenn es darum geht, die Fähigkeit zur Sünde zu begründen oder über die Grenzen der Freiheit zu sprechen. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung!

Wo liegt der Grund dieser Freiheit des Menschen? Diese Freiheit, so lautet mein Antwortversuch, hat ihren Grund im Wesen Gottes, der Liebe ist (1 Joh. 4,8). Das ist die Wahrheit, die uns frei macht (Joh 8,32): daß Gott Liebe ist. Aufmerksam geworden bin ich auf den Zusammenhang von Freiheit und Liebe durch Jürgen Moltmann, dessen Argumentation mir überraschend neu – und selbstverständlich und einsichtig war. „Durch Liebe wird man frei", schreibt er; und weiter: „Manche denken, sie wären dann frei, wenn sie so unabhängig sind, daß sie niemanden brauchen, keinen um etwas bitten und keinem etwas danken müssen. Aber das ist oberflächlich und verbirgt oft nur bitterste Einsamkeit. Gegen eine fremde Autorität muß man seine Selbständigkeit behaupten, das ist klar. Aber man wird erst dann frei, wenn man eine Liebe spürt, die nicht befiehlt und nicht kommandiert, sondern einen annimmt und einem Mut zu sich selbst und seinen neuen Möglichkeiten macht."[6]

---

2 Vgl. Beschluß der *Synode der deutschen Bistümer* über das Ordensleben, Nr. 2.1.5.

3 *Jürgen Moltmann,* a.a.O.

4 *Alfred Delp,* Im Angesicht des Todes, Frankfurt [11]1981, 115

5 Instruktion der *Kongregation für die Glaubenslehre* über die christliche Freiheit und Befreiung vom 22.3.86

6 *Jürgen Moltmann,* Die Sprache der Befreiung, München 1972, 60

Dieser Denkansatz ist aus der unmittelbaren alltäglichen Erfahrung nachzuvollziehen: durch Liebe wirst du frei. Negativ abgegrenzt: Ich kenne kein System von Unfreiheit und Unterdrückung in unserer Welt, das von Liebe zum Menschen geprägt wäre. Im Gegenteil, Menschenverachtung, Haß, Brutalität und Gewalt gebären diese Unfreiheit und machen den Menschen unfrei. Nicht umsonst fürchten sich Herrscher dieser Systeme vor der revolutionären Kraft der christlichen Liebe.

Positiv erläutert: Wie oft blüht ein Mensch auf durch die Liebe eines anderen, der ihn mag so, wie er ist, bei dem er sich angenommen weiß, vor dem er seine Fehler nicht zu verstecken braucht, vor dem er einfach selbst sein darf! Das macht frei, das macht gelöst, das gibt Mut zu sich selbst! Das schenkt innere Freiheit auch dort, wo äußerlich meine Freiheit eingeschränkt wird, wo andere mit den Druckmitteln der Unfreiheit drohen. Die Liebe macht den Menschen frei![7]

Das Miteinander von Liebe und Freiheit läßt sich auch am Leben und Verhalten Jesu ablesen. Er selbst war ein ganz freier Mensch. Er hatte die Freiheit, sich über Gebote hinwegzusetzen, wenn ihr Wortlaut in bestimmten Situationen ihren Sinn verkehrte wie beim Sabbatgebot. Er hatte die Freiheit, Israels geistlichen Führern die Wahrheit zu sagen, wo sie Unrecht taten. Er war so frei, gewohnte Klischees zu durchbrechen und Menschen anders zu beurteilen, als das gemeinhin geschah. Er hatte die Freiheit, selbst durch Todesdrohungen sich nicht von seiner Sendung abbringen zu lassen. Jesus war ein freier Mensch. Diese Freiheit wuchs aus der Liebe Gottes: „Dieser ist mein geliebter Sohn", sagt Gott bei der Taufe Jesu (Lk 3,22). Er weiß, daß der Vater ihn liebt (Joh 15,9). Diese Liebe macht ihn frei. Er weiß, daß der Mensch nur vor einem seine Knie zu beugen hat, vor dem liebenden Gott (Lk 4,8). Das gibt ihm ein freies selbstbewußtes Stehvermögen vor denen, die sich als Herrscher dieser Welt – im Großen wie im Kleinen – aufspielen.

Die Liebe und Menschenfreundlichkeit Jesu wiederum befreit die, die ihm begegnen: einen Petrus, der zunächst sagt: „Geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch!" (Lk 5,8); einen Zachäus, eine Sünderin, beide gefesselt in ihrer Begrenztheit, in ihrem Kleinsein – wie immer man das deuten mag; beide unfrei in der Gesellschaft, weil eingeordnet und auf Rollen festgelegt. Jesus sieht sie mit den Augen der Liebe und macht sie frei: sie wachsen über sich selbst hinaus, besser: über ihre bisherige Unfreiheit und Begrenztheit. „Man wird dann frei, wenn man eine Liebe spürt, die einen annimmt und einem Mut zu sich selbst und seinen neuen Möglichkeiten macht."

Die Liebe ist es auch, die Jesus bewegt, für die Freiheit des Menschen sich einzusetzen, wo sie eingeengt ist und Menschen unfrei macht, die doch alle Gottes geliebte Kinder sind. Ich denke an die Krankenheilungen. Ich denke an sein Werben um Barmherzigkeit für die Sünder, wie Lukas es beschreibt

7 Vgl. dazu auch *Ladislaus Boros*, Im Menschen Gott begegnen, Mainz 1967, 70ff.

(vgl. Lk 6,27ff.). Ich denke an die Weherufe über die, die andere unterdrükken und unfrei machen, an die eindeutige Parteinahme für die Unterdrückten gegen die Unterdrücker.

Gott ist die Liebe, und diese Liebe macht frei. Das ist am Leben und an der Botschaft Jesu abzulesen. Das ist seit den ersten Anfängen der Schöpfung so: der Gott der Liebe, den Jesus verkündet hat, ist kein anderer als der Schöpfergott. Gott wollte Wesen, die mit ihm lieben, so deutet der Franziskanertheologe Duns Skotus die Schöpfung des Menschen. Der Mensch als Geschöpf, der durch Jesus erlöste Mensch: er steht im Freiraum der Liebe Gottes.

„Die Warheit wird euch frei machen" (Joh 8,32). Dabei geht es sicher um alles, was wahr ist. Aber alles Wahre wird unwahr, wenn es nicht aus der zentralen Wahrheit kommt, daß Gott die Liebe ist. Es ist wahr: es gibt einen Gott. Aber diese Wahrheit ist noch nicht tief genug. Zum Kern dieser Wahrheit dringe ich erst vor, wenn ich etwas vom Wesen Gottes erkenne: und dieser Gott ist seinem Wesen nach Liebe. Ob ich von Gott als Schöpfer rede, ob ich von der Allmacht Gottes rede, ob ich von ihm als Herrscher der Welt rede, ob ich von ihm als Richter rede: all das ist wahr; aber es wird erst ganz wahr, wenn ich weiß: in alldem ist Gott die Liebe: die Liebe hat die Welt geschaffen, die Liebe ist allmächtig, die Liebe ist Herrscher der Welt, die Liebe richtet die Welt. Das ist die Wahrheit, die frei macht.

Und wie spürt der Mensch, daß er frei wird? „Freiheit beginnt dort, wo man plötzlich keine Furcht mehr hat", schreibt Jürgen Moltmann.[8] Auf dem Hintergrund des Gesagten entspricht das der johanneischen Aussage: „Furcht gibt es nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht" (1 Joh 4,18). Die Angst ist die stärkste Gefängnismauer, die unfrei macht. Alle Willkürregime der Welt arbeiten mit der Angst. Alle persönliche Unfreiheit in einer Welt der Freiheit ist gegründet in der Angst. „Freiheit beginnt dort, wo man plötzlich keine Furcht mehr hat."

Diese Furcht kann sich auflösen in der Begegnung mit dem liebenden Gott. Der Mensch wird am DU zum ICH – so lautet eine der Grundthesen im Personalismus Martin Bubers. Ein liebendes Du fördert den Menschen, sich zu entfalten als der, der er ist, mit seinen Gaben und Talenten, mit seinem Verstand und seinen Gefühlen, mit seiner ganzen Freiheit. Das entscheidende DU, an dem der Mensch zum ICH wird, ist der liebende Gott. Im Kraftfeld dieses liebenden Gottes kann alle Furcht schwinden, kann der Mensch frei werden, der erste Freigelassene der Schöpfung, der erste Freigelassene der Erlösung.

Wie mutig müßten Menschen sein, Gemeinschaften, die sich auf den liebenden Gott einlassen, wenn keine Angst ist in der Liebe! Wer sich auf diesen Gott einläßt, kann vertrauen, daß dieser Gott mit am Werk ist, daß dieser

8 *Jürgen Moltmann,* Die ersten Freigelassenen der Schöpfung, München 1971, 21

Gott selbst scheiden wird zwischen gut und böse, daß dieser Gott, der Liebe ist, die Welt und den Menschen vorwärts bringt. Wenn bei Christen, wenn bei Ordensgemeinschaften, wenn in der Kirche zu viel Angst ist, dann ist zu fragen: Nehmen die sich selbst zu wichtig und vertrauen zu wenig dem „Heute" des liebenden Gottes?[9] Ich halte es für eine folgenschwere Irrlehre, daß der Satz „Das Reich Gottes ist nah" zeitlich und nicht räumlich verstanden wird. Dadurch wird das Wirken der Liebe Gottes für die Zukunft erwartet, statt daß man im „Heute" darauf baut.

Wenn Gott bei vielen Menschen statt Freiheit Angst und Enge auslöst, dann ist die Wahrheit bei ihnen nicht übergekommen, sei es, daß die Verkünder Gottes durch ihre Worte oder ihr Verhalten die Wahrheit entstellen, die heißt, daß Gott Liebe ist. Durch die Begegnung mit Gott wird der Mensch frei.

Der Ordensmann und Märtyrer Alfred Delp ist dafür ein sprechendes Beispiel. „Die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit ist die Stunde der Begegnung mit Gott", schreibt er am Dreikönigstag 1945 „im Angesicht des Todes",[10] in der äußeren Unfreiheit des Gefängnisses, das er nicht als Lebender verlassen soll. Durch Stunden der Dunkelheit hindurch hat er zu der Freiheit, in Fesseln frei zu sein, gefunden. Und er verrät in der gleichen Meditation den Schlüssel zu dieser Freiheit: „Das gebeugte Knie und die hingehaltenen leeren Hände sind die Urgebärden des freien Menschen." Das gebeugte Knie, das sich nur vor einem beugt, ihn anerkennt und anbetet: den Gott der Liebe. Das macht frei gegenüber allen „Herren dieser Welt", mögen sie drohen, mögen sie Leid zufügen können. Und die leeren, hingehaltenen Hände: Hände, die loslassen könnten, losgelassen haben, was nicht „ich selbst" bin, die sich Gott geöffnet hinhalten: „Das bin ich" – so wie ich bin, und ich bin sicher, Du nimmst mich an – so wie ich bin. Diese Geste kommt aus Freiheit – und macht frei. „Die Geburtsstunde der menschlichen Freiheit ist die Stunde der Begegnung mit Gott."

Wenn ich im ersten Teil meiner Überlegungen die Lebensform der evangelischen Räte als Lebensform von Freiheit dargestellt habe, dann muß diese Freiheit im Horizont der Liebe Gottes gesehen werden. Andernfalls entgleitet die Freiheit in eine Summe unverbindlicher Freiheiten ohne Wurzel – und damit letzten Endes auch ohne Sinn. Die Freiheit der Armut, des Gehorsams, der Ehelosigkeit sind Entfaltungen der Freiheit, die geboren ist aus der Begegnung mit dem liebenden Gott.

Weil der liebende Gott mich ernährt und mir seine Liebe auch im Kleinen erweist, wage ich, arm, anspruchslos, einfach zu leben.

Weil Gott die Liebe ist, weil jeder, der im Namen Gottes Autorität verkörpert, dem Gott der Liebe verpflichtet ist, wage ich Gehorsam, der sich in

9 Vgl. *Rolf Zerfaß,* Menschliche Seelsorge, Freiburg 1985, 55ff.

10 *Alfred Delp,* a.a.O.

diese Liebe fallenläßt – der aber auch jeden Gehorsamsanspruch an der Liebe prüft.

Weil Gott als liebendes und befreiendes DU mein Leben zu tragen und zu fördern verspricht, wage ich, ehelos zu leben.

Alle Freiheit in der Lebensform des Evangeliums, die wir haben oder erstreben, ist geboren aus der Begegnung mit dem liebenden Gott – oder sie bedarf noch der Läuterung oder der Vertiefung.

III. Ordensleben – von der Freiheit in die Pflicht genommen

Freiheit und Pflicht – das scheinen zwei schwer vereinbare Ansprüche zu sein. Aber es gibt keine Freiheit, wenn der Mensch sich dieser Freiheit nicht verpflichtet weiß, wenn er sich von der Freiheit nicht in die Pflicht nehmen läßt. Ohne diese Pflicht wird Freiheit unverbindlich, willkürlich, zufällig – und damit ist sie keine Freiheit mehr.

Über die Weise, wie evangelische Freiheit diejenigen in die Pflicht nimmt, die nach dem Evangelium als Ordenschristen leben, möchte ich nun mit Ihnen nachdenken:

Der Ordenschrist ist ein von Grund auf freier Mensch oder er sollte sein! Zu dieser Aussage drängen alle bisherigen Überlegungen; von Grund auf frei – nicht bindungslos, nicht verantwortungslos, nicht eigenbrödlerisch, sondern frei, innerlich frei. Der Grund: In seinen Gelübden und in der damit getroffenen Lebensentscheidung setzt er sein ganzes Leben auf einen Gott, der Liebe ist. Er hat ein liebendes Du, an dem er selbst zum freien Ich werden kann. Gottes Liebe beruft ihn zur Freiheit.

Das bleibt allerdings Theorie, wenn es nicht in den Alltag des Ordenslebens hineingeholt wird. Und hier nimmt die Berufung zur Freiheit den Ordenschristen in die Pflicht: Ich muß in meiner Lebensform die Beziehung zur Quelle meiner Freiheit pflegen, sonst trocknet der Fluß der Freiheit in meinem Leben aus. Pflege der Begegnung mit dem befreienden Gott lautet darum die erste Pflicht das Ordenschristen.

Ein zentraler Ort dieser Begegnung ist der direkte Freiraum für Gott[11] in Liturgie, Gebet, Meditation, Studium, Schriftlesung, geistlichem Gespräch. Die Traditionen aller Orden wissen um die Bedeutung dieser Begegnung. Konstitutionen und Lebensregeln der einzelnen Gemeinschaften bestimmen Freiräume, die verbindlich für Gott frei sind in Liturgie, Meditation u. a. m. Unsere Lebensform gestattet uns grundsätzlich diese Freiräume: die Armut, aufgefangen durch die Sorge, die die Gemeinschaft für mich über-

11 Vgl. zu diesem Abschnitt den Beschluß der *Synode der deutschen Bistümer,* besonders Nr. 2.2.1. und 2.2.2.

nimmt, gibt mir Freiräume, die manche Mutter, mancher Vater nicht hat. Die Ehelosigkeit gibt mir Freiräume, die sonst die Familie beanspruchen würde. Wenn eine Ordensgemeinschaft, wenn Wohltäter unserer Ordensgemeinschaften, wenn die Erwartung der Kirche mir als Ordenschristen solche Freiräume zuspricht, dann nicht, damit ich die Zeit in einem „lauen Lenz " verbringe (– was nicht gegen ein gesundes notwendiges Maß ganz persönlicher Freiheit spricht!), auch nicht, daß ich die Zeit von anderen vereinnahmen lasse und mich kaputtarbeite, was nicht aus-, sondern einschließt, daß ich auch frei bin, mich von den Menschen beanspruchen zu lassen, sondern dafür, daß ich Raum habe, mein Leben bei Gott zu verankern, Gott besser kennenzulernen, die Beziehung zu Gott zu pflegen – damit dann auch aus mir etwas von diesem befreienden Gott ausströmen kann: in die eigene Gemeinschaft hinein, zu den Menschen, die mir begegnen, in die Kirche hinein. Die Freiheit, die mir mein Ordensleben gibt, nimmt mich in die Pflicht, geistlich zu leben. Tue ich das nicht, ist eine Fülle von Unfreiheiten die Frucht – und die verderben die Freude an der Lebensform, die Freude an Gott.

Nun weiß ich, daß ich hier einen schwierigen Bereich anspreche. Ich weiß, wieviele von uns an Arbeitsplätzen stehen, die sie über das Maß vereinnahmen. Es scheint für viele geradezu ein religiöser Wert zu sein, daß Ordenschristen keinen Feierabend kennen – und wenn, dann nur mit schlechtem Gewissen. Es gibt in tätigen Orden oft schwer lösbare Ansprüche und Konflikte zwischen dem Gottesdienst des Dienstes und dem Gottesdienst im traditionellen Wortsinn.

Wie ermöglichen die Gemeinschaften, insbesondere die tätigen, ihren Mitgliedern diese notwendigen Freiräume? Viele sind so eingespannt (oder spannen sich selbst ein), daß ihnen die Gottesbegegnung in den liturgischen und gemeinschaflichen Formen zur zusätzlichen Last und Pflicht wird, die nicht befreit, sondern als Zwang empfunden wird; die erschöpft, anstatt daß sie daraus schöpfen. Die Begegnung mit dem befreienden Gott als Ort der Unfreiheit, das ist eine sinnentstellende Verkehrung. Hier sind die Gemeinschaften um der Freiheit ihrer Mitglieder willen in die Pflicht genommen.

Hier sind auch kirchliche Institutionen in die Pflicht genommen. Immer wieder ist zu beobachten, daß ihnen die Freiräume der Ordenschristen Steinbrüche williger Arbeitskräfte sind. Es stimmt traurig, wenn man hört, daß manche Gemeinde an Schwestern vorrangig darum interessiert ist, „weil es dann klappt" (und es klappt, weil die sich dann oft kaputtarbeiten!). Und wenn man daran erinnert, daß es doch hier zunächst einmal um den Wert des evangelischen Lebenszeugnisses einer Ordensgemeinschaft in einer Gemeinde geht, dann hört man ein leicht verstörtes „Ja, das natürlich auch!"

Wir sind als einzelne und als Gemeinschaften in die Pflicht genommen, die unserer Lebensform eigenen und notwendigen Freiräume zu schützen – und zu nutzen zur Begegnung mit dem befreienden Gott. (Diese Pflicht schulden wir auch als Zeugnis einer Gesellschaft, die sich immer mehr vereinnahmen

und verzwecken läßt, die darum nur zu oft den Wert des Menschen auch nur noch nach dem bemißt, wie weit er einzusetzen, zu „verwerten" ist: Der Maßstab für den Menschen ist oft seine Arbeitskraft. Die Korrektur eines solchen verkümmerten Menschseins durch eine Lebensform, die diese Maßstäbe durchbricht, die zweckfreies Menschsein als Wert lebt, ist gerade in unserer Zeit eine Notwendigkeit.)

Bei dieser geistlichen Gottesbegegnung kommt es nicht nur darauf an, Kontakt mit Gott zu halten. Im Interesse der Freiheit, zu der wir berufen sind, gilt es dabei auch die Gottesbilder zu überprüfen. Wir haben es mit einem guten, einem liebenden Gott zu tun, der Quelle unserer Freiheit ist. Das ist die Wahrheit, die uns freimacht. Wer auf das Evangelium baut, ist auf die Beziehung zu einem liebenden Gott verpflichtet: den liebenden Gott gilt es zu meditieren. Aus solcher Begegnung wächst Freiheit, weil man „eine Liebe spürt, die nicht befiehlt und nicht kommandiert, sondern einen annimmt und einem Mut macht zu sich selbst und seinen neuen Möglichkeiten". Die Wahrheit wird uns frei machen.

Ein zweiter Ort der befreienden Begegnung mit dem liebenden Gott ist die Gemeinschaft (oder sie sollte es sein).

Die befreiende Gottesbegegnung will erfahrbar werden in der Art, wie wir als Schwestern und Brüder einander begegnen.

„Der Mensch wird am Du zum Ich." Er entfaltet seine Freiheit angesichts eines liebenden Du. Sind unsere Gemeinschaften Lebensräume, die in der Liebe Gottes zu Freiheitsräumen werden? Weiß sich die/der einzelne in unseren Gemeinschaften angenommen, bejaht, gefördert? Erlebt sie/er die Gemeinschaft als Lebensraum, „wo er keine Furcht mehr hat", wo er eine Liebe spürt, „die nicht kommandiert und nicht befiehlt, sondern annimmt und Mut zu sich selbst und seinen neuen Möglichkeiten macht"?

Die Feiheit, zu der wir berufen sind, die aus der Liebe Gottes erwächst, nimmt uns in die Pflicht, als Gemeinschaft in einem Umgangsstil miteinander zu leben, der solcher Freiheit würdig ist:

- den einzelnen nicht in vermeintlicher Demut verbiegen, sondern ihn in seiner Begabung und seiner Art zur menschlichen Entfaltung fördern, ihn wahrnehmen, ernstnehmen und annehmen als den, der er ist. Bildlich gesprochen: Franziskus sagte im Blick auf seine Gemeinschaft: „Der Herr schenkt mir Brüder"; er sagte nicht: „Der Herr gab mir Knetmasse für den Teig meines Kuchens."
- als Schwestern, als Brüder leben, nicht als Vorgesetzte und Abhängige, als Sklaven und Herren. Auch wenn ich Vorgesetzter bin, bin ich das als Bruder, als Schwester, als Diener von anderen, die in ihrer Würde als Menschen von Gott zur Freiheit berufen sind, weil sie ganz in der Liebe Gottes stehen. Wenn Jesus selbst nicht daran festhielt, „Gott gleich zu sein"

(Phil 2), warum sollte ich es als kirchlicher Vorgesetzter...? – und andere sollten mich – bitte schön! – auch nicht in diese Rolle abdrängen!

- der Freiheit Raum geben in Mitverantwortung und Mitgestaltung, im Zutrauen und Rückenstärken. Es gibt in Orden und Kirche manche Sünde gegen den Hl. Geist, mit aszetisch klingenden Namen getauft, weil die freie Entfaltung der Charismen und vielfältigen Gaben, die einer Gemeinschaft von Gott als Geschenk gegeben sind, gestutzt wird im Namen des Gehorsams, der Disziplin, der Tradition – oder auch durch Neid, Mißgunst, Konkurrenzgefühle.
- Kirchliche Einheit ist immer nur in Vielfalt möglich, wenn sie nicht zur Einheitlichkeit verkümmern will. Das ist das Geheimnis des unergründlichen Reichtums der Weisheit Gottes. Das ist die Frucht der vielfältigen Gaben des Geistes. Die Orden als Kirche im Kleinen haben die Chance und darum auch die Pflicht, die Freiheit solcher Vielfalt angstfrei zu entfalten und in der Einheit zu halten. Je ernster eine Gemeinschaft die Vielfalt der Berufungen nimmt, desto ernster nehmen die einzelnen auch die Einheit dieser Vielfalt. So kann ein Lebensraum wachsen, in dem Gottes Liebe spürbar ist.

Die Freiheit, zu der der liebende Gott uns befreit, nimmt uns in die Pflicht auch und gerade in einer Umwelt, in der der Schrei nach Freiheit im lauten Protest oder in der leisen Stimme der Sehnsucht deutlich zu vernehmen ist.

„Abrüsten" – so nennt Rolf Zerfaß einen Schritt in die Freiheit,[12] und das erscheint mir in der Tat eine Notwendigkeit zu sein, wenn wir als Ordenschristen unsere Freiheit leben wollen. Dabei bezieht sich Zerfaß auf Lk 10,1–12, eine Stelle, die auch mir schon seit einigen Jahren ein Schlüssel zur evangelischen Freiheit geworden ist. Jesus sendet seine Jünger und sagt ihnen: Nehmt nichts mit auf den Weg: keine Vorratstasche, keinen Beutel, keine Schuhe; bei Mt geht die Aufzählung noch weiter: kein zweites Hemd, keinen Wanderstab.

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie frei das macht? Nimm nichts mit auf den Weg, mach dich frei, rüste ab, was dich unfrei macht; z. B.

die Vorratstasche: dein Konto (und die vereinnahmende Sorge, daß auch was drauf ist); dein Besitz, den du erhalten, beschützen und verteidigen mußt; alles, was du hast, was dich reicher macht als deinen Bruder, deine Schwester, und was dich von ihm/ihr trennt; den Sog, wenn du erst einmal hast, immer mehr haben zu wollen. Rüste ab, laß die Vorratstasche zu Hause!

den Wanderstab: die vielen „Krücken", auf die du dich stützt: deine Pöstchen und Ämter; deine Herkunft; deine Ausbildung; das Image deines bis zum Bersten gefüllten Terminkalenders, das dich so wichtig macht!, deine Be-

12 *Rolf Zerfaß*, a.a.O. 60

ziehungen usw. Wie unfrei machen diese „Krücken" dich selbst, wie unfrei machen sie die, die als Schwestern und Brüder mit dir Begegnung suchen!

Rüste ab, mach dich frei, nimm nichts mit auf den Weg: nur dich selbst! Wie gut täte einer Welt, die sich so wichtig nimmt, das Korrektiv von Menschen, die abrüsten und nur sich selbst mit auf den Weg nehmen!

Ich denke z. B. auch an die Schwestern und Brüder, die in der vergangenen Liboriwoche so frei waren, an den Marienplatz zu gehen: abgerüstet, ohne den Schutz von Klostermauern, Klausur und festgelegter Rolle, ohne das bergende Klima eines geistlichen Zentrums. So kamen Begegnungen von Mensch zu Mensch zustande, die ohne diese Freiheit nie zustandegekommen wären.

Dieses „Abrüsten" verwirklicht viel von den evangelischen Räten. Die Gelübde sagen doch mit anderen Worten auch: Laßt vieles beiseite: Nehmt nur euch selbst mit auf den Weg. Seid so frei, einfach nur ihr selbst zu sein! Dann könnt ihr leben. Dann habt ihr nichts zu verlieren. Dann seid ihr frei vermeintlichen „Freunden" gegenüber, die euch mit ihren Wohltaten für ihre Interessen verpflichten möchten. Dann seid ihr stärker als die Starken, weil ihre Waffen stumpf werden angesichts eurer Freiheit: Es gibt keinen Besitz, mit dessen Vernichtung oder Zerstörung sie euch in Schach halten könnten. Warum tun sich Machthaber in totalitären Staaten gerade mit denen so schwer, die nach den evangelischen Räten leben? Ich bin sicher, weil ihre Freiheit deren Waffen stumpf macht.

So frei kann das Evangelium machen! Es entlastet mich von dem Wahn, ich selbst müsse alles machen. So frei leben baut darauf – und ist darum auch ein Zeugnis dafür –, daß Gottes Reich heute in dieser Welt nah ist. Dieses Vertrauen auf das „Heute des Reiches Gottes"[13] kommt aus der Freiheit, die Menschen einander begegnen läßt, die versuchen, nichts mitzunehmen, nur sich selbst.

Es ist ermutigend zu sehen, was geschieht, wenn nicht nur einzelne, sondern ganze Gemeinschaften diesen Mut haben, „abzurüsten", sich nicht an Überkommenes zu klammern, aufzubrechen in neue Aufgaben, an neue Orte, wo sie gefordert sind – oder solche Aufbrüche in ihren Reihen zu fördern und zuzulassen. In einer sich schnell wandelnden Zeit kann solche evangelische Freiheit von Gemeinschaften Beweglichkeit ermöglichen – die der notwendigerweise schwerfälligen Organisation einer Weltkirche hilft, in der Nähe des Menschen zu bleiben.[14]

Wer sich in seiner Berufung zur Freiheit berufen weiß, der weiß sich der Freiheit verpflichtet in der Welt, in der er lebt, und in der Kirche, die sein Lebensraum ist.

---

13 Ebd. 55

14 Vgl. *Synode*, Nr. 2.2.5. und 2.2.6.

Dazu möchte ich im folgenden noch einige Gedanken entwickeln: Der Schrei nach Freiheit geht heute durch die ganze Welt. Dieser Schrei kann von Ordensleuten, die durch ihre Lebensform der Freiheit verpflichtet sind, nicht überhört werden. Ihre evangelische Freiheit nimmt sie in die Pflicht, der Freiheit überall auf der Welt eine Lanze zu brechen. Wo es um die Freiheit des Menschen geht, können und werden Ordensleute nicht fehlen, weil ihre Lebensform sie in äußere Bedingungen der Freiheit setzt, die vielen von ihnen Kraft zum mutigen Einsatz gibt, weil sie nichts zu verlieren haben. Wo es um die Befreiung des Menschen geht, können und werden Ordensleute nicht fehlen, weil sie aus der Berufung zur Freiheit an die Freiheit jedes Menschen glauben, ihm darum Kräfte zur Freiheit zutrauen, ihn ermutigen, sich für seine Freiheit zu engagieren, sie zu verteidigen, sie mit anderen auf der Basis von Gemeinden zu gestalten.

Wo es um die Freiheit des Menschen geht, können und werden Ordensleute nicht fehlen, werden sie ihre Optionen treffen: für die durch Unfreiheit Armen; vom Standort der Armen aus werden sie der Gesellschaft den Spiegel vorhalten, gelegen oder ungelegen, auch wenn viele sagen: das Evangelium ist für alle da, nicht nur für die Armen. Sicher gilt das Evangelium allen. Jeder, der sich dabei ausgeschlossen fühlt, hat die Freiheit, sich einzuschließen: durch Bekehrung. Das darf und wird Christen und Ordenschristen nicht daran hindern, eindeutige Optionen zu treffen, wie das auch die vatikanische Instruktion vom 22. März 1986 tut.

Ich möchte an dieser Stelle einfach aussprechen, daß ich den jungen Kirchen der Dritten Welt und in ihnen den Ordensschwestern und -brüdern einfach dankbar bin, daß sie sich auf der Basis des Evangeliums in so eindeutiger Weise für die Freiheit des Menschen in die Pflicht nehmen lassen. Sie stehen damit in Treue zum Evangelium und zur befreienden Mission der Kirche, über die die schon genannte Instruktion schreibt:[15]

„Die Kirche hat den festen Willen, auf die Sorgen des Menschen von heute zu antworten, der harten Unterdrückungen ausgesetzt ist und nach Freiheit verlangt. Das politische und wirtschaftliche Handeln der Gesellschaft gehört nicht direkt zu ihrer Sendung. Doch hat ihr der Herr das Wort der Wahrheit anvertraut, das fähig ist, die Gewissen zu erleuchten. Die göttliche Liebe, die ihr Leben ist, drängt sie zu wirklicher Solidarität mit jedem Menschen, der leidet. Wenn ihre Mitglieder dieser Sendung treu bleiben, wird der Heilige Geist, die Quelle der Freiheit, in ihnen wohnen, und sie werden Früchte der Gerechtigkeit und des Friedens in ihrer familiären, beruflichen und gesellschaftlichen Umgebung hervorbringen."

Von der Freiheit in die Pflicht genommen ist das Ordensleben auch in seinem elementarsten, in seinem konstituierenden Lebensraum: der Kirche. In ehrlicher Liebe zur Kirche, im Interesse der Identität unserer Ordensgemein-

15 A.a.O. 33

schaften und der Kirche möchte ich einige Fragen ansprechen, die mir für die Zukunft der Kirche und für die Zukunft der Orden in der Kirche von elementarer Bedeutung sind:

- Wie frei sind die Orden innerhalb der Kirche? Wie frei dürfen sie ein Lebensraum sein, der, ermutigt durch die Liebe der Kirche, sein Eigenleben, sein Charisma in der Kirche entfaltet, mit Horizonten, die den Horizont der Ortskirchen sprengen, mit Konstitutionen, die nicht von außen verordnet, sondern aus ihrer Spiritualität, ihrer Geschichte und den konkreten Erfahrungen ihrer Mitglieder in unterschiedlichen Kontinenten und Lebenskontexten gewachsen sind? (So liegen z. B. die Konstitutionen der Franziskaner und der Kapuziner noch ohne Bestätigung bei der Religiosenkongregation, weil unsere Spiritualität uns sagt, daß wir eine Gemeinschaft von Brüdern sind, das Kirchenrecht hat aber für uns nur die Kategorie des Klerikerordens offen.)
- Hat es nicht einen tiefen Sinn, wenn der alte Kodex deutlicher als der neue in der Exemption den Ordensleuten auch in den Ortskirchen Freiräume gab, sich weltweit einheitlich zu entfalten, und dabei auch Wege zu gehen, die zunächst den Rahmen des in der Ortskirche Üblichen sprengten, gleichzeitig aber auch für die Ortskirche neue Zukunft erschlossen haben.
- Wie ernst nimmt die „offizielle Kirche" die Stimme aus den Orden? Ordensleute sind durch ihre Gelübde sehr frei, können manches aussprechen, was andere, in Institutionen verwoben, schwer ohne eigenen Schaden aussprechen können. Manchmal frage ich mich, ob Ordensleute in der Kirche nicht so etwas wie die Funktion von Hofnarren haben müßten? Hofnarren sind sehr ernste Menschen. Kaiser und Könige haben sie bewußt als Hilfe für ihren Leitungsdienst an ihre Seite geholt mit der Beauftragung, in „Narrenfreiheit" – und auch mit einem versöhnlich stimmenden Schuß Humor – unangenehme Wahrheiten auszusprechen, blinde Flecke sichtbar zu machen, nicht destruktiv, sondern um den anderen zu seinen wahren Möglichkeiten zu fördern. Ohne überheblich sein zu wollen, glaube ich, daß Orden dazu in der Lage wären. Aus der Freiheit, die ihnen aus ihren Gelübden erwächst, als überschaubare Weltkirche im Kleinen, aus ihrer überwiegend großen Nähe zu den Menschen wächst ihnen in manchen Bereichen eine Kompetenz zu, die nur sie haben können. In diesem Sinne glaube ich zu Recht von einer prophetischen Funktion der Orden innerhalb der Kirche zu sprechen (ohne damit jeden einzelnen Ordenschristen zum Propheten zu stempeln). Fühlen sich Ordensgemeinschaften so frei und in dieser Freiheit verpflichtet, ihre Stimme – auch die wortlose Stimme ihres Zeugnisses – als „evangelische Hofnarren" zu erheben, wo es geboten erscheint? Ist die Kirche so frei, diese Stimme wahrzunehmen, ernstzunehmen, anzunehmen?

Ein Blick in die Kirchengeschichte zeigt, wieviele Erneuerungsbewegungen von Ordensgemeinschaften und einzelnen Ordensleuten ausgegangen sind. Ihre Lebensform, verankert in Gott, getragen von der Kraft der Gemein-

schaft, leicht durch die Freiheit der Gelübde, half ihnen, neue Wege zu gehen, die Zukunft erschlossen haben. Dieser Weg ging oft genug auch durch die Wüste, die Wüste von Mißverständnissen, Mißdeutungen, Unterstellungen, die Wüste mühsamer, oft ängstlicher Verständigungsversuche, die Wüste von Versuch, Irrtum, Umkehr und Neuanfang. Es gibt keinen Weg in die Freiheit, der nicht durch die Wüste geht (Jüngel). Die Berufung zur Freiheit nimmt die Orden hier in die Pflicht, Wüsten durchzustehen, wenn es nötig ist.

Ich denke, die evangelische Freiheit als mittragende Kraft der Kirche, wie sie sich in der Lebensform der evangelischen Räte verleiblicht, nimmt Ordensgemeinschaften und Kirche in die Pflicht: in die Pflicht zum brüderlichen Dialog, getragen vom Geist der Liebe Gottes, die frei macht. Und da Furcht nicht in solcher Liebe ist, wie Johannes sagt, müßte solcher Dialog getragen sein von einer angstfreien Offenheit. Ein Leitbild solcher Offenheit ist für mich der jüdische Rabbi Gamaliel: „Wenn das Werk dieser Männer von Menschen ist, wird es sich selbst zerstören. Stammt es aber von Gott, könnt ihr es nicht zerstören" (vgl. Apg 5,38), so lautete sein Rat. Ich denke, daß sich in diesen Worten eine Haltung andeutet, die insbesondere kirchliche Vorgesetzte brauchen, um angstfrei, mit evangelischem Mut Dialog und Lernprozesse im Glauben durchzustehen und nicht vorzeitig abzubrechen. Welche Kraft, Angstfreiheit, Offenheit, welchen Mut und welches Vertrauen auf das gegenwärtige Mitwirken Gottes zeigen Orden und Gesamtkirche heute in diesem Dialog? Ich meine, der liebende und befreiende Gott, der doch mit am Werk ist, hätte von allen Seiten ein wenig mehr Vertrauen verdient.

Soviel sei in aller Behutsamkeit und Liebe zur Kirche zu einem Themenkomplex gesagt, den man redlicherweise im Zusammenhang eines Themas wie des Unsrigen nicht ausklammern darf.[16]

Abschluß

Von der Freiheit in die Pflicht genommen – so habe ich dieses Referat überschrieben. Mögen diese Überlegungen, mögen die sich anschließenden weiterführenden Gespräche, mögen die persönlichen Gedanken, die durch meine Überlegungen ausgelöst sind, mögen die vertiefenden Meditationen, Gebete und die Eucharistiefeier dieses Tages: möge alles uns helfen, ein paar Schritte zu tun hinein in die Freiheit, die nach Röm 8,21 der Ehre der Kinder Gottes entspricht.

16 Vgl. zu diesem Abschnitt auch den Beschluß der *Synode der deutschen Bistümer* über das Ordensleben

Der Ordenschrist – Zeuge der Menschlichkeit Gottes und Anwalt des Menschen

Hermann Josef Pottmeyer, Bochum

In den Tätigkeitsbereichen, in denen Ordenschristen in unserm Land traditionell stark vertreten und in der Gesellschaft präsent sind – Krankenhäuser, Heime, Schulen, Kindergärten, Mission –, haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten erhebliche Veränderungen vollzogen. Es fällt auf, daß der Nachwuchsmangel gerade die in diesen Bereichen tätigen Orden betrifft, während die Mitgliederzahlen der kontemplativen Orden leicht ansteigen. Neben anderen Gründen scheinen die Veränderungen in den genannten Tätigkeitsbereichen Ursache dafür zu sein, daß sich junge Christen wenig motiviert fühlen, den auf diesen Feldern tätigen Orden beizutreten. Haben die jüngsten Entwicklungen den Beitrag der Orden in diesen Bereichen überflüssig gemacht? Oder zeichnen sich neue Herausforderungen ab, die motivationsbildend wirken können, um sich in den tätigen Ordensgemeinschaften zu engagieren? Die folgenden Ausführungen wollen solche Herausforderungen aufzeigen, die sich sowohl aus den gesellschaftlichen Veränderungen wie aus den Impulsen des 2. Vatikanischen Konzils ergeben.*

1. Der Ordenschrist nimmt den Auftrag der Kirche in der Welt von heute an vorderster Front wahr

Die Menschlichkeit Gottes und der Auftrag der Kirche, Zeichen und Werkzeug für eine menschliche Welt zu sein – dieses Thema ist seit dem 2. Vatikanum für die kirchliche Neubesinnung wichtig geworden. Ist nicht Gottes Sohn Mensch geworden, um uns von der Sünde der Gottlosigkeit zu erlösen, die zur Sünde der Unmenschlichkeit führt? Wollte er uns nicht zu wahrer Menschlichkeit befreien? Wenn die Kirche als Institution bisweilen in Gefahr stand, sich selbst für den Mittel- und Zielpunkt der Heilsgeschichte zu halten, hat das Konzil klargestellt: Nicht die Kirche ist der eigentliche Zweck der Menschwerdung Gottes, sondern das Heil aller Menschen, das in der Sprache Jesu Reich Gottes heißt. Beten wir im Vaterunser doch nicht: Deine Kirche komme, sondern: Dein Reich komme. Und die Bibel sieht die Vollendung des Heils nicht darin, daß die Kirche alles in allem sei, sondern daß „Gott alles in allem" (1 Kor 15,28) werde. Die Kirche ist nicht Selbstzweck, sondern Dienst am Heil der Menschen. Oder in der tiefen Sicht des Konzils: Die Kir-

* Diese Gedanken wurden als „Geistliches Wort" beim Ordenstag des Bistums Münster am 30. September 1986 im Dom zu Münster vor 1500 Ordensleuten vorgetragen. Der Bischof von Münster lädt in Abstimmung mit dem Ordensrat jedes Jahr die Ordenschristen seiner Diözese zu einem Ordenstag ein, der 1986 unter dem Leitwort stand: „Ich habe keinen Menschen."

che ist in Christus „das Sakrament, d. h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit" (LG 1).

Was die Kirche zu einer menschlicheren Welt beitragen kann, hat das Konzil vor allem in der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes" entfaltet. Dieses Thema hat der Papst Johannes Paul II. in seiner Antrittsenzyklika „Redemptor hominis" aufgegriffen und zur Grundlage seines pastoralen Wirkens gewählt. Dort finden wir Sätze wie diese: Das „tiefe Staunen über den Wert und die Würde des Menschen nennt sich Evangelium, Frohe Botschaft" (RH 10). Und: „Der Mensch in der vollen Wahrheit seiner Existenz ... ist der erste und grundlegende Weg der Kirche, ein Weg, der von Christus selbst vorgezeichnet ist" (RH 14). „Denn er, der Sohn Gottes, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt" (RH 8; GS 22).

Für die Menschlichkeit des Menschen einzutreten und an einer menschenwürdigen Zukunft mitzuarbeiten – darin sehen Konzil und Papst die Herausforderung der Kirche in der Gegenwart. Denn, so fragt der Papst, hat das, was man menschlichen Fortschritt nennt, das Leben wirklich „menschenwürdiger" gemacht? Hat der Fortschritt bewirkt, daß der Mensch „geistig reifer wurde, bewußter in seiner Menschenwürde, verantwortungsvoller, offener für die Mitmenschen, vor allem für die Hilfsbedürftigen und Schwachen, und hilfsbereiter?" (RH 15).

Wenn wir von der Berufung des Ordenschristen sprechen, Zeuge der Menschlichkeit Gottes und Anwalt des Menschen zu sein, ist das deshalb nichts anderes als was der Kirche als ganzer und allen ihren Gliedern aufgegeben ist. Das ist auch die Sicht des Konzils. Bevor es sich der Berufung der Ordenschristen zuwendet, spricht es zuerst über die gemeinsame Berufung aller Christen zur Heiligkeit. Vollkommen zu werden, „wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Mt 5,48), ist nicht ein Privileg der Ordensleute, das den übrigen Christen als Alibi dienen könnte, sich mit Mittelmäßigkeit zu begnügen. Alle Christen sind zur radikalen Nachfolge Jesu aufgerufen, alle sollen die Seligpreisungen Jesu zur Richtschnur ihres Lebens machen. Das ist nicht etwas, was Sie, die Ordenschristen, uns übrigen Christen abnehmen und arbeitsteilig für uns erledigen, gleichsam als Spezialisten für die Nachfolge Jesu in der Kirche.

Was Sie von den übrigen Christen unterscheidet ist allerdings – wie das Konzil sagt – die Ausdrücklichkeit und Zeichenhaftigkeit, mit der das Leben nach den evangelischen Räten die Lebensform Jesu nachahmt (LG 44). Sie stellen sich damit sehr direkt der Herausforderung Jesu, was nur aus einer großen Gottes- und Christusliebe und einem tiefen Gottvertrauen möglich ist, die Ihnen geschenkt wurden. Durch Ihre zeichenhaft gelebte Nachfolge Jesu werden Sie zur Einladung an uns alle, selber diesen Weg unter die Füße zu nehmen dort, wo Gott uns hingestellt hat.

Durch ihre zeichenhaft gelebte Nachfolge leben und vollziehen Sie Kirche und das, wozu Kirche gesandt ist, in besonders ausdrücklicher Weise: Zei-

chen und Werkzeug für eine Welt zu sein, die sich Gott öffnet und dadurch menschlicher wird. Die Geschichte der Orden läßt das deutlich erkennen: Die Ordensgründer und -gründerinnen und ihre Gemeinschaften waren und sind Christen der vordersten Front, tätig an den Brennpunkten von Kirche und Welt, besonders dort, wo das Christsein und das Menschsein bedroht sind und auf dem Spiel stehen.

Die Orden waren immer dann stark an Ausstrahlung, wenn sie an vorderster Front standen, und sie wurden schwach, wenn sie ihre Frontstellung aufgaben. Das Leben der evangelischen Räte und das Stehen an vorderster Front bedingen einander. Auch bei Jesus waren Gehorsam, Armut und Keuschheit nicht Selbstzweck. Er war dem Vater nicht gehorsam, weil er eine schwache Persönlichkeit gewesen wäre; er war nicht arm, weil er die Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens verachtet hätte; er lebte nicht ehelos, weil er Ehe und Familie geringgeschätzt hätte. Er war vielmehr gehorsam, arm und keusch, weil sein Leben ganz Dienst am andrängenden Reich Gottes und Zeichen seines Anbruchs sein sollte, weil er selbst in seiner Person und seinem Leben die Speerspitze des Reiches Gottes für das Heil der Menschen war. So ist auch heute das Leben nach den evangelischen Räten nicht Selbstzweck, sondern dient dazu, das Reich Gottes an den Brennpunkten als Heil für die Menschen zeichenhaft sichtbar zu machen. Wie Jesus der eschatologische Prophet des Reiches Gottes war, nehmen auch die Ordensleute eine prophetische Rolle für Kirche und Gesellschaft wahr.

Das ist es, was ich im folgenden im Blick auf die gegenwärtige Lage beleuchten und vertiefen möchte. Die K i r c h e bedarf Ihrer, der Ordenschristen, als Zeugen der Menschlichkeit Gottes vor der Welt. Die G e s e l l s c h a f t bedarf Ihrer als Anwalt des Menschen und seiner Würde in der Welt. Die K i r c h e bedarf Ihrer an vorderster Front, sei es im Herzen der Kirche, sei es im Herzen der Welt. Die G e s e l l s c h a f t bedarf Ihrer an den sozialen Brennpunkten. Beide, Kirche und Gesellschaft, bedürfen Ihrer, weil Sie in Ihrem Leben und Ihrer Tätigkeit zeichenhaft sichtbar machen, daß die Welt Gottes bedarf, um menschlicher zu werden.

2. Die heutige Kirche bedarf des Ordenschristen als Zeugen der Menschlichkeit Gottes vor der Welt

Die Kirche bedarf Ihrer als Zeugen der Menschlichkeit Gottes. Denn ohne Ihren selbstlosen Einsatz wären viele kirchliche Einrichtungen und Initiativen gar nicht möglich, besonders im Bereich der missionarischen Verkündigung und der kirchlichen Diakonie in der Welt. Denn diese Einrichtungen setzen voraus, daß sie gemeinschaftlich geschehen, in familiärer Ungebundenheit und unter Verzicht auf ein entsprechendes Gehalt. Ohne Ihren Dienst wäre die Kirche in vielen Bereichen der Gesellschaft nicht präsent.

Die Kirche ist auf Ihren Dienst angewiesen aber nicht nur darauf, daß vieles geschieht, sondern auch, wie es geschieht. Vielen Menschen erscheint die Kirche als eine mächtige Organisation, als amtliche Institution und auch als Bürokratie. Ihren offiziellen Vertretern begegnen sie meist als Amtspersonen und auf amtlicher Ebene. Da bleibt man häufig auf Distanz. Auf diese Weise gewinnt die Kirche kein menschliches, kein mitmenschliches Gesicht. „Jesus ja – Kirche nein" heißt es da bei vielen, weil Jesus trotz aller geschichtlichen Distanz ein menschlicheres Gesicht zeigt als die amtliche Seite der Kirche. Kirchenfürsten nannte man die Kardinäle und Bischöfe früher, und auch mancher Pfarrer gab sich so. Das ist heute weithin nicht mehr der Fall. Dafür droht eine neue Gefahr. Aufgrund zunehmenden Priestermangels werden Bischöfe und Priester so sehr von ihren amtlichen und verwaltungsmäßigen Verpflichtungen in Anspruch genommen, daß sie immer weniger Christen menschlich und persönlich näher kommen können, zumeist Christen, die zur Kerngemeinde gehören. Wie Kirche sich in der Gesellschaft darstellt, wie sie glaubwürdig ihre Botschaft von der Menschlichkeit Gottes ausrichtet, muß deshalb zu einem Brennpunkt kirchlicher Sorge und Bemühung werden. Bischöfe, Priester und Laien sind aufgerufen, Kirche nicht nur als wohlgeordnete Institution zu gestalten, sondern als Gemeinschaft der Glaubenden zu leben, die dem Heil der Menschen dient.

Hier gewinnt das Zeugnis der Ordenschristen neu an Bedeutung als Herausforderung der übrigen Christen. Denn ihr gemeinschaftlicher Dienst gibt der Kirche ein menschliches Gesicht, und zwar mitten in der Gesellschaft an vorderster Front.

Wenn die Hände der Krankenschwester im Ordensgewand oder des Krankenbruders den kranken oder alten Leib betten und pflegen, wenn sie oder er über die Dienstzeit hinaus Zeit für ein tröstliches Wort oder menschliche Zuwendung hat, dann erfahren die Menschen hier eine andere Seite der Kirche. Sie erfahren, daß das Heil, das die Kirche verkündigt, eine mit Händen zugreifende leibliche Dimension hat. Wenn Ordenschristen dem sozial Ausgestoßenen, dem Vereinsamten oder Hilflosen ein Heim geben und ein warmes Essen reichen, erfährt der Mensch, daß das Heil Gottes den Magen und das Herz erwärmt und nicht nur mit frommen Gedanken zu tun hat. Wo Ordenschristen die Sterbenden von der Straße sammeln oder sich derer annehmen, die aufgrund äußerster psychischer Behinderung nie über sich verfügen konnten und können, dann begreifen die Menschen, daß hier ein Dienst ohne jeden Hintergedanken getan wird, in dem das unbedingte Ja Gottes zum Menschen, auch zum beschädigten Leben zeichenhaft sichtbar wird, und daß Gott die unverlierbare Heimat des Menschen ist. Wo Ordenschristen in Regionen, wo Rechtlosigkeit, Unterdrückung und Ausbeutung herrschen, sich auf die Seite der Entrechteten und Armen stellen, mit ihnen ihr Leben und ihre Gefährdung teilen und dafür ihr Leben riskieren, dann erleben die Menschen, daß der Platz der Kirche nicht auf der Seite der Ausbeuter ist und daß das Heil Gottes Gerechtigkeit, Freiheit und Friede unter den Menschen meint. In all dem erfahren die Menschen auf eine anschauliche und erlebbare Weise

und eben nicht nur als abstrakte Lehre: Die Nächstenliebe ist die andere Seite der Gottesliebe, weil Gott selbst Mensch wurde und ein menschliches Gesicht angenommen hat.

Es ist Ihre, es ist unser aller Sorge, daß gerade die tätigen Orden zahlenmäßig zurückgehen. Vor kurzem wurden die entsprechenden Zahlen bekannt. Während die Mitglieder der kontemplativen Frauenorden in unserm Land seit 1971 um 15 % von 1780 auf 2050 zugenommen gaben, ist die Mitgliederzahl der in der karitativen Arbeit oder in Schulen tätigen Frauenorden um 30% von 66400 auf 47800 zurückgegangen. Dieser Rückgang wiegt noch schwerer, wenn wir die Altersstruktur in Rechnung stellen und berücksichtigen, wieviel an Segen und Hilfe der Dienst jeder einzelnen Ordensfrau bedeutet, was statistisch nicht darzustellen ist. Bei nicht wenigen von Ihnen mag da die Vermutung Raum gewinnen, daß die Entwicklung gegen Sie verläuft, daß Ihre Zeit vorbei ist. Daß das entgegen dem äußeren Anschein nicht der Fall ist, möchte ich ihnen aufzeigen und versichern, auch wenn sich das zahlenmäßig aus vielerlei Gründen nicht niederschlägt. Jeder Katholik, der es gut mit seiner Kirche meint, hat Grund, Ihnen Mut zu machen, Ihr Zeugnis durchzutragen. Es ist unersetzbar für uns alle, gerade in einem Land, das Gott aus dem öffentlichen Bewußtsein zu streichen droht, gerade in einer Zeit, in der es auf das ausdrückliche Zeugnis jedes Christen ankommt.

Nicht nur im karitativen und schulischen Bereich, auch dort, wo es um die Quellen des Lebens der Kirche geht, ist die Kirche auf ihre Ordensleute angewiesen. Sie bedarf ihrer Gottesnähe und -liebe, ihres Gebetes und ihrer geistlichen Erfahrung. Diese Quellen drohten in den beiden letzten Jahrzehnten im Bewußtsein vieler Christen verschüttet zu werden. Dazu trugen nicht wenig bei ein Aktionismus, für den die soziale Aktion das bessere Gebet war, ein Intellektualismus, für den Gott und Religion vor allem eine Denkaufgabe waren, und ein Säkularismus, der sich angesichts marxistischer Kritik schämte, daß die letzte Bestimmung des Menschen jenseitig ist. Inzwischen ist man sich der Gefahr bewußt geworden, von den lebensnotwendigen Quellen abgeschnitten zu werden, nicht zuletzt in den Orden, die von diesem Denken ja auch beeinflußt worden waren.

Nicht nur in den Mönchsorden, den betrachtenden Ordensgemeinschaften und in den Orden der ewigen Anbetung, auch in den in der Welt tätigen Orden schlägt das Herz einer Gotteserfahrung, aus der sich alles Leben der Kirche speist. Die Orden selber leben aus einer geistlichen Erfahrung, einer entschiedenen Umkehr und Lebenserneuerung, die ihr Ordensgründer oder ihre Ordensgründerin machte und vollzog, und die heutigen Ordenschristen bringen sich in diese geistliche Erfahrungstradition ein und vermitteln sie der heutigen Kirche. Denn sie bewahren dieses kostbare Erbe, diesen Erfahrungsweg zu Gott, nicht nur für sich selbst, sie machen diesen Schatz auch für die Menschen in der Kirche fruchtbar. Exerzitien, Anleitung zur Meditation und zum Gebet, Kloster auf Zeit oder das Beispiel tätiger Nächstenliebe als Ausdruck der Gottesliebe sind Formen, in denen die geistliche Dimension der

Kirche, die verwandelnde Kraft des Gottesgeistes für die Menschen sichtbar und nochvollziehbar wird. Auch hier tut sich eine neue Chance für die Orden auf. Hunger und Durst nach Transzendenz läßt viele nach Formen fernöstlicher Versenkung suchen. Offensichtlich ist uns das reiche Erbe, das die christliche Tradition gerade in ihren Orden bewahrt, nicht mehr genügend bewußt.

Wir können nur wünschen, daß es den Ordensgemeinschaften gelingt, ihre Erfahrungstradition immer mehr so zu leben, daß sie zur Einladung für heutige Menschen werden, sich auf eine ernsthafte Suche nach Gottbegegnung einzulassen – auch wenn dabei in manchem Orden die Geleise eingefahrener Vorstellungen und Gebräuche verlassen werden müssen. Dann tut sich hier eine Chance für die Orden, nein für die Kirche und für die Menschen auf, zumal für junge Menschen. Auch hier stehen Sie, die Ordensleute, heute an vorderster Front.

Es gibt erste Anzeichen dafür, daß junge Menschen das geistliche Zeugnis der Ordenschristen wieder zu schätzen beginnen. Ich habe mir sagen lassen, daß die zufriedensten Teilnehmer am letzten Katholikentag die Jugendlichen waren, die diese Tage zusammen mit Ordensleuten im Zeltkloster von Cornelimünster rund um die dortige Abtei verbracht haben. Und ich kenne eine Schwesterngemeinschaft in Essen – übrigens eine tätige Gemeinschaft, die in der sog. Dritten Welt wirkt –, die wegen der zahlreichen Neueintritte ein weiteres Haus bezogen hat und die zum Anziehungspunkt für Jugendliche geworden ist; mehrmals im Jahr verbringen sie die Wochenenden in Zelten rund um dieses Haus. Je weniger die Jugendlichen heute Gelegenheit haben, religiöses Leben in Elternhaus und Gemeinde zu erfahren, desto mehr sind sie darauf angewiesen, daß ihnen andere Erfahrungsfelder angeboten werden. Ich habe den Eindruck, daß die Ordensgemeinschaften zunehmend diese Herausforderung annehmen. Sie werden nicht gerade die Massen anziehen. Aber es werden nicht die Schlechtesten sein, die sich auf diese Weise anziehen lassen. Es sind die Suchenden, die sich nicht mit Wohlstand abspeisen lassen, solche, die zum persönlichen Einsatz bereit sind. Soviel Einsatzbereitschaft liegt bei Jugendlichen brach.

Und täuschen wir uns nicht über die Bedeutung der kleinen Zahl: Kleine Gruppen, zumal solche, die eine gemeinsame Überzeugung und ein gemeinsames Interesse verbindet, sind es allenthalben, von denen Veränderungen ausgehen und die das Klima in der Gesellschaft bestimmen – im Guten wie im Bösen. Wir brauchen uns nur umzuschauen, um das festzustellen. Auch wenn es nur wenige sind, die sich mit Ihnen auf den Weg der Begegnung mit Gott machen, entscheidend ist nicht allein die Zahl, sondern vielmehr die Tiefe der Überzeugung, die Entschiedenheit der Umkehr und des Widerstands gegen den Zwang zu bequemer Angleichung.

Nicht zuletzt bedarf die Kirche Ihres immerwährenden Gebetes. Sie kennen den biblischen Bericht aus dem 2. Buch Mose, wie die Israeliten im Kampf solange nicht unterlagen, als Mose betend seine Arme emporhob. Als sie ihm schwer wurden, wurden seine Arme gestützt, bis Israel den Sieg über seine

Feinde errungen hatte. Auch die Vollendung des Reiches Gottes, der die Kirche zu dienen gesandt ist, will erbeten sein: Zu uns komme dein Reich. Ohne das immerwährende Gebet ihrer Beter schwindet die Kraft der Kirche und ihrer Glieder, deren sie für ihre Sendung bedürfen. Vielleicht sind es nicht nur die äußeren Umstände und der nachlassende Glaube, welche die Kirche in unserem Land vielfach so lahm erscheinen lassen, sondern der abnehmende Eifer im Gebet. Ordensleute als Beispiel, Meister und Lehrer des Gebets: die Kirche bedarf ihrer.

Das mag genügen, um zu zeigen: Die Kirche bedarf des Ordenschristen als Zeuge der Menschlichkeit Gottes, damit ihre übrigen Glieder zu diesem Zeugnis eingladen und herausgefordert werden. Sie, die Ordenschristen, geben dieses Zeugnis dort, wo Sie inmitten der Gesellschaft in Krankenhäusern und Heimen, in Schulen und Kindergärten tätig sind. Und Sie geben dieses Zeugnis dort, wo das Herz der Kirche schlägt, im anbetenden, kontemplativen und fürbittenden Gebet. Denn damit weisen Sie auf die Kraftquellen hin, aus der sich alle Nächstensorge der Kirche und der Christen speist, und halten diese Quelle offen für die anderen. Tätig und betend stehen Sie an vorderster Front der Kirche.

3. Die heutige Gesellschaft bedarf des Ordenschristen als Anwalt des Menschen in der Welt

Nicht nur die Kirche, auch die heutige Gesellschaft bedarf Ihres Zeugnisses, bedarf Ihrer als Anwalt des Menschen und seiner Würde. Der Blickwinkel der Kirche, aus dem wir bisher Ihr Leben und Ihre Tätigkeit beleuchtet haben, muß dadurch ergänzt werden, daß wir dieselben aus dem Blickwinkel der heutigen Gesellschaft beleuchten. Denn so zeigen sich Probleme, die Sie nicht weniger auf neue Weise herausfordern. Nicht nur in der Kirche, auch in der Gesellschaft, die sich nach einer menschlicheren Welt sehnt, stehen Sie in vorderster Front.

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache: Sie und Ihre Lebensform gelten in der Welt von heute als unmodern. Daran ändern auch nichts eine etwas flotter geschnittene Ordenstracht oder Zivilkleidung oder die Auflockerung bisheriger Ordensbräuche. Vor kurzem hörte ich von einer Abiturientin, die ihren gut katholischen Eltern mitteilte, sie wolle ins Kloster gehen. Die Mutter hat nächtelang kein Auge zugetan, weil sie ihre Tochter ins Unglück rennen sieht. Ein modernes Mädchen, sei sie noch so religiös, könne als Ordensfrau nicht glücklich werden. Diese Meinung ist bei aller persönlichen Hochschätzung von Ordensleuten auch unter Katholiken verbreitet, gar nicht zu sprechen von Anders- und Nichtgläubigen. Und doch ist es – das möchte ich zeigen – diese Ihre für unmodern gehaltene Lebensform, die Sie moderner, zukunftsträchtiger sein läßt als die sich modern gebende Welt.

Was ist es, was das Leben nach den evangelischen Räten so unmodern erscheinen läßt? Der eine Grund ist das, was wir das Dogma des modernen Fortschritts nennen können. Dieses Dogma besagt, daß menschliches Machtstreben unaufhaltsam ist, daß die persönliche Unabhängigkeit desto größer ist je mehr man über Geld und Besitz verfügt und daß der Freiheit und Selbstverwirklichung jede Art von Bindung und Konsumeinschränkung im Wege steht. Oder anders gesagt: Fortschritt und Glück hängen ab von der Steigerung von Macht, Besitz und Konsum. Daß daraus nicht größeres Unheil entsteht, der Kampf aller gegen alle, sucht man durch eine Rechtsordnung und die Gewaltandrohung gegen Rechtsbrecher zu erreichen. Eine Rechtsordnung ist ein kostbares und schwer errungenes Gut der Menschheit, das es zu schützen gilt, auch durch ein gerechtes Verteidigungspotential des Staates. Aber wenn das Rechtsempfinden der Bürger nicht im Gewissen und in freier Selbstbindung wurzelt und wenn Unrecht nur wegen äußerer Gewaltandrohung gemieden wird, dann verkommen der Rechtsstaat zum Polizeistaat und die Staatengemeinschaft zum System gegenseitiger Abschreckung.

Solange die verfügbaren Güter noch reichlich und die Armen nicht allzu verzweifelt sind, kommen diese Konsequenzen noch nicht zu voller Auswirkung. Je enger aber die Menschheit zusammenrücken muß, je knapper die Güter werden, je mehr die Verzweiflung der Habenichtse zunimmt, die außer ihrem Haß und Hunger nichts mehr zu verlieren haben, desto mehr wird sich zeigen, daß das Dogma der Modernität unhaltbar ist. Sein Kern ist, daß der Mensch nun einmal so ist wie er ist, daß es eine wirkliche Umkehr des Menschen, eine wahre Freiheit zur Veränderung, einen Ausweg aus dieser Sackgasse nicht gibt. Die Verzweiflung am Menschen und seiner Menschlichkeit, die darin steckt, äußert sich inzwischen bereits in panikartiger Angst und Verzweiflung an einer menschlichen Zukunft.

Tut sich hier nicht dem Ordenschristen eine seiner Berufung eigene Möglichkeit auf, der Welt einen unvertretbaren Dienst zu tun? Für den Menschen von heute ist es besonders schwierig, an die Möglichkeit einer Umkehr und Veränderung zu glauben in den Bereichen, die die drei Gelübde ansprechen: im Willen zu Macht und Herrschaft, im Streben nach Besitz und Zwang zu Lustbefriedigung und Konsum. Der politische Bereich, der soziale Bereich und der persönliche und intime Bereich – diese Bereiche sind es, in denen die Menschlichkeit des Menschen bedroht ist. Wenn sich am Ordenschrist und seiner Lebensform zeigt, daß sich selbst hier die Kraft Gottes stärker erweist und eine Umkehr aus Unfreiheit bewirkt und daß Glück nicht von der Steigerung von Macht, Besitz und Konsum abhängt, dann macht er den Menschen Mut zu Veränderungen, die den Rechten aller Menschen gerechter werden. Denn das Gelübde des Gehorsams zielt auf Gemeinschaft, das der Armut auf Solidarität und das der Keuschheit auf Selbstlosigkeit. Das heißt wahrhaft Anwalt des Menschen und seiner Menschlichkeit zu sein, ohne Bevormundung, ohne selbsteigenes Rühmen, einfach im Sichtbarmachen der Kraft und Gnade Gottes und des Kommens seines Reiches. Wenn Sie so zu Hoffnungsträgern einer menschlichen Zukunft für alle werden, erweist sich

Ihre angeblich so unmoderne Lebensform als moderner, als zukunftsträchtiger als alles, was auf dem Dogma der Modernität gründet. Sie stehen hier an vorderster Front in einer Gesellschaft, die sich nach einer menschlicheren Zukunft sehnt. Das schließt allerdings ein, daß sich die Orden der Frage aussetzen, ob die Formen, in denen sie bisher ihre Gelübde leben, deren Zeichencharakter so entsprechen, daß sie auch von den Menschen heute gesehen und als solche verstanden werden können.

Die Frage der Modernität der Orden stellt sich aber nicht nur in dieser großen Perspektive. Sie stellt sich auch im Blick auf die Tätigkeitsbereiche, in denen die Orden weithin bislang aktiv waren und sind. Ich denke an jene Bereiche, in denen auch heute noch viele Menschen Ordensleuten begegnen: das Krankenhaus- und Schulwesen, Kindergärten und die sozial-karitative Fürsorge. In diesen Bereichen hat sich in den letzten vierzig Jahren ein tiefgreifender Wandel vollzogen, besonders in den technisch entwickelteren Ländern. Ursprünglich hatten die Orden hier Aufgaben übernommen, für die andere nicht zur Verfügung standen oder die anders nicht finanzierbar waren. Inzwischen sind diese Tätigkeiten durchgehend professionalisiert worden, ausgebildete Kräfte stehen genügend bereit und die öffentliche Hand hat weitgehend die Finanzierung übernommen. Die Lücken, die die staatliche Sorge nicht erfaßt, werden immer kleiner. Die Orden scheinen in ihren traditionellen Tätigkeitsbereichen, jedenfalls was unsere westlichen Länder angeht, überflüssig geworden zu sein. Sie erscheinen deshalb auch unmodern, weil es zur Erfüllung dieser Aufgaben nicht mehr einer durch die Gelübde gebundenen Ordensgemeischaft bedarf. Es genügt die entsprechende berufliche Ausbildung. Das ist auch ein Grund, weshalb junge Menschen sich weniger motiviert fühlen, in solche Orden einzutreten. Gerade die in diesen Bereichen tätigen Orden leiden unter Nachwuchsmangel.

Sollen wir die Entwicklung zum Sozialstaat bedauern? Nein! Daß in Staat und Gesellschaft ein soziales Gewissen gewachsen ist und die öffentliche Hand diese Aufgabe finanzieren kann, ist nur zu begrüßen. Ein wichtiger Schritt in Richtung auf eine menschlichere Welt ist damit getan worden.

Es ist nicht zuletzt ein Verdienst der Orden, zu dieser Entwicklung beigetragen zu haben. Wenn heute Solidarität zu einem unbestrittenen Prinzip gesellschaftlicher, staatlicher wie internationaler Sozialpolitik geworden ist (auch wenn ihm nicht überall entsprochen wird), ist eine seiner stärksten Wurzeln die christliche Solidaritätspraxis, an deren vorderster Front Ordenschristen standen und stehen. Als besonders herausragendes Beispiel seien die Krankenhäuser genannt, deren Gründung und Führung fast ausschließlich durch die Krankenpflegeorden möglich wurden. Daß Kranke unabhängig von ihrer Familien-, Stammes- und Volkszugehörigkeit, ungeachtet ihrer Rasse, ihres Glaubens und ihres Vermögens, ja besonders die armen unter ihnen gepflegt wurden, war etwas ganz Neues in der Weltgeschichte und wurde erst durch das Christentum möglich. Und daß zahllose Christen sich unter Verzicht auf Familie und Verdienst ganz in den Dienst der Kranken, Behinderten und Al-

ten stellten, geht auf die Pioniere der Krankendiakonie Kamillus von Lellis und Vinzenz von Paul zurück, deren Geist von zahlreichen Ordensgemeinschaften aufgenommen wurde und bis in unsere Zeit getragen wird.

Nicht geringer ist die Bedeutung der Orden im Bereich von Schule und Erziehung. Erwähnt sei nur der besondere Beitrag der Frauenorden zur Entwicklung der Stellung der Frau. Eröffneten die Orden der Frau zunächst den Zugang zu vielen Berufstätigkeiten im Rahmen der Klöster, so bildeten sie seit dem vorigen Jahrhundert verstärkt Mädchen und junge Frauen in vielen Fertigkeiten aus und gründeten höhere Schulen für Mädchen. Ähnliches leisteten die Missionsorden in den Missionsländern.

Für die Orden stellt sich heute die Frage, ob sie sich angesichts der Entwicklung der letzten Jahrzehnte aus diesen Bereichen zurückziehen sollen. Richtig ist, daß eine flächendeckende Versorgung durch die Orden nicht mehr unbedingt notwendig ist. Sie ist, wie wir wissen, auch nicht mehr möglich. Die Frage lautet deshalb konkret, ob sie sich ganz und aus grundsätzlichen Erwägungen aus dem Krankenpflege- und Erziehungsbereich zurückziehen sollen. Diese Frage ist unbedingt zu verneinen, nicht weil es eine Tradition zu wahren gilt, sondern weil sich hier eine unvertretbare Zukunftsaufgabe der Orden eröffnet – die Aufgabe, als kritische Herausforderung der Gesellschaft Anwalt der gefährdeten Menschlichkeit des Menschen zu sein.

Die zunehmende Aktualität des Engagements von Ordenschristen in diesen Bereichen läßt sich etwa am Krankenhauswesen zeigen. Staat und Kommunen haben hier zwar wichtige Aufgaben übernommen. Was sie mit ihren Mitteln aber kaum sicherstellen können, ist das Maß an ethischer Einstellung, an menschlicher Solidarität und Zuwendung, das die pflegende Betreuung der Kranken und die Begleitung der Sterbenden von den dort Tätigen fordert. Hinzu kommt die wachsende Professionalisierung und Spezialisierung der ärztlichen und pflegerischen Berufe sowie die Technisierung des klinischen Betriebs. Der Patient droht auf jene Dimension reduziert zu werden, die von der naturwissenschaftlichen Medizin erfaßt wird. Dabei bedarf gerade der leidende Mensch in besonderer Weise der personalen Zuwendung und Begleitung. Seine Leiden, die häufig psychisch und seelisch bedingt sind oder sich so auswirken, werden dadurch noch vergrößert. Allenthalben wird deshalb ein Umdenken gefordert, nicht zuletzt von Medizinern. Dazu ist indes ein die soziale Atmosphäre des Krankenhauses prägendes Menschenbild erforderlich, das den Menschen in seiner Mehrdimensionalität ernstnimmt und die unbedingte Achtung seiner Würde gebietet. Das christliche Menschenbild tut dies. Es versteht sich von selbst, daß die Ordensgemeinschaften mehr als vereinzelte Christen die Chance haben, die von ihnen geführten Häuser in diesem Sinn zu prägen. Nicht zuletzt Nichtkatholiken bestätigen immer wieder, wie wohltuend sie die menschliche Atmosphäre in einem gut geführten Haus empfunden haben, in dem Ordensschwestern tätig sind, und welche Hochachtung sie vor deren Einsatz haben. Ordensgemeinschaften sollten ihre Krankenhäuser als kritische Herausforderung zu größerer Menschlichkeit,

als Sauerteig im Krankenhauswesen führen. Unsere Gesellschaft bedarf dieser Zeichen. Auch hier stehen Sie an vorderster Front.

Gleiches ließe sich von Schulen und Kindergärten sagen. In der Orientierungslosigkeit unserer Zeit ist das christliche Menschenbild hier nicht weniger notwendig. Wer die Jugend gewinnt, bestimmt die Zukunft. Die rege Nachfrage nach Plätzen in solchen Schulen bestätigt das Bedürfnis bei Eltern und Kindern. Sauerteig im Erziehungswesen zu sein, auch das hat Zukunft.

Im Interesse der Menschen möchte ich Sie, die Ordenschristen, deshalb einladen: Geben Sie Ihren Häusern und Einrichtungen ein deutlich wahrnehmbares Profil als von Christen geprägte Häuser, die sich außer in fachlicher Hinsicht besonders durch menschliche Zuwendung auszeichnen. Lassen Sie sich darin nicht beirren. Nicht Anpassung und Einebnung, sondern Profilierung heißt die Aufgabe. Wenn das menschlich überzeugend geschieht, besteht auch die Hoffnung, daß sich junge Menschen wieder mehr für die Aufgabe begeistern, in Ihren Gemeinschaften an einer menschlicheren Zukunft mitzubauen.

Vorläufig wird Sie die Aufgabe einer Profilierung vor die Entscheidung stellen, traditionsreiche Ordenshäuser, die zu großen Betrieben mit viel Personal geworden sind, aufzugeben, wenn nur noch wenige Ordenschristen, vielleicht noch überaltert, geblieben sind. Die wenigen können eine solche Einrichtung auf Dauer kaum mehr prägen, und für die nachfolgenden Ordenschristen bedeuten sie eine zu große Last. Solche Entscheidungen sind für Sie nicht leicht zu treffen, für uns alle bedeuten sie den Abschied von einem vertraut und lieb gewordenen Angebot, das wir nur allzu lange als selbstverständlich angenommen haben. Was wir aber dringender denn je brauchen, sind Häuser, denen Sie aus dem Geist Ihres Ordens ein Profil geben als christliche Alternative. Damit tun Sie den Menschen und unserer Welt einen unersetzbaren Dienst an vorderer Front.

Was die Missionsorden angeht, übernehmen auch hier andere, die einheimischen Ortskirchen nämlich, in wachsendem Maß deren Aufgaben. Inzwischen sehen sich diese Orden in den Ländern der sog. Dritten Welt aber vor eine neue Herausforderung gestellt, vor die Aufgabe nämlich, aus dem Geist des Evangeliums menschliche Solidarität zu üben und einzuüben. Wo Ausgebeuteten geholfen wird, sich zu Genossenschaften zusammenzuschließen, wo Rechtlose gewaltfreien Widerstand gegen die Vertreibung von ihren Äckern und aus ihren Häusern organisieren, wo Hilfe zur Selbsthilfe zwischen armen und reichen Ländern vermittelt wird, überall dort stehen heute Ordenschristen an vorderster Front. Nicht wenige von ihnen sind in den beiden letzten Jahrzehnten zu Märtyrern in diesem Einsatz geworden – überzeugende Zeugen dafür, wie ernst es Gott mit der Menschlichkeit des Menschen meint, weithin strahlende Zeichen, daß Solidarität eine Herausforderung auf Leben und Tod für die heutige Menschheit bedeutet. Im Blick auf diese Zeugen fühlen sich junge Menschen bei uns motiviert, mit ihrem Christsein ernstzumachen.

Auch bei uns gibt es heute neue Formen, in denen sich Ordenschristen engagieren. Sie arbeiten nicht nur in eigenen Einrichtungen, sondern gehen als einzelne in Gemeinden oder nichtkirchliche Einrichtungen und legen dort Zeugnis ab. Viele Ordensgemeinschaften entdecken neu die geistliche Erfahrung, die am Ursprung ihrer Gemeinschaft stand, und setzen diese in neue Formen christlichen Engagements um.

Liebe Schwestern und Brüder im Ordensstand! Sie haben sich in Ihrer Lebensform durch Jesus, in dem uns die Menschlichkeit Gottes erschienen ist zur Nachfolge herausfordern lassen. Die Vielfalt Ihrer Gemeinschaften und Tätigkeiten bilden den Reichtum des Lebens Jesu nach. Die einen folgen dem verkündigenden Jesus, andere dem heilenden und arbeitenden Jesus, wieder andere dem lehrenden oder dem in Zurückgezogenheit betenden und schweigenden Jesus und nicht wenige dem leidenden Jesus, alle aber dem Jesus, den Dietrich Bonhoeffer als den „Menschen für andere" bezeichnet hat. Ihr prophetisches Zeugnis ist ständige Herausforderung an uns alle, selber zu Zeugen der Menschlichkeit Gottes zu werden und uns für eine menschlichere Welt einzusetzen. Daß die Kirche immer mehr zum „Sakrament, d. h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit" (LG 1) werde, dazu tragen Sie an vorderster Front und an den Brennpunkten von Kirche und Gesellschaft bei.

Armut in der Nachfolge – frei sein für Gott und die Menschen

Ursula Adams, Münster i. W.

Das Thema ARMUT ist ein beunruhigender Gedanke für alle, die sich auf NACHFOLGE eingelassen haben. Bei Markus 10, 17–31 steht das Stichwort: „... eines fehlt dir noch. Geh und verkauf alles, was du hast... Gib es den Armen – so hast du einen Schatz im Himmel. Komm, folge mir nach."

Das meint nicht (nur) einen Entschluß, einmalig und unwiderruflich. Zwar hört es sich so an. Aber wer Armut in einer geistlichen Gemeinschaft gelobt und dabei genau dies wörtlich gemeint hat, kann alsbald feststellen, daß er rasch wieder „reich", zumindest „besitzend" wird. Ich weiß aus Äußerungen von Ordenschristen, wie ihnen die abgesicherte Ordensexistenz ein ständiger Stachel ist angesichts der preisgegebenen Armut derer, von denen Presse und Fernsehen berichten, und die einigen auch aus persönlicher Begegnung bekannt ist.

Wer sich als Christ in der Welt zu einem Leben mit Armen und für sie entscheidet, sieht sich bald vor die Frage gestellt, ob das nicht Konsequenzen für den persönlichen Lebenszuschnitt haben sollte. So kommt es zu Anfragen an Ordensleute, in der Erwartung, von ihnen lernen zu können. Dabei kann man erfahren, daß Ordensleute auch auf der Suche sind.

Das war bis zu den nachkonziliaren Reformen anders. Eine Vielzahl sehr konkreter Normen legte fest, woran der Einzelne die Übertretung und die Einhaltung des Armutsgelübdes messen konnte. Dadurch sollte ein für alle gleicher Besitzstand gesichert werden, der die Trennungen ausschloß, die durch Ungleichheiten ausgelöst werden. Freilich konnten andere Ungleichheiten der Menschen damit allein nicht ausgeglichen werden, etwa besondere Begabungen oder ein anziehender Charme Einzelner.

Heute wird neu nach den Wurzeln der evangelischen Armut gesucht, nach der inneren Struktur, die sie charakterisiert. Um den Weg hierfür frei zu machen, ist das ausgedehnte Netz der Vorschriften vereinfacht worden. Gleichzeitig ist die Entscheidung über den Umgang mit verfügbarem Geld und eigenem Besitz in die Verantwortung des Einzelnen gelegt worden. Obgleich diese Reform in den einzelnen Gemeinschaften unterschiedlich aussehen, gilt wohl für alle, daß die Orientierung an von außen aufgesetzten Normen nicht mehr möglich ist. Damit zugleich funktionieren die Mechanismen der sozialen Kontrolle in den Gemeinschaften nicht mehr. Der Begriff „soziale Kontrolle" ist heute negativ besetzt. Darüber ist sein positiver Inhalt, der als Stütze verstanden werden kann, aus dem Blick geraten.

Heute setzt die soziale Kontrolle von außen an, in der Form herausfordernder Anfragen, etwa so: „Woran kann ich erkennen, daß Ordensleute ein Leben in persönlicher Armut leben? Wie sehen die Verbindlichkeiten aus, an de-

nen sich Menschen orientieren, die Armut gelobt haben? Wie unterscheidet sich freiwillig gelobte Armut von der Armut, die Menschen unfreiwillig erleiden?"

Solche Anfragen werden heute nicht nur im vertrauten Kreis, sondern auch öffentlich gestellt. Und damit zugleich werden neue Antworten angeboten. Es sieht so aus, als gebe es heute sehr viele Menschen, die mit immer neuen Ansätzen zum Thema ARMUT vor die Öffentlichkeit treten. Es nützt nichts, die zum Teil selbsternannten Propheten in „Berufene" und „Unberufene" einzuteilen. Das sind Unterscheidungen, die nur für Insider Bedeutung haben können. Andere lassen sich beeindrucken oder nicht. Unvermeidbar ist, daß viele Menschen ihr Urteil über gelebte Armut in der Nachfolge aus solchen Informationen beziehen.

Ich denke, das war immer schon so. Jede Zeit fordert eine ihr gemäße Antwort, wie Armut in der Nachfolge gelebt werden sollte. Hier gilt das, was Jesus zur Beurteilung der guten und der schlechten Propheten geraten hat: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Die Geschichte der religiösen Bewegungen in der Kirche und der Ordensgründungen lehrt, wie unterschiedlich Antworten ausgesehen haben, die zu institutionellen Formen geführt haben, in denen Nachfolge bis heute gelebt und immer neu überdacht wird. Nur einige Beispiele sollen hier genannt werden, um den Hintergrund aufzuzeigen, aus dem die Gedankengänge dieses Aufsatzes kommen.

Die Antwort, die Benedikt fand, hat ein sehr eigenes Gesicht. Er lebte in der Zeit der Völkerwanderung und schenkte der Welt von damals mit der stabilitas loci und der besonderen Verpflichtung zur Gastfreundschaft so etwas wie Asyle, wo Schutz und Rast gewährt wurde. Benedikt hat damit etwas aufgegriffen, was damals schon Geschichte hatte. Das Asylrecht in Kirchen reicht bis in die Antike. In den Göttertempeln, z. B. von Artemis und Apollo, wurde Asylrecht gewährt. Jesus hat dieses alte Recht aufgegriffen und in das großartige Bild vom letzten Gericht gesetzt (Mt 25,34ff.): „Ich war obdachlos, krank, fremd..." Da zieht Gott selbst Gesicht und Gestalt des Fremdlings, des Kranken und des Armen an, sogar des Bettlers, den Gauner nicht ausgeschlossen. „Was ihr diesen getan habt, habt ihr mir getan" (Mt 25,45). Damit ist das Gast- und Asylrecht zu einem göttlichen Recht geworden und seither zu einem göttlichen Anspruch an den Menschen: „Ich war..."

Seither gibt es keine Ordensregel mehr, die nicht irgendwie die Betreuung der Armen zur Aufgabe gesetzt hätte.

Aber dies alles gilt nicht nur für Ordensleute, sondern für jeden Christen. Das ist auch immer so verstanden worden. Was wir christliche Liebestätigkeit nennen, ist aus dem Glauben erwachsen. Was schon in der Antike verankertes Recht war, war nun „neues Gesetz" (Mt 5,17ff.): „Ich aber sage euch..." – Es bedurfte keiner anderen Anregung von außen, höchstens einer Siche-

rung, z. B durch Stiftungen oder andere Zuwendungen. Das alles gilt bis heute und hat viele caritative Ordensgemeinschaften aus dem vorigen Jahrhundert geprägt.

Persönliche Armut vollzieht sich in gelebter Armut für Arme.

Franziskus lebte in der Zeit der Städtegründungen. Das Ideal, das ihn erleuchtete, zur Bekehrung bewegte und sein ganzes Leben gestützt hat, hatte das Gesicht eines Wechsels des gesellschaftlichen Standortes. Er traf im absoluter Klarheit seine Wahl: Er ist nicht länger reicher Kaufmann, sondern ein Armer unter denen, die in der Stadt nicht gelitten waren, der Aussätzigen, der Bettler. Als sich Gefährten einfinden, bekommen sie alsbald einen Namen, der den Wechsel des gesellschaftlichen Standortes bezeichnet: „Minderbrüder." Der Biograph Raoul Manselli[1] hält es für gesichert, daß dies keine Selbstbezeichnung, sondern eine akzeptierte Fremdbezeichnung war.

Manselli schreibt: „Franziskus gehörte zu den Menschen, die einen einzigartigen Wesenszug haben. Sie sind zutiefst ihrer Zeit verbunden und zugleich überzeitlich in ihrer Bindung an das Menschsein in der Gesellschaft. Die Randstellung kann je nach Zeit und in ihrer Ausprägung unterschiedlich sein. Aber als Randstellung ist sie immer gegenwärtig, wie die Gesellschaft, der sie untrennbar angehört."[2]

Die Armut, der Franziskus begegnete und in die er überwechselte, hat in unserem Jahrhundert Charles de Foucauld eine ähnliche, aber doch wiederum neue Antwort finden lassen. Sie wird vorzugsweise in den Armutszonen der großen Städte gelebt. „Kleine Brüder" und „Kleine Schwestern" leben wie Arme unter Obdachlosen und ähnlichen. Sie suchen sich Arbeitsmöglichkeiten, auf die die Armen angewiesen sind. Sie teilen auch das Schicksal der Arbeitslosigkeit und leben von dem, was solche Verdienstmöglichkeiten einbringen.

Das Gesicht einer solchen Armut ist in allen Städten der 1., der 2. und der 3. Welt ähnlich. Das hat vor ca. 30 Jahren zu einer internationalen Bewegung geführt, die sich Quart Monde (4. Welt) nennt.[3] Die Mitglieder dieser Bewegung stehen in angesehenen Berufen und einflußreichen Ämtern, einige sind wohlhabend. Sie haben sich unter den Begriff „4. Welt" gestellt, weil sie begriffen haben, „die Armen sind unsere Herren" (Vinzenz von Paul). Ich denke, das heißt Armut bis heute: den Armen dienen mit allem, was einer hat: Wissen, Geld, Zeit, Beziehungen und vieles weitere, was der konkrete Augenblick fordert.

Jede Zeit prägt der Realität von Lebensarmut ihr Gesicht auf. Für Christen geht es darum, dieses Gesicht zu erkennen. Woran kann man es erkennen?

---

1 Raoul Manselli „Franziskus, der solidarische Bruder", Verlag Benziger 1984, S. 183

2 R. Manselli a.a.O., S. 142

3 Sitz des Zentrums in Pierrelaye bei Paris

Als ich ein Kind war, hörte ich, die Kinder im nahen Waisenhaus seien arme Kinder. Am Elisabethtag brachten wir ihnen Spielzeug, dem wir entwachsen waren. Damals habe ich gelernt, mich zu schämen, weil die Kinder mit dem Spielzeug nichts anzufangen wußten. Damit zugleich keimte eine erste Ahnung, daß Geben allein kein Schenken aus Nächstenliebe ausmacht. Seither bin ich eine Lernende im Umgang mit Armen geblieben. Ich habe viele Familien in Obdachlosensiedlungen und sozialen Brennpunkten kennengelernt und seit 10 Jahren auch Stadtstreicher. Die Armen achten in mir die Studierte, ich achte sie als meine Lehrer.

Dabei spielen unsere Lernbedingungen eine wichtige Rolle. Ich bin wirtschaftlich gesichert: Beamtin auf Lebenszeit. Die Armen in den Siedlungen und die Stadtstreicher sind auch gesichert und zwar durch die Zusicherungen des Bundessozialhilfegesetzes. § 1 Abs. 2 garantiert jedem ein Leben, das der Würde des Menschen entspricht. Wer dennoch arm ist, gilt als „selber schuld" oder als „dumm".

Wer sich frei entschließt zu einem Leben in Armut auf der Ebene, die das Bundessozialhilfegesetz zusichert, kann bald die Erfahrung machen, daß er in unserer Welt der gesetzlichen Garantien nur bis zu einer relativen Armut gelangt. Das Existenzminimum sichert dem Alleinstehenden 394,– DM[4] monatlich an Lebenshaltungskosten zu. Hinzu kommen die Kosten für Miete, Heizung und im Einzelfall weitere „einmalige Leistungen" für Kleidung und „Hilfe in besonderen Lebenslagen". Dieses Einkommen unterliegt nicht der Besteuerung. Wer anspruchslos ist und sparsam wirtschaften kann, kommt mit dem Sozialhilfeeinkommen aus. Ohnehin bringen die freiwillig Armen ein geistiges und oft auch geistliches Kapital ein, von dem sie lange zehren können. Sie sind – verglichen mit den Armen, unter denen sie leben – nur relativ arm. Denn die Armut der unfreiwillig Armen macht der Mangel an dem aus, was die anderen als zusätzliches Kapital einbringen können: Sie können nicht anspruchslos sein, weil sie nichts haben, woraus sie zusätzliches Kapital schöpfen könnten. Einige wissen nicht um ihre Rechte, viele sind unbeholfen, einzelne haben in den Ämtern einen schlechten Ruf...

Die gesicherte Situation derer, die wissen wo und wie sie ihre Rechte geltend machen können, erzeugt in unserem Land bei vielen Menschen eine große Beunruhigung. Diese führt dazu, daß man immer wieder von Einzelnen hört, die „wirklich arm sein" wollen und die auszuprobieren versuchen, wie das geht. Ich kenne 2 Novizen, die aus ihrem Ordensnoviziat ausgetreten sind, weil sie die „neue Armut" wirklich leben wollten. Sie wanderten ohne Geld und Reisetasche durch die Bundesrepublik und erbaten sich Essen und Unterkunft in Niederlassungen ihres Ordens. – Nach 3 Monaten hörte man nichts mehr von ihnen.

4 Die Höhe des monatlichen Lebensunterhaltes ist in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich. Die Berechnung erfolgt jährlich auf der Grundlage der allgemeinen Lebenshaltungskosten neu.

Ein anderes Beispiel wird derzeit in unserem Bistum hoch gehandelt: ein 70jähriger Pensionär möchte ausprobieren, wie das geht, „...ohne Beutel und Reisetasche..." Er ging bis Rom, nahm Geld im Schuh mit und brachte alles zurück.

Ich denke, das ist ein Leben auf Kosten anderer. Schon Paulus hielt wenig davon. Der Lebensalltag bietet genügend Gelegenheiten, Armut zuzulassen, daß sie persönlich spürbar wird.

Armut leben, das heißt für mich, das eigene Leben in den Dienst der Armen stellen. Wer so etwas versucht, macht alsbald die Erfahrung, die sich seit der Entscheidung des Franziskus immer wiederholt: Er gerät in der Wahrnehmung der bürgerlichen Gesellschaft an den Rand.

Wie sieht das aus, wenn einer eine bürgerliche Wohnung hat und diese auch haben muß mit Rücksicht auf seinen Beruf. Ich denke, es heißt in erster Linie, nah sein, zuhören. Jacques Loew hat einmal gesagt: „Ein Armer ist ein Mensch, der ständig zuhört und dem niemand zuhört."[5] Wer den Armen zuhört, erfährt viel, was er vorher nicht gesehen hat. Er kann dabei lernen, wie Hilfe sich im Ungewöhnlichen gestalten und bewähren muß.

Bewährung im Ungewöhnlichen ist nach meinen Erfahrungen nur möglich, wenn der Dienst zugleich den Einsatz von Beziehungen einschließt. Die Armen haben nicht Macht und Einfluß zu vergeben. Beides ist aber notwendig, soll sich bei ihnen etwas ändern. Nicht jeder Helfer hat Beziehungen zu Menschen, die in Positionen sind, wo es den Spielraum für Ausnahmen, für neue und ungewöhnliche Wege gibt. Hier ist Verbündung am Platz, nicht Neid.

Dem Neid bin ich zum ersten Mal in meinem Leben im Dienst unter den Armen begegnet. Die Armen äußern keinen Neid. Vielleicht kennen sie so etwas durchaus, aber das erfahre ich nicht. Die gesellschaftlichen Schichten sind viel zu weit voneinander entfernt, als daß die „Unteren" die „Oberen" beneiden könnten. Zumindest werden solche Gedanken und Gefühle nicht wahrgenommen, weil die beiden Gruppen sich zu wenig kennen.

Neid entsteht unter denen, die den Armen helfen wollen. Da kann man heute sehr unterschiedliche Motive antreffen:

Da sind solche, die wollen den Armen ein neues politisches Bewußtsein beibringen. Sie sollen lernen, sich zu wehren. Sie sollen die bloßstellen, die vorgeben, eine soziale Politik zu machen. Schließlich sollen sie noch die Dienste derer erschweren, die Armen helfen und damit „Verhältnisse stabilisieren", wie das Urteil lautet. Da sind andere, die haben sich in die NACHFOLGE gestellt und sind der Überzeugung, das Eintreten Jesu für die Armen habe die Bedeutung, alle sozialen Unterschiede unter den Menschen einzuebnen. Sie meinen, die zeitgemäße Antwort auf den Ruf Jesu lasse auch Gewalt zu. Jesus würde auch so gehandelt haben...

5 Jacques Loew „Christusmeditationen", Herder 1972, S. 31

Und wieder andere möchten friedlich und unauffällig helfen und stellen fest, daß sie dabei auf andere stoßen, die das auch wollen. Die anderen sind zuweilen erfolgreicher als die Erstgenannten, und so kann Neid aufkommen.

Neid ist vermeidbar, wenn der äußere Anlaß als Gelegenheit genutzt wird, miteinander zu kooperieren. Wird der Anlaß so genutzt, kann er als eine Art Blitzableiter des Neides fungieren. Wird der Erfolg im Dienst nicht so genutzt, dann richtet sich der Neid mit voller Schärfe auf die nicht zu beseitigenden personalen, inneren Qualitäten des anderen, z. B. seine Bildung, seinen Charme, seine Beziehungen. Der Neid wird zum Existentialneid gegen die Person des anderen.

Es ist gewiß ungewöhnlich, im Zusammenhang mit Überlegungen zum Dienst unter Armen und zur persönlichen Armut von Neid zu sprechen. Neid ist zu einer unmodernen Vokabel geworden. Selbst die Verkündigung in der Kirche meidet das Wort, obgleich sein Inhalt zu den 7 Hauptsünden gezählt wird.

Wir sollten aus Erfahrung wissen, wie uns das Verschweigen von Tatbeständen bekommt, die zu zentralen menschlichen Haltungen zählen. Werden sie nicht mehr benannt, können sie ungebändigt wuchern. Es könnte sein, daß Neid sich seither überall, sogar im Dienst unter den Ärmsten breitmachen kann. Seitdem sich hier eine merkwürdige Konkurrenz entwickelt, nisten sich Neid und Mißgunst ein.

Wer Adressat von Neid wird, spürt, daß das zu einer sehr tiefgreifenden Form persönlicher Armut werden kann, einer Armut, die wohl niemand freiwillig wählen würde. Wen diese Form der Armut erreicht, macht die Erfahrung, daß er sie aushalten muß, denn ein Zurück gibt es hier nicht. Selbstverteidigung ist auch nicht möglich, denn das zieht den Vorwurf der Geltungssucht nach sich. Insofern gleicht die neue Armutserfahrung der, die die Armen ebenfalls unfreiwillig aushalten müssen. Hier steht die Treue zum Dienst in der Bewährungsprobe.

An dieser Stelle stellt sich die Frage in den Weg: Wie kann der Neid überwunden werden? Ich bin überzeugt, daß der hier gemeinte Neid nur überwunden werden kann zusammen mit den Armen, in deren Dienst er aufgeflammt ist.

Von Mutter Teresa gibt es einige Äußerungen, aus denen zu lernen ist, wie man mit Anlässen für Neid umgehen kann.[6] Bekanntlich hat sie zahlreiche Auszeichnungen erhalten. „Warum nimmt sie die Preise an? Das hat sie doch gar nicht nötig!" sagen viele. Ich habe lange Zeit auch so gedacht.

Wer Ehrungen, Auszeichnungen und Preise annimmt, ist vor den Augen der Welt reich und verrät obendrein einen Mangel an Demut. Der Geehrte erlebt das sicher nicht selten ganz anders. Er möchte gern ablehnen, kann das aber

6 José Luis Gonzáles-Balado „Christus lieben in den Armen. Mutter Teresas Leben und Botschaft", Herderbücherei Nr. 961, 1982

nicht tun, weil sein Dienst den Preis braucht, damit die Notwendigkeit solcher Dienste überhaupt wahrgenommen wird. Mutter Teresa sagt dazu: „Wenn Sie mir den Preis zugesprochen haben, dann war es für alle in allen Winkeln der Erde, die mit mir die gleiche Arbeit tun, um die Liebe Gottes unter den Armen zu verbreiten. Wir sind mit dem Leib Christi verbunden. Es ist Christus, der hungert, dem wir zu essen geben. Wir kleiden den nackten Christus, wir bieten dem heimatlosen Christus ein Bett an. Aber es braucht nicht nur Brot, Kleidung und Wohnung. Christus hat in unseren Armen (aber auch besonders in den Reichen!) Hunger nach Liebe, nach Aufmerksamkeit, nach menschlicher Wärme durch jemand, der andere liebt wie sich selbst. Heute wie gestern kommt Jesus zu den Seinen und zu denen, die ihn nicht kennen. Er kommt in den kranken Körper unserer Armen. Aber er kommt auch in die Reichen, die in der Einsamkeit ihrer Herzen... niemand haben, der sie liebt..."

Solche Reden gelangen selten in die Öffentlichkeit. Dazu braucht es einen Anlaß und eine bekannte Persönlichkeit, auf die die Medien eingehen. Mutter Teresa hat den Anlaß ihrer Auszeichnung genutzt, um auch auf die Armut reicher Leute aufmerksam zu machen. Dadurch konnte sie das Interesse wohlhabender Hörer wecken, denn solche Armut kann jeden treffen.

Es ist wichtig, immer wieder auf die Notwendigkeit von Diensten unter den Armen aufmerksam zu machen. Denn dies wird keineswegs von allen Menschen eingesehen. Ich sehe darin die eine Seite der Armut im Dienst unter Armen, die Erfahrung nämlich, daß ein Dienst unter Armen unangenehm daran erinnert, daß es Arme gibt. Überall auf der Welt werden die Armen versteckt. Als die Armen – z. B. in Brasiliens Städten – noch in Elendssiedlungen an Berghängen in bürgerlichen Wohngebieten lebten, waren sie vor aller Augen. Jetzt muß man lange fahren, um zu ihnen zu kommen. Wer macht schon lange Ausflüge, um Elendsgebiete zu besuchen? Und seither hat der Dienst unter den städtischen Armen nicht einmal mehr die Chance, sich vor den Augen der Bürger abzuspielen. Als das noch so war, konnten die Bürger leichter als heute zum Mittun gewonnen werden.

Es kommt darauf an, daß viele mittun. Nicht nur aus pragmatischen Gründen denken wir, es ist nötig, daß die Nicht-Armen, die Mittelständler und die Reichen mittun. Es geht vielleicht viel mehr noch darum, ihnen in solch einem Dienst frohe Botschaft zu vermitteln. Wir wissen ja, am Ende wird nur danach gefragt werden: „Ich war arm, obdachlos, fremd, krank, im Gefängnis und du bist zu mir gekommen... du bist nicht zu mir gekommen." Wenn wir es zulassen, daß die Nicht-Armen bis hin zu den Reichen die Armen gar nicht mehr sehen, dann wird sie der Vorwurf treffen: „... du bist nicht gekommen." Aber dann sind wir mitschuldig, weil wir dies zugelassen haben.

„Die Armen sind Menschen, die immer zuhören und denen nie einer zuhört" (Jacques Loew). Auf das Hinhören kommt es an. Auch die Nicht-Armen müssen Gelegenheit erhalten, hinzuhören. Zumindest müssen sie durch uns, die wir Hörende sein möchten, erfahren, was die Armen zu sagen haben. Das

ist keineswegs selbstverständlich und erst recht nicht einfach, denn auch die, die im Dienst stehen, verstehen die Armen oft nicht richtig.

Dazu zwei Beispiele: wir sind vor Jahren in Münster auf den Wunsch von Stadtstreichern eingegangen, die großen kirchlichen Feiertage mit ihnen zusammen zu verbringen. Ihr Wunsch hat uns damals sofort eingeleuchtet, denn an den großen Feiertagen sind die Städte leer, die Menschen unternehmen etwas oder machen es sich zu Hause gemütlich. Seit acht Jahren feiern wir mit den „Freunden von der Straße" (so nennen wir sie). Es gibt einige, für die ist dies die Krönung der Festtage. Ich zähle dazu. Sie sind mein Reichtum: Das Geheimnis der Armen liegt darin, daß sie frohe Botschaft wahrnehmen können inmitten von Elend und Benachteiligung. Und sie können uns daran teilhaben lassen, wo wir an ihrem Ausgeschlossensein teilhaben.

Ein weiteres Beispiel zeigt, wie schwer wir uns tun, die Armen richtig zu verstehen: An den kirchlichen Festtagen haben wir nach der Eucharistiefeier ein gemeinsames Festmahl. Jahrelang bereitete die Küche eines Klosters einen leckeren Kartoffelsalat. Alle Helfer fanden ihn ausgezeichnet und aßen mit Behagen. Im vergangenen Jahr hörten wir schon vor Weihnachten Vorwürfe: „Immer derselbe Kartoffelsalat..." – Da begann ein Nachdenken. Uns wurde klar: Wer immer abwechslungsreich ißt, dem macht es nichts, wenn er an Hochfesten regelmäßig Kartoffelsalat bekommt. Menschen, für die das tägliche Essen der Zufälligkeit anheimgestellt ist, die höchstens Reste-Eintopf bekommen, für die hat ein Festessen einen anderen Charakter. Wo Arme und Besitzende gelegentlich Tischgemeinschaft halten, da sollte es den Armen zukommen, die Speisekarte zu bestimmen. Man könnte meinen, das sei selbstverständlich, vor allem da, wo das Mahl um der Armen willen eigens für sie zubereitet wird. Aber es ist immer etwas Besonderes, mit zusätzlichem Aufwand verbunden. Da liegt es nah, ein Gericht zu wählen, das einfach herzustellen und schon am Vortag zuzubereiten ist – z. B. Kartoffelsalat mit Würstchen...

Und noch etwa wurde uns klar: Man muß den Armen sehr nah sein, um zu lernen, wie sie denken, besser: welches Denken die Armut lehrt. Jetzt lassen wir das Festessen in einer Hotelküche zubereiten. Das ist recht kostspielig, aber: ‚Persönliche Armut vollzieht sich in gelebter Armut für Arme'.

Die hier beschriebenen Wege im Dienst unter Armen werden von Ordensleuten und anderen Christen im gemeinsamen Bemühen gesucht. Einige sind darüber hinaus im Gespräch über Fragen persönlicher Armut und der dazu erforderlichen verbindlichen Grundorientierung. Deutlich ist bislang ein Aspekt, der sich aus dem Dienst unter Obdachlosen und Stadtstreichern ergibt: Es geht darum, im Gehorsam Antwort zu geben auf dieses Leben im Dienst und was er jeweils abfordert. Bei diesem Gespräch ergibt sich auch so etwas wie soziale Kontrolle. Sie ist nicht Last, sie macht frei.

Hören und Entscheiden in geistlicher Gemeinschaft

Bernd Franke SJ, Mannheim

Wenn mir für Ihre Jahrestagung* dieses Thema gestellt wurde, so war von vornherein klar, daß eine Eingrenzung nötig sein würde. Die Möglichkeit dazu ergibt sich schon daraus, daß Sie alle als Oberinnen ein Amt auszuüben haben, bei dem die Frage der Autorität zentral ist und jene des Ordensgehorsams sich immer neu thematisiert. Bei allem Bemühen, „Hören" und „Entscheiden" als gemeinschaftliches Tun zu verstehen, wird das innere Verhältnis der einzelnen Ordensfrau zur Frage von Autorität und Gehorsam das Geschehen mitbestimmen. Diesen Zusammenhang möchten die folgenden Überlegungen u. a. ein wenig beleuchten.

Dabei soll deutlich werden, daß „Hören" und „Entscheiden" ein Geschehen meinen, einen Prozeß zwischen Personen – und daß dabei, wie überall, wo es um konkrete Menschen geht, innere Freiheiten und Unfreiheiten eine wichtige Rolle spielen. Menschliche Voraussetzungen bestimmen mit, ob und wie es gelingt, Ideale geistlicher Gemeinschaft zu leben – und solches Gelingen ist nicht einfach schon durch den guten Willen dazu gewährleistet.

Ich gehe davon aus, daß diese Tagung Ihnen hier die Gelegenheit geben will zu reflektieren, was sie in Ihrem Amt beschäftigt und bewegt. Ich möchte Sie deshalb ermuntern, tatsächlich auch zunächst auf das zu hören, was Sie selbst bewegt – und nicht zu schnell Lösungen „für andere" und Anwendungsmöglichkeiten zu überlegen. Vielleicht wird es dann im Gespräch und Austausch besser möglich, zu verstehen, „was geschieht", wenn wir einander zuhören und wenn Entscheidungen anstehen. Verstehen bzw. „Verständnis" seiner selbst war schon immer eine gute Voraussetzung, auch mit anderen angemessener umzugehen. Ich hoffe, die Überlegungen können dazu Hilfe sein, wenn wir den Blick zunächst auf mehr oder weniger versteckte Beeinflussungen in unserer Kommunikation lenken, wenn wir dann auf den Zusammenhang von menschlicher Reife und Autorität schauen und schließlich versuchen, mögliche Schritte zu formulieren, die Spannung von Hören und Entscheiden fruchtbar zu machen.

1 Hören und Entscheiden als „Kommunikationsprozeß"

Es scheint eine simple Tatsache, daß Hören und Entscheiden nie eine einseitige Sache sein können, sondern immer mehrere Personen beteiligt sind. Es ist schon schwieriger – und vor allem ungewohnter, genauer hinzusehen, wie und wie vielfältig die gegenseitigen Einflüsse dabei sind. Es ist spannend, zu entdecken, in welchem Ausmaß alle Beteiligten das Geschehen mitbestimmen.

---

* Vortrag auf der Jahrestagung der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) in Vierzehnheiligen am 22. Mai 1986.

1.1 Von der gegenseitigen „Beeinflussung"

Schon der Blick auf das, was zwischen zwei Personen abläuft, läßt einen komplexen Zusammenhang entdecken – wieviel mehr noch dort, wo es um Entscheidungsprozesse in Gruppen geht.

Schon bei einfachstem Gedankenaustausch wäre beim Stichwort „Hören" zu unterscheiden: Was wird gesagt – und was davon wird gehört? Wie wird es gesagt (und bei welcher Gelegenheit) – und wie kommt das Gesagte an? Welche Reaktionen löst aus, was gesagt wird – und wie können die Reaktionen selbst nochmal aufgenommen werden? Vereinfacht gesagt und angewandt auf das Gespräch einer Oberin mit ihrer Mitschwester: Die Oberin hört zu (was ihr je nach Person schwerer oder leichter fallen wird; wo es einen Unterschied machen wird, ob das Gespräch schon lange aussteht, um was es dabei geht, in welchem Ton es geführt wird und dgl. mehr) – sie wird reagieren (im Bemühen um die Sache, aber auch beeinflußt von ihrer eigenen Verfassung und von dem, was sie selbst gehört und verstanden hat) – sie wird nochmal mit der Reaktion darauf umgehen müssen (und diese muß nicht notwendigerweise „objektiv" ausfallen, sondern kann mehr oder weniger mitbestimmt sein von nicht ausgesprochenen bzw. nicht reflektierten Erwartungen, Hoffnungen, Widerständen, Wünschen oder Ängsten).

Es braucht nicht viel Fantasie, sich auszumalen, wie auf solchem Wege anstehende Entscheidungen mitbestimmt werden können. Sie werden sich in Form oder Inhalt wohl verändern, je nachdem, was an gegenseitigen versteckten Mitteilungen verstanden – oder nicht verstanden wurde, je nachdem, wie stark Ärger, Enttäuschungen oder Wohlwollen sich auswirken. Dies alles ist ganz normal. Schwierig wird es, wenn mit derartigen versteckten Mitteilungen nicht gerechnet wird, wenn sie dann um so leichter unerkannt bleiben oder mißdeutet werden. So mag eine Schwester mit präzise formulierten sachlichen Gründen um ihre Versetzung bitten – in Wirklichkeit sucht sie Halt in ihren persönlichen Schwierigkeiten mit dem Beruf.

Im übrigen wird eine ausgesprochene Entscheidung wiederum eine „Mitteilung" enthalten. Sie geht oft über die verbalisierten Worte hinaus und deckt sich nicht unbedingt mit dem Gesagten: So wird z. B. eine Versetzung ausgesprochen, weil man der Mitschwester zutraut, die vorgesehene Aufgabe gut zu erfüllen – bei der Schwester kommt an, aus welchen Gründen immer, sie habe ihre bisherige Arbeit wohl doch nicht gut getan.

1.2 Von der emotionalen Ebene der Kommunikation

Es dürfte sich lohnen, Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln, auf wie verschiedenen Ebenen wir kommunizieren: Sicher einmal auf einer Sachebene, wo es um formulierte Inhalte, um das Abwägen von Fakten und Argumenten geht; sicher aber auch auf einer emotionalen oder Gefühlsebene, die nicht so einfach benennbar ist und die sich auswirkt, ohne notwendigerweise bewußt zu sein. Wir kennen dies, wenn wir uns etwa plötzlich gezwungen füh-

len „zwischen den Zeilen" zu lesen. Wir spüren dann, daß nicht alles von dem gesagt ist „was in der Luft liegt". Oder es macht sich Skepsis breit, obwohl das Gespräch so gut lief – vielleicht eben zu gut. Oder wir entdecken, daß unser Widerstand in keinem erklärbaren Verhältnis zur besprochenen Sache steht.

Was steht hinter solchen Beispielen, wie kann so etwas sein? Es kann zu tun haben mit Vorerfahrungen auf beiden Seiten, mit Ängsten, Zweifeln oder mit Mißtrauen, was sich irgendwie und irgendwann festgesetzt hat – und was in dieser Situation mobilisiert wird, obwohl es eigentlich gar nichts damit zu tun hat. Es mögen da „Vor-Urteile" durchbrechen, die nicht bewußt erkannt oder reflektiv eingeholt worden sind. Dabei ist zunächst gar nicht negativ gemeint, was wir „Vor-Urteil" nennen. Jeder Mensch reagiert auf äußere Reize zunächst mit einem emotionalen Vorurteil: mit Sympathie oder Antipathie; mit Angst oder Freude; mit dem Gefühl des Hingezogenseins oder Abgeschrecktseins. All das muß „geprüft" werden, es muß mit anderen Erfahrungen und persönlichen Idealen konfrontiert sein, bevor es als persönliches „Urteil" Grundlage einer bewußten Entscheidung sein kann.

In der Entwicklung zur erwachsenen Persönlichkeit gibt es aber nun Phasen, in der die geistige Fähigkeit des Menschen zu solcher Prüfung der emotionalen Eindrücke der gefühlsmäßigen Aufnahmefähigkeit hinterherhinkt. Schon lange bevor die Fähigkeit zur Reflektion entwickelt ist, werden bereits emotionale Eindrücke aufgenommen. Der englische Ausdruck „affective memory" – Gefühlsgedächtnis also – trägt dem Rechnung. Es speichert emotionales Erleben und folgt nicht einfach der Logik des Verstandes. Infolge möglicher Verschiebungen zwischen Denken und Fühlen kann es „Reste" innerer Konflikte geben, unreflektierte und unbewältigte Erlebnisse, die in der bewußten Auseinandersetzung nicht auftauchen, sich aber sehr wohl emtional auswirken. So mag die übersteigerte Angst vor Gewitter das Gefühl einer durchlebten Bombennacht widerspiegeln, an die keine bewußte Erinnerung mehr da ist. – Natürlich gibt es auch positive „Reste", die wesentliche Bausteine eines tragenden Grundvertrauens ausmachen.

Dieses ganz natürliche menschliche Geschehen läßt vermuten, daß auch jemand, der sich den Idealen des Evangeliums und eines Ordens verschrieben hat, der damit auch den Gehorsam gewählt hat, nicht automatisch frei ist von inneren Einflüssen, die auch im Widerspruch zu diesen Idealen stehen können bzw. ihnen eine unangemessene Deutung geben: Jemand wählt die Demut des Ordensgehorsams, weil er dem armen Jesus nachfolgen will – unerkannt bestimmt ihn aber wesentlich ein mangelndes Selbstwertgefühl mit, in dem er sich ständig klein macht, kleiner als er ist.

Dies stellt nicht schon die Lauterkeit des Willens in Frage – es macht die betreffende Person in diesem Punkt aber „unfrei" und damit anfällig, wenn christliche Demut (die einen selbständigen Menschen verlangt) tatsächlich gefordert ist. Dort nämlich wird sich herausstellen, daß dieses proklamierte Ideal in Wirklichkeit nicht trägt.

2 Emotionale Bewertungen in der Erfahrung von Autorität

Gerade im Umfeld von Autorität stehen nicht selten die verschiedenen Ebenen unserer Kommunikation nicht im Einklang. Proklamierte und gelebte Ideale klaffen auseinander und führen zu inneren „und äußeren" Spannungen, die für die betreffenden Personen nicht selten schwere innere Not bedeuten – und die Verantwortlichen eher ratlos machen. Das Problem besteht darin, daß Autorität eben nicht nur wissentlich (Ordensideal) und willentlich (Ordensnachfolge) angenommen wird, sondern daß sie auch emotional bewertet wird – und dies oft unbewußt. In emotionaler Bewertung kann Autorität zum „Symbol" für ganz gegensätzliche Dinge werden – so wie Wasser zum Symbol für Gefahr oder für Getragensein werden kann.

2.1 Von der Schwierigkeit, Autorität anzunehmen

Auf diesem Hintergrund lassen sich manche Schwierigkeiten, Autorität anzunehmen, besser verstehen – was nicht heißt, solche Schwierigkeiten zu verharmlosen oder einfach zu entschuldigen. Sie zu bewältigen verlangt aber das Erkennen der Wurzel, um sich bewußt mit ihnen auseinandersetzen zu können. Lassen sie mich einige Beispiele solcher emotionaler Bewertungen nennen und andeuten, wie sie sich auswirken können.

2.11 Autorität als Bedrohung

Da erlebt jemand Autorität (und damit jene, die sie ausüben) grundsätzlich als Bedrohung. Aus welchen Vorerfahrungen immer, werden Forderungen als persönliche Angriffe gedeutet. Die eigene Person wird als nicht akzeptiert erlebt, behandelt wie ein Kind. So jemand steht ständig unter dem Druck, sich wehren zu müssen. Die so entstehende Auflehnung kann sich dann auf vielfältige Weise ausdrücken:

Noch am leichtesten erkennbar ist der offene Widerspruch, der nie endet und deutliche Aggressionen zutage treten läßt. Es entsteht das Bild eines typischen, unzufriedenen „Streithansels" (wie man bei Schwestern sagt, ist mir nicht so geläufig!), wo jemand den Streit geradezu sucht, auf alles mit Anklagen und Gegenangriffen reagiert und sich einfach abgelehnt fühlt. „Mich versteht doch niemand!"

Eine versteckte Form mag ihre besondere Ausprägung in einer Art „Opferrolle" finden. Anfragen oder Anweisungen begegnet so jemand mit einem leidenden „mit mir kann man es ja machen". Dahintersteckende Aggressionen suchen sich ihr Ventil im grundsätzlichen Kritisieren, im ständigen Lamentieren oder in fortwährenden Unterstellungen anderen gegenüber.

Eine noch subtilere Form mag man „passive Aggression" nennen. Ohne offen ausgesprochenen oder gezeigten Widerstand tut jemand, was er / sie will – ohne Rücksicht auf Situation oder Anwesende. Da macht jemand in einem Gespräch, das ihm nicht behagt, unvermittelt auf dem Absatz kehrt und geht

(vielleicht noch mit einem lauten Knall der Tür). Da kommt jemand regelmäßig zu spät zu gemeinsamen Veranstaltungen, vergißt gewohnheitsmäßig getroffene Vereinbarungen und dergleichen mehr. Mit der versteckten, aber deutlichen Botschaft: Eure Regeln oder Wünsche sind mir egal, wehrt sich da jemand gegen von ihm empfundene Einengungen.

Solche Menschen tun sich schwer, etwas an sich heranzulassen, so sehr in endlosen Diskussionen die Einsicht in eine Autoritätsentscheidung erreicht worden zu sein scheint.

2.12 Autorität als Vereinnahmung

In einem anderen Fall mag die Oberin als „ständige Kontrolle" erlebt werden, als jemand, die einen nur „vereinnahmen" will. Die Reaktion ist der Kampf um die eigene Autonomie. Hier ist nicht die Rede von einem Ringen um Selbständigkeit – es entsteht eher der Eindruck eines übertriebenen und unflexiblen Unabhängigkeitsdranges, der jede andere Meinung (besonders die der Autorität), jede andere Bewertung als einengend empfindet. Solche Menschen tun sich schwer, anderen zuzuhören, etwas ohne Kommentar stehenzulassen, aber auch etwas von sich mitzuteilen. Sie müssen überall mitreden, ohne aber Anteil zu geben am eigenen Denken und Tun.

2.13 Autorität als Quelle von Zuneigung und Schutz

Manchmal schwer (oder schwerer) durchschaubar sind jene Personen, die im Grunde Zuneigung und Schutz suchen und sich dies von der Autorität erhoffen. Hinter dem Sich-Ausliefern an Gott (mit dem das begründet wird), steht dabei eine affektive Abhängigkeit, die sich in unselbständiger Weise identifiziert, um Sicherheit und Zuneigung zu erhalten. Das muß nicht immer so offensichtlich sein, daß jemand sich aufdringlich einschmeichelt. Auch wo jemand allzuschnell allem zustimmt, nie einen Einwand bringt oder sich in unterschiedlicher Meinung äußert, wäre schon mal nachzufragen, was dies bedeutet. „Alarmzeichen" könnten sein, wo zwar häufig das vertrauliche Gespräch über andere gesucht wird, dies aber nie in der Gruppe oder Kommunität oder den Betreffenden gegenüber zur Sprache kommt.

Die genannten Beispiele sind keine Anklage. Es geht zunächst um ein Verstehen von Vorgängen und Einflüssen, denen jemand unterliegen kann, ohne es selbst zu realisieren. Schwierigkeiten, ständige Reibereien und Konflikte wollen zunächst verstanden sein. Vielleicht kann jemand nicht anders reagieren, weil er mit dem Zuviel an Angst in sich nicht umgehen kann, weil er vor der Aggression in sich erschrickt und sie deshalb in Verurteilung anderer oder in Sarkasmus nach außen lenkt. Vielleicht signalisiert da jemand auch seine Not mit Erfahrungen, nie ernstgenommen gewesen zu sein – ohne wahrnehmen oder annehmen zu können, daß er jetzt jene vor den Kopf stößt, die ihn ernstzunehmen versuchen.

Das eben Gesagte wiederum ist aber auch nicht als Entschuldigung zu sehen, wohl aber als Hinweis auf die Notwendigkeit des Unterscheidens. Solches

Unterscheiden bedeutet auch eine mögliche Entlastung: Nicht jeder Angriff, nicht jede Kritik, die einen treffen, sind persönlich gemeinte Attacken. Autoritäten sind in jedem Fall auch Ventil für manche unbewältigte Spannung. Und bei denen, die so reagieren, steckt meist nicht einfach böser Wille dahinter. Es gibt jene Mischung von innerer Freiheit und Unfreiheit, aus der mancherlei Widersprüchlichkeit erwächst. Nicht selten stehen wir uns selber und anderen kräftig auf den Füßen, ohne es eigentlich zu wollen. Mit dem heiligen Paulus befinden wir uns dann offensichtlich in guter Gesellschaft: Nachzulesen in Röm 7,15.

2.2 Von der Entwicklung zum selbständigen Ich

Vielleicht läßt uns die Tatsache eben beschriebener möglicher Hindernisse weniger erschreckt zurück, wenn wir uns bewußt machen, wie komplex die Entwicklung zur reifen Persönlichkeit verläuft. Vieles kann „passieren", bis jemand wirklich zu seinem Ich gefunden hat und damit fähig geworden ist zu hören, für sich Entscheidungen zu treffen und Entscheidungen anderer anzunehmen.

Die Beschreibung solcher Entwicklung ist in vielen verschiedenen Modellen versucht worden. Alle bedürfen natürlich der Ergänzung, weil ein einzelnes Modell nie alle Elemente erfassen kann. Eines dieser Modelle mag einen kurzen Eindruck geben (und nur dazu wird es genannt) über die „Stufen der Ich-Entwicklung", entworfen von Jane Loevinger, einer namhaften amerikanischen Psychologin (*Loevinger, Jane:* Ego Development. San Francisco: Jossey Bass, 1976).

Sie beginnt ihre Beschreibung mit der „vorsozialen Stufe", auf der das Kind in früher Kindheit jenen Prozeß beginnt, sich selbst von anderen zu unterscheiden. Es sind die Urerfahrungen, „jemand" zu sein, unterschieden von anderen, aber noch ohne Eigenständigkeit. Die anderen werden als „nützlich" wahrgenommen, sie werden gebraucht, damit man selbst überleben kann.

Es folgt die „impulsive Stufe", auf der das Kind deutlicher seine eigenen Wünsche und Bedürfnisse wahrzunehmen und einzufordern lernt. Es fehlt aber noch an Eigenkontrolle – sie muß in Form von „Belohnung und Strafe" von außen kommen. Das Kind macht seine Erfahrungen im Umgang mit eigener Aggression, mit Schuldgefühlen und dem Erleben des Angenommen- oder Abgelehntseins.

Auf der Stufe des „Selbstschutzes" werden dem Kind deutlicher die Gefahren bewußt, die von außen kommen können oder als innere Bedrohung erfahren werden. Es versucht Kontrolle zu gewinnen über Aktivitäten, die gefährlich werden können und macht die Erfahrung, nicht alles sofort haben zu können. Starke Schwankungen zwischen Unterwürfigkeit und Rebellion kennzeichnen diese Stufe.

Im Zentrum der Stufe der „Anpassung" geschieht ein wichtiger Schritt in Richtung eigener Autonomie. Durch volle Identifikation mit der Autorität hat das Kind unbewußt Anteil an deren Souveränität. Elterliche Regeln und Standards werden um der Regel willen akzeptiert, damit die Anerkennung der Eltern nicht verlorengeht. Dies ist eine kritische Phase, wo viel von den Eltern abhängt, wie jemand in Zukunft mit eigenen Grenzen und Kräften umgehen wird.

Auf der „Gewissensstufe" beginnt der junge Mensch Regeln und Standards zu internalisieren, d. h. zu den eigenen zu machen gemäß der Werte, die er zu unterscheiden beginnt und nach denen er allmählich entscheidet. Mit wachsendem Selbstbewußtsein wendet er sich mehr und mehr, selbständiger also, den Mitmenschen zu. Seine eigene Meinung leitet zunehmend sein Handeln.

Schließlich erreicht der erwachsene, reife Mensch die Stufe „autonomer Integration", d. h. er übernimmt Verantwortung für sich selbst. Er wird fähig, Spannungen auszuhalten und um höherer Ziele willen Verzicht zu üben. Gewachsen sind realistische Einschätzung seiner selbst und der anderen Menschen.

Natürlich zeichnen diese Stufen eine Ideallinie. Nicht alle Menschen erreichen diese Stufen gleichmäßig – und sie werden auch nicht einfach nacheinander durchlaufen. Es gibt Fixierungen und Rückschläge, unaufgearbeitete Reste, die sich auch bei Erwachsenen im Sinne innerer Konflikte auswirken können. Was Wunder, daß uns auch in unseren Gemeinschaften Mitbrüder und Mitschwestern begegnen, die eher darauf aus sind (weil sie sich innerlich dazu getrieben fühlen), sich selber zu schützen und sich ängstlich anzupassen, oder die Probleme haben, Verantwortung für sich sebst zu übernehmen.

2.3 Von der Schwierigkeit, Autorität auszuüben

Wenn wir über existierende Probleme, Autorität anzunehmen gesprochen haben, darf die „andere Seite" nicht verschwiegen werden: Die schwierige, anspruchsvolle Aufgabe, Autorität auszuüben – auch da können Probleme liegen.

2.31 Eigene emotionale Bewertungen

Wenn wir daran denken, wie verschieden Autorität erlebt werden kann, dürfen wir eines nicht übersehen: So normal menschlich es ist, daß hier emotionale Komponenten mitspielen, so normal menschlich ist es auch, daß jene, die Autorität auszuüben haben, selbst emotional reagieren. Sie werden auch die ihnen Anvertrauten verschieden erleben und davon mehr oder weniger belastet sein. Die eigenen Erfahrungen mit Autoritäten werden in diesem Zusammenhang eine nicht unwichtige Rolle spielen und Einfluß haben, wie Sie sich heute als Oberin erleben.

Es ist wohl nicht leicht, an die Möglichkeit zu denken, von jemandem als Bedrohung erfahren zu werden. Dennoch, wer damit nicht rechnet, läuft Gefahr, unangemessen zu reagieren und Fehltendenzen zu verstärken. Im übrigen läßt sich die „besondere Stellung" nicht leugnen, die für eine Oberin ja auch Verantwortung bedeutet. Sie ist diejenige, der Kompetenz zugesprochen wird. Sie steht im Zentrum von Entscheidungen, so sehr sie um Mitsprache bemüht sein mag – ob sie will oder nicht. Kein Wunder, daß dies für unsichere, sich minderwertig fühlende Leute bedrohlich wirken kann – kein Wunder aber auch, daß die Verantwortlichen selbst dadurch verunsichert werden können, dadurch auch ein Stück einsamer werden – und vielleicht auch ungeduldiger, wenn sie Widerstand als zu persönlich nehmen.

Sicher mag es dabei die Versuchung geben, gegen „Uneinsichtige" mit Autorität vorzugehen – soweit das überhaupt möglich ist. Oder es mag ein Mißtrauen wachsen, das allzuschnell Intrigen vermutet. Es wäre verständlich, wenn dann jemand tatsächlich verstärkt zu kontrollieren begänne und Verantwortungen übernähme, die eigentlich anderen überlassen und delegiert werden sollten. Auf diese Weise würden sich – so gut es gemeint sein mag – gerade bei den Unsicheren die Ängste verstärken, vereinnahmt zu sein bzw. sie wären nicht gezwungen, sich zu eigenen Entscheidungen durchzuringen. Keine Verantwortung für sich zu übernehmen heißt aber auch, nicht selbständig zu werden.

Schließlich ist mehr als verständlich, daß auch Verantwortliche Zustimmung, Verständnis und Zuwendung brauchen. Sich dies einzugestehen ist Voraussetzung dafür, angemessene Quellen „affektiver Heimat" zu erschließen und zu verhindern, sich diese ungewollt über die Rolle der Oberin zu holen. Wer will nicht auch einmal spüren, wichtig zu sein! Wenn dieser Wunsch allerdings von der Angst getrieben ist, Anerkennung zu verlieren oder unpopulär zu werden, wird es schwierig, die nötige Distanz zu den „Untergebenen" zu finden.

Beobachtungen an sich selbst, wie die Schwierigkeit, nein zu sagen, es allen recht machen zu wollen, zu nachgiebig oder zu streng zu sein und dgl. mehr, bedeuten noch kein Versagen – wohl aber eine Aufforderung, etwas genauer zu prüfen, was einen da bewegt und wie die Entscheidungen davon mitbestimmt sind.

2.32 Vom Verständnis für persönliche Entwicklungen

Mir scheint es wichtig, daß jene, die Verantwortung zu übernehmen haben, sich (und anderen) auch zugestehen, in diese Verantwortung hineinwachsen zu dürfen. Auch da gibt es Entwicklungsschritte, wie überall, wo Menschen ganz gefordert sind. Ich glaube, wo solches Dazulernen auch den Mitschwestern deutlich wird, ist das auf die Dauer kein Verlust an Glaubwürdigkeit, eher ein Zuwachs – und eine Ermutigung für alle anderen.

Wenn ich einige Pole solcher inneren Entwicklungen nenne, möchte ich auf Dinge hinweisen, von denen ich weiß, daß sie einem zu schaffen machen können. Zur Verdeutlichung sei eher in Extremen formuliert:

Es ist ein anspruchsvoller Schritt, sich eigene Wünsche nach Geborgenheit, Abhängigkeit, Nähe und Heimat zuzugestehen, damit umzugehen und so den Weg einzuschlagen zu einer Entwicklung kreativen Alleinseins, das gerade in der Oberenaufgabe gefordert scheint.

Es ist eine neue Stufe der Auseinandersetzung, mit eigenen Unsicherheiten und Ängsten um sich selbst in der Rolle der Oberin umzugehen. Denn gleichzeitig gilt es die Fähigkeit zu stärken, offen die eigene Meinung zu sagen und zu vertreten – mit dem Risiko, von vielen dabei nicht verstanden zu werden. Bei manchen Entscheidungen können zudem nicht alle Gründe offen gesagt werden, weil es konkrete Personen zu schützen gilt.

Es ist eine Aufgabe seit Beginn der Menschheit, mit Macht angemessen umzugehen und sich von dem Wunsch (oder der Pflicht), alles unter Kontrolle und in den Griff zu bekommen, zu jener Freiheit hinzuentwickeln, die im Rahmen des Möglichen Aufgaben und Verantwortungen zu teilen weiß. Die Frage der Zusammenarbeit und des Delegierens taucht hier auf.

Und schließlich ist es nicht so leicht, jenes pädagogische Prinzip durchzuhalten, das da sagt: Am besten ist es, wenn der Erzieher immer mehr in den Hintergrund treten kann. Im Blick auf den Oberenposten könnte man vielleicht sagen, es gehe darum, dieses Amt nicht als Selbstzweck zu sehen.

Allgemein formuliert: Wo jemand selbst zu stark jenes „im-Mittelpunkt-stehen" braucht, wird er sich schwer tun, andere wachsen zu lassen, ihnen den Freiraum zu gewähren, den sie brauchen. Daß dabei auch Fragen möglicher Konkurrenz, Enttäuschungen über mangelndes Beachtetwerden oder fehlende Dankbarkeit auftreten können, ist eigentlich natürlich – damit umgehen zu lernen bedarf einiger Mühe. Jedenfalls dürfte die Schwierigkeit, Autorität anzunehmen durchaus jener entsprechen, Autorität auszuüben. Wo diese so simpel scheinende Tatsache tatsächlich akzeptiert wird, hat der erste Schritt zur Bewältigung der Schwierigkeiten begonnen. Und darin wiederum kann die Chance liegen, zu einem reiferen Miteinander zu finden.

3 Vom Hören zum Entscheiden

Auf dem Weg vom Hören zum Entscheiden mögen verschiedenste Spannungen auftauchen, die ernstgenommen werden müssen, sollen sie nicht das Miteinander und damit jede Entscheidungsfindung „unkontrolliert" beeinflussen. Für das Umgehen mit solchen Spannungen gibt es nicht einfach Rezepte. Dennoch seien einige Gesichtspunkte genannt, die zu einem reflektierten Umgang mit ihnen anregen könnten. Dabei ist wieder im Blick, was zwischen

einzelnen Personen abläuft – wohlwissend, daß damit nur ein Ausschnitt jener Entscheidungsfülle angedeutet ist, mit der sie als Oberinnen zu tun haben.

3.1 Selbst- und Fremdwahrnehmung als „Filter" des Gehörten

Die bisherigen Überlegungen werden deutlich gemacht haben, daß vieles, was wir in dem Prozeß des Hörens und Entscheidens als schwierig empfinden, auch tatsächlich schwierig ist! Dieser zunächst banal klingende Satz hat insofern Bedeutung, als er im Kontrast zu manchen Forderungen steht, die Oberinnen an sich selber stellen: „Es müßte doch eigentlich (!) alles problemloser gehen!" Solch ein Anspruch muß fast notwendig Enttäuschung und Vorwürfe an sich selbst zur Folge haben. Es hat also schon seine Bedeutung, als schwierig anzuerkennen, was schwierig ist.

Warum manches nicht einfach ist, versuchten wir bereits anzudeuten. Selbst- und Fremdwahrnehmung bei Oberinnen wie Untergebenen können wie „Filter" wirken, die Wirklichkeiten verzerren oder Teile davon ausblenden bzw. in anderen Farben erscheinen lassen. Wer mit solch einem Filter rechnet, wird zumindest manche der entstehenden Spannungen besser verstehen können. Und sicher werden diejenigen besser damit umgehen können, die sich genügend Raum geben, ihrem Erleben nachzuspüren, Beobachtungen zu sammeln und ihr Tun zu reflektieren: Was ist k o n k r e t meine Schwierigkeit; was stört mich bei dieser oder jener Person; begegnen mir solche Störungen öfter; was provoziert mich zu Reaktionen und wie sehen sie aus; weiß ich, was mich ärgerlich, traurig oder froh macht...?

Konkrete Beobachtungen können Zusammenhänge erschließen. Und wo Zusammenhänge verständlich werden, kann dies auch entlasten – es kann verhindern, unangemessene Reaktionen anderer zu schnell persönlich zu nehmen.

3.11 Vom Kennenlernen seiner selbst

Die Aufgabe, sich selbst besser kennenzulernen, meint zunächst nicht das Formulieren neuer Ideale und Forderungen an sich selbst. Die Aufgabe ist vielmehr, ausdrücklich den Blick auf das zu lenken, was ist und wie ich bin – und nicht immer nur darauf, was sein soll. Ordensleute schon während der Ausbildung dazu zu ermuntern und anzuleiten wird meiner Meinung nach verstärkt lebensnotwendig für ein menschlich vertretbares Ordensleben. Obere wie Untergebene werden die Ideale ihrer geistlichen Gemeinschaft in dem Maße verwirklichen können, als es ihnen gelingt, sie konkret zu leben. Dazu muß jemand aber nicht nur die Ideale kennen, sondern auch seine eigenen Hindernisse und Möglichkeiten, sie umzusetzen.

Für die Oberenaufgabe scheint mir bedenkenswert, wo denn eine Oberin die Möglichkeit findet, ihr eigenes Erleben mit jemandem zu reflektieren (ohne dabei die Verschwiegenheit zu verletzen). In wichtigen Aufgaben der Personalführung sind heute Formen der Supervision üblich. Auch wenn das nicht

einfach und unbesehen übertragbar ist auf geistliche Gemeinschaften – die Frage an uns bleibt, ob hier nicht ein Anliegen gegeben ist, über das man sich Gedanken machen sollte.

Hier mag auch die Frage anschließen, inwieweit psychologische Erkenntnisse helfen können, menschliche Voraussetzungen geistlicher Gemeinschaft zu verstehen und sich darauf einzustellen. Sicher kann dies nicht unkritisch geschehen. Entscheidend scheint mir jedoch, daß nicht erst dann auf psychologische Hilfe zurückgegriffen wird, wenn es um ernsthafte Störungen oder Formen psychischer Krankheit geht. Ich bin überzeugt, daß manche Not gelindert und manches persönliche Mühen um menschliches Reifen fruchtbar gemacht werden könnte, wenn psychologische Erkenntnisse – etwa die der vielschichtigen Kommunikation – ernstgenommen und in Dienst genommen würden.

3.12 Von der Einheit des Verstehens seiner selbst und des Gegenübers

Das „Verständnis" für den anderen Menschen beginnt beim Verständnis für sich selbst. Solches Verständnis im christlichen Sinn impliziert zwei Dinge: sich selber zu kennen – und mit sich selber im Sinne Gottes umzugehen. Ich vermute, im Sinne Gottes mit sich selber umzugehen wäre im Durchschnitt wohlwollender, als wir es gewohnt sind zu tun. Wohlwollend heißt dabei weder nachgiebig noch unverbindlich. Es heißt schlicht, sich zu erinnern und ernstzunehmen, daß wir wie jeder andere auch selbst ernstgenommen sind; es heißt zu bejahen, daß wir selber bejaht sind. Erst wenn wir dadurch ermutigt, in uns selber nicht mehr überhören, was sich alles melden will, werden wir anderen wirklich zuhören können. In dem, was in Begegnungen uns selber hörbar und spürbar wird – sei es als Widerstand, als Ärger, als Freude oder Erleichterung, liegen Brücken zum Verstehen des Anderen. Und wo das Verstehen wächst, wird die Chance größer, Blockierungen zu überwinden.

3.13 Von der gemeinsamen Verantwortung

Wenn Fremd- und Selbstwahrnehmung so eng zusammenspielen, wenn Hören und Entscheiden so eng mit der Kommunikation untereinander verbunden sind, dann scheint darin auch der Hinweis zu liegen, daß es immer auch um eine gemeinsame Verantwortung geht, so sehr es stimmt, daß Obere die letzte Entscheidung haben und einen besonders schwierigen Teil der Verantwortung tragen. Für das Gespräch auf Ihrer Tagung sei deshalb die Frage erlaubt: Wo liegen Versuchungen, die Ihnen Anvertrauten zu schnell aus der Mit-Verantwortung zu entlassen? Wo gibt es Dinge, die Sie nicht allein zu tragen bräuchten? Was läßt sich delegieren?

Dahinter scheint mir durchaus eine zentrale Frage zu stehen, die an den Kern unserer Ordensberufung rührt: Wie kommt auch in den Entscheidungen die gefällt werden müssen, das Bemühen um die gemeinsame Sache und Sendung zum Tragen und zum Ausdruck? Wo dies einseitig auf die Oberen verlagert ist, ist neues Überlegen am Platz.

3.2 Die Bedeutung realistischer Ideale

Eine der Spannungen auf dem Weg vom Hören zum Entscheiden dürfte Ihnen mehr als bekannt sein: Sie hören viel mehr, als Sie durch Entscheidungen auffangen oder einholen könnten; Sie hören unendlich viel mehr an Notwendigkeiten und denken an viel mehr Dinge, die eigentlich geschehen müßten, als wirklich realisiert und angegangen werden können.

Vielleicht ist es sinnvoll, dies zum Anlaß zu nehmen, hin und wieder die eigenen Ideale und Zielvorstellungen zu befragen, die Sie selbst mit der Rolle der Oberin verbinden und denen Sie sich verpflichtet fühlen: Sind diese Vorstellungen und Ideale immer realistisch? Fordern Sie selbst zuviel von sich – oder haben Sie aufgegeben? – Sollte sich heimlich aber deutlich und eher uneingestanden eingeschlichen haben, daß Sie eigentlich immer und für alle zur Verfügung stehen sollten – oder daß in Ihrem Konvent eigentlich alles viel harmonischer laufen sollte, dann ist zu fragen, wie realistisch das ist. Wenn zudem der Rhythmus von Arbeit und Erholung völlig durcheinander geraten ist oder gar nicht mehr wahrgenommen werden kann, dann ist ebenfalls zu fragen, welche Realitäten hier bestimmend sind und ob noch genügend Spielraum bleibt, zwischen Wichtigem und Unwichtigem zu unterscheiden.

3.3 Gebet als „Zulassen" und „Loslassen" eigener Verantwortung

Lassen Sie mich im Zusammenhang mit unserem Thema noch einige Anmerkungen zum Gebet machen. Es ist uns sehr geläufig, daß Gebet mit „Hören" zu tun hat. Es bedarf schon eher der Erinnerung, daß dieses Hören die Aufmerksamkeit dem Mitmenschen und uns selbst gegenüber einschließt. Dies deshalb, weil Gott sich auch vernehmen läßt in den vielerlei Bewegungen in uns, die der Unterscheidung bedürfen. Das Gebet ist sicher auch der Ort, wo wir unsere Verantwortung erkennen – das muß aber beides heißen: Spüren, wofür wir Verantwortung haben – und spüren, wofür wir sie nicht haben; erkennen, was wir zu tun – und was wir zu lassen haben.

Beten als Verweilen vor Gott (und wirklich anwesend sein vor Gott kann nur, wer sich konkret mit allem was er ist und hat „mitbringt") umfaßt in jedem Fall 2 Aspekte:

Es gilt Raum zu schaffen für alles, was uns bewegt; wahrzunehmen, wie wir vor Gott da sind; zuzulassen, was uns bedrängt und freut; zuzulasssen aber auch, was uns in Verantwortung zu schaffen macht.

Der 2. Aspekt muß dazukommen: Die Erinnerung, daß wir all dies auf Gott hin loslassen dürfen; das meint kein Verdrängen, kein Verharmlosen und keine Flucht. Es meint vielmehr eine Geste des Vertrauens, daß Er, der gerufen hat, unsere Wege auch mitgeht. Und es ist ferner ein sich Erinnern an die eigene Armut wie an die eigenen Gaben. Gott weiß um beide Seiten in uns – ein Glaube, der Perspektiven eröffnen kann und uns mutiger nach unseren Grenzen wie nach unseren Möglichkeiten fragen läßt.

Vielleicht fragen Sie nun ein wenig, wo unser Thema geblieben ist, das doch heißt: Hören und Entscheiden in „geistlicher Gemeinschaft". Geistliche und menschliche Wirklichkeit lassen sich nicht trennen. Geistliches Wachsen geschieht nicht einfach an menschlichem Wachsen vorbei. Deshalb scheint mir berechtigt, den Blick auch einmal ausdrücklicher auf menschlich-psychologische Zusammenhänge zu lenken. Sie stehen in keiner Konkurrenz zum Glauben. Sie können aber sehr wohl Stütze sein und aufmerksam machen auf Hindernisse, die das Hören beeinträchtigen und unnötige Energien zum Niederhalten innerer Konflikte binden. Es geht um die menschlichen Bedingungen einer inneren Freiheit, die gemeinsames Hören und Entscheiden wirklich machen kann, weil sie ein offenes Unterscheiden möglich macht.

Im Bemühen um solche innere Freiheit darf ich Sie an jenes Gebet erinnern, das in so vielen Lebenslagen – und so wohl auch hier – zutrifft:

Herr, gib mir Mut zu verändern, was ich verändern kann. Gib mir die Gelassenheit, hinzunehmen, was ich nicht ändern kann. Und gib mir die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. März 1987)

VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

1. Ankündigung des Marianischen Jahres

Papst Johannes Paul II. hat am 1. Januar 1987 für 1987/88 ein Marianisches Jahr angekündigt. Es soll in den einzelnen Diözesen und vor allem deren Marienwallfahrtsorten nach eigenen Initiativen gefeiert werden, die dahin zielen, das „Geheimnis" der Gottesmutter „tiefer zu erfassen und die Verehrung zu ihr zu fördern durch ein neues, eifriges Bemühen, dem Willen Gottes nach ihrem Vorbild zuzustimmen".

„Die Kirche blickt auf dich, Maria, als auf ihr eigenes Vorbild. Sie blickt auf dich besonders in diesem Zeitabschnitt, da sie sich anschickt, den Beginn des 3. Jahrtausends des christlichen Zeitalters zu feiern. Um sich auf dieses Ereignis besser vorzubereiten, richtet die Kirche ihren Blick auf dich, die du das Werkzeug der Vorsehung warst, dessen der Sohn Gottes sich bediente, um Menschensohn zu werden und den Anfang zur neuen Zeit zusetzen. In dieser Absicht will sie ein besonderes dir gewidmetes Jahr, ein Marianisches Jahr, feiern, das, beginnend am nächsten Pfingstfest, im darauffolgenden Jahr mit dem Fest deiner leiblichen Aufnahme in den Himmel enden wird. Ein Jahr, das jede Diözese nach eigenen Initiativen feiern wird..."

Gleichzeitig kündigte Johannes Paul II. eine neue Enzyklika über die Gottesmutter mit folgenden Worten an:

„Wir wollen, Maria, daß du an dem Horizont des Advents unserer Zeit aufscheinst, während wir uns der Etappe des 3. Jahrtausends nach Christus nähern. Wir wollen das Wissen um deine Gegenwart im Geheimnis Christi und der Kirche vertiefen, so wie es uns das Konzil gelehrt hat. Zu diesem Zweck beabsichtigt der derzeitige Nachfolger Petri, der dir sein Dienstamt anvertraut hat, sich an seine Glaubensbrüder mit einer Enzyklika zu wenden, die dir, Jungfrau Maria, dem unschätzbaren Geschenk Gottes an die Menschheit, gewidmet ist."

Das letzte Marianische Jahr hatte Papst Pius XII. anläßlich der Hundertjahrfeier der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens ausgerufen. Es dauerte vom 8. Dezember 1953 bis 8. Dezember 1954 und wurde in allen Diözesen der Welt begangen. Wie das damalige wird auch das kommende Marianische Jahr vom 7. Juni 1987 bis 15. August 1988 mit besonderen Ablässen verbunden sein (L'Osservatore Romano n. 2 v. 2./3. 1. 87).

2. Botschaft zum Welttag der sozialen Kommunikationsmittel

Am 31. Mai 1987 begeht die katholische Kirche den 21. Welttag der sozialen Kommunikationsmittel. In der Botschaft des Papstes, die das Datum des 24. Januars 1987 trägt, und deren Thema „Dem Frieden mit allen Mitteln dienen" ist, heißt es:

Wie lassen sich die Strategie des Vertrauens und die Strategie der Kommunikation miteinander verbinden? Diesen Gedanken möchte ich näher ausführen. Ich weiß, daß die Kommunikation über die Massenmedien eine auf lange Sicht programmierte und sorgfältig organisierte Kommunikation ist. Deshalb ist es wichtig, darauf hinzuweisen, was eine von den Medien vermittelte Strategie des Vertrauens sein könnte. Sie könnte, so scheint mir, sieben wesentliche Momente zum Inhalt haben: bewußtma-

chen, anklagen, verzichten, überwinden, beitragen, verbreiten, bekräftigen.

Zuerst gilt es, bewußt zu machen oder, mit anderen Worten, ein Werk der Einsicht zu vollbringen. Hat nicht Paul VI. gesagt, der Friede sei ein Werk der Einsicht? Es wird darauf ankommen, mit Hilfe von Programmen verschiedenster Art bewußt zu machen, daß jeder Krieg die Menschheit um alles bringen und mit dem Frieden nichts verloren sein kann. Daher wird die Strategie der Kommunikation besser als jedes andere Mittel die Ursachen des Krieges begreiflicher machen können: die unzähligen Ungerechtigkeiten, die zur Gewalt treiben. Jede Ungerechtigkeit kann zum Krieg führen. Die Gewalt ist in uns, wir müssen uns von ihr befreien, um auf den Frieden zu kommen. Das ist das Werk der Gerechtigkeit, das als Frucht der Einsicht in Erfüllung geht. Nach der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils (vgl. *Gaudium et spes,* Nr. 82–91) kommt die Einsicht vor allem durch die positiven Entscheidungen zum Ausdruck, die in den Fragen der Gerechtigkeit und des Friedens angesichts der Ungerechtigkeit und des Krieges angeraten sind. Und genau das ist der Ort, wo eure Rolle durch den Geist der Initiative, die sie mit sich bringt, packend und aufregend wird.

Die Mitteilung der konstruktiven Entscheidungen für Gerechtigkeit und Frieden geht Hand in Hand mit eurer Verpflichtung, sämtliche Ursachen von Gewalt und Konflikten anzuklagen: weltweite Rüstung, Waffenhandel, Unterdrückung und Folter, Terrorismus jeder Art, bis zum Äußersten getriebene Militarisierung und übertriebene Sorge um die nationale Sicherheit, Nord-Süd-Spannung, sämtliche Formen von Fremdherrschaft, Besetzung, Unterdrückung, Ausbeutung und Diskriminierung.

Wenn man konsequent anklagen will, muß man auch selbst auf die Wurzeln von Gewalt und Unrecht verzichten. Eine der am festesten in die Produktion der Kommunikationsmittel integrierten Vorstellungen scheint wohl die vom „Ideal des Stärkeren" zu sein, von jenem Willen zur Vorherrschaft, der nur zur Mehrung der gegenseitigen Angst führt. Auf der Linie dessen, was Johannes XXIII. sagte, müßt ihr bei eurer Produktionsarbeit zu einer „Abrüstung des Geistes" gelangen (vgl. *Ansprache an die Journalisten des Konzils,* 13. Oktober 1962). Was für ein Fortschritt im Austausch von Kommunikation wäre es, wenn sich der Markt reichlich mit Programmen versorgt sähe, die anderes anbieten als diesen Willen zu Herrschaft und Macht, von dem so viele der heute verbreiteten Werke beeinflußt sind! Und welche qualitative Verbesserung ließe sich erreichen, wenn die Benutzer der Medien durch ihre Forderungen und ihre Reaktionen durchsetzten, daß man auf das Ideal des Stärkeren verzichtet! Um im Geist der Gerechtigkeit zu handeln, genügt es nicht, im Namen einer starken Macht „dagegen zu handeln". Es gilt auch, „für und mit" den anderen zu handeln oder, in der Welt der Medien, für jeden und mit jedem Kommunikation zu betreiben.

Die Strategie des Vertrauens heißt auch, alle Hindernisse überwinden, die den „Werken der Gerechtigkeit" im Hinblick auf den Frieden im Wege stehen. Vor allem müssen die Barrieren des Mißtrauens überwunden werden. Wer vermag besser als die sozialen Kommunikationsmittel alle Barrieren von Rassen, Klassen, Kulturen, die sich gegenüberstehen, zu überwinden? Das Mißtrauen kann alle Formen von Parteilichkeit und sozialer, politischer oder religiöser Intoleranz hervorbringen. Das Mißtrauen lebt von der Mutlosigkeit, die zum Defätismus wird. Das Vertrauen dagegen ist die Frucht einer strengeren sittlichen Haltung auf allen Ebenen des täglichen Lebens. Papst Johannes XXIII. erinnert daran, daß auf jeden Fall das Ungleichgewicht zwischen den technischen Möglichkeiten und dem sittlichen Engagement der menschlichen Gemeinschaft überwunden werden müsse. Und ihr Gestalter oder Benützer im

Medienbereich wißt sehr gut, daß die Welt der Kommunikation eine Welt des explodierenden technologischen Fortschritts ist. Auch in diesem am weitesten vorangetriebenen Bereich der menschlichen Erfahrung ist auf allen Ebenen die ethische Forderung die dringendste (L'Osservatore Romano n. 20 v. 25. 1. 87).

3. Ansprache an die Richter der Römischen Rota

Papst Johannes Paul II. ist besorgt darüber, daß in einigen Ländern die psychische Eheunfähigkeit in erhöhtem Maß als Grund für kirchliche Ehenichtigkeitserklärungen herangezogen wird. In der Neujahrsaudienz 1987 für die Richter der „Römischen Rota", des obersten kirchlichen Berufungsgerichts, forderte der Papst, psychische Eheunfähigkeit nur dann gelten zu lassen, wenn „eine ernste Anomalie vorliegt, die auch die Zurechnungs- und Entscheidungsfähigkeit des Ehepartners grundlegend beeinträchtigen muß".

Das Scheitern einer Ehe ist noch kein Beweis dafür, daß die Ehepartner psychisch nicht zur Ehe fähig gewesen sind. Die Partner könnten ja auch die ihnen zur Verfügung stehenden natürlichen und übernatürlichen Mittel zur Rettung ihrer Ehe vernachlässigt oder schlecht genutzt haben. Die Gründe dafür, daß sie die unvermeidlichen Einschränkungen und die Lasten des ehelichen Zusammenlebens nicht akzeptierten, können auch in unbewußten Sperren, in leichten seelischen Krankheiten, die jedoch die menschliche Freiheit nicht wesentlich einschränken, oder in moralischen Fehlhaltungen liegen.

Der kirchliche Eherichter soll bei Fällen psychischer Eheunfähigkeit wohl das Gutachten von Sachverständigen aus Psychologie und Psychiatrie heranziehen. Der Papst warnte jedoch davor, solche Gutachten unkritisch zu übernehmen. Denn eine Reihe von Strömungen in diesen Wissenschaften gingen von einem Menschenbild aus, das mit dem christlichen nicht vereinbar sei. Dabei würden oft Werte und Aussagen nicht anerkannt, die über das rein irdisch Feststellbare hinausgehen. Die Vertreter solcher Schulen berücksichtigen nicht, daß es für die Ehepartner eine Pflicht sei, sich bewußt, auch unter Opfer und Verzicht, um die Überwindung von Hindernissen zu bemühen, die sich der Verwirklichung ihrer ehelichen Gemeinschaft entgegenstellen. Sie neigten daher leichter dazu, schon leichte Psychopathien oder sogar moralisches Fehlverhalten als Beweis für einen Mangel an Ehewillen darzustellen. Mit strengerer Beurteilung psychischer Eheunfähigkeit leiste der kirchliche Richter einen bedeutenden Dienst an der Wahrheit in der Kirche, denn er sichere die Echtheit des christlichen Eheverständnisses auch inmitten von Kulturen und Moden, die dieses zu verdunkeln suchten (KNA).

4. Ansprache an das Diplomatische Korps

Am 10. Januar 1987 gab Papst Johannes Paul II. einen Empfang für das beim Heiligen Stuhl akkreditierte Diplomatische Korps. Die zentralen Themen dieser Ansprache waren „Demut, Dialog, Achtung, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit". Schwerwiegende und umfassende Verletzungen der Gerechtigkeit verhindern den Frieden in der Welt. Statt Frieden herrsche allenfalls ein „provisorischer Nicht-Krieg".

Kennzeichnend für die Verletzungen der Gerechtigkeit seien Rassendiskriminierung, Rüstungswettlauf, Auslandsverschuldung der Dritten Welt, der Rauschgifthandel und der Terrorismus.

Der Papst forderte die Gemeinschaft der Völker auf, den Krieg „so radikal wie möglich" als Mittel zur Konfliktlösung zu ächten. Gleichzeitig unterstrich er das Recht und die Pflicht jedes Volkes und jeder Regierung, Existenz und Freiheit gegen einen ungerechten Angreifer zu verteidigen. Kein Volk dürfe direkt oder indirekt der

Gnade fremder Mächte ausgeliefert sein, um seine Unabhängigkeit, kulturelle Identität, seine Selbstbestimmung und seine selbstgewählte Gesellschaftsform zu bewahren. Daraus leitet Johannes Paul II. die Pflicht der Völker ab, die Rüstung auf ein der legitimen Selbstverteidigung angemessenes Maß zu reduzieren, die Entwicklung immer neuer Waffensysteme einzustellen und den Rüstungswettlauf zu beenden. In der Beachtung dieser Maßgabe liege der Schlüssel für die Lösung des Nord-Süd-Problems, das für die Menschheit von entscheidenderer Bedeutung sei als die Ost-West-Beziehungen.

Johannes Paul II. betonte, er sei dafür nicht zuständig, genaue technische Vorschläge für die Lösung der Probleme des Friedens und der Entwicklung vorzulegen. Jedoch könne er den „Geist" beschreiben, der allein die Lösung dieser Probleme ermögliche. Dies sei der Geist der Demut, des Gesprächs, der Achtung, der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit. Dieser Geist verlange zum Beispiel die Solidarität der reichen mit den armen Ländern, gerechte Handelsbeziehungen und Hilfen für die Dritte Welt zum Abbau ihrer Auslandsverschuldung. Dieser Geist verlange auch das Zusammenwirken der gesamten Völkergemeinschaft zur Überwindung materieller Not und des Flüchtlingselends. Schließlich verlange dieser Geist einen Fortschritt der Zivilisation, der darin bestehe, daß die Gemeinschaft der Völker durch entsprechende Strukturen das schütze, verteidige und fördere, was vom Gewissen als gut und gerecht empfunden werde (Internat. Fidesdienst v. 17. 1. 87, Nr. 3544, ND 15).

5. Ansprache an die Mitglieder des Päpstlichen Rates für die Kultur

„Die Hoffnung Christi in die Denkweisen unserer Zeit tragen" war das Thema der Ansprache, die Papst Johannes Paul II. am 17. Januar 1987 an die Vollversammlung des Päpstlichen Rates für die Kultur richtete. Der Papst sagte u. a.: Einmal fordere ich Sie neuerlich dazu auf, im Geist der Menschen die Dringlichkeit einer echten Begegnung des Evangeliums mit den lebenden Kulturen reifen zu lassen. Der Abstand zwischen der Frohbotschaft Jesu Christi und ganzen Gebieten der Menschheit ist noch immer unermeßlich und dramatisch. Zahlreiche Kulturbereiche sind dem Evangelium gegenüber verschlossen, abgeriegelt oder feindselig. Ganze Länder unterliegen kulturpolitischen Maßnahmen, die das Wirken der Kirche auszuschließen oder ernsthaft zu beschränken suchen. Jeder aufrichtige Christ leidet zutiefst unter diesen Hindernissen für die Verkündigung der Frohbotschaft. Im Namen der von den internationalen Stellen verkündeten kulturellen Förderung jedes Mannes und jeder Frau gilt es, unseren Zeitgenossen begreiflich zu machen, daß das Evangelium Christi für alle Menschen Quelle des Fortschritts und der Entfaltung ist. Wir üben auf keine Kultur Zwang aus, wenn wir ihr diese heilbringende und befreiende Botschaft frei anbieten.

Wir teilen mit jedem Mann und jeder Frau guten Willens eine uneigennützige und bedingungslose Liebe zu jeder menschlichen Person. Selbst mit denen, die nicht unseren Glauben teilen, können wir einen breiten Raum zur Zusammenarbeit für den kulturellen Fortschritt von Menschen und Gruppen finden. Die heutigen Kulturen sehnen sich brennend nach Frieden und Brüderlichkeit, nach Würde und Gerechtigkeit, nach Freiheit und Solidarität. Das ist sicherlich ein unverhofftes Zeichen der Zeit, das uns zwanzig Jahre nach der Enzyklika *Populorum progressio* meines Vorgängers Paul VI. ermutigen soll, uns die Wege einer neuen Solidarität zwischen den Personen, den geistlichen Familien, den Reflexions- und Aktionszentren auszudenken. Stellen wir uns mutig die Frage: Haben wir Christen die von *Gaudium et spes* gepriesene kulturelle Kreativität ausreichend in die Tat

umsetzt, um die tatsächliche Begegnung der Kirche mit der Welt unserer Zeit voranzutreiben? Müssen wir nicht größerer Fähigkeit zur Unterscheidung aufbringen, erfinderischer, entschlossener bei unseren Evangelisierungsvorhaben und auch bereiter sein zur unerläßlichen Zusammenarbeit in diesem weiten Bereich des im Namen unseres Glaubens übernommenen kulturellen Wirkens?

Das veranlaßt mich, auf ein gleichfalls zentrales Arbeitsziel zurückzukommen und darauf zu dringen, das den Gegenstand Ihrer gemeinsamen Überlegung mit der Internationalen Theologenkommission bildet: die Inkulturation. Ich selbst habe dieses Thema auf mehreren meiner jüngsten apostolischen Reisen zur Sprache gebracht. Denn dieser neue Begriff enthüllt, daß für die Kirche, vor allem in den Ländern nichtchristlicher Traditionen, etwas ganz Entscheidendes auf dem Spiel steht. Wenn die Kirche mit den Kulturen in Kontakt tritt, muß sie alles, was in den traditionellen Überlieferungen der Völker mit dem Evangelium vereinbar ist, aufgreifen, um die Reichtümer Christi dorthin zu bringen und um selbst durch die vielgestaltige Weisheit der Nationen der Erde bereichert zu werden. Sie wissen: die Inkulturaltion verpflichtet die Kirche (L'Osservatore Romano n. 14 v. 18. 1. 87).

6. Botschaft an die Bischöfe von Burundi

In einer am 1. Dezember 1986 veröffentlichten Soldaritätsbotschaft an die Bischöfe Burundis spricht Papst Johannes Paul II. den Oberhirten dieser schwergeprüften afrikanischen Kirche Mut zu. Hinter der schwierigen Situation der Kirche in Burundi scheine der bewußte Vorsatz zu stehen, die Kirche und ihre Hirten in Mißkredit zu bringen und „die in der burundischen Gesellschaft so lebendige und blühende katholische Gemeinschaft an den Rand zu drängen", so der Papst in dem Schreiben, welches das Datum vom 10. November trägt und an den Präsidenten der Bischofskonferenz, Evariste Ngoyagoye, Bischof von Bubanza, und an alle Bischöfe Burundis gerichtet ist. Der Papst weist darauf hin, daß die Lage in jüngster Zeit mit der Verstaatlichung der katholischen Mittelschulen, der Knabenseminare und der Katechesezentren und mit der Unterdrückung der Bewegungen katholischer Aktion und des Laienapostolats noch schmerzlicher geworden sei.

Johannes Paul II. erinnert an die konkrete Solidarität der Kirche überalll auf der Welt, die besonders im Gebet zum Ausdruck komme, Gott möge den Bischöfen Burundis Gnade und Mut gewähren, wie sie zur Überwindung des gegenwärtigen Augenblicks der Prüfung nötig seien.

Der Papst ermutigt die Bischöfe, der Schwere der Situation dadurch zu begegnen, daß sie die Einheit innerhalb der Ortskirche stärkten und die Werke der Fürsorge und sozialen Förderung fortsetzten, welche die Kirche in unermüdlichem Einsatz in Burundi geschaffen habe, um die grundlegenden Werte der Einheit, des Friedens und der Achtung der menschlichen Person zur Geltung zu bringen. „Wenn ihr großherzig trotz allem eine eurer apostolischen Sendung eigene Aktion fortsetzt, dann seid euch dabei bewußt, eurem Land einen spezifischen Beitrag anzubieten, der angereichert ist mit den Werten unserer Kultur, welche euch sozusagen auf natürlichem Weg zur Begegnung mit dem Evangelium gebracht hat." Wenn die Bischöfe das täten, gäben sie zugleich „eine überzeugende Demonstration, daß die Kirche – die sich keinem menschlichen Kontext fremd fühlt – für Burundi wie für alle anderen Länder einen Faktor der Einheit und der nationalen Gemeinschaft darstellt". Der Papst drückt den Wunsch aus, daß ein solches Zeugnis „beitragen kann, einige wenig objektive und verdrehte Interpretationen der burundischen Wirklichkeit zu korrigieren, für die die Kirche nicht verantwortlich ist und die für uns alle Grund des Unbehagens

und Leidens gewesen sind". Der Papst schließt seine Botschaft an die Bischöfe mit dem Zukunftswunsch, daß „alle, die das Schicksal der Nation in Händen haben, eure Bitte um ein freies und konstruktives Treffen annehmen mögen", und daß die Wiederaufnahme des Dialogs eine rasche und zufriedenstellende Lösung der heutigen Probleme bringen möge (Internat. Fidesdienst v. 3. 12. 86, Nr. 3538, ND 374).

BISCHOFSSYNODE

Das „Lineamenta"-Dokument für die Bischofssynode 1987

Das „Lineamenta"-Dokument gliedert sich in drei Teile: Im ersten wird eine Beschreibung der durch das Konzil stark veränderten derzeitigen Situation der Laien in der Kirche versucht. Diese ist geprägt durch ein erneuertes Bewußtsein von der Mitverantwortung der Laien für die Heilssendung der Kirche, vom Entstehen neuer kirchlicher Dienste für Laien in Liturgie und Seelsorge und vom Aufblühen neuer Bewegungen und Vereinigungen unter den Katholiken.

Im zweiten Teil werden im Licht des Zweiten Vatikanums die Aussagen der Heiligen Schrift aufgezeigt, auf denen „die Berufung und der Sendungsauftrag der Laien in Kirche und Welt" beruhen. Die Berufung zur Mitwirkung am Heilsauftrag der Kirche ergibt sich demnach vor allem aus der Taufe, die jedoch nicht jeden verpflichte, alles zu leisten; vielmehr gelte der Grundsatz der „Einheit der Berufung, aber Verschiedenheit der Dienste". Das Zweite Vatikanische Konzil weise den Laien die Aufgabe zu, den weltlichen Bereich nach dem Willen Gottes zu gestalten durch das Zeugnis ihres Lebens und ihr Wirken im Geist der Nächstenliebe.

Der dritte Teil („Zeugen des auferstandenen Christus") regt zum Nachdenken über die pastoralen Fragen an. Dort wird unter anderem festgestellt, daß die Berufung zum Apostolat ein Grundzug des Christseins überhaupt ist. Es kann individuell oder in Vereinigungen geleistet werden; das individuelle Apostolat ist – dem Konzil zufolge – unersetzlich, immer notwendig und zuweilen das einzig mögliche, weil jeder zumindest durch seine Lebensführung Zeugnis für Christus ablegen kann; das Apostolat in Vereinigungen füge diesem eine breitere gesellschaftliche Wirkung hinzu und müsse in seiner Entwicklung den gestiegenen Anforderungen der vergangenen zwei Jahrzehnte entsprechen (KNA).

AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

1. Päpstliche Kommission „Iustitia et Pax"

„Im Dienste der menschlichen Gemeinschaft: Ein ethischer Ansatz zur Überwindung der internationalen Schuldenkrise" – dies ist der Titel eines Dokuments, das von der Päpstlichen Kommission „Iustitia et Pax" erarbeitet worden ist.

Im Laufe der Jahre ist die Verschuldung – besonders für die Entwicklungsländer – immer mehr zu einem ernsthaften Problem geworden. Es ist nicht zu übersehen, daß einige dieser Länder nicht in der Lage sind, ihren internationalen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen und Gefahr laufen, mittellos zu werden – und dies mit all den sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen, insbesondere für die ärmsten Länder, die eine solche Entwicklung mit sich bringen würde.

Die katholische Kirche hat nun die internationale Staatengemeinschaft aufgerufen, das Problem der weltweiten Schuldenkrise durch „neue Formen der Solidarität" zwischen Entwicklungs- und Industrieländern zu lösen. Den Industrieländern empfiehlt

die Päpstliche Kommission „Iustitia et Pax" ein Hilfsprogramm zugunsten der weniger reichen Nationen. Die Entwicklungsländer fordert das am 27. Januar 1987 veröffentlichte Dokument auf, die internen Ursachen für ihre Finanzmisere zu beseitigen: nämlich Machtmißbrauch, Steuerhinterziehung, Bestechung, Währungsspekulationen, Kapitalflucht und Schmiergelder im Zusammenhang mit internationalen Verträgen.

Angesichts einer weltweiten Auslandsverschuldung von über 1000 Milliarden US-Dollar wolle das Dokument den reichen und armen Ländern Prioritäten und Ziele vorgeben, wie sie zu einer Lösung dieses alarmierenden Problems beitragen könnten. Zwar gehe es der Kirche zunächst um ethische Fragen, dennoch habe man Möglichkeiten aufzeigen wollen, wie die mitunter festgefahrenen Kontakte zwischen Gläubigern, Schuldnern und Finanziers entflochten werden könnten, erklärte der Präsident der Päpstlichen Kommission „Iustitia et Pax", Kardinal Roger Etchegaray.

Das Dokument der Päpstlichen Kommission „Iustitia et Pax" ist in drei Abschnitte gegliedert:

1. Zunächst werden die ethischen Prinzipien vorgebracht (erster Teil):
   Ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl muß geschaffen werden; Mitverantwortung bei der Suche nach Ursachen und Lösungen; gemeinsame Anstrengungen, wobei besondere Verantwortung bei den Ländern mit größeren Ressourcen liegt; Teilnahme aller an der Suche nach Lösungen; Notwendigkeit, dringend zu ergreifende Maßnahmen und langfristige Lösungen herauszufinden.
2. Dringende Maßnahmen sollen für jene Länder ergriffen werden, die am Rande des Bankrotts stehen; in der augenblicklichen krisenschweren Lage ist es eine Frage von Überlebensethik, bei der die Zusammenarbeit aller gefordert ist. Ein Dialog des gegenseitigen Verständnisses und der Gerechtigkeit muß zwischen den Gläubigern und den Schuldnern herbeigeführt werden (zweiter Teil). Aber es ist wichtig, nicht an dieser Stelle zu verharren: Es geht darum, und zwar für jedes Land, die Voraussetzungen für eine mittel- bzw. langfristige Entwicklung erneut zu finden.
3. Daraus ergibt sich der dritte und längste Teil, der sehr ausführlich behandelt wird: „Gemeinsame Übernahme der Verantwortung für die Zukunft". Hierin werden die ethischen Prinzipien (Teil 1) konkret auf die verschiedenen „Protagonisten" der internationalen Finanzwelt angewandt und die entsprechenden Verantwortlichkeiten eines jeden genauestens angeführt. So ruft Johannes Paul II. uns in Erinnerung: „Euch, die Geschäftsleute und die Verantwortlichen im Finanz- und Handelsbereich, rufe ich dazu auf, eure Verantwortung für alle eure Brüder und Schwestern erneut zu überprüfen" (Botschaft zum Weltfriedenstag 1986, Nr. 7).

Der Aufruf ist in diesem Bereich an die Führer aus Politik und Gesellschaft gerichtet sowie an jene, die in der Kirche Verantwortung tragen, damit gemeinsam die notwendigen Maßnahmen für Gerechtigkeit und Solidarität auf nationaler und internationaler Ebene ergriffen werden.

Kardinal Etchegaray betonte, daß gerade auch die lateinamerikanischen Bischofskonferenzen diesem Problem äußerste Dringlichkeit beimessen würden, 18 von 22 Episkopaten hätten es an die erste Stelle der Prioritätenliste gerückt. Allein Mexiko, Argentinien und Brasilien seien zusammen mit über 250 Milliarden Dollar verschuldet. In manchen afrikanischen Ländern sei die wirtschaftliche Situation noch aussichtloser. Weiter erläuterte der Kardinal, daß Vertreter aus den Industrie- und Entwicklungsländern sowie Bankfachleute an der Erstellung des Dokuments mitgewirkt hätten (Fidesdienst v. 4. 2. 87, Nr. 3548, ND 35).

2. Staatssekretariat

Daten aus dem Päpstlichen Jahrbuch 1987: Der Anstieg der Priesterberufe hält weltweit an. Insgesamt sind in der katholischen Kirche im Jahr 1985 6734 Priester geweiht worden, 6,3 Prozent mehr als im Vorjahr. Auch die Anzahl der Priesteramtskandidaten ist mit 85084 gegenüber dem Vorjahr um 6,23 Prozent angestiegen. Weiterhin im Aufwärtstrend befindet sich auch die Zahl der Ständigen Diakone, die im Jahr 1985 um 6,9 Prozent auf insgesamt 12541 angewachsen ist.

Wie aus den veröffentlichten Daten ersichtlich, zählte die katholische Kirche am Ende des Jahres 1985 insgesamt 403480 Priester, davon 253319 Diözesan- und 150161 Ordenspriester. Die 6734 Neupriester gliedern sich in 4778 Diözesan- und 1956 Ordenspriester.

Die Zahl der Bischöfe beträgt insgesamt 3885, davon wurden 135 vom Papst im Jahr 1986 ernannt. Die Anzahl der Bischofssitze verringerte sich trotz der Neugründung zahlreicher Diözesen in der Dritten Welt von 2446 auf 2421. Der Grund dafür ist die einschneidende Reform der Bistümer in Italien, bei der rund hundert Bischofssitze mit ihren Nachbardiözesen zusammengelegt wurden.

Mit drei Ländern, Antigua und Barbuda, Guinea und Guinea-Bissau, hat der Heilige Stuhl im Laufe des Jahres 1986 diplomatische Beziehungen aufgenommen. Außerdem wurde die Gesandtschaft der Republik San Marino in den Rang einer Botschaft erhoben.

Diplomatische Beziehungen unterhält der Heilige Stuhl mit 118 Staaten. 118 Länder sind gleichfalls beim Heiligen Stuhl akkreditiert.

Im Laufe des achtjährigen Pontifikats Johannes Pauls II. hat der Heilige Stuhl mit 26 Ländern diplomatische Beziehungen aufgenommen (L'Osservatore Romano in deutscher Sprache n. 7 v. 13. 2. 87, S. 3).

AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

1. Vereinigung der geistlichen Schwestern

Die Vereinigung der geistlichen Schwestern in der Erzdiözese München und Freising, einem dem Ordensreferat im Münchner Erzbischöflichen Ordinariat zugeordnete Einrichtung, die seit 1974 besteht, hat eine neue Vorstandschaft gewählt. Erste Vorsitzende wurde Sr. Roswitha Wanke von der Münchener Niederlassung der Schwestern vom Guten Hirten. Sr. Eustochium Bischopink von der Münchener benediktinischen Kommunität Venio wurde stellvertretende Vorsitzende. Zur Geschäftsführerin wählte die aus 140 Delegierten bestehende Mitgliederversammlung die Garser Missionsschwester vom Heiligsten Erlöser, Sr. Monika Erhard. In den erweiterten Vorstand wurden weitere zwölf Ordensfrauen aus verschiedenen Gemeinschaften der Erzdiözese gewählt. Fragen der Spiritualität, der Ausbildung des Nachwuchses, Fortbildungsangebote und die Sorge um ältere Schwestern zählen unter anderem zum Aufgabenbereich der Vereinigung. – Die Wahl fand am 21. Februar 1987 statt (Ordinariats-Korrespondenz, München, Nr. 8 v. 26. 2. 87).

2. Tagung der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Novitiatsleiter (AGNO)

Die diesjährige Werkwoche der Novizenmeister fand in Vallendar im Pallottihaus statt (23. 2. bis 27. 2. 1987). Zu dieser Tagung kamen 51 Mitbrüder aus der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und Liechtenstein. Die Werkwoche stand unter dem *Thema:* „Ordensleben in der Spannung von Gottesbegegnung und Sendung". In Referaten, Gruppenarbeit, Meditation und Übungen wurde das Thema auf dem Hintergrund konkreter Erfahrung mit der Ordensjugend und den Fragen der Zeit angegangen.

Thematisiert wurden unter anderem folgende Fragen:

- „Gottesbegegnung und Zeitprobleme" (Einführung)
- „Einheit von Gottesbegegnung und Sendung beim Ordensgründer" (These)
- „Spannung im Ordensleben heute" (Antithese)
  + Schwierigkeiten, in unserer Zeit Gott zu entdecken
  + Schwierigkeit mit religiösen Formen
  + Schwierigkeiten, im Rahmen des Ordenslebens auf Fragen und Probleme unserer Zeit zu antworten
- „Einheit von Gottesbegegnung und Sendung als Ziel des Ordenslebens" (Synthese)
- „Lern- und Lebensmodelle nach der Heiligen Schrift" (Arbeitsgruppen).

Zu dieser inhaltlichen Seite erscheint ein Werkheft zur Werkwoche.

Auf dieser Tagung wurde ein neuer *Vorstand* gewählt: P. Konrad Flatau SCJ; Br. Daniel Graf FMMA; P. Gerfried Bramlage OP.

NACHRICHTEN AUS DEN ORDENSVERBÄNDEN

1. Franziskaner

Pater John Vaughn OFM, der Generalminister der Franziskaner, ging in einem Gespräch mit der österreichischen Nachrichtenagentur Kathpress auf Behauptungen ein, wonach es seit einiger Zeit Tendenzen zur Beschränkung der Freiheiten der Ordensgemeinschaften geben soll. „Ich bin mir einer solchen Tendenz nicht bewußt", meinte der Franziskaner-General. „Ich wüßte auch keine Fakten, die diesen Eindruck begründen könnten." Die Ordensgemeinschaften erhielten von der vatikanischen Ordenskongregation „Hilfe, Anleitungen und Richtlinien", dies tue aber ihrer Freiheit keinen Abbruch. „Ich finde, daß wir viel Freiheit haben", meinte P. Vaughn. In besonderem Maße sei dies bei den Wahlen der Ordensleitung der Fall. Es habe „keine Einmischung" gegeben, vielmehr „wurde uns bei unseren Generalkapiteln gesagt, daß wir vollkommene Freiheit gemäß unseren Konstitutionen genießen, denjenigen zu wählen, von dem wir meinen, daß er am besten nach Gottes Willen sein Amt ausführen könnte".

Im Franziskanerorden gebe es einen deutlichen Aufwärtstrend in den Ordensberufungen: Nach einem Tiefpunkt von etwa 400 Ordenseintritten im Jahr seien die Berufungen in den letzten fünf Jahren wieder auf 700 pro Jahr gestiegen. Diese Aufwärtstendenz sei auch bei den anderen franziskanischen Ordensgemeinschaften festzustellen (Ordensnachrichten 25, 1986, 435).

2. Jesuiten

Der Jesuitenorden wird seine Aktivitäten mehr und mehr auf die unmittelbare Mitsprache aller seiner Mitglieder bei den Entscheidungen des Ordensoberen aufbauen. Dies bekräftigt der Generalobere der Gesellschaft Jesu, Peter Hans Kolvenbach, in einem im November 1986 veröffentlichten Brief an die rund 27000 Jesuiten in aller Welt. Der Ordensobere setzt damit den von den letzten drei Generalversammlungen seines Ordens gewünschten Führungsstil der „geistlichen Unterscheidung in Gemeinschaft" fort und weist gegen alle aufgetretene Kritik nach, daß dies voll und ganz den Absichten des Ordensgründers, des heiligen Ignatius von Loyola, entspricht.

Die Autorität des Ordensoberen und der Vorgesetzten auf regionaler Ebene werde durch die Beteiligung aller an den Entscheidungsprozessen nicht eingeengt oder geschwächt, sondern im Gegenteil gestärkt, heißt es in dem Schreiben. Der Obere habe das Recht, alle Mitglieder der Gemeinschaft zur Mitarbeit heranzuziehen. Diese müßten ihm alle notwendigen Hinweise liefern, um in einer bestimmten Situation die

bestmögliche Entscheidung treffen zu können. Wenn alle an der Vorbereitung einer Entscheidung beteiligt waren, werde diese leichter Zustimmung und positives Engagement finden.

Ein ganzes Bündel von „Zeichen der Zeit" zwingt nach den Worten des Jesuitengenerals dazu, den Grundsatz des heiligen Ignatius von der „geistlichen Unterscheidung" in dieser Weise gemeinschaftlich auszudeuten. P. Kolvenbach zählt dazu das „gestiegene Bewußtsein des freien Menschen von seiner Würde und seiner Fähigkeit zur aktiven Teilnahme", die Leitlinien des Zweiten Vatikanischen Konzils, das neugefaßte Kirchenrecht, das zu einer aktiveren Beteiligung der einzelnen Ordensleute an der Führung ihrer Gemeinschaft ermuntert, sowie die drei letzten Generalkongregationen der Gesellschaft Jesu selbst. Schließlich fordere auch die Analyse der zunehmend komplizierteren Situation die Zusammenarbeit von verschiedenen Standpunkten aus, wenn der Ordensobere in der Lage sein soll, die bestmögliche Antwort auf die Herausforderung des Augenblicks zu geben.

Der 16 Seiten lange Brief des Jesuitengenerals ist eine Antwort auf die rund 5000 in Rom eingegangenen Berichte über die Lage der Jesuitenniederlassungen im Jahre 1985. Die Berichterstatter waren dabei besonders um eine Stellungnahme zu dem in den letzten Jahren eingeführten „demokratischeren" Führungsstil gebeten worden (Ordensnachrichten 25, 1986, 436).

3. Franziskanerinnen vom Unbefleckten Herzen Mariens

Indische Franziskanerinnen „Vom Unbefleckten Herzen Mariens", die seit 1982 bereits in West-Berlin arbeiteten, haben nun im Spandauer Ortsteil Hakenfelde einen weiteren Konvent gegründet. Zusätzlich zu den 13 Schwestern, die in einem Charlottenburger Seniorenzentrum als Alten- und Krankenpflegerinnen tätig sind, arbeiten künftig fünf Inderinnen im St.-Elisabeth-Stift, einem gleichfalls katholischen Seniorenheim am Fichtenweg. Das Mutterhaus der Ordensfrauen befindet sich in Kerala (Internat. Fidesdienst v. 3. 12. 86, Nr. 3538, ND 374).

4. Salesianer Don Boscos

Um nahezu 50 Prozent vermehrt haben die Salesianer ihre Präsenz in Afrika dank gezielter Anstrengungen in den letzten acht Jahren. Waren 1978, als die Salesianer das „Projekt Afrika" zur Verstärkung ihrer Präsenz auf dem schwarzen Kontinent lancierten, rund 400 Ordensmitglieder in Afrika tätig, so sind es dieses Jahr 572. Nämlich 420 Priester, 91 Brüder, 62 Studenten und 17 Novizen. Allein 1986 wurden in Afrika elf neue Salesianergemeinschaften gegründet. Waren die Salesianer 1978 an insgesamt rund 50 Einsatzstellen in ganz Afrika tätig, so sind die Schwerpunkte der Salesianertätigkeit in Afrika heute 62 Pfarreien, 52 Jugendzentren, 30 Berufsausbildungsstätten, 24 Schulen aller Stufen, 10 Pensionate und drei Landwirtschaftszentren.

Inzwischen erhält der Orden auch aus Afrika weiteren Nachwuchs. Fünf Häuser nehmen die afrikanischen Aspiranten auf. Junge Salesianer aus sieben Nationen Afrikas leben in Kansebula (Zaire) in einer Formationsgemeinschaft zusammen. Ein Haus für die afrikanischen Salesianer-Theologiestudenten existiert bereits in Nairobi (Kenia); ein neues theologisches Ausbildungszentrum in Lubumbashi (Zaire) ist in Vorbereitung (Internat. Fidesdienst v. 13. 12. 86, Nr. 3540, ND 387).

KONTAKTGESPRÄCH ZWISCHEN DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ UND DER VDO

Am 21. Januar 1987 fand in Köln das zehnte Kontaktgespräch zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und den Hö-

heren Obern der Priesterorden (VDO) statt. Über das Gespräch informiert folgendes Protokoll (vgl. auch OK 27, 1986, 203).

Anwesend:
Joseph Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz;
Dr. Klaus Hemmerle, Bischof von Aachen, Vorsitzender der Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste (K IV);
Frau Dr. Marianne Tigges, Bonn, Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz;
P. Provinzial Dr. Herbert Schneider OFM, Düsseldorf, Erster Vorsitzender der VDO;
P. Provinzial Dr. Hans Zwiefelhofer SJ, München, Zweiter Vorsitzender der VDO;
P. Dr. Karl Siepen C.Ss.R., Köln, Generalsekretär der VDO.

Tagesordnung:
Seitens der Bischöfe und seitens der VDO waren je 7 Tagesordnungspunkte vorgeschlagen worden, die sich zum Teil deckten. Darum werden hier nur die TOP in der Reihenfolge, wie sie besprochen wurden, aufgeführt.

1. Rückblick auf den Katholikentag in Aachen
2. Vorgehen bei Aufnahme ehemaliger Ordensmitglieder oder -kandidaten unter die Priesteramtskandidaten eines Bistums
3. Berufungspastoral
4. Schritte zur Vereinfachung der Beichtjurisdiktion für Ordenspriester
5. Frage der Exemtion
6. Ordenspriester in der Militärseelsorge
7. Orden – Zeichen des Glaubens und Träger der Zuversicht – Bericht über die Vollversammlung der VDO 1986
8. Wie sieht die deutsche Kirche Bereiche, in denen Ordensleute oft engagiert sind?
9. Ordenshochschulen – theologische Fakultäten. Beitrag zum Dialog zwischen Kirche und Wissenschaft
10. Bedeutung der kirchlichen und Ordens-Internate

Das ursprünglich am 12. Dezember 1986 vorgesehene Kontaktgespräch mußte wegen der Amerika- und Asienreise des Vorsitzenden der DBK auf den 21. Januar 1987 verlegt werden.

Nach einer Schriftlesung begrüßt Herr Kardinal Höffner die Vertreter der VDO und entschuldigt den Vorsitzenden der Ständigen Arbeitsgruppe für Ordensfragen der K IV, Herrn Weihbischof Hans Leo Drewes, der wegen Glatteis nicht kommen konnte, und den Sekretär der DBK, Herrn Prälat W. Schätzler, der eine römische Kommission zur Vorbereitung des Papstbesuches im Mai 1987 begleiten mußte.

Ergebnisse:

1. *Rückblick auf den Katholikentag*
Die Wirkung eines Katholikentages in der Diözese Aachen ist nur schwer festzustellen, doch hat in der Stadt Aachen das Erlebnis des Katholikentages eine positive Auswirkung.

Die Erfahrungen der Orden waren unterschiedlich, weil die Angebote des Katholikentages räumlich weit auseinanderlagen und zum Teil schwer erreichbar waren. Doch war das Interesse für die Orden und geistlichen Gemeinschaften groß und viele haben konkret geistliche Gemeinschaft erfahren.

Auch die Angebote zu geistlichem Gespräch und Beichte wurden gut genutzt, wobei auffiel, daß zum Teil nur bei Gelegenheit eines Katholikentages gebeichtet wird, ein Grund mit, die Katholikentage nicht nur alle 4 Jahre durchzuführen.

2. *Vorgehen bei der Aufnahme ehemaliger Ordensmitglieder oder -kandidaten unter die Priesteramtskandidaten eines Bistums*
Die Vertreter der DBK und der VDO stimmen darin überein, daß der Regens eines Bistums bzw. der Novizenmeister und Provinzial einer Ordensgemeinschaft darum wissen sollten, wenn jemand schon Kandi-

dat in einem Orden bzw. in einer Diözese war. Das gleiche gilt für einen Wechsel von einem Orden in einen anderen. Es wird daran erinnert, daß jeweils die Gründe für den Übertritt bei der früheren Stelle erfragt werden sollten.

3. *Berufungspastoral*

Für die Herbstvollversammlung der DBK 1988 ist ein Studientag über Berufungspastoral geplant. Die K IV ist mit der Vorbereitung beauftragt.

Die Nachwuchszahlen für geistliche Berufe in Deutschland und Europa sind nicht sehr gut. Besonders der Schwesternnachwuchs ist stark zurückgegangen. Daher soll die Berufungspastoral neu überdacht werden. Wichtig ist nicht nur die Information, sondern die Begegnung, die Freude und Begeisterung für die Kirche wecken sollte.

Eine stärkere Verbindung der Diözesanstellen Berufe der Kirche mit der Militär- und Zivildienstseelsorge wäre angebracht, weil in dieser Zeit die Entscheidungen fallen. Daher sollte die Berufungspastoral breiter angelegt sein.

Die Kandidaten selbst brauchen bei der heutigen Situation der Jugend eine langfristige, spirituelle Begleitung, die Gemeinschaft von Christen, die sich in diesem Alter stützen (Zusammensein im Beten, in der Feier der Liturgie, im geistlichen Austausch). Selbst „gut katholische" Familien hindern nicht selten ihre Kinder, sich für einen Priester- oder Ordensberuf zu entscheiden.

4. *Schritte zur Vereinfachung der Beichtjurisdiktion für Ordenspriester*

Beim letzten Kontaktgespräch am 11. 12. 1985 war die VDO gebeten worden, eine Stellungnahme zur Frage der Beichtjurisdiktion durch zwei Kanonisten erstellen zu lassen. Am 21. Februar 1986 konnte Herrn Prälat Schätzler ein Gutachten von Prof. Dr. Rudolf Henseler C.Ss.R. und Prof. DDr. Paul Zepp SVD vorgelegt werden.

Als Beschlußvorlage wurde vorgeschlagen: Die höheren Obern (Äbte und Provinziale) der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften des apostolischen Lebens päpstlichen Rechts werden von den Ortsordinarien in der Bundesrepublik Deutschland, in deren Diözese die Gemeinschaften eine Niederlassung haben, delegiert, den Patres, die dem jeweiligen Haus neu zugeschrieben werden, die Beichtvollmacht zu geben. Der höhere Obere teilt dem Ortsordinarius die Namen der Patres mit, die in ein Haus einer Diözese versetzt werden.

Es besteht Übereinstimmung zwischen den Vertetern der DBK und der VDO darüber, daß die Frage der Beichtjurisdiktion für alle Ordenspriester einheitlich geregelt werden soll; das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz wird gebeten, die Angelegenheit umgehend zu klären.

5. *Fragen der Exemtion*

Im CIC 1983 ist die Exemtion nur in c. 591 angesprochen. Praktisch werden aber die bisherigen Rechte und Pflichten der exemten Ordensverbände im neuen Recht auf alle klerikalen Ordensverbände päpstlichen Rechts ausgedehnt. Der Unterschied zwischen exemten und nichtexemten klerikalen Verbänden päpstlichen Rechts ist daher kaum noch ersichtlich. Darüber hinaus wird allen Institutionen in c. 586 ausdrücklich eine „gebührende Autonomie" zugesichert.

Zugleich ist die Position des Diözesanbischofs verstärkt worden, und die Ordensleute unterstehen der Gewalt der Bischöfe in dem, was die Seelsorge, die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes und andere Apostolatswerke betrifft.

In der konkreten Anwendung dieser Grundaussagen bestehen für die anwesenden Vertreter der DBK und der VDO keine Probleme. Da Herr Weihbischof Drewes, der diesen TOP eingebracht hatte, verhindert war, soll die Frage zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufgegriffen werden.

6. *Ordenspriester in der Militärseelsorge*
Während die evangelische Kirche alle ihre Dienststellen in der Militärseelsorge besetzt hat, sind auf katholischer Seite eine größere Anzahl der bestehenden Seelsorgsbezirke vakant, im Norden der Bundesrepublik sogar 40%. Nach einem Schlüssel von 1954 sollten die Orden 1/5 der Militärgeistlichen stellen. An hauptamtlichen Militärseelsorgern stellen die Orden jetzt nur 14. Dabei sind allerdings nicht mitgezählt die Ordenspriester, die nebenamtlich in der Militärseelsoge tätig sind, und die vielen Wochenenden und Exerzitien für Soldaten, die in Ordenshäusern angeboten werden.

Die Orden anerkennen die Bedeutung der Militärseelsorge. Sie bietet Möglichkeiten der Intensivpastoral und der verlängerten Jugendseelsorge. Doch scheint es z. Z. besonders schwierig zu sein, unter den Ordenspriestern geeignete Kandidaten für die Militärseelsorge zu finden. Denn in den meisten Fällen ist es notwendig, als Militärseelsorger außerhalb der Gemeinschaft zu leben. Das gilt besonders für den Norden, wo viele Seelsorgsstellen nicht besetzt sind, wo es aber auch kaum Klöster gibt, von denen aus die Seelsorge übernommen werden kann. Das Anliegen wird von den Orden gesehen und anerkannt. Es kommt jedes Jahr auf der Mitgliederversammlung der Äbte und Provinziale Deutschlands zur Sprache, wozu auch immer der Prokurator für die Militärgeistlichen aus den Orden, Militärdekan Fridolin Lechner SAC, eingeladen wird.

7. *Orden – Zeichen des Glaubens und Träger der Zuversicht* – Bericht über die Vollversammlung der VDO 1986 –
P. H. Schneider OFM gibt einen kurzen Überblick über die Thematik der letzten Vollversammlung der VDO. Außerdem erhalten die Anwesenden das ausführliche Prokotoll über diese Versammlung.

a) Zur „Seinsqualität" der Orden führt P. Schneider aus, daß die Orden sich als Teil der Kirche verstehen und am Heilsdienst der Kirche teilnehmen. Von dieser Grundlage aus ist das Zusammengehörigkeitsgefühl der Männerorden sehr stark gewachsen. Auf regionaler Ebene treffen sich die höheren Obern regelmäßig mehrmals im Jahr, um ihre Fragen und Probleme auszutauschen.

b) Die Orden versuchen, um ihre Klöster Freundeskreise zu bilden, die mit ihnen beten und an ihrer Spiritualität teilhaben wollen. Daraus ergeben sich positive Aspekte im Verhältnis zu den Laien und auch eine bessere partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Ordensschwestern.

Ein Beispiel einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit unter Ordensleuten ist die „Initiative Ordensleute für den Frieden", die von den Ordensobern der beteiligten Ordensleute positiv bewertet wird. Für die Obern ist es wichtig, mit den verschiedenen Strömungen und Initiativen im Gespräch zu bleiben.

c) Ein dritter Schwerpunkt ist das Engagement der Orden in der Gesellschaft, in Christus-leere Räume hinein, die Bemühungen um die Fernstehenden, um die Jugend insbesondere. Um eine effektivere Zusammenarbeit zu erreichen, hat die VDO-Kommission Pastoral zum Thema „Evangelisierung der Fernstehenden" einen Fragebogen entworfen, der noch ausgewertet wird. (In den Großstädten werden viele Kinder nicht mehr getauft. In Köln leben 56000 Muslime.) Die VDO-Kommission „Bildung und Erziehung" bereitet ein Arbeitspapier vor „Orden und Jugend".

Um die cura specialis der Orden für die Gesamtpastoral besser zu sehen, schlägt der Vorsitzende der DBK vor, in den nächsten Jahren speziell mit den Priesterorden innerhalb der Bischofskonferenz einen Studientag vorzubereiten. Die Bayerische Bischofskonferenz wird demnächst das Thema „Jugendpastoral" behandeln.

8. *Wie sieht die deutsche Kirche Bereiche, in denen Ordensleute oft engagiert sind?*
Die Bischöfe legen Wert darauf, daß im Leben und Wirken der Orden ihre Spiritualität, ihre gesunden Überlieferungen, ihr Patrimonium, zur Geltung kommen (etwa in der umfassenden Verkündigung der Frohen Botschaft, in einer beschaulichen Kommunität). Die Orden sollten gleichsam den Reichtum der eigenen Gemeinschaft leben. Dabei wird es immer gewisse Spannungen geben zwischen dem Dienst der Orden in der Diözese, in der sie leben, und ihrem missionarischen Apostolat, das universalkirchlich ausgerichtet ist.

9. *Ordenshochschule – theologische Fakultäten. Beitrag zum Dialog zwischen Kirche und Wissenschaft*
Die Ordenshochschulen haben immer schon gewisse Akzente und Spezialfächer gehabt, die von den theologischen Fakultäten nicht eingebracht werden. Auch die Spiritualität der verschiedenen Orden prägt die Ausbildung einer Ordenshochschule. Schließlich wurden in den Orden immer schon bestimmte anerkannte theologische Richtungen entwickelt (Thomas von Aquin, Duns Scotus, Suárez), die gepflegt werden sollten. Daher haben die Ordenshochschulen auch heute bei geringeren Hörerzahlen ihre Berechtigung. Denn wenn die Ordensleute nicht mehr an der eigenen Hochschule studieren, werden Theologie und Spiritualität auseinandergerissen. Es wäre daher sehr zu bedauern, wenn die Ordenshochschulen sich selbst aufgeben würden. Bei allem Bemühen um Gleichwertigkeit wäre darauf zu achten, nicht zu sehr in den Sog der staatlichen Richtlinien zu kommen.

Eine wichtige Aufgabe für die Ordenshochschulen ist auch der Dialog mit den Universitäten, wo die Tendenz zu einer immer stärkeren Spezialisierung auf engste Felder hingeht. „Sie wissen immer mehr von immer weniger!" Wo Ordensleute darauf angewiesen sind ihr Grundstudium an staatlichen Hochschulen zu absolvieren, sind begleitende Kurse innerhalb der Ordensgemeinschaft unerläßlich.

Von seiten der bischöflichen Gesprächspartner und der Ordensvertreter wurde in diesem Zusammenhang bemerkt, daß immer mehr Ordensleute Lehrstühle an staatlichen Hochschulen übernehmen. Sie verlieren damit leicht das rechte Verhältnis zum Ordensleben.

10. *Bedeutung der kirchlichen und Ordensinternate*
Das Problem der Ordensinternate, das heute immer komplizierter wird, konnte aus Zeitmangel nur noch kurz angesprochen werden.

Die Ordensinternate, die früher meistens berufsgebunden waren, sind heute nur noch in einzelnen Fällen berufsbezogen, meistens aber offen. Damit haben viele innerhalb der Orden ihre Priorität für die Gemeinschaft verloren. Hinzu kommt noch, daß in den meisten Fällen der Besuch einer Höheren Schule nicht mehr vom Wohnen im Internat abhängig ist, weil das Netz der Höheren Schulen heute sehr dicht ist. Viele Gemeinschaften haben daher ihre Internate aufgegeben, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen. Mit dem Verlust der Internate verlieren die Kirche und die Orden wertvollen Raum für eine intensive katechetische Betreuung. Es wäre daher wünschenswert, wenn die wenigen Internate mit besonders geprägtem Erziehungsziel erhalten blieben und auch die Finanzierbarkeit mit Hilfe der Diözesen geregelt werden könnte, wie es bereits in einzelnen Diözesen der Fall ist.

Da die Zeit abgelaufen war, konnten weitere Punkte wie „Mitarbeit der Orden in der Gemeindepastoral" und die „Orts- und weltkirchliche Dimension der Orden" nicht mehr besprochen werden. Mit einem Wort des Dankes beendete der Vorsitzende der DBK das 10. Kontaktgespräch.

DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ

1. Wort zur Bundestagswahl

In dem Wort zur Bundestagswahl 1987 sprechen die Bischöfe von einem „gefestigten, demokratischen Gemeinwesen". Allerdings gebe es immer dort, wo Menschen handeln, auch Anlaß zur Kritik. Verärgerung dürfe aber kein Grund sein, nicht zur Wahl zu gehen.

Vor allem an die jungen Menschen richten die Bischöfe die Bitte, die politischen Möglichkeiten und Gegebenheiten nüchtern einzuschätzen. „Utopien sind ein schlechter Ratgeber und münden in Enttäuschung", heißt es wörtlich.

Die Bischöfe weisen auf einige Themen hin, die für die Wahlentscheidung des Christen wichtig sind:

1. Die Sorge um den äußeren Frieden. Dazu gehöre der Abbau von Spannungen und die verbindliche Absprache zum Abbau von Rüstung. Nach Ansicht der Bischöfe werden „alle Friedensbemühungen" aber nur „dann Erfolg haben, wenn sie auf Gerechtigkeit gegründet sind und die Menschenrechte garantieren".
2. Die Erhaltung des Friedens im eigenen Land. Auch der innere Friede sei ein Werk der Gerechtigkeit. Dazu gehöre:
   - Die Ehrfurcht gegenüber dem Menschen. Die Erbanlagen dürften nicht manipuliert werden, das Leben der Menschen brauche den Schutz der Mitmenschen, der Gesellschaft und des Staates und schließlich dürfe das Leben nicht durch Euthanasie beendet werden.
   - Beim Umgang mit der Natur und ihren Schätzen müsse auch an die künftigen Generationen gedacht werden. Deshalb dürfe die Erde nicht rücksichtslos ausgebeutet werden.
   - Als reiches Land habe die Bundesrepublik Deutschland eine besondere Verantwortung gegenüber den wirtschaftlich schwächeren Ländern.
3. Die Besserung der wirschaftlichen Lage und der Staatsfinanzen müsse in erster Linie den wirtschaftlich Schwächeren und der kommenden Generation zugute kommen. Zur Stärkung der Familie seien längst fällige Schritte durch die Einführung des Erziehungsgeldes, durch Steuererleichterungen und durch die Absicherung der Renten eingeleitet worden. Dieser Weg müsse fortgesetzt werde.
   Hinsichtlich der hohen Zahl von Arbeitslosen fordern die Bischöfe alle Verantwortlichen auf, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um zukunftssichere neue Arbeitsplätze zu schaffen.

2. Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz

Die 68 Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz kamen zu ihrer diesjährigen Vollversammlung vom 9. bis 12. März 1987 in Stapelfeld (Cloppenburg) zusammen.

Themen der Beratungen waren Fragen der genetischen Beratung und der pränatalen Diagnostik; die Novellierung der Rahmenstatuten und Ordnungen für Diakone und Laien im pastoralen Dienst; gesellschaftspolitische Perspektiven für die nächsten Jahre; die Haltung einiger Einzelgewerkschaften zum § 218 und die Beziehungen zu anderen Bischofskonferenzen. Auch der bevorstehende Besuch von Papst Johannes Paul II. in Deutschland stand auf der Tagesordnung. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz gab zum Abschluß eine Pressekonferenz (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz).

RAT DER EUROPÄISCHEN BISCHOFSKONFERENZEN

Der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (Consilium Conferentarium Episcopalium Europae = CCEE), der derzeit 25

Mitglieder umfaßt – mit Ausnahme von Albanien sind im CCEE alle Länder Europas vertreten – beschloß am 8. März mit einem Pontifikalamt im Mainzer Dom seine diesjährige Zusammenkunft.

Die Neu-Evangelisierung Europas stand im Mittelpunkt der Zusammenkunft der Präsidenten der europäischen Bischofskonferenzen vom 6. bis 8. März 1987 in Dieburg (bei Darmstadt). Dabei ging es darum, bei der Schaffung einer von christlichen Werten mitbestimmten Kultur in Europa stärker auf der Ebene der europäischen Bischofskonferenzen und der Kirchen in den einzelnen Ländern zusammenzuarbeiten. Die Bemühungen um eine Neu-Evangelisierung sind auf dem Hintergrund der Säkularisierung und des Atheismus notwendig.

Die Thematik der Zusammenkunft in Dieburg geht zurück auf die Beratungen des VI. Symposiums der europäischen Bischöfe im Oktober (7.–11.) 1985 in Rom. Papst Johannes Paul II. hatte die Präsidenten der Bischofskonferenzen in einem Brief vom 2. Januar 1986 aufgefordert, „auf die tiefen und vielschichtigen kulturellen, politischen und ethisch-geistigen Veränderungen, die schließlich der Struktur der europäischen Gesellschaft eine neue Gestalt gegeben haben" mit einer „neuartigen Evangelisierung" zu antworten, „die es versteht, dem heutigen Menschen die bleibende Heilsbotschaft in überzeugenden Formen vorzulegen" (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz).

VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

1. Kardinal Höffner – Mittelamerika

Fünf mittelamerikanische Staaten, ein Gespräch bei einer Zwischenlandung in Havanna (Cuba), Ehrendoktorwürde in Mexiko, Weiterreise über Tokio nach Manila, auf der Rückfahrt Informationsgespräch in Hongkong über die Arbeit der dortigen Caritas (über 300 Mitarbeiter) – das war das Programm des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Joseph Höffner, innerhalb von 14 Tagen (2.–16. Dezember 1986). In Mittelamerika ließ es der Kölner Erzbischof nicht an deutlichen Worten fehlen:

Die armen Länder seien keineswegs verpflichtet, ihre Schulden vollständig an die reichen Länder zurückzuzahlen, wenn dies ihre innere soziale Struktur – und damit das Gemeinwohl – gefährde.

Angesichts der ungerechten Landverteilung sei im Interesse des Gemeinwohls an eine entschädigungslose Enteignung zu denken; denn eine Entschädigung nach dem Verkehrswert belaste die Allgemeinheit in unerträglicher Weise. Die Großmächte sollten sich aus Mittelamerika zurückziehen, die Länder hätten einen Anspruch auf eine eigene und selbständige Entwicklung.

Konsequenterweise lobte der Kardinal das gesellschaftspolitische Engagement der Kirche in diesen Ländern. Ohne diesen Einsatz erfülle die Kirche ihren Auftrag nur zum Teil.

So unterschiedlich die Verhältnisse in den von knapp 22 Millionen Menschen bewohnten Ländern Nicaragua, Costa Rica, El Salvador, Honduras und Guatemala auch sind, die Rolle der Kirche unterscheidet sich kaum: sie hat – mit Ausnahme von Costa Rica – überall die Rolle des Anwalts gegenüber der Politik und vor allem gegenüber dem Militär (KNA).

2. Kardinal Wetter – Versöhnung mit Gott als Dienst an der Einheit: Der Weg Edith Steins

Anfang Mai wird der Papst zum zweiten Mal nach Deutschland kommen und während seines Besuches zwei Seligsprechungen vornehmen. Am 1. Mai wird er in Köln die Karmelitin Edith Stein und am 3. Mai

hier in München den Jesuitenpater Rupert Mayer seligsprechen. Damit sind zwei Dinge angesprochen, die unseren protestantischen Brüdern und Schwestern Schwierigkeiten bereiten, ja uns voneinander trennen: Papsttum und Heiligenverehrung. Trotzdem sollen wir diesen Fragen nicht aus dem Wege gehen.

Vielleicht entdecken wir in dem, was uns trennt, auch manches, was uns verbindet. Vielleicht finden wir im Lebensweg von Menschen, die wir Katholiken als Heilige oder Selige verehren, auch Wege, die uns zueinander führen; Wege, die nicht von Menschen erfunden wurden, sondern die Gott gebahnt hat, um die Einheit seines Volkes wiederherzustellen, die von Menschen zerrissen wurde. Schauen wir heute abend miteinander auf Edith Stein, da für ihren Lebensweg ökumenische Begegnungen ganz entscheidend waren.

Edith Stein wurde am 12. Oktober 1891 in Breslau als Kind jüdischer Eltern geboren. Ihre Geburt fiel auf den Tag des großen jüdischen Versöhnungsfestes, auf den Jom Kippur, der durch Fasten, Beten und Sühne für die Sünden ausgezeichnet war. Edith Stein wuchs im Kreis der Familie im jüdischen Glauben auf.

Noch keine fünfzehn Jahre alt, tritt etwas Merkwürdiges bei ihr ein. Obwohl sie eine glänzende Schülerin war, hatte sie keine Lust mehr, in die Schule zu gehen. Die Mutter schickte ihre Lieblingstochter Edith ein paar Monate nach Hamburg, wo Ediths Schwester verheiratet war.

In dieser Zeit schüttelt Edith Stein den Glauben ihrer Väter ab und nennt sich selber Atheistin, weil sie nicht an das Dasein Gottes glauben konnte. Diese Entwicklung hatte bereits eingesetzt, ehe sie die Schule verließ und nach Hamburg ging. Sie selbst schreibt:

„Es fiel mir nicht schwer, von zu Hause fortzugehen. Es war die Zeit, in der ich meinen Kinderglauben verlor und anfing, mich als selbständiger Mensch aller Leitung durch Mutter und Geschwister zu entziehen.. (In Hamburg) habe ich mir das Beten ganz bewußt und aus freiem Entschluß abgewöhnt. Über meine Zukunft dachte ich nicht nach, aber ich lebte weiter in der Überzeugung, daß mir etwas Großes bestimmt sei." Als Dreizehn-, Vierzehnjährige war Edith Atheistin, eine Gottlose, geworden. Ganz bewußt und aus freiem Entschluß hat sie sich das Beten abgewöhnt. Gott spielt in ihrem Leben keine Rolle. Damit ist jedoch nicht alles gesagt über das, was in jenen Jahren in ihrem Innersten vorging. Im Rückblick auf jene Jahre schrieb sie später einmal:

„Meine Suche nach der Wahrheit war ein einziges Gebet." Ein großartiges Wort, ein Wort des Trostes für alle, die sich mit dem Glauben schwertun. Es ist Edith Steins Eigenart, nichts ungeprüft hinzunehmen, nicht einmal den Glauben ihrer Väter. Sie will den Dingen auf den Grund gehen. Darum sucht sie unerbittlich nach der Wahrheit. Sie sucht die Wahrheit mit dem Verstand im Studium der Philosophie und wird Schülerin von Edmund Husserl. Gott aber führt die Suchende auf einen anderen Weg, um sie die Wahrheit mit dem Herzen finden zu lassen. Im November 1917 fiel Professor Reinach in Flandern. Edith Stein war mit Herrn und Frau Reinach befreundet. Beide waren wie Edith Stein jüdischer Abstammung, sie hatten ein Jahr zuvor die Taufe empfangen und waren protestantische Christen geworden.

Frau Reinach bat Edith Stein, ihrem gefallenen Mann die traurige Freundespflicht zu erfüllen und seinen philosophischen Nachlaß zu ordnen. Edith Stein war selbstverständlich bereit, doch fürchtete sie sich vor der Begegnung mit Frau Reinach. Was für ein Wort des Trostes sollte sie der gebrochenen und verzweifelten Witwe sagen, die nach kurzer, sehr glücklicher Ehe ihren Gatten verloren hat?

Sie fand jedoch keine gebrochene, verzweifelte Witwe vor, sondern eine Frau, die sich

am Kreuz Christi festhielt und sich beim Kreuz Kraft holte, ihren abgrundtiefen Schmerz tapfer zu tragen. Diese Erfahrung traf Edith Stein im Innersten. Sie schreibt später über diese Begegnung:

„Es war dies meine erste Begegnung mit dem Kreuz und der göttlichen Kraft, die es seinen Trägern mitteilt. Ich sah zum ersten Mal die aus dem Erlöserleiden Christi geborene Kirche in ihrem Sieg über den Stachel des Todes handgreiflich vor mir. Es war der Augenblick, in dem mein Unglaube zusammenbrach, das Judentum verblaßte und Christus aufstrahlte im Geheimnis des Kreuzes."

Diese Eröffnung, die Schwester Benedicta erst kurz vor ihrem Tod einem Priester machte, beschloß sie mit den Worten: „Darum konnte ich auch bei meiner Einkleidung keinen anderen Wunsch äußern, als im Orden ‚vom Kreuz' genannt zu werden." Der suchenden Edith Stein geht durch den Glauben der protestantischen Frau Reinach zum ersten Mal Christus im Geheimnis des Kreuzes auf. Aber es sollte noch Jahre dauern, bis sie die Wahrheit wirklich findet.

Es war im August 1921. Edith Stein weilt zu Gast bei ihrer protestantischen Freundin Hedwig Conrad-Martius und deren Gatten in Bad Bergzabern in der Pfalz. Das Ehepaar hatte auswärts zu tun. Vor der Abreise führte Frau Conrad-Martius ihre Freundin Edith zum Bücherschrank und forderte sie auf, nach Belieben zu wählen. Edith Stein erzählt selbst:

„Ich griff hinein aufs Geratewohl und holte ein umfangreiches Buch hervor. Es trug den Titel: ‚Leben der heiligen Teresa von Avila', von ihr selbst geschrieben. Ich begann zu lesen, war sofort gefangen und hörte nicht mehr auf bis zum Ende. Als ich das Buch schloß, sagte ich mir ‚das ist die Wahrheit'."

Die ganze Nacht hindurch hatte sie gelesen bis zum Aufgang der Sonne.

Was war geschehen? All die Jahre hatte sie die Wahrheit gesucht. In dieser Nacht hat sie die Wahrheit gefunden. Aber es war nicht das, was die Philosophen, zu denen sie gehörte, Wahrheit nannten, sondern eine ganz andere Wahrheit, die Wahrheit in Person, das liebende Du Gottes, das Teresa von Avila erfahren durfte und in ihrer Lebensbeschreibung bezeugt. Als Edith Stein am Morgen das Buch schloß und sagte: Das ist die Wahrheit, war gerade die Sonne am Aufgehen. In ihrem Innersten aber war das Licht der Gnade und der Liebe Gottes aufgegangen.

Edith Stein hat die Wahrheit gesucht und Gott gefunden. Auf der Suche nach der Wahrheit findet Edith Stein bei ihrer protestantischen Freundin nicht nur die Autobiographie der katholischen Ordensfrau Teresa von Avila, sondern auch den Glauben und wurde katholisch. Die Taufe wurde für den Neujahrstag 1922 festgelegt. Edith Stein durchwacht die Nacht im Gebet.

Am Morgen des 1. Januar 1922 trat sie, von ihrer Freundin Hedwig Conrad-Martius geleitet, an den Taufbrunnen, der Pfarrkirche St. Martin in Bergzabern und empfing das Sakrament der Taufe. Dabei wählte sie sich die Namen Theresia Hedwig.

Die Begegnung Edith Steins mit zwei evangelischen Frauen sind Meilensteine auf ihrem Weg zum Glauben, zu Jesus Christus und seiner Kirche. Edith Stein entdeckte, daß Gott es war, der sie auf diesen Weg geführt hatte. „An der Hand Gottes leben" war von dieser Entdeckung an ihr Ceterum censeo. In ihren Speyerer Jahren sagte sie einmal, daß es ihr bei ihrer ausgedehnten Tätigkeit nur um dieses eine gehe:

„Es ist im Grunde immer eine kleine, einfache Wahrheit, die ich zu sagen habe: Wie man es anfangen kann, an der Hand des Herrn zu leben." Sie selbst hat wie ein Kind an der Hand des Herrn gelebt. Im Karmel schreibt sie: „Gottes Kind sein heißt: an Gottes Hand gehen, Gottes Wil-

len, nicht den eigenen tun, alle Sorge und alle Hoffnung in Gottes Hand legen, nicht mehr um sich und seine Zukunft sorgen. Darauf beruht die Freiheit und Fröhlichkeit des Gotteskindes."

Mit diesen Worten beschreibt Sr. Benedicta ihr eigenes Inneres. Die Hingabe an den Willen Gottes macht ihr Inneres ganz einfach und schenkt ihr eine heilige Sorglosigkeit. Suchend hatte sie bereits an Gottes-hand gelebt, ohne es zu wissen. Er hat sie geführt auch in jungen Jahren, als sie sich selbst als Atheistin, als Gottlose, ansah.

Gott hat sie geführt, um sie mit sich zu versöhnen. Er hat die Verheißung, die über ihrem Geburtstag, dem Jom Kippur, stand, erfüllt, und zwar in einer Weise, die unser menschliches Können und Verstehen weit überragt: In der Taufe hat er sie als sein Kind angenommen, aus dem Volk des Alten Bundes herübergeholt in das Volk des Neuen Bundes.

Ihr Weg zu Gott war zugleich auch ein Weg zu den Menschen, denen sie sich in Gott noch tiefer verbunden wußte. Die tiefe Verbundenheit mit ihrer evangelischen Freundin zeigt sich schon bei ihrer Taufe. Die evangelische Christin Hedwig Conrad-Martius geleitet Edith Stein zur Taufe in der katholischen Kirche. Und Edith Stein wählt als Taufnamen auch den Namen ihrer Freundin Hedwig.

Beeindruckend zeigt uns Edith Stein, wie weit sich die Kraft der Versöhnung mit Gott erstreckt. Am Passionssonntag 1939 – Edith Stein hatte damals vor den judenverfolgenden Nationalsozialisten im holländischen Karmel in Echt Zuflucht gefunden – bittet sie in schriftlicher Form ihre Priorin ausdrücklich um die Erlaubnis, sich Gott als Sühneopfer für den Frieden der Welt anbieten zu dürfen. Sie schreibt: „Liebe Mutter, bitte erlauben Euer Ehrwürden mir, mich dem Herzen Jesu als Sühneopfer für den wahren Frieden anzubieten: daß die Herrschaft des Antichrist wenn möglich ohne einen neuen Weltkrieg zusammenbricht und eine neue Ordnung aufgerichtet werden kann. Ich möchte es heute noch, weil es die zwölfte Stunde ist. Ich weiß, daß ich ein Nichts bin, aber Jesus will es, und ER wird gewiß in diesen Tagen noch viele andere dazu rufen. Passionssonntag, 26. III. 1939."

Sie ist bereit, für den Frieden der Welt Gott ihr Leben zu opfern. So tief weiß sich die mit Gott Versöhnte den Menschen verbunden. Besonders eindrucksvoll ist ihre ungebrochene Treue zu ihrem jüdischen Volk. Als vor ihrem Eintritt in den Karmel in den Jahren 1932 und 1933 das Hakenkreuz immer häufiger auf den Straßen zu sehen war, richtete sich immer mehr das Kreuz Christi in ihrem Leben auf, jenes Kreuz, dem sie bei Frau Reinach zum ersten Mal begegnet war. Im Frühjahr 1933 mußte sie ihre Lehrtätigkeit aufgeben. Nachdem die Nationalsozialisten die Macht übernommen hatten, war sie voller Sorge um das Schicksal des jüdischen Volkes. Hellsichtig wie sie war, sah sie voraus, was über die Juden kommen wird.

„Jetzt ging mir auf einmal ein Licht auf, daß Gott wieder einmal schwer seine Hand auf sein Volk gelegt habe und daß das Schicksal dieses Volkes auch das meine war", schreibt sie über den Januar 1933.

Und am 2. August 1942, als sie zusammen mit ihrer Schwester Rosa von der Gestapo verhaftet wurde, faßte sie beim Verlassen des Hauses die Hand ihrer Schwester und sagte nur: „Komm, gehen wir für unser Volk." Eine Woche später vollendete sich das irdische Leben von Schwester Theresia Benedicta a Cruce, der vom Kreuz Gesegneten, in der Finsternis der Gaskammer von Auschwitz, um neu aufzublühen im ewigen Licht Gottes.

Unsere diesjährige Weltgebetsoktav steht unter dem Leitwort „Mit Gott und untereinander versöhnt". Edith Steins Leben, das am großen jüdischen Versöhnungstag begann, ist ein lebendiger Kommentar

hierzu. Versöhnung mit Gott stiftet Versöhnung untereinander. Ihr Leben sagt uns noch mehr für unseren gemeinsamen Weg zur vollen Einheit. Ihr kam es immer auf das eine an: an der Hand des Herrn zu leben. Von ihm müssen auch wir uns führen lassen: denn er führt uns zusammen.

Edith Stein sagt über die Jahre ihres Suchens: „Mein Suchen nach der Wahrheit war ein einziges Gebet." Solches Suchen hat zum Finden geführt. So müssen auch wir einmal sagen können: Unser Suchen nach der Einheit war ein einziges Gebet. Nur so werden wir die volle Einheit finden.

Auf diesem Weg schulden wir uns das Zeugnis unseres Glaubens. Im Glaubenszeugnis von Frau Reinach erstrahlte für Edith Stein zum ersten Mal Christus im Geheimnis des Kreuzes. So muß auch im Zeugnis unseres Glaubens Christus im Geheimnis seines Kreuzes aufleuchten, auf daß wie Edith Stein auch wir vom Kreuz Gesegnete sind, von jenem Kreuz gesegnet, mit dem Gott die Welt mit sich versöhnt hat und uns untereinander versöhnt (MKKZ v. 1.2.87, S. 14/15).

3. Erzbischof Dyba – Karneval

Nach diesem Wahlkampf haben wir den Karneval wohl verdient. Es fastnachtet allerorten und in den urtümlich katholischen Gegenden unseres Landes natürlich am stärksten. Als Bischof kann ich nur hoffen, daß die gläubigen Diözesanen nun die Zeit finden, sich einmal recht von Herzen und überschwenglich zu freuen. Das rechte Lachen lockert ja von tief innen, vom Zwerchfell her, Körper und Geist. Wenn man das ganze Jahr über gefordert ist, alle möglichen und unmöglichen Leute und Anliegen „ernst zu nehmen", ist es eine rechte Wohltat, einmal – mit kirchlicher Erlaubnis – davon befreit zu sein.

Wohlgemerkt: Nur wer um das Wesentliche weiß, kann sich über das Unwesentliche im Humor befreit ergeben. Und wieviel Unwesentliches und Zweitrangiges bedrängt uns im Alltag immer wieder, nimmt uns ins Joch gesellschaftlichen und beruflichen Zwanges, macht den Blick trübe, den Mund zu und das Rückgrat krumm? Wenn in den närrischen Sitzungen Tusch und Applaus ertönen, so doch immer dann, wenn einer ins Schwarze getroffen hat, wenn einer eine Wahrheit ausgesprochen hat, die man im zivilen Leben nicht mehr auszusprechen wagt. Im Zeitalter des Absolutismus wurde den Hofnarren zu diesem Zweck Straffreiheit für ihre Äußerungen zugesichert. Heute meinen wir, freier zu sein – wenn wir die von den öffentlichen Medien, von Presse, Funk und Fernsehen verbreiteten oder tolerierten Meinungen vertreten. Aber versuche mal einer, gegen den Strom zu schwimmen, die Wahrheit zu sagen, wie er sie sieht – er wird bald merken, daß er der schützenden Narrenkappe bedarf, um nicht ernstlich verletzt zu werden.

Darf ich aus der Schule plaudern? In zwanzig Jahren auf dem spiegelglatten Parkett des vatikanischen diplomatischen Dienstes ist mir nicht so oft bedeutet worden: „Das darf man aber nicht sagen!" – wie in einem einzigen Jahr als Bischof in Deutschland.

Lachen und Ernst, Feiern und Fasten gehören zusammen wie Einatmen und Ausatmen. Immer gehören beide Dimensionen des Menschseins zusammen, wer nur eine gelten läßt, wird entweder lächerlich oder sauertöpfisch. Darum wünsche ich all unseren Gläubigen diese Ganzheit: Das sie sich aus dem frohen Bewußtsein der Kinder Gottes, die sich in seiner Hand geborgen wissen, lächelnd erheben können – und ab und zu auch über sich selbst... (KNA).

4. Erzbischof Kredel – Schutz des ungeborenen Lebens und Schutz des Sonntags

Unter Hinweis auf „Hunderttausende getöteter unschuldiger Kinder" warnte der Erzbischof von Bamberg, Elmar Maria Kre-

del, die Christen davor, sich durch „großtönende Worte in die Irre führen oder in falsche Vertrauensseligkeit einschläfern zu lassen". Im Blick auf die Auseinandersetzung um die Nürnberger Stellenausschreibung, in der ein zur Abtreibung bereiter Chefarzt gesucht wurde, lobte Kredel den Einsatz von verantwortungsbewußten Laien: Dieser habe gezeigt, daß „ungerechte behördliche Maßnahmen" durch entsprechende Einsatzbereitschaft gläubiger Christen verhindert werden könnten. Verantwortliche Wachsamkeit sei auch gegenüber Bestrebungen zur Lockerung des Sonntagsschutzes notwendig. Hier gelte es, „den Anfängen zu wehren", und sich nicht durch wirtschaftliche und finanzielle Vorteile dazu verleiten zu lassen, das „hohe Kulturgut des Sonntags" zu opfern (KNA).

5. Erzbischof Saier – Vorboten vertiefter Gläubigkeit

Oskar Saier, Erzbischof von Freiburg, sieht neben „ratloser Traurigkeit" angesichts vieler Menschen, die das Interesse am Glauben und an der Kirche verloren hätten, auch „Anzeichen, welche in dieser für den Glauben frostigen Zeit Vorboten einer vertieften Gläubigkeit" seien. Beispiele hierfür seien Familienkreise, in denen aus dem Glauben neue Formen wechselseitigen Helfens gefunden würden, oder ein unkompliziertes Praktizieren des Glaubensvollzugs bei vielen jungen Katholiken (KNA).

6. Bischof Eder – Der Mensch als „Versuchsmaterial"

Der Bischof von Passau, Franz X. Eder, rief dazu auf, die Welt unter den Schlüsselbegriffen der Gerechtigkeit und der menschlichen Würde zu sehen. Nur die Gerechtigkeit könne einen tragfähigen Grund abgeben für das friedliche Zusammenleben in einer immer kleiner werdenden Welt. Im Hinblick auf die Gefährdung der Würde des Menschen sagte der Bischof: „Wo menschliches Leben zum Versuchsmaterial wird und gebraucht wird wie eine Sache", würden elementare Grenzen der Menschlichkeit niedergerissen. Bischof Eder stellte die Frage, ob „wir uns als Demokraten, aber vor allem als Christen, noch einmal das Debakel leisten dürfen", daß sich der Staat seiner wesensgemäßen Pflicht entziehe, menschliches Leben, auch das noch nicht geborene, wirksam zu schützen, oder „soll die Entwicklung auf der lasziven Schiene weiterlaufen, hinein in die Euthanasie auf Verlangen, wie sie schon lauthals gefordert und mediengerecht praktiziert wird, um dann schließlich zur Euthanasie nach Verordnung und auf Krankenschein zu gelangen?"(KNA).

7. Bischof Lehmann – Diskriminierung von Aids-Kranken

Der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und Bischof von Mainz, Karl Lehmann, hat davor gewarnt, AIDS-Kranke moralisch zu diskriminieren. Die Erklärung der katholischen deutschen Oberhirten zur AIDS-Anzeigen-Aktion der Bundesgesundheitszentrale gebe für eine Diskriminierung nicht den geringsten Anlaß. Der Bischof hob hervor, kein AIDS-Kranker müsse Hemmungen haben, sich an die kirchlichen AIDS-Beratungsstellen zu wenden. Bischof Lehmann bekräftigte die Kritik der Bischöfe an der AIDS-Anzeigen-Kampagne der Gesundheitszentrale. Die Bischöfe wollten sich nicht mit „Tatsachen" zufriedengeben, sondern sittliche Maßstäbe in Erinnerung rufen. „Die Bischöfe wollen nicht, daß der Staat in das Sexualleben seiner Bürger hineinzuregieren versucht, aber es darf auch nicht der Anschein entstehen, als ob die Pflege eines Klimas, in dem sittliche Maßstäbe gedeihen, nur Sache der Kirche wäre." Der Staat sei zwar nicht weltanschauungsgebunden, dürfe aber auch nicht wertneutral sein. Nachdrücklich plädierte der Bischof für eine Änderung des Lebensstils. Er unterstrich, es sei nicht zwingend und nicht angemessen, in Anzeigen nur Kondome als „Schutz" zu empfehlen.

„Sollte man nicht zuerst vor allem die eigenen Lebensgewohnheiten überdenken?" Dies wäre „ganz gewiß der einfachste, naheliegendste und wirkungvollste Weg", den man auf keinen Fall verschweigen dürfe. Die mangelnde Bereitschaft, sich und sein Leben zu ändern, stelle den „Inbegriff des Reaktionären" dar.

AIDS würde sich nicht so beängstigend ausbreiten, wenn die sexuelle Freizügigkeit und Geschlechtsverkehr mit unbekannten und häufig wechselnden Personen nicht so enorm zugenommen hätten. Dies gelte nicht nur für die sogenannten Risikogruppen. „Wo sonst nichts mehr hilft, mag die staatliche Gesundheitspolitik auch an Kondome denken (darin steckt keine sittliche Rechtfertigung!), aber ihre Anzeigen sollten die Spur eines Aufrufs zur Nachdenklichkeit enthalten und Bereitschaft zur Veränderung des Lebensstils zu wecken suchen – sonst lesen sich die PR-gefertigten Anzeigen ähnlich wie die Werbung von Gummifabriken" (KNA).

8. Bischof Stimpfle – Wiedervereinigung der Christen

Eine Wiedervereinigung der getrennten Christenheit und die damit verbundene Wiederherstellung der Kirchen- und Altargemeinschaft hält der Bischof von Augsburg, Dr. Josef Stimpfle, für durchaus möglich. Vor katholischen und evangelischen Christen in Nördlingen unterbreitete der Augsburger Oberhirte einen Vorschlag, um die fast tausendjährige bzw. 450jährige Kirchenspaltung zu überwinden. Der Bischof nannte als Ausgangspunkt für die Kirchengemeinschaft das gemeinsame altkirchliche Glaubensbekenntnis und in Verbindung damit die altkirchliche Kirchenstruktur, die bis zur Spaltung der Kirchen des Ostens und des Westens im Jahre 1054 Gemeingut waren.

Nach dieser fast tausendjährigen Trennung bestehe heute die dringliche Notwendigkeit, aber auch die Chance, unbelastet von politischen Rivalitäten die eingetretene Entfremdung zwischen der Kirche des Ostens und des Westens sowie der katholischen Kirche und den aus der Reformation hervorgegangenen kirchlichen Gemeinschaften zu überwinden und von neuem auf dem gemeinsamen Glaubensfundament weiter zu bauen. Nach den Worten des Bischofs verbindet bis heute das Nicaeno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis die getrennten Kirchen des Ostens und des Westens. Bei seinen Ausführungen im Rahmen der ökumenischen Gebetswoche in der Nördlinger Gemeinde St. Salvator ging Bischof Stimpfle auch auf den päpstlichen Primat ein. Dabei ist nach seinen Worten zu unterscheiden zwischen der Anerkennung des Petrus-Amtes und der geschichtlich bedingten Entwicklung, die zu unterschiedlicher Ausübung des Petrus-Dienstes in den vergangenen beiden Jahrtausenden geführt hätten. Einen gewaltigen äußeren Wandel der Ausübung des Petrus-Dienstes sieht Bischof Stimpfle seit dem Untergang des Kirchenstaates. Befreit von geschichtsbedingten Formen und Verpflichtungen des päpstlichen Amtes könne der Nachfolger Petri in unseren Tagen seine von der heiligen Schrift bezeugte geistliche Autorität wirksamer als in früheren Epochen ausüben. Im geschriebenen Wort Gottes und im Sakrament der Taufe bestehe trotz aller kirchentrennenden Unterschiede eine grundlegende Gemeinschaft der getrennten christlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften.

Ziel aller ökumenischen Bemühungen sei nicht ein Kirchenbund ähnlich dem Genfer Weltrat der Kirchen, sondern die volle Kircheneinheit, die ohne Übereinstimmung in der Wahrheit nicht zu erreichen sei. Deshalb dürften auch noch vorhandene Lehrunterschiede im ökumenischen Gespräch nicht „um des lieben Friedens willen" verschwiegen oder verwischt, dürfe der Sinn von Glaubensaussagen nicht verdunkelt oder verfälscht werden (KNA).

KIRCHLICHE BERUFE

1. Botschaft des Papstes zum Weltgebetstag für geistliche Berufe

Am Sonntag, dem 10. Mai dieses Jahres, feiert die Weltkirche den 24. Weltgebetstag für Berufe.

Das ist eine Gelegenheit, die sich wieder allen christlichen Gemeinschaften und jedem Getauften bietet, um Zunahme von Berufen zum priesterlichen Dienst, zum missionarischen Wirken und zum Leben nach den Evangelischen Räten zu beten und zu arbeiten.

Mit dieser Botschaft möchte ich mich in besonderer Weise an unsere christlichen Laien wenden und auf ihre Verpflichtungen und die Verantwortung hinweisen, zu der sie gerade auch die kommende Bischofssynode einlädt, die in wenigen Monaten stattfindet und sich, wie bekannt ist, mit dem Thema befaßt: „Berufung und Sendung der Laien in der Kirche und in der Welt 20 Jahre nach dem 2. Vatikanischen Konzil".

1. „Seht doch auf eure Berufung!" (1 Kor 1,26)

   Unser Herr Jesus gab, als er die Kirche gründete, „den einen das Apostelamt, andere setzte er als Propheten ein, andere als Evangelisten, andere als Hirten und Lehrer, um die Heiligen für die Aufgabe des Dienstes zu rüsten, für den Aufbau des Leibes Christi." (Eph 4,11–12)

   Wir alle haben in der Kirche eine Berufung bekommen. Die Sorge um die Erfüllung darf sich nicht auf das Persönliche beschränken, sondern soll uns Gelegenheit bieten, die Berufung auch der anderen zu fördern. Die verschiedenen Berufungen ergänzen sich in der Tat gegenseitig und kommen in der einzigen Sendung zusammen.

2. „In dem Maß, wie Christus sie ihm geschenkt hat" (Eph 4,7)

   So wende ich mich vor allem an die christlichen Eltern, die eine Sendung ersten Ranges in der Kirche und in der Gesellschaft haben. Denn in der Familie entstehen und beginnen meistens Priester- und Ordensberufe. Nicht umsonst definiert das Konzil die christliche Familie als „erstes Seminar" und empfiehlt, daß in ihr günstige Bedingungen für deren Wachstum sind. (Vgl. Dekret über die Ausbildung der Priester, 2)

   Sicherlich ist unter den Diensten, die Eltern ihren Kindern leisten können, an erster Stelle, daß sie ihnen helfen, den Ruf Gottes – den zum „geistlichen Leben" eingeschlossen – zu entdecken und zu leben. (Pastorale Konst. über die Kirche in der Welt von heute, 52; Familiaris consortio, 53)

   Liebe christliche Eltern, wenn sich der Herr aus Liebe euch zuwendet und einen Ihrer Söhne oder eine Ihrer Töchter ruft, seid großherzig und erweist Euch in hohem Maße geehrt. Der Priester- und Ordensberuf ist ein besonderes Geschenk der Familie und zugleich ein Geschenk für die Familie. Die Kirche erwartet viel auch von allen, die eine besondere Verantwortung im Bereich der Jugenderziehung haben. Ich appelliere besonders an die Katecheten, Männer und Frauen, die ihre wichtige Aufgabe in christlichen Gemeinschaften erfüllen. Ich möchte besonders daran erinnern, was ich im Apostolischen Schreiben über die Katechese gesagt habe: „Was z. B. die Berufungen zum Priester- und Ordensberuf betrifft, so werden gewiß viele geweckt im Verlauf einer Katechese, die während der Kindheit und Jugendzeit gut gegeben wird." (Apost. Schreiben über die Katechese in unserer Zeit, 39)

   Groß ist auch der Beitrag, der durch die Lehrerschaft und alle katholischen

Laien, die in der Schule, vor allem aber in der katholischen Schule, die in allen Teilen der Welt viele Jugendliche aufnimmt, tätig sind, für die Berufungen geleistet werden kann.

Die katholische Schule muß eine Erziehungsgemeinschaft sein, die fähig ist, nicht nur den Sinn des menschlichen und christlichen Lebens, sondern auch die Werte der geistlichen Berufung zu zeigen.

Auch die Bewegungen, die Gruppen und Katholischen Organisationen, sowohl im zentralen wie im lokalen Bereich, sollen sich konsequent und hochherzig um geistliche Berufe bemühen. In dem Maße, wie sie sich für die Anliegen der ganzen Kirche öffnen, werden auch sie immer mehr wachsen. Und sie werden in ihrem Bereich viele geistliche Berufe als Zeichen ihrer Lebendigkeit und christlichen Reife zum Blühen kommen sehen.

Schlußfolgernd muß man eine kirchliche Gemeinschaft als arm betrachten, die dieses Zeugnisses der geistlichen Berufe beraubt ist.

3. „Bittet den Herrn der Ernte..." (Mt 9,38)

Angesichts der Tatsache der Verringerung der Anzahl jener, die sich dem Pristertum und dem religiösen Leben weihen, können wir nicht passiv bleiben und dürfen keine unserer Möglichkeiten außer acht lassen. Vor allem können wir viel mit unserem Gebet erreichen. Unser Herr lädt uns ein: „Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte zu schicken!" (Mt 9,38; Lk 10,2)

Das Gebet um Priester- und Ordensberufe ist eine Pflicht aller, ist eine Pflicht, die immer da ist. Die Zukunft der Berufungen ist in den Händen Gottes, aber in einem gewissen Sinne ist sie auch in unseren Händen. Das Gebet ist unsere Stärke; mit dem Gebet können die Berufungen nicht weniger werden, noch kann der Ruf Gottes ungehört bleiben.

Bitten wir den Herrn, damit niemand sich taub und indifferent gegenüber diesem Ruf verhält, sondern vielmehr sich selbst prüft und die eigenen Fähigkeiten abmißt, oder besser noch die eigenen Kräfte der Großzügigkeit und Verantwortlichkeit wieder entdeckt. Niemand möge sich dieser Pflicht entziehen!

Bitten wir so unseren göttlichen Erlöser:

„Herr Jesus, wie du einst die ersten Jünger gerufen und zu Menschenfischern gemacht hast, so laß auch heute ständig deine gute Einladung erklingen: „Komm und folge mir!" Gib den jungen Männern und Frauen die Gnade, dir bereitwillig auf deinen Ruf zu antworten!

Steh unseren Bischöfen, den Priester und den Ordensleuten in ihren mühevollen pastoralen Arbeiten bei. Gib Ausdauer unseren Seminaristen und allen, die das Ideal der Ganzhingabe in deinem Dienst zu verwirklichen suchen.

Erwecke in unseren Gemeinschaften den missionarischen Geist. Sende, Herr, Arbeiter in deine Ernte und laß nicht zu, daß die Menschheit durch das Fehlen von Priestern, Missionaren und Ordensleuten zu wenig das Evangelium erfahre.

Maria, Mutter der Kirche, Vorbild jeder Berufung, hilf uns, dem Herrn, der uns ruft am göttlichen Heilsplan mitzuarbeiten, mit „Ja" zu antworten. Amen."

Im Vertrauen, daß der Herr unsere Bitten erfüllt, rufe ich die Überfülle himmlischer Gnade auf euch, verehrte Brüder im Bischofsamt, auf euch Priester, Ordensleute und alle Gläubigen herab und erteile euch von Herzen den Apostolischen Segen (L'Osservatore Romano n. 36 v. 13. 2. 87).

2. Treffen der Verantwortlichen des Apostel-Petrus-Werkes

Am 19. Januar 1987 trafen sich in Rom die Verantwortlichen des Apostel-Petrus-Werkes.

Prälat Heinrich Pitzki (Rom), der Generalsekretär des Apostel-Petrus-Werkes, und Prälat Wilhelm Wissing (Aachen), der die Sitzung moderierte, betonten dabei das spirituelle Fundament der gemeinsamen Arbeit. Die Bedeutung des Apostel-Petrus-Werkes sei heute nicht geringer als am Tag der Gründung, denn: „Die Welt braucht Priester, weil sie Christus braucht". Bei den Erfahrungsberichten aus den einzelnen Ländern kristallisierten sich drei Punkte heraus. Erstens: die Bedeutung eines besonderen Ansprechpartners für die Intention des Apostel-Petrus-Werkes innerhalb der Nationaldirektionen, zweitens: die Notwendigkeit eines eigenen Publikationsorgans und drittens: die Bedeutung eines eigenen Tages im Jahr für die Bewußtmachung der Intention des Apostel-Petrus-Werkes. Beim letzten Punkt wurde deutlich, daß es nicht möglich ist, einen gemeinsamen Tag zu finden. Als zu unterschiedlich erwiesen sich die nationalen Gegebenheiten. Das Wesentliche sei aber – so resümierte Prälat Wissing – daß es in jeder Ortskirche überhaupt einen bestimmten Tag für dieses Anliegen gebe.

Die Vertreter der Jungen Kirchen betonten, daß ihren Gläubigen stärker die Verantwortung für ihre Priesteramtskandidaten bewußt gemacht werden müsse. Anschließend warf Pater Willi Henkel OMI, Dozent für Missionsgeschichte und Bibliothekar an der Urbaniana, einen Blick in die Entwicklungsgeschichte des einheimischen Klerus. Trotz der Kürze der Darstellung wurde jedem deutlich: Die Saat, die vor fast hundert Jahren von einer Frau namens Jeanne Bigard – der Gründerin des Apostel-Petrus-Werkes – gelegt wurde, ist aufgegangen.

Als jeder der Teilnehmer am Schluß der Sitzung eine kurze Bilanz seiner persönlichen Erfahrungen zog, war so etwas wie gemeinsame Aufbruchstimmung zu spüren. Einer der Anwesenden, Father da Veiga Coutinho, der Nationaldirektor Indiens, sprach dabei die Hoffnung aus, daß zukünftig noch mehr Laien aktiv in die gemeinsame Arbeit des Apostel-Petrus-Werkes einbezogen werden. Er tat dies in Erinnerung an die Gründerin des Werkes und im Ausblick auf die bevorstehenden Aufgaben – insbesondere auch angesichts der Hundertjahrfeier im Jahre 1989 (Internat. Fidesdienst v. 24. 1. 87 n. 3546, ND 24).

ÖKUMENISMUS

1. Gebet für die Einheit

Der Papst hat alle Gläubigen zur aktiven Teilnahme an der Weltgebetswoche für die Einheit der Christen aufgerufen. Er bezeichnete das gemeinsame Gebet der Katholiken mit ihren christlichen Brüdern als ein wirksames Mittel für die Wiederfindung der Einheit. Als Vorbild für ein gemeinsames Gebet nannte er das Weltgebetstreffen für den Frieden in Assisi, an dem Vertreter verschiedener christlicher Konfessionen und der Weltreligionen teilgenommen hatten.

Johannes Paul II. bekräftigte erneut die vorrangige Verpflichtung der katholischen Kirche zum ökumenischen Dialog und zur Suche nach Einheit. Wenn diese Einheit der christlichen Kirchen einmal erreicht sei, müsse sie „hervorragende Merkmale des Dienstes aufweisen", fügte er hinzu. Das Thema der diesjährigen Weltgebetswoche für die Einheit der Christen lautet: „Mit Gott und untereinander versöhnt". Der Papst forderte die Katholiken in Ländern und Gegenden, wo die Weltgebetswoche noch nicht begangen werde, auf, Initiatoren von Gebetsbegegnungen, von Aktionen der Solidarität und der christlichen Brüderlichkeit gemäß den Anweisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils zu sein.

Die Christen müßten auch für die Förderung der Würde des Menschen, für den Frieden in der Welt und für die Anwendung der sozialen Forderungen des Evangeliums in allen Lebensbereichen zusammenarbeiten (KNA).

2. Theologischer Dialog zwischen der katholischen Kirche und dem Reformierten Weltbund

Vom 3. bis 8. Januar d. J. fand in Cartigny in der Schweiz die vierte Tagung der internationalen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Reformierten Weltbund statt. Den Vorsitz führten Dr. L. Mudge (Reformierte Kirche, USA) und Dr. B. Sesboüé SJ (röm.-katholische Kirche, Frankreich). Der Dialog steht unter der Schirmherrschaft des Reformierten Weltbundes und des vatikanischen Sekretariats für die Einheit der Christen. Es handelt sich um die zweite Dialogphase zwischen den beiden Gemeinschaften. Die erste fand von 1970–1977 statt und brachte ein gemeinsames Dokument heraus unter dem Titel: „Die Gegenwart Christi in Kirche und Welt."

Der Reformierte Weltbund war beim Treffen 1987 Gastgeber, und Dr. Edmont Perret, der Generalsekretär des Reformierten Weltbundes, gab in seinem Grußwort der Hoffnung Ausdruck, daß der Dialog nicht nur zur Übereinstimmung in den theologischen Fragen, sondern auch zur Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen und zu vermehrtem gemeinsamen Handeln an der Basis unserer Gemeinschaften führen möge.

Arbeitsziel war ein Bericht über das Thema dieser Dialogphase: „Die Kirche: das Volk Gottes, der Leib Christi, der Tempel des Heiligen Geistes". Beiträge wurden vorgelegt von Prof. John T. Ford CSC von der Katholischen Universität Amerikas über das Thema: „Das ekklesiologische Selbstverständnis der römisch-katholischen Kirche seit Trient bis zur Gegenwart" und von Prof. John W. O'Malley SJ von der Western School of Theology, Cambridge, Massachusetts, über das Thema: „Entwicklungen in der römsisch-katholischen Ekklesiologie 1517–1563". Prof. Alasdair I. C. Heron von der Universität Erlangen gab eine Darstellung der Sicht das Papsttums vom Standpunkt der Reformierten Kirchen aus.

Von den Reformierten Kirchen nahmen ferner teil: S. Guthrie (USA), B. Muindi (Kenia), P. Ricca (Italien), L. Vischer (Schweiz) und A. Sell (Ref. Weltbund, Genf). Weitere römisch-katholische Teilnehmer waren: J. Fitzmyer SJ (USA), E. Lanne OSB (Belgien), F. Lysinge (Kamerun), P. Duprey und J. Radano (Vatikan) (L'Osservatore Romano n. 10 v. 14. 1. 87).

NACHRICHTEN AUS DEM AUSLAND

Belgien

„Das Evangelium radikal predigen" – das ist die Sendung der Ordensmänner und -frauen in Hinsicht auf die Re-Evangelisierung des europäischen Kontinents. Eine zweite Evangelisierung Europas kann nach den Worten des Erzbischofs von Mecheln-Brüssel, Kardinal Godfried Danneels, nur dann gelingen, wenn die Zeichen der Zeit erkannt werden und das Evangelium radikal und unverkürzt gepredigt wird. Europa lebe in einer nachchristlichen Kultur und in der Abwesenheit Gottes.

Das christliche Abendland sei von einem praktischen Atheismus gekennzeichnet. Der moderne Mensch lebe in einer existentiellen Angst. Es herrschten eine lebensfeindliche Mentalität und eine gewisse Todessehnsucht. Kardinal Danneels hob hervor, die Kulturen und Zivilisationen könnten absterben. Europa habe keine Garantie, daß es ewig so lebe, wie es heute existiere. Nach Meinung des Kardinals ist eine Wiedergeburt Europas nur möglich aus

einer Kraft von außen und oben, von Gott. Erste Voraussetzung seien die Zuversicht, die Hoffnung und Freude. Des weiteren seien eine neue Philosophie und Metaphysik notwendig, weil ohne sie das transzendente Prinzip „Gott" niemals zu nennen, auszusprechen oder zu begreifen sei.

Werte wie zum Beispiel Solidarität oder die Würde des Menschen und seine Freiheit seien aufs neue mit Gott zu verbinden, von dem sie gelöst worden seien, weshalb sie vielfach degenerierten, betonte der Kardinal. Um das zu verwirklichen, sei eine indirekte Predigt, die Durchgeistigung von Kultur, Arbeit, Gesellschaft und Familie erforderlich. Noch dringender aber sei die Predigt von Person zu Person. Auf diesem Gebiet der direkten Verkündigung könne viel von den Sekten und den sogenannten elektronischen Kirchen gelernt werden (KNA).

STAAT UND KIRCHE

1. Beschimpfung des religiösen Bekenntnisses

Urteil des *OLG Düsseldorf* vom 7. Dez. 1982 zur Frage der *Beschimpfung* des *religiösen Bekenntnisses* (2 Ss 444/82–342/82 II (NJW 36 [1983] 1211f.):

Leitsätze:
1. Zur Störung des öffentlichen Friedens bei einer Beschimpfung des religiösen Bekenntnisses anderer.

2. Zum Begriff der im politischen Leben des Volkes stehenden Person.

2. Offenbarung der Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft

Beschluß des *BayObLG* vom 11. Dez. 1981 zur Frage der Offenbarung der rechtlichen *Zugehörigkeit* zu einer *Religionsgemeinschaft* im *Heiratsbuch* (BReg. 1 Z 51/81) (NJW 36 [1983] 1680f.):

Leitsätze:
1. Der nachträgliche Widerruf des rechtswirksam gewordenen Einverständnisses zur Eintragung der rechtlichen Zugehörigkeit zu einer Kirche usw. in das Heiratsbuch ist zulässig und läßt den Heiratseintrag unrichtig werden.

2. Die Berichtigung kann nach derzeitiger Rechtslage nur aufgrund einer Anordnung des Gerichts nach § 47 PStG vorgenommen werden.

3. Haftungsprivileg einer verkehrssicherungspflichtigen Gemeinde

Urteil des *BGH* zum *Haftungsprivileg* einer *verkehrssicherungspflichtigen Gemeinde* (III ZR 1/82) (JZ 38 [1983] 108*; NJW 36 [1983] 2021f.):

Leitsatz:
Unfälle von Schülern an einer vor der Schule eingerichteten Bushaltestelle ereignen sich bei der Teilnahme am allgemeinen Verkehr i. S. von § 636 I RVO, wenn sie – jedenfalls auch – auf eine Verletzung der allgemeinen Straßenverkehrssicherungspflicht durch eine außerhalb des Schulverhältnisses stehende Stelle zurückzuführen sind (hier: mangelhafte Schneeräumung auf der Fahrbahn durch städtisches Tiefbauamt).

4. Eigentumsübertragung durch kirchliches Gesetz

Beschluß des *OLG Hamburg* vom 21. Juni 1982 zur Frage der *Eigentumsübertragung durch kirchliches Gesetz* (2 W 6/81) (NJW 36 [1983] 2572–2574; ZevKR 28 [1983] 290–296):

Leitsatz:
Die kirchengesetzlich angeordnete Übertragung von Grundeigentum von einer kirchlichen Körperschaft auf eine andere ist ohne Auflassung wirksam. Der Gesetzesakt wird durch das der Kirche verfassungsrechtlich garantierte Selbstbestim-

mungs- und Selbstverwaltungsrecht gedeckt. Das Grundbuch kann gem. § 22 GBO berichtigt werden.

5. Fortpflanzungsunfähigkeit

Beschluß des *OLG Hamm* vom 15. Febr. 1983 zur Frage der dauernden *Fortpflanzungsunfähigkeit* als Voraussetzung für die *Feststellung* der *Zugehörigkeit* zum *anderen Geschlecht* (15 W 384/82) (FamRZ 30 [1983] 491–494):

Leitsätze:
1. Die dauernde Fortpflanzungsunfähigkeit ist nach geltendem Recht (§ 8 I Nr. 3 TSG) unabdingbare Voraussetzung für die Feststellung der Zugehörigkeit zum angestrebten Geschlecht.

2. Voraussetzungen, Inhalt und Anfechtung einer Vorabentscheidung (Zwischenentscheidung) nach § 9 I TSG.

6. Staatliche Regelungen im Gesundheitswesen

Beschluß des *BVerfG* (Vorprüfungsausschuß) vom 14. Dez. 1983 zu *Kirchenfreiheit* und *staatlichen Regelungen* im Gesundheitswesen (2 BvR 1268/81) (NJW 37 [1984] 970):

Leitsatz:
Zur Anwendbarkeit der Krankenhausbuchführungsverordnung auf kirchliche Krankenhäuser.

7. Nutzung vorhandener Ausbildungskapazitäten

Beschluß des *BVerfG* vom 8. Febr. 1984 zur erschöpfenden *Nutzung* vorhandener *Ausbildungskapazitäten* bei der Umgestaltung des *akademischen Mittelbaues* (1 BvR 580/83 u. a.) (DVBl 99 [1984] 556–561; JZ 39 [1984] 193*):

Leitsätze:
1. Durch Grundrechte von Studienbewerbern wurde der Gesetzgeber nicht daran gehindert, den bisherigen akademischen Mittelbau umzugestalten. Jedoch sind bei solchen Strukturreformen Verminderungen der vorhandenen Ausbildungskapazitäten so weit wie möglich zu vermeiden.

2. Die Pflicht zur erschöpfenden Nutzung der vorhandenen Ausbildungskapazitäten wird nicht dadurch verletzt, daß für die gesamte Stellengruppe der Hochschulassistenten ein einheitliches Lehrdeputat von vier Semesterwochenstunden und für Wissenschaftliche Mitarbeiter i. S. des § 53 HRG ein Lehrdeputat von acht Semesterwochenstunden zugrunde gelegt wird.

Der Ansatz eines einheitlichen Lehrdeputats von acht Semesterwochenstunden für sämtliche Stellen, die mit Wissenschaftlichen Mitarbeitern oder mit Akademischen Räten, Oberräten und Direktoren alter Art besetzt sind, läßt sich weder mit der Strukturreform des akademischen Mittelbaus noch mit dem Stellenprinzip der KapazitätsVO rechtfertigen.

8. Aufteilung der Sitze in den Hochschulgremien

– Beschluß des *BVerfG* vom 28. März 1984 zur *Aufteilung* der Sitze in den *Hochschulgremien* zwischen Hochschulassistenten und wissenschaftlichen Mitarbeitern (2 BvL 2/82) (DVBl 99 [1984] 721–723; JZ 39 [1984] 177*):

Leitsatz:
Die hälftige Aufteilung der Sitze in den Gremien der Hochschule zwischen den Hochschulassistenten und den übrigen Mitgliedern der Gruppe nach § 38 Abs. 2 Satz 1 Nr. 3 des Hochschulrahmengesetzes durch das Schleswig-Holsteinische Hochschulgesetz ist mit dem Bundesrecht vereinbar.

9. Hochschulrecht der Länder

Beschluß des *BVerfG* vom 28. März 1984 zum *Hochschulrecht* der Länder (hier: Wahlen zu den Kollegialorganen) (2 BvL 3 – 6/82) (DVBl 99 [1984] 723–725):

Leitsatz:
Es verstößt gegen § 39 des Hochschulrahmengesetzes, wenn das Hochschulrecht eines Landes für die Wahlen zu den Kollegialorganen der Hochschulen ausschließlich das Mehrheitswahlrecht vorsieht.

10. Lateinkenntnisse bei Lehramtsbewerbern

Entscheidung des *BayVerfGH* vom 26. April 1984 zum Nachweis gesicherter *Lateinkenntnisse* bei *Lehramtsbewerbern* (Vf. 7 – VII – 82) (BayVbl 115 [1984] 590f.):

Leitsatz:
Es verstößt nicht gegen die Bayerische Verfassung, daß von den Bewerbern für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Deutsch und Geschichte der Nachweis gesicherter Lateinkenntnisse durch das Latinum verlangt wird.

11. Jugendwohlfahrtsgesetz

Urteil des *BVerwG* vom 9. Juni 1983 zum *Jugendwohlfahrtsgesetz* (5 C 63/82) (DVBl 99 [1984] XVI):

Leitsatz:
Das Jugendwohlfahrtsgesetz enthält keine Rechtsgrundlage für eine Jugendhilfe, die ausschließlich in „wirtschaftlicher Hilfe" besteht; sie kommt nur im Gefolge erzieherischer Hilfen in Betracht.

12. Grundsatz der Chancengleichheit

Beschluß des *BVerwG* vom 16. Januar 1984 zur Anwendung des Grundsatzes der *Chancengleichheit* zu Lasten des klagenden Prüflings (7 B 1969/83) (BayVBl 115 [1984] 503; JZ 39 [1984] 58*):

Leitsätze:
1. Der Grundsatz der Chancengleichheit gebietet, für alle Prüflinge möglichst gleichmäßige äußere Prüfungsvoraussetzungen zu schaffen. Er verbietet nicht nur die Benachteiligung, sondern auch die Bevorzugung von Prüfungskandidaten.

2. Der Grundsatz der Chancengleichheit kann sich – im Fall rechtswidriger Bevorzugung – zu Lasten des klagenden Prüflings auswirken.

3. Der Grundsatz der Chancengleichheit ist verletzt, wenn ein Prüfling dadurch bevorzugt wird, daß der Prüfer in der Prüfung eine Aufgabe stellt, auf deren Lösung er den Prüfling durch privaten Nachhilfeunterricht besonders vorbereitet hat.

13. Prüfungsunfähigkeit

Beschluß des *BVerwG* vom 17. Januar 1984 zur Ausschlußfrist für *nachträgliche Geltendmachung* von unerkannter *Prüfungsunfähigkeit* (7 B 29/83) (BayVBl 115 [1984] 247f.; JZ 39 [1984] 58*):

Leitsatz:
Es verstößt nicht gegen den Grundsatz der Chancengleichheit, wenn die nachträgliche Geltendmachung der Prüfungsunfähigkeit an eine Ausschlußfrist gebunden wird. Das gilt auch für den Fall der unerkannten Prüfungsunfähigkeit. Offen bleibt, ob es auch für den Fall der Unfähigkeit zu vernunftgemäßem Handeln gilt.

14. Rechtsanspruch auf Zulassung zur Promotion

Beschluß des *BVerwG* vom 23. Januar 1984 zum *Rechtsanspruch* auf *Zulassung* zur *Promotion* (7 B 43/83) (BayVBl 115 [1984] 503; JZ 39 [1984] 59*):

Leitsatz:
Daß eine Promotionsordnung dem Promotionsausschuß bei der Entscheidung über die Zulassung eines Bewerbers zur Promotion hinsichtlich bestimmter Anforderungen – etwa der Frage der Eignung und Befähigung – einen pädagogisch-wissenschaftlichen Beurteilungsspielraum einräumt, verstößt nicht gegen Bundesrecht.

15. Dem Prüfer vorbehaltene Wertungen

Beschluß des *BVerwG* vom 6. Februar 1984 zu den *dem Prüfer vorbehaltenen Wertungen* (7 B 4/84) (JZ 39 [1984] 124*):

Leitsatz:
Zu den dem Prüfer vorbehaltenen Wertungen gehört nicht nur die Beurteilung einer Antwort des Prüflings als richtig oder falsch, sondern auch die Bewertung der Fragestellung dahingehend, ob sie die erforderliche Klarheit und Eindeutigkeit aufweist und deshalb als Prüfungsfrage geeignet ist.

16. Widerspruchsbehörde bei Prüfungsentscheidungen

Beschluß des *BVerwG* vom 14. Februar 1984 zur Aufgabenbeschränkung der *Widerspruchsbehörde* bei *Prüfungsentscheidungen* (7 B 65/83) (JZ 39 [1984] 123*):

Leitsatz:
Der Landesgesetzgeber kann die Widerspruchsbehörde bei Prüfungsentscheidungen auf die Überprüfung beschränken, ob der Prüfer maßgebende Vorschriften nicht beachtet, einen unrichtigen Sachverhalt zugrunde gelegt, allgemeingültige Bewertungsgrundsätze verkannt oder sachfremde Erwägungen angestellt hat.

Eine ländervertragliche Regelung, der durch Zustimmungsgesetz Gesetzeskraft beigelegt worden ist, erfüllt die Voraussetzungen des Gesetzesbegriffs in § 68 Abs. 1 Satz 2 1. Alternative VwGO.

17. Anerkennung der Prüfungsunfähigkeit

Beschluß des *BVerwG* vom 16. Februar 1984 zur *Anerkennung* der *Prüfungsunfähigkeit* (7 CB 27/83) (JZ 39 [1984] 124*):

Leitsatz:
Es verstößt nicht gegen Bundesrecht, wenn Landesprüfungsrecht von dem Prüfling verlangt, er müsse sich unverzüglich im Kontakt mit der Prüfungsbehörde um die Klärung seine Prüfungsunfähigkeit bemühen, und ihm anheimstellt, Nachteile für den Fall einer Ablehnung der Genehmigung des Rücktritts von der Prüfung durch das vorsorgliche Mitschreiben der weiteren Prüfungsarbeiten zu vermeiden.

18. Mitwirkungspflichten des Prüflings

Urteil des *BVerwG* vom 17. Februar 1984 zu den *Mitwirkungspflichten* des *Prüflings* bei *Beeinträchtigung* einer schriftlichen *Prüfung* durch Lärm (7 C 67/82) (BayVBl 115 [1984] 502f.; DVBl 99 [1984] 483–485; JZ 39 [1984] 123*):

Leitsatz:
Der Grundsatz der Chancengleichheit steht einer prüfungsrechtlichen Regelung nicht entgegen, die vom Prüfling bei einer mehrstündigen schriftlichen Prüfung verlangt, Beeinträchtigungen des Prüfungsablaufs – hier durch Lärmstörungen – gegenüber den Aufsichtsführenden unverzüglich geltend zu machen, und die an die Verletzung dieser Obliegenheit die Rechtsfolge knüpft, daß die Beeinträchtigungen unbeachtlich sind.

19. Zulässigkeit des Normenkontrollverfahrens

– Beschluß des *BVerfG* vom 18. April 1984: *Zulässigkeit* des *Normenkontrollverfahrens* nur bei *Zulässigkeit* der *Ausgangsklage* (hier: Krankenversicherungsleistungen für Schwangerschaftsabbrüche aus anderen als medizinischen Gründen) (1 BvL 43/81) (BayVBl 115 [1984] 558f.; DVBl 99 [1984] 777–779; FamRZ 31 [1984] 863–866; OR dt 14 [1984] n. 36):

Leitsätze:
1. Das Bundesverfassungsgericht hat im Verfahren der konkreten Normenkontrolle die Zulässigkeit der im Ausgangsverfahren erhobenen Klage zu prüfen, soweit diese

von der Auslegung des Verfassungsprozeßrechts abhängt.

2. Der einzelne, der eine bestimmte Verwendung öffentlicher Abgaben für grundrechtswidrig hält, kann aus seinen Grundrechten keinen Anspruch auf generelle Unterlassung einer solchen Verwendung herleiten.

3. § 43 Abs. 5 SGG eröffnet nicht die Möglichkeit einer abstrakten Normenkontrolle.

Die Vorlage betrifft die Frage, ob es mit dem GG vereinbar ist, daß gesetzliche Krankenkassen Leistungen für nicht aus medizinischen Gründen notwendige Schwangerschaftsabbrüche erbringen. Die Kl. des sozialgerichtlichen Ausgangsverfahrens ist versicherungspflichtiges Mitglied der bekl. Ersatzkasse. Sie begehrt die Verurteilung der Bekl., solange sie Mitglied sei, die in Rede stehenden Leistungen nicht zu gewähren. Das SG hat dem BVerfG nach Art. 100 GG die Frage vorgelegt, ob die §§ 200f, 200g RVO insoweit mit Art. 2 Abs. 1, Art. 2 Abs. 1 i.V. mit Art. 3 Abs. 1 sowie mit Art. 4 Abs. 1 GG vereinbar seien, als in diesen Vorschriften Kassenleistungen für solche Schwangerschaftsabbrüche vorgeschrieben seien, die aus anderen Gründen als dem Vorliegen einer Indikation nach § 218a Abs. 1 StGB rechtmäßig seien. Das BVerfG hat die Vorlage für unzulässig erklärt.

PERSONALNACHRICHTEN

1. Neue Ordensobere

Zum neuen Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Vinzentiner wurde am 5. Januar 1987 P. Otto Peis CM ernannt. Er ist Nachfolger von P. Peter Diederich.

Am 24. November 1986 wurde P. Innozenz M. Varga OP zum neuen Provinzial der Dominikaner-Provinz des hl. Albert in Süddeutschland und Österreich gewählt. P. Provinzial Varga residiert in Wien; er ist Nachfolger von P. Dominikus M. Kirchmaier.

Die Mitgliederversammlung der Gemeinschaft von den hl. Engeln in Banz hat am 20. Januar 1987 P. Johann Ammer, bisher Rektor der Kirche B.M.V. delle Grazie und Seelsorger der katholischen deutschsprachigen Gemeinde in Triest, zum neuen Generalobern und Generalkommissar der Gemeinschaft gewählt.

2. Berufung in die Hierarchie

Der Heilige Vater Papst Johannes Paul II. ernannte den Generalobern der Kleriker des hl. Viator, P. Jacques Berthelet CSV, zum Tit.-Bischof von Lamsorti und Weihbischof der Diözese Saint-Jean-Longueil (Kanada) (L'Osservatore Romano n. 305 v. 25.12.86).

3. Berufungen und Ernennungen

Der Heilige Vater ernannte den Generalobern der Oblaten von der Makellosen Jungfrau, P. Marcello Zago OMI, zum Konsultor des Sekretariates für die Nicht-Christen (L'Osservatore Romano n. 18 v. 23.1.87).

Zur Vorbereitung des Marianischen Jahres wurde ein Zentralkomitee eingerichtet. Präsident dieses Komitees ist Kardinal Luigi Dadaglio; einer der beiden Vizepräsidenten ist P. Pierre Duprey WV, Sekretär des Sekretariates für die Einheit der Christen. Zu den Mitgliedern des Komitees gehören u.a.: Erzbischof Vincenzo Fagiolo, Sekretär der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute; P. Pavao Melada OFM; P. Salvatore Meo OSM; Sr. Maura O'Connor FMM; Sr. Marinella Castagno FMA (L'Osservatore Romano n. 35 v. 12.2.87).

Prof. Pater Dr. Paul Zepp SVD ist von Kardinal Joseph Höffner zum Offizial des Erzbistums Köln ernannt worden (KNA).

P. Michael Louis Fitzgerald WV ist von Papst Johannes Paul II. zum Sekretär des Sekretariates für die Nichtchristen ernannt worden (KNA).

4. Auszeichnung

Pater Raphael Kobler OFMCap., Missionssekretär der bayerischen Kapuzinerprovinz, wurde mit dem Bernardo-O'Higgins-Orden, der höchsten Auszeichnung der Republik Chile für Ausländer, geehrt. P. Kobler steuert von München aus seit Jahren eine Hilfsaktion für die Kapuzinermissionare im Süden Chiles und für die notleidende Bevölkerung in diesem Gebiet (KNA).

5. Heimgang

Der Tit-Bischof von Numana, Angellus Andrew OFM, von 1980 bis 1983 Vizepräsident der Päpstlichen Kommission für die sozialen Kommunikationsmittel, ist am 18. Januar 1987, in seiner Heimat England, im Alter von 78 Jahren verstorben (KNA).

R.I.P.

STATISTIK

Mit Datum 1. Januar 1987 beträgt die Zahl der Kirchensprengel unter der Zuständigkeit der Kongregation für die Glaubensverbreitung (Propaganda Fide) 912. Diese Zahl steigt laufend, da die Entwicklung der unter Missionsrecht jungen Kirchen immer wieder Aufteilungen der bestehenden Gebiete und die Errichtung neuer Bistümer erfordert.

Aufgeteilt nach Kontinenten befinden sich 382 Kirchensprengel in Afrika, 81 in Amerika, 395 in Asien, 12 in Europa und 42 in Ozeanien.

Von diesen der Propaganda-Fide-Zuständigkeit unterstehenden Kirchensprengeln sind 140 Erzdiözesen, 647 Diözesen, 3 Territorialabteien, 65 Apostolische Vikariate, 50 Apostolische Präfekturen, 1 Apostolische Administratur und 6 Missionen „sui iuris" (Internationaler Fidesdienst v. 14. 1. 87, Nr. 3543, ND 11).

Wenn es nur 1000 Menschen auf der Welt gäbe, dann wären:
- 619 Asiaten
- 120 Afrikaner
- 109 Europäer
- 89 Südamerikaner
- 57 Nordamerikaner
- 6 Australier.

800 Menschen wären Farbige und 200 Weiße.
Es würden
- 750 hungern,
- 700 vor Erreichung des 50. Lebensjahres sterben,
- 80 Kinder innerhalb der ersten fünf Jahre sterben,
- 250 nicht lesen und schreiben können,
- 600 in Elendsbehausungen leben,
- 60 alles Land, die Industrie und die Reichtümer besitzen.

Die Weltbevölkerung zählt rund 4,5 Milliarden Menschen.
(Internationaler Fidesdienst v. 11.2.87, Nr. 3549, ND 41).

Joseph Pfab

Neue Bücher

Bericht

Verkündigung durch moderne Medien

Vorstellung zweier Kassetten-Programme über Person und Botschaft Jesu
durch P. Franz Karl Heinemann CSsR, Hennef/Sieg

Jede Zeit muß sich um geeignete Formen der Verkündigung mühen, soll die Botschaft Jesu die Ohren der Menschen erreichen und sie zum Glauben führen. Daß dabei heute auch die modernen Medien, Bild und Ton, eine hilfreiche Rolle spielen können, ist unbestritten, selbst wenn nicht alles, was aus diesem Bereich auf den Markt kommt, als geglückt bezeichnet werden kann. Hier nun ist von zwei Produktionen zu berichten, die einen hohen Anspruch stellen und darum besondere Beachtung verdienen.

Die erste[1] ist – modisch formuliert – eine „Jesus Phonothek", mit anderen Worten ein Hörspielprogramm, das auf zehn Kassetten und in zwanzig Folgen vom öffentlichen Wirken Jesu und dessen Bedeutung für die Nachwelt handelt. Die Überschriften lassen in etwa erkennnen, welche Themen und Ereignisse ausgewählt und dargeboten wurden: Die Sache begann in Galiläa – Die geknickten Schilfrohre – Der Straßenhändler – Die Schwiegermutter des Petrus (Folge 1–4); Der Aussätzige im Viertel – Die Frohe Botschaft – Das verlorene Schaf – Die Geschichte vom Sämann (Folge 5–8); Die Söhne des Ephraim – So klein wie Mingo – Der römische Hauptmann – Unser tägliches Brot (Folge 9–12); Die ausländischen Hunde – Die Fragen des Ismael – Vor den Toren von Jericho – Der Weinberg des Herren (Folge 13–16); Der tote Freund – Der erste Tag der Woche – Was wir gehört und gesehen haben – Nicht in allen Büchern der Welt (Folge 17–20).

Der Autor hat sich vorgenommen, die knappen Berichte der Evangelien in szenische Bilder zu bringen, wobei er offensichtlich bemüht war, den Erkenntnissen der Bibelwissenschaft und ihrer Randgebiete über das kulturelle und soziale Umfeld der Zeit Jesu Rechnung zu tragen. Der Aufbau der einzelnen Folgen ist im wesentlichen gleich. Am Anfang steht jeweils ein einführender Kommentar, von zwei Personen im Wechsel gesprochen, der nicht nur die handelnden Personen vorstellt, sondern auch auf wichtige theologische Zusammenhänge hinweist. Das Kernstück jeder Folge besteht aus dramatisierten Erzählungen der Evangelien, also nicht aus aneinandergereihten Bibelzitaten. Als Sprecher fungiert der Apostel Johannes, dessen anschaulicher Bericht über die eigenen Erfahrungen immer wieder durch abwechslungsreiche und lebhaft gestaltete Szenen und Dialoge der beteiligten Hauptakteure unterbrochen wird. Die dabei vor allem Jesus in den Mund gelegten Äußerungen – sie zeugen von Humor und echter Menschlichkeit – klingen zweifellos ungewöhnlich, für den einen oder anderen vielleicht auch unangemessen und bedenklich, weil wir es nicht gewöhnt sind, dem Menschen in Jesus den gleichen Stellenwert einzuräumen wie dem Gottessohn. Der Autor ist sich bewußt, daß die Sehweise, in der er Jesus seinen Zuhörern vorstellt, ähnlich wie bei den Evangelisten nur eine von vielen mögliche ist, allerdings eine, von der er hofft, daß Menschen unserer Tage sie verstehen, um auf diese Weise Bedeutsames für ihr eigenes Leben zu entdecken. Die Darstellungsform der einzelnen Hörbilder nimmt Rücksicht auf Dramaturgie, auf szenische Gestaltung und auf die Zeichnung der Charaktere, wobei bewußt Szenen „erfunden" wurden, die in dieser

1 *Dieser Jesus aus N.* Jesus Phonothek. 10 Kassetten in 5 Präsentboxen mit je 2 Kassetten sowie Materialien und Anregungen zur „Jesus Phonothek", beides hrsg. v. Daniel SOMA. Freiburg 1983: Christophorus-Verlag Herder i. Gem. m. d. Verlag Burckhardthaus – Laetare, Gelnhausen; Kassetten DM 195,–, Begleitheft DM 8,80.

Form nicht in den Evangelien enthalten sind. Dies Vorgehen ist, wenn es sich an den Fakten orientiert, sicher berechtigt, nicht nur, weil die Evangelisten ihre Texte bekanntlich sehr nüchtern, knapp und dicht formuliert haben, sondern weil auf diese Weise heute in Vergessenheit geratene oder kaum noch bewußte Züge des Jesusbildes wieder lebendig werden können. Natürlich kann man darüber streiten, ob es notwendig war, zur Schaffung eines realistisch wirkenden Milieus im Hintergrund Hühner gackern, Enten schnattern und – wenn ich richtig gehört habe – Schweine grunzen zu lassen. Die Mitwirkenden spielen auf jeden Fall ihren Part sehr lebendig und überzeugend und verstehen es, die Zeit, in der Jesus lebte, mit einer Eindringlichkeit näher zu bringen, die betroffen macht. Die Sprache ist im guten Sinn „alltäglich", gelegentlich etwas stark österreichisch klingend (die Frauen von Nazareth), aber immer verständlich.

Die Hörfolge eignet sich nicht nur für die persönliche Reflexion, sondern auch für den Gedankenaustausch in Erwachsenengruppen. Ein Begleitbuch liefert dafür weitere wichtige theologische, historische, geographische und kulturelle Angaben, die den Kassettentext glücklich ergänzen und vielfältige Anregungen für die Weiterarbeit und die Diskussion liefern. Die Programme bauen auf Evangelientexten auf. Sie wollen aber das Evanglium weder verdrängen noch ersetzen, sondern im Gegenteil bewirken, daß es häufiger gelesen und meditiert wird. In jedem Kapitel werden darum die Evangelienabschnitte genannt, die den Autor bei seiner Arbeit angeregt haben. Obwohl die einzelnen Hörfolgen gedanklich nicht überfrachtet und durch wiederholt eingeblendete kleinere Musikeinlagen angenehm aufgelockert sind, empfiehlt es sich nicht, mehr als eine Folge hintereinander zu hören. Jede dieser Folgen bildet eine in sich geschlossene Einheit und bietet reichlich Stoff für einen ganzen Abend.

Die zweite Produktion[2], die hier vorgestellt werden soll, ist ein Film von 57 Minuten Länge, der aus zwei Video-Kassetten besteht. Der Text, von Jörg Zink verfaßt und gesprochen, ist mehr als ein Kommentar zu den prachtvollen Aufnahmen, für die Erwin Mayer verantwortlich ist; er ist eine einfache und doch überzeugende Hinführung zur Person und Botschaft Jesu, die in fünf Abschnitten vorgestellt und durch Bild und Wort erläutert werden: Herkunft und Wirken Jesu, Zeit um Jesus, Jesu Verkündigung und die Lebensverhältnisse seiner Zeit, Jesus und die Ausgestoßenen, die Friedensbotschaft Jesu. Das beigefügte Heft nennt neben den Hauptabschnitten noch eine Reihe von Unterabschnitten, die noch eindeutiger die behandelten Themen umreißen.

Filme von Video-Kassetten bieten gegenüber dem normalen Film einige Vorteile. Der Raum muß nicht abgedunkelt werden; man kann bei jedem beliebigen Punkt des Filmes einsetzen und ihn jederzeit stoppen, um auf Fragen einzugehen oder bestimmte Szenen zu wiederholen; besonders eindrucksvolle Bilder können als Standbilder betrachtet werden und, wen der Kommentar stört oder wer sich ganz auf die Bilder konzentrieren möchte, kann selbstverständlich auch den Ton abschalten.

Zink ist ein ausgezeichneter Kenner des Heiligen Landes und der Heiligen Schrift, wie viele seiner Veröffentlichungen gezeigt haben. Er versteht es meisterhaft, das geschriebene Wort durch Bilder, die treffend das Milieu der Zeit Jesu widerspiegeln, zu verdeutlichen. Dabei ist sein Blick keineswegs einseitig rückwärts gerichtet. Immer wieder werden Bilder und Gedanken eingestreut, die an die wechselvolle bis in unsere Gegenwart hineinreichende Geschichte des Heiligen Landes erinnern und die in anschaulicher Weise das religiös geprägte Brauchtum seiner Bewohner – Juden und Araber – in die Darstellung einbeziehen.

---

2 *Das Land, aus dem Jesus kam.* Buch und Regie v. Jörg ZINK. 2 Video-Kassetten, Laufzeit je 30 Minuten, 2 Begleithefte von Dieter PETRI und Jörg THIERFELDER. Stuttgart 1984: Calwer Verlag i. Gem. m. d. Matthias-Film GmbH. Video-Kassetten mit Begleitheften DM 196,–.

Die oben genannten Vorteile der Video-Kassetten ermöglichen verschiedene Arten des Einsatzes der beiden Filme, auf die das Begleitheft hinweist. Entweder arbeitet man mit dem ganzen Film oder nur mit einzelnen Abschnitten. Im ersten Fall wäre an eine Unterrichtseinheit über Jesus von Nazareth oder an eine zweistündige Veranstaltung kirchlicher Erwachsenenbildung zu denken, bei der nach einer Einführung in die Geographie und die politische Situation des Landes die beiden Kassetten vorgeführt werden, wobei sich die Teilnehmer Fragen notieren können, die in einer Schlußrunde besprochen werden. Ebenso gut läßt sich der Film aber auch im Rahmen eines Vorbereitungsabends für eine Israelreise einsetzen, um erste Eindrücke zu vermitteln, oder auch ganz allgemein bei einem Gemeindeabend als meditative Einführung etwa in die Passions- oder Weihnachtszeit. Dabei stellt man zweckmäßigerweise in einer Einführung das ausgewählte Thema vor, damit die Teilnehmer mit gezielter Aufmerksamkeit dem Film folgen können. Eine andere Möglichkeit besteht darin, den Zuschauern vor Beginn Leitfragen an die Hand zu geben, die in der Schlußrunde als Gesprächsgrundlage dienen können. Das Begleitheft nennt folgende Fragen 1) Welche biographischen Aussagen machen die Filme über Jesus? 2) Welche Gruppen um Jesus werden in den Filmen vorgestellt? 3) Wie kommt es nach den Filmen zum Widerstand gegen Jesus? 4) Was ist nach Aussagen der Filme der Kern der Botschaft Jesu? 5) Was erfahren wir über die Lebensweisen der Menschen zur Zeit Jesu? 6) Was erfahren wir über das Judentum? 7) Welche Stätten des Wirkens Jesu werden gezeigt? und 8) Welche Stellung nimmt der Film zum Nahost-Konflikt ein? Diese Fragen, die leicht durch andere ergänzt werden können, deuten auf die reichen Möglichkeiten, die in dem hier bereitgestellten Material beschlossen liegen.

Die Einteilung der beiden Filme in fünf Abschnitte, die ein je eigenes Thema behandeln, ermöglicht die Behandlung dieser Teile in Abständen, etwa in einer Seminarreihe über das Thema „Jesus von Nazareth" oder „Jesus und seine Zeit". Das Begleitheft bietet auch dazu ausgezeichnete Anregungen, die sich in der Praxis bewährt haben. Das Wichtigste ist natürlich der Film selbst. Aber er wirft auch Fragen auf, die er selbst nicht beantwortet und nicht beantworten kann. Der Leiter eines solchen Seminars tut darum gut daran, sich vorher gründlich zu informieren, um auf die aus dem Teilnehmerkreis kommenden Fragen sachgemäß antworten zu können. Das Begleitheft selbst liefert solche Informationen und nennt außerdem am Schluß eine Reihe von Büchern, die diese Vorbereitung erleichtern. Beide Produktionen – das haben hoffentlich diese Zeilen gezeigt – liefern nicht bequeme Kost für Aug und Ohr, sondern laden zur Mitarbeit und zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema ein, das die Mitte unseres Glaubens bildet.

Besprechungen

Geistliches Leben und christliche Praxis

RULLA, L. M. *Anthropology of the Christian Vocation.* Volume 1: Interdisciplinary Bases. Rome 1986: Gregorian University Press. 542 S., kt., $ 38,–.

P. Luigi M. Rulla ist Professor am Institut für Psychologie der Gregoriana in Rom. Er veröffentlichte bereits Arbeiten, die sich mit dem Thema: „Berufung" beschäftigen: „Tiefenpsychologie u. Berufung"; „Annahme und Preisgabe einer Berufung". Dazu kommen viele Veröffentlichungen zum Thema „Berufung zum Ordensleben" und zum Thema: „Ausbildung zum Ordensleben".

Der erste Band des hier vorliegenden Werkes: „Anthropologie der christlichen Berufung" behandelt „die interdisziplinären Grundlagen" der christlichen Berufung.

Diese Berufung ist Gnade. Doch erfolgt die Berufung nicht so, daß sie auf neutralen Boden fällt. Sie trifft auf zwei Wirklichkeiten im Menschen, die beide zu seinem Wesen gehören. In ihm liegt die Möglichkeit, sich selbst auf Gott hin zu transzendieren; an diese Möglichkeit kann die Vorsehung anknüpfen. Der Mensch muß sich selber übersteigen auf Werte hin, die ihn transzendieren. Zu dieser im Menschen angelegten Möglichkeit kommt noch etwas hinzu, das auch den Menschen bestimmt: eine Vielzahl von Begrenzungen, die mehr oder weniger die Freiheit zerstören können, sich auf eine theozentrische Selbstüberschreitung hin zu entfalten. Beides liegt im Menschen, beides liegt in Spannung miteinander.

Hier im ersten Band wird nun weitausholend zunächst die Existenz der beiden genannten Realitäten aufgezeigt; sodann erörtert der Vf., wie Theologie, Philosophie und Psychosoziologie zusammenarbeiten, um das Ineinander der beiden Realitäten sichtbar zu machen. Alle drei Disziplinen müssen zu Worte kommen, um nicht dem Fehler zu verfallen, einen Teil für das Ganze zu nehmen.

Diese interdisziplinäre wissenschaftliche Studie der Anthropologie der christlichen Berufung kann besonders allen helfen, die von Beruf mit Priester- oder Ordensberufen zu tun haben.

Die klare Führung der Gedanken und das exzellente Englisch, in dem das Buch geschrieben ist, empfehlen es als „Handbuch des geistlichen Lebens". Hoffentlich erscheint bald der zweite Band.

E. Grunert

HENSELER, Rudolf: *Ordensrecht.* Sonderausgabe des Münsterischen Kommentars zum Codex Iuris Canonici. Essen 1987: Ludgerus Verlag. 439 S., kt., DM 28,–.

Wenn der Titel dieses Buches vom Professor für Kirchenrecht an der Ordenshochschule der Redemptoristen in Hennef-Geistingen „Ordensrecht" heißt, dann ist sich der Autor bewußt, daß der Inhalt des Werkes weitergeht, als dieser Terminus andeutet. Es enthält nicht nur das Recht der eigentlichen Ordensinstitute, sondern auch der Institute des geweihten Lebens, die „andere heilige Bindungen" haben als Gelübde, die gewöhnlich Säkularinstitute genannt werden, ferner auch die Normen für das wiedererwachte Eremitentum und für die Jungfrauen in der Welt. Darüber hinaus werden auch die Sonderbestimmungen des CIC/1983 für die Gesellschaften des apostolischen Lebens behandelt. Einen anderen griffigen Namen für diesen Teil des Kirchenrechtes haben wir allerdings noch nicht gefunden, so daß der Titel im weitesten Sinn genommen seine Berechtigung hat.

Die vorliegende Arbeit ist eine Sonderausgabe aus dem beim Ludgerus Verlag herausgegebenen Werk „Münsterischer Kommentar zum Codex Iuris Canonici", der unter Federführung von Klaus Lüdicke erscheint. Diese Sonderausgabe füllt eine wirkliche Lücke, denn die großen Kommentare zum CIC interessieren die Fachleute, während gerade in den Instituten des geweihten Lebens und in den Gesellschaften des apostolischen Lebens immer wieder der Ruf nach einem handlichen Werk über das ihnen eigene Recht der Kirche laut wurde. Ihnen, das heißt besonders den Obern und Offizialen, kann Henselers Buch wärmstens empfohlen werden. Die einzelnen Canones des CIC werden jeweils getrennt behandelt. Erst wird der Text des Canons lateinisch und deutsch wiedergegeben und dann kommentiert. Für die praktische Handhabung sind nicht nur die Inhaltsver-

zeichnisse vor den einzelnen Titeln bedeutsam, sondern auch die am Kopf jeder Seite stehende Nummer des Canons mit einer überschriftartigen Inhaltsangabe des betreffenden Canons. Gerade diese separate, leicht überblickbare Behandlung der einzelnen Canones läßt eine rasche Orientierung zu. Bei den einzelnen Canones wird nicht nur das jetzt geltende Recht aufgezeigt, sondern auch der Zusammenhang mit dem alten Recht deutlich gemacht. Es unterbleiben auch nicht Hinweise auf die Rechtsentwicklung nach dem II. Vatikanischen Konzil. Die verschiedenen Interpretationen, die in der kurzen Zeit seit der Publikation des CIC/1983 zu einzelnen Bestimmungen aufgetaucht sind, werden herausgehoben. Der Autor gibt seine eigene Meinung dazu an. Eine endgültige Auffassung wird sich in einzelnen Fragen noch herausstellen müssen. Es sei da auf die in Frage gestellte Weiterexistenz der „feierlichen" Gelübde hingewiesen, auf die höchstens rechtspolitisch bedeutsame Frage, ob es neben klerikalen und laikalen Gemeinschaften, wie sie der can. 588 kennt, eine Entwicklung zu „indifferenten" Instituten geben könne. Auch die Zugehörigkeit der in der Welt mit einer Jungfrauenweihe lebenden unverheirateten Frauen zum Stand des geweihten Lebens wird sich in der Praxis noch klären.

Hervorzuheben sind bei den einzelnen Canones die schematischen Darstellungen, die einen Überblick erleichtern. Besonders herausgehoben sei die leicht überschaubare Graphik über die Stellung zum Ortsordinarius. Der an den Anfang gestellte geschichtliche Überblick dieses Standes in der Kirche und auch die reichliche Literaturangabe sei eigens betont. Allen, die sich über das „Ordensrecht" orientieren müssen oder wollen, sei dieses Buch aufrichtig empfohlen. P. Zepp

Gottes Freunde – unsere Freunde. Erfahrungen mit Heiligen. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1250. Freiburg 1986: Herder Verlag. 256 S., kt., DM 10,90.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um ein „Heiligenbuch" besonderer Art: es geht nicht, wie sonst meist üblich, in erster Linie um die Darstellung des Lebens und Wirkens heiliger Gestalten der Kirche; vielmehr werden in zahlreichen Beiträgen (u. a. von Schalom Ben-Chorin, Otto Betz, Walter Dirks, Elisabeth Gößmann, Wladimir Lindenberg, Johannes B. Lotz, Josef Reding) persönliche Ansichten, Bekenntnisse, Erfahrungen mit großen Persönlichkeiten aus der Reihe der „offiziellen" Heiligen dargelegt wie auch mit Menschen unserer Tage, die durch ihren konsequent gelebten Glauben, durch ihr caritatives und gesellschaftliches Engagement den Autor überzeugten, für den eigenen Glauben, die eigene Spiritualität, ja den eigenen Lebensweg von entscheidender Bedeutung waren. Die hier gesammelten Reflexionen über Phänomen und Bedeutung der Heiligen und die persönlichen Zeugnisse der Begegnung mit bekannten und bisher anonymen „Heiligen" bringen diese Gestalten dem Leser auf nachhaltige aber unaufdringliche Weise nahe, lassen ahnen, was im Leben des einzelnen der Glaube an Gottes Geschichte mit jedem Menschen bedeuten kann. M. Hugoth

Sie dienten Gott in ihrem Nächsten. Heilige der tätigen Liebe. Hrsg. v. Anton SZEKELY. Reihe: Topos Taschenbücher, Bd. 149. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 168 S., kt., DM 9,80.

In der inzwischen eine beachtliche Anzahl von Bänden umfassenden Topos-Taschenbuch-Reihe mit Kurzbiographien bedeutender Gestalten des Christentums stellt der vorliegende Band 26 heilige Männer und Frauen vor, die sich besonders durch ihre tätige Nächstenliebe und ihr sozial-politisches Engagement ausgezeichnet haben. Knapp und stets an den Quellen orientiert, zugleich sehr lebendig, ohne unangebrachtes Pathos und doch beeindruckend, werden Leben und Wirken von Hedwig von Schlesien, Agnes von Böhmen, Elisabeth von Thüringen, Thomas von Villanova, Johannes von Gott, Kamillus von Lellis, Petrus Claver, Maria Ward, Damian Deveuster und anderen beschrieben – eine erfreuliche Erscheinung unter den heutigen Heiligenbüchern.
M. Hugoth

SCHREINER, Josef: *Heilige – Zeugen für unser Leben.* Meditationen zu großen Gestalten des Glaubens. Würzburg 1986: Echter Verlag. 86 S., kt., DM 12,80.

Manche Christen sehen in der Heiligenverehrung ein entbehrliches Relikt der Vergangenheit. Die Hagiographie war lange nicht in der Lage, dieses Vorurteil abzubauen, zumal sie durch die Art

ihrer Darstellung die Heiligen den Menschen eher entfremdete als sie ihnen nahezubringen. Auch die einstmals so geschätzten Legenden können diesen Dienst kaum noch leisten, weil viele Zeitgenossen mit ihnen nichts mehr anzufangen wissen. Der Verfasser dieses Buches, von Hause aus Alttestamentler, versucht darum, vom Worte Gottes her, das die Gemeinde an den Heiligentagen liest, einen neuen Zugang zu den Heiligen zu finden, wobei er aktuelle Fragestellungen bewußt in seine Überlegungen miteinbezieht. Das Ergebnis ist keine trockene Exegese, sondern eine lebensnah wirkende biblische Botschaft, die – und das entdeckt man immer wieder – in den Heiligen der Kirche konkret geworden ist. Die ausgewählten Gestalten stammen im übrigen nicht nur aus der Zeit des Neuen Testamentes (Maria, Petrus und Paulus, Barnabas, Jakobus, Johannes und Josef), sondern auch aus späteren Jahrhunderten (Pius X., Elisabeth, Margareta und Kilian).

DORN, Luitpold A.: *Johannes XXIII.* Auf ihn berufen sich alle. Graz, Wien, Köln 1986: Styria Verlag. 160 S., kt., DM 24,80.

Dieses Buch enthält das reichhaltige Material, das der Verf., langjähriger Vatikankorrespondent des Zweiten Deutschen Fernsehens, für Dokumentationssendungen zum 10. Todestag Johannes' XXIII. zusammengestellt hat. Es besteht vor allem aus Aussagen und Schilderungen jener Persönlichkeiten, die längere Zeit mit dem Roncalli-Papst in Verbindung standen, von Verwandten, Freunden, dem Kammerdiener, dem Sekretär, von Bischöfen, Kardinälen, Politikern, Menschen, bei denen der Papst bei persönlichen Begegnungen einen nachhhaltigen Eindruck hinterlassen hat. So entstehen unmittelbare, lebendige Eindrücke jenes Mannes, der für die Kirche unseres Jahrhunderts so bedeutsam geworden ist. Vieles an dem Dargebotenen ist subjektiv, episodenhaft, fragmentarisch, gar widersprüchlich, statt exakter, nach allen Seiten abgesicherter historischer Studie ein Panorama vielfältiger Erinnerungen und unterschiedlicher Aussagen, dazwischen die Dokumentation von Szenen und Begebenheiten um den Papst, in Kirche und Politik seiner Zeit – insgesamt ein lebendiges, engagiert und warmherzig, manchmal fast zu wohlwollend erstelltes Bild Johannes' XXIII., auf den sich allerdings wohl kaum, wie der Untertitel des Buches behauptet, heute alle berufen.

M. Hugoth

Pfingsten entgegengehen. Geistliche Begleiter für die 50 Tage von Ostern bis Pfingsten. Hrsg. v. Alice SCHERER. Freiburg 1986: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 13,50.

An Meditationsbüchern besteht heute kein Mangel. Gerade deswegen fällt es manchem schwer, die rechte Auswahl zu treffen. Vorliegende Neuerscheinung nimmt dem Leser diese Arbeit ab und bietet zu den Tagen zwischen Ostern und Pfingsten je einen kurzen Schrifttext, zwei darauf abgestimmte Abschnitte aus Werken moderner geistlicher Autoren und ein Gebet, das der Bibel, den liturgischen Büchern der Kirche oder auch anderen Gebetssammlungen entnommen ist. Die Herausgeberin hat durch zwei ähnliche Veröffentlichungen bewiesen, daß sie sich in der geistlichen Literatur unserer Tage vorzüglich auskennt. Die ausgewählten Texte sind gut verständlich und dennoch in die Tiefe gehend und können helfen, die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten bewußter zu erleben.

PLÖGER, Josef G.: *In der Nähe des Herrn.* Biblische Besinnungen. Freiburg 1986: Herder Verlag. 95 S., kt., DM 10,80.

Der Kölner Weihbischof greift sieben Begegnungserzählungen aus dem Neuen Testament auf, um an ihnen zu zeigen, wie der Umgang mit Jesus den Menschen verwandelt. Wenngleich sein Bemühen in erster Linie dem biblischen Text gilt, bei dessen Auslegung er sein reiches exegetisches Wissen einbringt, so spürt man doch auf fast jeder Seite, daß er dabei auch den Menschen von heute mit seinen Fragen und Sorgen vor Augen hat. Ob es nun um Simeon im Tempel, den fragenden Gesetzeslehrer, die erlöste Ehebrecherin, um Zachäus, die Frauen am Kreuzweg, die Emmausjünger oder um Stephanus geht, wer betrachtend die einfühlsam geschriebenen Gedanken auf sich wirken läßt, fühlt sich selbst vor die Entscheidung gestellt und eingeladen, ein Leben im Geist des Evangeliums zu führen.

NOUWEN, Henri J. M.: *Im Haus des Lebens.* Von der Angst zur Liebe. Freiburg 1986. Herder Verlag. 120 S., kt., DM 14,80.

Ein amerikanischer Politiker nannte vor einiger Zeit die Angst das offizielle Gefühl unseres Zeitalters. Tatsächlich bestimmt Angst zunehmend das private und öffentliche Leben des heutigen Menschen wie eine allgegenwärtige Macht. Nouwen zeigt in seinem Buch einen geistlichen Weg auf, wie ein Christ mit seinen Ängsten umgehen kann. Dazu weist er, ohne besserwisserisches Vorrechnen, nach, was die, oft heimlichen und wenig bewußten, Merkmale (Einstellungen, Wünsche, Lebensweisen) eines Lebens im „Haus der Angst" sind und wie ein neuer Aufbruch ins „Haus der Liebe" gelingen kann. Leben im „Haus der Liebe" heißt leben in der Beziehung zu Gott, in der Beziehung zu den Menschen, in Freude und Zuversicht, heißt – in Anlehnung an Aussagen des Johannesevangeliums – ein Leben der Intimität („bleibt in mir, dann bleibe ich in euch"), der Fruchtbarkeit („wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht"), und der Ekstase („dies habe ich euch gesagt, damit eure Freude vollkommen ist"). Diese drei Schlüsselbegriffe entfaltet Nouwen in ihrem Reichtum für den konkreten Alltag des Christen und zeigt an ihnen, stets mit dem Blick auf die Nöte der Menschen heute, überzeugend auf, daß ein Leben in Liebe die Angst bestehen läßt. Ein Buch, das den Glauben bestärken, ihn allerdings nicht erst zweifelnden Menschen begründen kann. M. Hugoth

FRANZ von Assisi: *Gebete.* Hrsg. v. Wolfgang BADER. Reihe: Gebet und Meditation. München 1986: Verlag Neue Stadt. 112 S., geb., DM 14,–.

Franz von Assisi zählt nach wie vor innerhalb und außerhalb der Kirche zu den faszinierendsten und überzeugendsten christlichen Gestalten. In unzähligen Abhandlungen und Büchern ist dieser Heilige beschrieben, ist seine bleibende Bedeutung hervorgehoben, sind die Wesensmerkmale des franziskanischen Weges dargestellt worden. Den unmittelbarsten Zugang zu Franz vermitteln jedoch noch immer seine eigenen Worte, besonders seine Gebete. Das vorliegende Buch enthält eine aus vielen Quellen zusammengetragene vollständige Sammlung der Gebete des Franz von Assisi; sie sind in eine einfache und für uns heute nachvollziehbare Sprache übersetzt und laden zum Betrachten und Mitbeten ein. Die jeweils kurz skizzierten Hintergründe und Lebensumstände, aus denen heraus die Gebete entstanden, gewähren einen besonderen Zugang, machen die Gebete noch lebendiger. Das Buch bietet eine hervorragende Möglichkeit zur Einsicht in und zum eigenen Nachvollzug der franziskanischen Spiritualität: leben, lieben, handeln aus einer innigen Beziehung zu Gott. M. Hugoth

SHAH, Idries: *Der glücklichste Mensch.* Das große Buch der Sufi-Weisheit. Freiburg 1986: Herder Verlag. 256 S., geb., DM 29,80.

Unter uns lebt eine beachtliche und geachtete Zahl von Menschen, die sich zum Islam bekennen. Zur Not weiß man hierzulande gerade noch, daß Mohamed der Stifter des Islams ist; vielleicht weiß man auch noch, daß sich innerhalb des Islams Sunniten und Schiiten gegenüberstehen. Daß sich jedoch schon von den Anfängen des Islams an, durch die Jahrhunderte hindurch und immer neu belebt, eine Bewegung findet, die sich um Verinnerlichung des religiösen Lebens bemüht, wird dem bewußt, der zu vorliegendem Buch greift.

Idries Shah: The way of the Sufi, übersetzt von Thomas Popper, der seiner Übersetzung die Überschrift gibt: Der glücklichste Mensch – Das große Buch der Sufi–Weisheit. Der englische Titel drückt besser aus, daß es sich beim Sufismus um eine Bewegung in vielen Gestalten handelt, nicht um ein starres Lehrsystem. Der deutsche Titel faßt sofort das Ziel der Bewegung ins Auge: Der glücklichste Mensch.

Das Buch wendet sich an jene, die Schüler des Sufismus werden möchten. Es ist kein Lehrbuch für Autodidakten. Ohne Lehrer geht es nicht. Auch die angeführten „Meister" der Sufi-Weisheit (Al Ghasali bis Dschalaludin Rumi); und die vier großen Orden (der Derwische) sind nur Beispiele, wie ein Weg gefunden werden konnte und kann. Welcher Weg für den einzelnen zutrifft, kann er nur unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers finden. Aufschlußreich dafür sind die Fragen und Antworten (S. 253ff., besonders Frage 12 S. 254) im letzten Teil: Tiefere Erkenntnis.

Wenn ich am Schluß der Lektüre mich frage, worin nun die Weisheit des Sufi besteht, was erreicht der, der sich auf den Weg begibt, muß ich – veniam da – sagen: ich habe es nicht herausgefunden.

Frage ich einen christlichen Mystiker, was er erlebt, antwortet er: Die Person des Jesus von Nazareth und seine Verbindung mit dem, den er seinen Vater nennt und seine Beziehung zum Hl. Geist. Der christliche Mystiker weist über sich und aus sich hinaus. Sein Gegenüber ist eine Person im scholastischen Verständnis des Wortes.

Worauf stößt nun der Anhänger der Sufi-Weisheit? Wenn ich es richtig verstehe, gelangt er wohl über sein Normalbewußtsein hinaus; er gelangt in die „Tiefe" seiner „Seele". Er bleibt aber immer bei sich. Eine personale Transzendenz trifft er nicht. Für Korrektur meiner Sicht wäre ich dankbar.

E. Grunert

Worte wie Spuren. Weisheit der Indianer. Freiburg 1985: Herder Verlag. 128 S., geb., DM 12,80.

Das Schlagwort vom Verlust der Beziehung des modernen Menschen zur Natur findet in unseren Breiten durch eine Anhäufung von Umweltkatastrophen eine erschreckende Bestätigung. Spürbar setzt ein Suchen nach Vorbildern, Anregungen, bewährten Erfahrungen eines gesunden Verhältnisses zur Schöpfung ein. Dabei wird zunehmend auch das reichhaltige kulturelle Erbe der Indianer, besonders Nordamerikas, neu entdeckt. Die in dem vorliegenden Büchlein gesammelten Sprüche und Weisheiten künden von einer Lebenseinstellung und -praxis, die ganz auf Harmonie mit sich selbst, mit der Natur und mit der menschlichen Umwelt ausgerichtet ist. Konsequent in den Alltag übersetzt hätten diese Worte eine radikale Veränderung unseres Lebensstils zur Folge: statt Streben nach Reichtum, gesellschaftlichem Status und materieller Sicherheit, statt Wettbewerb und Konkurrenzkampf Frieden, Versöhnung, Gutsein, Brüderlichkeit, Ganzheit und Harmonie – Ideale, die durchaus Bezüge zu christlichen Lebensmaximen haben. Hier wie dort kommt oft die Einsicht: eigentlich müßte man..., im Grunde möchte ich ja...; doch dann fehlt immer wieder ein Stück zur konkreten Veränderung der Praxis. Die hier gesammelten Indianerworte laden ein zum Hinhören und Mitschwingen, gefallen durch ihre Schönheit, tragen bei zu einer Herzensbildung, die notwendig ist für ein neues Verhältnis zu sich selbst und zur Umwelt. M. Hugoth

Kalila und Dimna. Vom sinnreichen Umgang mit Freunden. Ausgewählte Fabeln des Bidpai nacherzählt von Ramsay WOOD. Freiburg 1986: Herder Verlag. 256 S., geb., DM 29,80.

„Ich habe noch keinen Orientalisten gefunden, der nicht hätte zugeben müssen, daß ein einziges Bücherbord einer guten europäischen Bibliothek die gesamte einheimische Literatur Indiens und Arabiens aufwiegt." Macauly (Zitat ohne Angabe der Fundstelle auf Seite 180).

Wer so etwas sagt, muß ein Ignorant erster Klasse sein und der Vertreter einer Überheblichkeit, wie sie heute nicht mehr vorkommen dürfte.

Die hier vorgelegten Fabeln des Bidpai in der Nacherzählung von Ramsay Wood und in der sehr guten Übersetzung von Edgar Otten beweisen, wie das „Genre" Tierfabel in seiner vielgestaltigen Ausformung in verschiedenen Sprachen und Kulturen den Fabeln des Bidpai verpflichtet ist. Ramsay Wood hat es verstanden, die Fabeln so zu wählen und wiederzugeben, daß man meint, alles spiele sich in der Gegenwart, ihrer Menschen und Verhaltensweisen ab. „Er erzählt neu und zeitgenössisch mit Ausflügen in die verschiedenen Epochen der Überlieferung" S. 254. Bei allem Bemühen, „modern" zu sein, halten sich Ramsay Wood und Edgar Otten an die Devise: „man muß dem Verlangen, feine kleine Rationalisierungen, bestechende Formeln, intellektuelle Resümees, symbolische Etiketten anzuhängen oder jeder andern Form bequemer Klassifizierung beharrlich widerstehen" S. 255. E. Grunert

Exegese und Biblische Theologie

Neue Jerusalemer Bibel. Einheitsübersetzung mit dem Kommentar der Jerusalemer Bibel. Neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe. Deutsch herausgegeben von Alfons DEISSLER und Anton VÖGTLE in Verbindung mit Johannes NÜTZEL. Freiburg 1985: Herder Verlag. 1878 S., Ln., DM 98,–.

Von der deutschen Ausgabe der in aller Welt bekannten sogenannten Jerusalemer Bibel sind seit 1968 siebzehn Auflagen erschienen. Die Bibelwissenschaft ist in dem gleichen Zeitraum nicht untätig geblieben, so daß es sinnvoll erschien, den alten Kommentar zu überarbeiten, was für diese neue Ausgabe Alfons Deissler und Anton Vögtle übernommen haben. Verändert und erweitert wurden im einzelnen die Einleitungen zu den biblischen Büchern bzw. Buchgruppen und die rund 11000 Einzelanmerkungen, die Erläuterungen zum Wortlaut des Textes, zur Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte einer Texteinheit, zum geographischen, historischen, kulturgeschichtlichen Hintergrund und vor allem zu wichtigen Vorgängen und Begriffen der biblischen Offenbarung bringen. Hier liegt, wie schon in den früheren Auflagen, der Schwerpunkt des Gesamtwerkes. Die überaus zahlreichen Stellenverweise sowie der umfangreiche Anhang erhöhen den Gebrauchswert dieser Ausgabe, deren hoher Preis hoffentlich nicht die Käufer abhält. Wer eine kurze, verläßliche und verständliche Information zu biblischen Büchern oder Texten sucht und zugleich tiefer in die Welt der Bibel eindringen will, findet in der neuen Jerusalemer Bibel einen hilfreichen und praktischen Begleiter. F. K. Heinemann

MATTHIAE, Karl – THIEL, Winfried: *Biblische Zeittafeln.* Geschichtliche Abrisse, chronologische Übersichten, Überblickstafeln und Landkarten zur alt- und neutestamentlichen Zeit. Neukirchen 1985: Neukirchener Verlag. DM 34,–.

In allen besseren Bibelausgaben finden sich Zeittafeln und Übersichten. Doch reichen sie bei weitem nicht aus, um sich gründlich über den geschichtlichen Raum des alt- und neutestamentlichen Geschehens zu informieren, wie es das hier vorgestellte Werk der beiden Autoren sich zum Ziel gesetzt hat. Es besteht aus einem Einführungsheft, sechs chronologischen Übersichten, zwanzig Tafeln, die Überblicke zu einzelnen Themen und geschichtliche Abrisse mit den Hauptlinien der Entwicklung Israels und Judas sowie ihrer Nachbarreiche bieten, und zehn Landkarten mit geographischen Skizzen zu Palästina und den angrenzenden Gebieten in biblischer Zeit. Für die Ausarbeitung der einzelnen Stücke war die Orientierung an dem biblischen Geschehen bestimmend; außerbiblische Quellen und antike Texte dagegen wurden ausgespart, um die Übersichtlichkeit des Ganzen nicht zu gefährden. Die Chronologie des Altertums bereitet bekanntlich große Schwierigkeiten, die natürlich auch hier nicht gelöst werden konnten. Um dennoch ein relativ geschlossenes chronologisches System zur Verfügung zu haben, übernahmen die beiden Autoren für die altorientalischen Jahrhunderte den von J. Jepsen vorgelegten Entwurf („Von Sinuhe bis Nebukadnezar", Berlin ^{3}1979) und für die Zeitangaben für Ägypten und die anderen Gebiete die Ergebnisse neuerer wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Ähnlich problematisch wie die Zeitangaben ist die Schreibweise der in der Bibel begegnenden Orte und Personen, die leider nicht aus dem „ökumenischen Verzeichnis der biblischen Eigennamen", sondern aus der revidierten Lutherübersetzung übernommen wurde. Das Einleitungsheft liefert geschichtliche Abrisse einzelner Reiche, Erläuterungen zu den beigegebenen Übersichten, Tafeln und Karten sowie ein ausführliches Register der Personen und der ethnographisch-geographischen Bezeichnungen. Das hier bereitgestellte Arbeitsmaterial ist zweifellos eine brauchbare Hilfe, deren voller Wert freilich erst dem aufgeht, der es regelmäßig zu Rate zieht. F. K. Heinemann

MACK, Rudolf – VOLPERT, Dieter: *Kennen Sie die Zehn Gebote?* Biblische Normen und verantwortliches Handeln. Reihe: Oberstufe Religion, Heft 8. Lehrerheft 43 S., kt., DM 8,20; Materialheft 48 S., kt., DM 6,80. Stuttgart 1985: Calwer Verlag.

Der Dekalog war in den vergangenen Jahren verstärkt ein Gegenstand exegetischer Forschung (Weinfeld, Kutsch, Perlitt, Hossfeld), wobei hinsichtlich Ursprung, Entwicklung und Deutung der Zehn Gebote wichtige weiterführende Einsichten gewonnen, andererseits aber auch neue Fragen

aufgeworfen wurden (Bund oder Verpflichtung?). Zahlreiche Bücher haben mittlerweile diese Erkenntnisse in Verkündigung und Unterweisung eingebracht (Crüsemann, Limbeck, Exeler, O. H. Pesch); zu ihnen zählen auch die beiden hier vorgestellten Hefte, die für die Oberstufe Religion einen didaktisch durchdachten Entwurf über die Zehn Gebote vorlegen, der verschiedene Einsatzmöglichkeiten zuläßt. Daß dabei nicht in erster Linie exegetische, sondern aktuelle Fragestellungen wie, etwa der allseits zu beobachtende Wertwandel Ausgangspunkt und Richtschnur der Darlegungen bilden, versteht sich bei der Zielsetzung der Hefte von selbst.

Das großformatige Materialheft für die Schüler der Klassen 11–13 behandelt den Stoff in 14 Abschnitten, die sich unmittelbar mit den Geboten befassen. Hinzu kommen in einem Anhang drei weitere Abschnitte, die kurz auf allgemeine ethische Fragen eingehen, auf die Notwendigkeit von Geboten und auf die Bedeutung sozialen und verantwortlichen Handelns. Schwerpunkt der Darstellung bildet der Nachweis der Aktualität der einzelnen Gebote, wobei immer wieder Texte und Beispiele aus der zeitgenössischen Literatur und aus der Berichterstattung der Medien herangezogen werden. Das Lehrerheft macht nach einigen einleitenden Bemerkungen über Einwände und erste Erfahrungen mit den Zehn Geboten und über Ziele und Möglichkeiten des unterrichtlichen Einsatzes mit den Ergebnissen der neueren internationalen Dekalogforschung bekannt. In diesem Zusammenhang wird auch die biblische Rede von Gott, die Entstehung des biblischen Monotheismus und die Gesetzgebung in der Bibel und im Alten Orient behandelt. Im zweiten Teil folgen Sachhinweise, didaktische Überlegungen und Literaturangaben zu den einzelnen Abschnitten des Materialheftes, die erfreulicherweise auch jüdische Stellungnahmen und religionsgeschichtliche Parallelen berücksichtigen. Bei dem geringen Umfang der Hefte konnte es nicht ausbleiben, daß manche Gesichtspunkte nur unterbelichtet oder gar nicht zur Sprache kamen. Wer sich jedoch die Mühe macht, den zahlreich eingestreuten Literaturhinweisen nachzugehen, kann diesen Mangel, wenn auch nur mit einiger Mühe ausgleichen. An Hinweisen auf Bibeltexte, auf bibeltheologische Gedanken und biblische Parallelen besteht kein Mangel; doch stehen sie manchmal etwas verloren im Kontext, so daß die innere Verbindung mit den aktuellen Fragestellungen nicht immer ohne weiteres erkennbar ist. Dennoch, beide Hefte stellen ein brauchbares Angebot dar, mit dem zu arbeiten sich durchaus lohnt. F. K. Heinemann

KOLB, Eduard: *David.* Geschichte und Deutung. Olten, Freiburg 1986: Walter-Verlag. 308 S., geb., DM 39,–.

Das Buch stößt in eine Marktlücke, denn es gibt meines Wissens im deutschen Sprachraum kein bedeutendes größeres Werk aus neuerer Zeit, das eine umfassende Würdigung von Person und Werk des israelitischen Königs vorlegt. Der Verfasser, Theologe sowie Musik- und Theaterwissenschaftler aus der Schweiz, hat in seiner reich illustrierten Darstellung den Ertrag eines Jahrhunderts biblisch-sprachlicher, theologischer, geschichtlicher, geographischer und archäologischer Forschung zusammengetragen und ausgewertet.

Im 1. Teil (S. 15–67) wird zunächst die Geschichte von David, der biblischen Darstellung folgend, in einfacher Sprache nacherzählt. Der 2. Teil (S. 71–152) enthält eine allgemeine Einführung in Land und Leute, in die Zeit Davids und in die biblische Überlieferung von David, wobei der Erzählung von David und Goliath besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der 3. Teil „Anmerkungen" (S. 159–287) schließlich bietet zu einzelnen Personen, Orten, geschichtlichen Zusammenhängen und Einzelfragen weiterführende Informationen, die zum Teil komplexe historische und theologische Sachverhalte allgemeinverständlich entfalten. Ein Anhang mit Namens-, Orts-, Begriffs- und Sachregister sowie einem Bildnachweis schließt den Band ab, der nicht in erster Linie für Fachwissenschaftler, sondern für alle an der Bibel interessierte Leser geschrieben wurde.

Die Anschaulicheit der Darstellung, die nicht auf Kosten der wissenschaftlichen Genauigkeit geht, gehört zu den großen Vorzügen dieses Buches, das aus der Arbeit mit Gehörlosen und aus Versuchen pantomimischer Darstellung wertvolle Einsichten gewonnen hat. Der Autor zeigt sich nicht nur mit der Bibel und dem Lande der Bibel bestens vertraut, er hat zugleich ein seelsorgerliches Anliegen und möchte den Leser mit Behutsamkeit von einem unreflektierten Bibellesen zu einem offenen, weiten und redlichen Verständnis der hl. Schrift führen (S. 11). David war, wie wir wissen, der Begründer eines unabhängigen Staates Israel. Seine Person und seine Zeit wurden später

so sehr idealisiert, daß der König geradezu Vorbildcharakter bekam und in Verbindung mit dem messianischen König gebracht wurde. Der Erlöser und Retter des Volkes Israel, wie ihn die Bibel darstellt, ist nicht nur ein Abkomme Davids, sondern zugleich der wiedererstandene David, und das Neue Testament nennt Jesus von Nazareth einen Nachkommen Davids. Es ist also sehr sinnvoll, sich mit der Person und der Sache des großen Königs im alten Israel zu beschäftigen. Kolb und sein Buch sind dabei ein kundiger und origineller Führer, denen man sich gern anvertraut.

F. K. Heinemann

EDLER, Rainer: *Das Kerygma des Propheten Zefanja.* Reihe: Freiburger theologische Studien, Bd. 126. Freiburg 1984: Herder Verlag. XI, 275 S., kt., DM 38,–.

Die hier vorgestellte Dissertation ist kein Kommentar im üblichen Sinn, sondern eine Darstellung der authentischen Botschaft des Propheten Zefanja, der vor über 2500 Jahren in Jerusalem lebte und wirkte. Um sein Ziel zu erreichen, mußte der Verf. zunächst eine Quellenscheidung durchführen, um die vom Propheten selbst stammenden Texte von denen späterer Bearbeiter zu trennen (S. 52–110). Er unterscheidet dabei zwischen den nicht auf Zefanja zurückgehenden einfachen Einheiten und Fragmenten sowie den Ergänzungen und Glossen zu den authentischen und inauthentischen Texten des Zefanjabuches. Der eigentliche Hauptteil (S. 111–248) ist dreigeteilt: die Verkündigung vom Eingreifen Jahwes als Gericht über Juda und Jerusalem (S. 113–204), die Verkündigung von der wahren Gottesverehrung (S. 205–228) und die Verkündigung vom Gericht Jahwes über die Juda und Jerusalem bedrohenden Völker (S. 229–248). Der Schlußabschnitt „Die Botschaft Gottes beim Propheten Zefanja" bietet eine in zentrale Themen gegliederte Zusammenfassung der im Hauptteil ausgelegten Botschaft (S. 249–260). Im Anhang folgen noch ein Überblick über die Entscheidungen der wichtigsten Kommentatoren zu der Frage nach der Authentizität der einzelnen Verse und Versteile sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis (S. 261–275).

Die von Edler vorgenommene Quellenscheidung zeigt, daß er zu jener Gruppe von Forschern gehört, die Zefanja selbst für den Verfasser aller wesentlichen Teile des Buches halten, wenngleich damit keineswegs eine nachträgliche, die Ereignisse in eine eschatologische Zukunft verweisende Bearbeitung geleugnet wird. Die für diese Entscheidung vorgetragenen Argumente wirken durchweg überzeugend und rechtfertigen die Beschränkung auf die authentischen Worte des Propheten, zumal auf diese Weise „die Botschaft Gottes an diesen Menschen tiefer erfaßt, besser verstanden und passender verkündet werden kann" (S. 4). Die Arbeit ist gut gegliedert und liest sich flüssig, weil der Autor die Auseinandersetzung mit der schon geleisteten Forschungsarbeit an den Schluß bzw. in die Anmerkungen verbannt hat und ein angenehmes Deutsch schreibt, das auf alle überflüssigen Fremdwörter verzichtet. Nicht nur deswegen verdient diese Untersuchung einen Leserkreis, der über die kleine Schar der Fachleute hinausreicht. Zefanja war ein Mann, der sich von Gott angesprochen wußte und in diesem Angesprochensein den Auftrag sah, seinerseits Menschen anzusprechen. Er war einer dieser unbequemen Leute, die gegen Selbstzufriedenheit, Unrecht und Unterdrückung redeten. Seine Botschaft ist zwar in seiner Zeit verwurzelt und auch in eine ganz bestimmte geschichtliche Situation hineingesprochen, sie bleibt aber dennoch wichtig und gültig über diese Zeit hinaus, weil die Nöte, Schwierigkeiten, Versuchungen, Leiden und Freuden der damaligen Menschen im Grunde die Erfahrungen aller Generationen widerspiegeln.

F. K. Heinemann

STÜTTGEN, Albert: *Ufer und Horizont.* Neues Leben aus den Psalmen. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 108 S., Pappband, DM 18,80.

MENNEKES, Friedhelm: *Psalmen deuten die Wege des Lebens.* Eine Predigtreihe zur österlichen Bußzeit. Stuttgart 1986: Verlag Kath. Bibelwerk. 219 S., kt., DM 24,80.

Zwei neue Bücher über die Psalmen, nicht wissenschaftliche Kommentare oder tiefschürfende Abhandlungen, sondern eher Gebrauchsliteratur, entstanden im Alltag und bestimmt für den Alltag. Das erste von Stüttgen, einem Professor der Philosophie, bietet Meditationen, die nicht interpretieren, sondern nur locker um das biblische Wort kreisen. Geboren sind diese Gedanken in der Stille der eigenen vier Wände, die dem Autor fruchtbarer erschien als die Gottesdienste mit ihrer nicht abreißenden Folge zahlloser Lese- und Gebetstexte (S. 11). Das Problem, das hier anklingt,

muß ernst genommen werden, die angebotene Lösung freilich ist so stark von persönlichen Erfahrungen bestimmt, daß sie nicht ohne weiteres auf andere übertragen werden kann. Die Meditationen zu 30 ausgewählten Psalmen selbst bieten ein buntes Kaleidoskop verschiedenartiger Gedanken. Mal greifen sie ein einziges Wort auf, mal einen ganzen Satz, Momentaufnahmen also und keine bis ins Detail ausgeleuchteten Bilder. Ihren besonderen Reiz gewinnen diese Gedanken durch die persönliche Note der Darstellung. Der Leser spürt, was den Autor ärgert und freut, was ihn bedrängt und erschüttert, was ihn quält und Kummer bereitet. Diese Direktheit und Offenheit wirkt sympathisch, auch in jenen Passagen, die den einen oder anderen Leser möglicherweise aus theologisch-exegetischen Gründen oder aber auch aufgrund anderer persönlicher Erfahrungen nicht überzeugen.

Das Buch von Mennekes, Jesuit, Pfarrer und Professor, dem wir schon einige Bücher über christliche moderne Kunst verdanken, bietet elf Psalmenpredigten für die österliche Bußzeit, die um drei Themen kreisen: der Weg des Menschen, der Weg des Gottesknechtes und der Weg Gottes. In der Einführung spricht der Autor von der Problematik einer Psalmenpredigt heute und macht Vorschläge zu ihrer Überwindung. Was hier theoretisch vorgetragen und gefordert ist, wird in den folgenden Auslegungen durchweg erfüllt. Es ist sehr zu begrüßen, daß der Autor dem Leser nicht nur das Endprodukt seiner Überlegungen mitteilt, also die fertige Homilie serviert, sondern ihn auch schon auf seinen Weg dorthin mitnimmt; denn jeder Homilie geht ein Abschnitt voraus (= Einführung), in dem exegetische, bibeltheologische und pastorale Fragen bedacht und erörtert werden. Daß dies gründlich geschieht, dafür spricht auch die zitierte Fachliteratur. Die Predigten sprechen an, nicht nur weil sie gut formuliert sind, sondern weil sie Anliegen aufgreifen, die heutige Menschen bewegen, und das in einer Art und Weise, die nicht schulmeisterlich wirkt, sondern wirklich als hilfreich empfunden wird. F. K. Heinemann

KOCH, Dietrich-Alex: *Die Schrift als Zeuge des Evangeliums.* Untersuchungen zur Verwendung und zum Verständnis der Schrift bei Paulus. Reihe: Beiträge zur historischen Theologie, Bd. 69. Tübingen 1986: J. C. B. Mohr. 406 S., Ln., DM 198,–.

Koch geht in seiner Mainzer Habilitationsschrift der bislang unterschiedlich beantworteten Frage nach, wie Paulus die Schrift verwendet und versteht. Eine Durchsicht der bisherigen Behandlung des Themas im einleitenden Kapitel (I) führt zur Einsicht, daß zunächst nochmals alle in Frage kommenden Stellen erfaßt werden müssen. Erst dann kann die formale und inhaltliche Verwendung der Zitate untersucht werden.

Entsprechend beschäftigt sich der Verfasser in zwei ersten Schritten mit der Verwendung der Schrift durch Paulus (II und III). Das Verständnis der Schrift bei Paulus wird sodann mit der zeitgenössischen Schriftexegese verglichen, um auf diese Weise deren Einfluß auf das paulinische Schriftverständnis festzustellen (IV). Folgerichtig erörtert Koch im folgenden Kapitel V die literarische Funktion sowie die thematische Zuordnung und das zeitliche Verständnis der paulinischen Schriftzitate. Daraus ergibt sich schließlich, daß die Hauptfunktion der Schrift in ihrem Zeugnis für das Evangelium liegt (VI).

Ein Zitat liegt dann vor, wenn es eindeutig durch eine Einleitungsformel als solches gekennzeichnet ist oder aber auch sonst deutlich ist, daß der Autor bewußt ein Zitat wiedergeben will. Paulus läßt sich durch seine Zitateinleitungen als einen Autor erkennen, der aus einem „‚durchschnittlichen' hellenistischen Diasporajudentum" kommt, „bei dem zwar die allgemeinjüdischen Elemente klar zutage treten, aber die jeweils charakteristischen Merkmale der rabbinischen, der jüdisch-alexandrinischen und der in Qumran entwickelten Exegese fehlen" (32). Was den Gebrauch der Bücher der Schrift angeht, so ist es auffällig, daß Paulus nur aus jenen Büchern zitiert, die zum pharisäisch-rabbinischen Kanon nach 70 n. Chr. gehören. Wenn Jesaja, die Psalmen und die 12 kleinen Propheten bevorzugt werden, Jeremia, Ezechiel und Daniel dagegen fehlen, entspricht das ebenfalls der zeitgenössischen Zitierpraxis. Die Schrift des Paulus ist die Septuaginta; der Septuaginta-Text für Jesaja und Ijob geht allerdings auf eine hebraisierende Überarbeitung zurück. Die beiden Zitate aus 3 Kön dagegen sind im wesentlichen Verbesserungen des ungelenken Griechischs. Wenn Paulus für das Tetragramm im hebräischen Text regelmäßig „Herr" übersetzt, so ist das keine Übernahme aus der Septuaginta, sondern eine Übernahme der synagogalen Praxis, da Gott im münd-

lichen Vortrag stets Herr genannt wurde. Von daher war es Paulus auch möglich, einige dieser Zitate bewußt christologisch zu verstehen, zumal „Herr" im Urchristentum für Christus gebräuchlich war.

Aufgrund der Tatsache, daß Paulus die Schrift anfänglich kaum zitierte, später aber recht häufig, nimmt Koch an, Paulus habe sich bei seiner Beschäftigung mit der Schrift eine Sammlung von Schriftworten angelegt, die er bei Abfassung seiner Briefe benutzen konnte.

Wenn Paulus von den LXX-Zitaten abweicht, dann geht das in der Regel auf seine eigene Absicht zurück. Es ist also kein Gedächtnisirrtum anzunehmen. Auslegungskanon für seine Zitate war der neu gewonnene Verstehenshorizont, den ihm das Damaskusereignis eröffnete.

Die Schriftzitate haben in der paulinischen Theologie durchaus argumentative Kraft, eine rein illustrative Funktion der Zitate ist dagegen äußerst selten.

Paulus verwendet die Schriftzitate schwerpunktmäßig im Zusammenhang der Themen „Gerechtigkeit Gottes", der Berufung der Gemeinde aus Juden und Heiden sowie der Erwählung Israels. Das ist auch nicht verwunderlich; denn hier liegen die eigentlichen Punkte, in denen sich Paulus vom Judentum unterscheidet. Deshalb liegt ihm alles daran, die durch diese Themen zum Ausdruck kommende neue Wirklichkeit als schriftgemäß zu erweisen. Voraussetzung solchen Verstehens ist die Überzeugung, daß die Schrift nicht nur vom vergangenen Handeln Gottes spricht, sondern heutiges Verstehen ermöglicht, ja das vergangene Handeln Gottes hat Bedeutung und begründende Funktion für die gegenwärtige Gemeinde.

Die Schrift ist um der Christen willen aufgezeichnet (1 Kor 9,10, Röm 4,23). Deshalb ist Paulus davon überzeugt, daß die Schrift zum Menschen heute redet und ihn auf das endgültige zukünftige Heil ausrichten will. Wenn Paulus diese Sicht noch mit dem zeitgenössischen Judentum teilt, so unterscheidet er sich jedoch von ihm dadurch, daß das „Evangelium" Voraussetzung für das Schriftverständnis ist. Die Schrift bezeugt auf diese Weise die Gerechtigkeit Gottes, die sich im Evangelium offenbart und mächtig erweist.

Die Beschäftigung mit der Verwendung und mit dem Verständnis der Schrift in den Paulusbriefen führt – wie unsere Übersicht zeigt – zugleich zu einem tieferen Verstehen der paulinischen Theologie überhaupt. Dem Verfasser ist zu bescheinigen, daß er die an sich trockene Materie in einer Weise dargeboten hat, daß man das Buch ohne allzu große Schwierigkeiten lesen und studieren kann. Ein ausführliches Stellen- und Verfasserregister werden dabei sehr hilfreich sein. H. Giesen

SELLIN, Gerhard: *Der Streit um die Auferstehung der Toten.* Eine religionsgeschichtliche und exegetische Untersuchung von 1. Kor 15. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 138. Göttingen 1986: Vandenhoeck & Ruprecht, 337 S., Ln., DM 86,–.

Sellin geht in seiner 1981 von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster angenommenen und seitdem mehrfach überarbeiteten Habilitationsschrift mit Recht von der Annahme aus, daß der Zugang zu den paulinischen Aussagen über die Auferstehung der Toten nur über die Rekonstruktion der Auffassung der Korinther zu gewinnen ist, auf die Paulus reagiert. Der korinthische Idealismus ist nicht durch die Gnosis geprägt, sondern durch die alexandrinisch-jüdische Weisheit, wie sie vor allem durch Philo repräsentiert wird. Deshalb nimmt die Darstellung der Ontologie, Anthropologie und Soteriologie des Philo einen breiten Raum in der vorliegenden Monographie ein. Die Vermutung, diese Anschauungen seien den Korinthern durch Apollos vermittelt worden, läßt sich jedoch nicht belegen. Da Paulus wahrscheinlich auch in Korinth vornehmlich in der Synagoge gepredigt haben wird, ist anzunehmen, daß nicht wenige Korinther aus dem Kreis der Gottesfürchtigen kamen und von daher mit den von Philo vertretenen Auffassungen vertraut gewesen sein konnten.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist 1 Kor 15,12 und seine Vorgeschichte. Den Grund der dort ausgesprochenen Auferstehungsleugnung sieht Sellin vor allem in 1 Kor 6,14 gegeben. Da Paulus dort völlig unbefangen mit der These von der Auferweckung toter Christen argumentiert, während er diese in 1 Kor 15 problematisiert, kann nach Sellin 1 Kor 6,14 nicht von Anfang an im selben

Brief gestanden haben. Dadurch angeregt, rekonstruiert er einen sogenannten Vorbrief, der die Korinther zur Leugnung der leiblichen Auferstehung gereizt habe. M. E. ist eine solche Annahme allerdings unbegründet und für die Hauptthese Sellins auch nicht notwendig. Denn Paulus konnte durchaus im Wissen um die Auferstehungsleugnung in Korinth bereits im sechsten Kapitel seine These vertreten, um sie dann später in Kapitel 15 ausführlich zu begründen.

Die Korinther leugnen nicht die Auferstehung als solche, sondern die leibliche Auferstehung, die Paulus als Neuschöpfung versteht. Die erste Schöpfung, die einen irdischen, psychischen Leib hervorbrachte, ist nach Paulus vergänglich, während die endzeitliche Schöpfung ein pneumatisches Geschöpf hervorbringt, das nicht mehr vergeht. Hinter dem psychischen Leib steht der psychische Adam, dagegen steht hinter dem pneumatischen Leib das Pneuma Adams, d. h. Christus. Analog zu diesen beiden Urmenschen gibt es demnach zwei Leiblichkeiten.

Bestimmend für diese paulinische Sicht ist seine Gegenposition zur alexandrinisch-jüdischen Theologie, wie die drei religionsgeschichtlichen Motive in 1 Kor 15,45f. („lebenspendender Geist", die zwei Urmenschen, die Antithese „seelisch" – „geistlich") deutlich machen. Innerhalb dieses Motivkomplexes spielte die allegorische Verwendung von Gen 2,7 eine entscheidende Rolle. Die Betonung des „Geistlichen" in dieser philonischen Sicht läßt den Tod als Übergang erscheinen und den Leib abwerten. Demgegenüber nimmt Paulus den Tod ernst: Es gibt vom Menschen her keine Kontinuität vom jetzigen ins endgültige Leben. Es ist vielmehr Gottes Schöpfungstreue, die sich bereits in der Auferweckung Jesu wirksam erwiesen hat und die sich in der eschatologischen Neuschöpfung erneut erweisen wird. Auf diesem Hintergrund ist die Argumentation des Paulus in 1 Kor 15,35–58 zu verstehen. Im ersten Teil des Kapitels begründet Paulus theologisch die Notwendigkeit der Totenauferstehung. Dabei zeigt Sellin u. a. überzeugend, daß Paulus sich nicht als „Spätgeburt", „Außenseiter" oder ähnlich bezeichnet, sondern als Totgeburt, d. h. durch seine Bekehrung vor Damaskus wurde Paulus erst wahrhaft lebendig. Der Auferstandene macht also Tote lebendig, wie auch die Aussagen über die Taufe bei Paulus zeigen.

Die Vikariatstaufe (15,29) ist auf dem Hintergrund des pneumatischen Dualismus der Korinther zu begreifen. Durch sie erhält die Seele des Verstorbenen Anteil am ewigen Leben. Paulus interpretiert den Brauch der Vikariatstaufe christologisch als ein nachträgliches Hineinversetzen in Christus. Notwendige Folge daraus ist, daß der Tote auch mit Christus auferweckt wird. Auch die Todesexistenz des Apostels (V. 30–32) ist ein Beweis für die ungebrochene Macht des Todes, die die Korinther durch ihren Dualismus, wonach die pneumatische Stärkung der Seele den Übergang ins Jenseits garantiert, leugnen.

Der von Sellin aufgezeigte religionsgeschichtliche Hintergrund für 1 Kor 15 ist im hohen Maß wahrscheinlich, auch wenn man in Einzelfragen anders urteilen wird als er. Der Verfasser kann auf diese Weise verständlich machen, warum Paulus nicht gegen eine Leugnung eines Weiterlebens nach dem Tod argumentiert, sondern betont die Neuschöpfung eines pneumatischen Leibes in den Vordergrund stellt. Ein ausführliches Stellenregister erleichtert die Arbeit mit dieser gründlichen Untersuchung zu einem zentralen Thema der christlichen Botschaft. H. Giesen

MICHEL, Otto: *Dienst am Wort.* Gesammelte Aufsätze. Hrsg. v. Klaus HAACKER. Neukirchen-Vluyn 1986: Neukirchener Verlag. 288 S., kt., DM 48,–.

O. Michel ist vor allem durch seine beiden großen Kommentare zum Römer- und Hebräerbrief wie durch seine Edition des Jüdischen Krieges von Josephus Flavius international bekannt geworden. Darüber hinaus hat er in seinen exegetischen Beiträgen immer auch zu aktuellen und zentralen theologischen Fragen Stellung genommen. In Absprache mit ihrem Verfasser hat K. Haacker in diesem Sammelband 26 von ihnen zusammengestellt, um sie einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen. Vier Schwerpunkte lassen Michels Arbeit an der Bibel unschwer erkennen: 1. Ein besonderes Augenmerk richtete Michel auf wichtige Fragen der Lehre seiner (evangelischen) Kirche, die er vom Neuen Testament her beleuchtete. 2. Zumal nach dem Zweiten Weltkrieg suchte Michel eine Neuorientierung gegenüber dem Judentum. Dabei betont er nicht nur das Engagement des Paulus zugunsten seines Volkes, sondern stellt auch die oft vergessene Wahrheit heraus, daß Jesus Jude war. 3. Lange Zeit, bevor es in der Bultmannschule zu einer Wende zum historischen Jesus kam, war Michel mit dieser Frage befaßt, weil er davon überzeugt ist, daß der Glaube zwar

nicht im Historischen aufgeht, aber wesentlich auch aus dem Historischen lebt. Das haben nicht nur die Evangelien, sondern auch Paulus („Erkennen dem Fleisch nach" [2 Kor 5,16], S. 116–122) und die übrigen Schriftsteller des neuen Testaments so verstanden. 4. Neben der Frage nach dem historischen Jesus ging es Michel auch um andere wichtige hermeneutische Fragen. So z. B. der Gebrauch des Alten Testaments im Neuen Testament oder die neutestamentlichen Voraussetzungen für die Evangelisation heute. Über diese Schwerpunkte seines theologisch-exegetischen Schaffens hinaus sind noch wichtige Auslegungen von Texten der Paulusbriefe und des Johannesevangeliums zu nennen.

Die Veröffentlichungen, die nicht thematisch zusammengestellt, sondern chronologisch geordnet (1931–1982) sind, vermitteln einen guten Einblick in die jüngere Exegesegeschichte, die Michel auf seine Weise mitbestimmt hat. Verschiedene Register helfen dem Leser, das Buch für sich zu erschließen. H. Giesen

Die Frau im Urchristentum. Hrsg. v. Gerhard DAUTZENBERG u. a. Reihe: Quaestiones disputatae, Sonderausgabe von Bd. 95. Freiburg 1986: Herder Verlag. 360 S., Paperback, DM 24,80.

Eine historisch-kritische Untersuchung zur Stellung der Frau im Urchristentum trifft zweifellos in der heutigen Zeit auf Interesse, da viele Frauen sich mit der ihnen in der Kirche zugedachten Rolle nicht mehr zufrieden geben wollen. Deshalb ist es zu begrüßen, daß der Herder-Verlag die 1983 in der Reihe „Quaestiones disputatae" erschienene Veröffentlichung in einer preiswerten verkleinerten Sonderausgabe einem größeren Kreis zugänglich macht. In den Beiträgen von J. Blank, R. Mahoney, H. Ritt, R. Geiger, A. Weiser, G. Dautzenberg, H. Merklein, C. Bussmann, K. Müller und G. Lohfink wird deutlich, daß die Botschaft Jesu gerade auch für die Frau eine wahre Befreiung brachte, die auch im frühen Christentum im ganzen durchgehalten wurde. Vor allem die Einwirkungen aus der Gesellschaft auf die Stellung der Frau in der jungen Christenheit läßt die Frage stellen, inwieweit die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft sich auch auf deren Stellung in der Kirche auswirken kann oder gar muß. Für weitere Informationen vgl. meine Rezension in: OrdKor 25 (1984) 375f. H. Giesen

BAMMEL, Ernst: *Judaica.* Kleine Schriften I. Reihe: Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, Bd. 37. Tübingen 1986: J. C. B. Mohr. 331 S., Ln., DM 148,–.

Im vorliegenden Sammelband legt Ernst Bammel, Prof. für neutestamentliche Wissenschaft mit einem Lehrauftrag für Talmudistik an der Universität Münster, gesammelte Studien zur jüdischen Geschichte, zu Qumran, über Rabbinica und zum christlich-jüdischen Gespräch vor. Von den vierzig Beiträgen waren nur vier bisher noch nicht veröffentlicht. Man wird dem Verfasser dankbar sein, daß er seine bis auf wenige englische Aufsätze in Deutsch verfaßten Beiträge nunmehr einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich macht.

Im ersten Teil seines Buches behandelt Bammel in 15 Artikeln wichtige Einzelfragen zur jüdischen Geschichte, die zum Verständnis des Neuen Testaments erheblich beizutragen vermögen. Er bespricht dabei u. a. die Rechtsstellung des Herodes, die Absetzung des Pilatus und Kaiphas, das Problem der Blutgerichtsbarkeit in der römischen Provinz vor dem ersten jüdischen Aufstand, die Kreuzigung als Strafe in Palästina und den jüdischen Märtyrerkult.

Für den Hintergrund der neutestamentlichen Schriften sind auch die vier Beiträge zur Qumranforschung von Bedeutung. So beschäftigt er sich mit den von dem Keräer Kirkisani (Ende des 10. Jhs.) erwähnten „Höhlenmenschen", die auch im Bericht des Hadassis erwähnt werden. Ihre Kenntnis geht wohl auf einen Fund in der Höhle 1 Qumran zurück, wie die archäologischen Hinweise nahelegen. Auch Kirkisanis Bericht über die Sadduzäer geht nach allem auf eine Sonderüberlieferung zurück, die in um 800 n. Chr. gefundenen Qumrandokumenten festgehalten wird. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der Messianologie in 1 QS 9,10f. mit den Sadduzäern und Sadokiden, die vor Herodes dem Großen nicht nachweisbar sind. Sie kamen offenbar zur Zeit des Herodes auf dessen Einladung hin aus dem ägyptischen Leontopolis und aus dem durch Erdbeben zerstörten Qumran. Als sie sich gegen die erst im 1. Jh. n. Chr. einflußreichen Pharisäer behaup-

ten mußten, kam es zur sadduzäischen Partei, die mit dem Untergang Jerusalems (70 n. Chr) zu existieren aufhörte.

Der dritte Teil des Buches (Rabbinica) zeigt die Wirkungsgeschichte des Neuen Testaments bei den Rabbinen auf. In seinem Aufsatz „Jesus und ein anderer" zeigt er, wie die jüdische Polemik gegen das Christentum, die schon mit Josephus beginnt, Jesus geschickt durch einen anderen ausspielt.

Im vierten und letzten Teil seines Buches „Christlich-jüdisches Religionsgespräch" bringt Bammel hauptsächlich Beiträge, die zeigen, auf welche Art und Weise das Judentum in der Geschichte gegen Jesus und gegen das Christentum polemisiert hat. Dabei wird deutlich, daß die Polemik bei aller Schärfe dennoch gemäßigt war. Das Judentum konnte, wollte es sich nicht selbst aufgeben, gar nicht anders, als auf den Anspruch Jesu und des Christentums ablehnend reagieren. Wie die kurze Übersicht bereits zu zeigen vermag, bietet Bammel eine Reihe informativer und interessanter Beiträge an, die den Christen helfen können, sich kenntnisreich mit dem Judentum, das ja der Wurzelgrund des Christentums ist, zu befassen und auseinanderzusetzen. Ein Stellen- und Autorenregister erleichtert den Zugang zu den gelehrten Ausführungen des Verfassers. H. Giesen

PETUCHOWSKI, Jakob, J.: *Feiertage des Herrn.* Die Welt der jüdischen Feste und Bräuche. Freiburg 1984: Herder Verlag. 144 S., Paperback, DM 26,80.

Der in Berlin geborene jüdische Gelehrte ist heute Professor für christlich-jüdische Studien in den USA und hat bereits mit seinen bisherigen Veröffentlichungen (u. a. „So lehrten unsere Meister", „Die Stimme vom Sinai", „Gottesdienst des Herzens", „Wie unsere Meister die Schrift erklären") bewiesen, daß er es meisterhaft versteht, die reichen religiösen Traditionen des Judentums christlichen Lesern nahezubringen. Thema des vorliegenden Buches sind die jüdischen Feste und Bräuche, die schon deswegen unser Interesse verdienen, weil sie entweder von der Kirche übernommen wurden oder zumindest christliche Feste entscheidend geprägt haben. Petuchowski behandelt in sieben kurzen Kapiteln das Pessachfest, das Wochenfest, das Laubhüttenfest, das Neujahrsfest, den Versöhnungstag, das Purimfest und das Chanukkahfest, wobei er sowohl den Ursprung als auch die spätere Entwicklung der einzelnen Feste berücksichtigt. Das einführende erste Kapitel beschreibt den nicht ganz einfachen jüdischen Kalender, der im Laufe der Geschichte verschiedene Ausgestaltungen erfahren hat und sich in nicht wenigen Punkten von dem uns geläufigen Kalender unterscheidet. Das abschließende neunte Kapitel geht kurz auf das Verhältnis von Kalender und Festen ein und beschreibt dann den zyklischen Charakter der jüdischen Feiertage, die entweder dem Kosmos, der Geschichte oder dem Geist zugeordnet werden können, wobei allerdings die Grenzen fließend sind. Letztlich, so macht der Autor deutlich, geht es immer um Gott, Welt und Mensch oder, anders ausgedrückt, um Schöpfung, Offenbarung und Erlösung, also um das das Judentum und Christentum Verbindende. Das Buch zeichnet sich durch Klarheit der Gedanken und eine verständliche Sprache aus. Wer nicht nur als Tourist nach Israel fährt, sollte es unbedingt lesen; noch wichtiger aber ist, daß es dem gegenseitigen Verständnis von Juden und Christen dient.
F. K. Heinemann

Glaube und Lehre

Handbuch der Fundamentaltheologie. Band 3: Traktat Kirche. Mit Beiträgen v. Victor CONZEMIUS u. a. Freiburg 1986: Herder Verlag. 288 S., kt., DM 38,–.

Das neue „Handbuch der Fundamentaltheologie" wurde bereits, verbunden mit grundsätzlichen Erwägungen zu dieser theologischen Disziplin, in dieser Zeitschrift vorgestellt (vgl. OK 27, 1986, 226ff.). Inzwischen liegt der dritte Band des vierbändigen Werkes vor, der dem dritten großen und klassischen Thema einer Fundamentaltheologie gilt: „Traktat Kirche."

Die in ihm behandelten Einzelthemen und deren Autoren sprechen allein bereits für die Gültigkeit und Brauchbarkeit auch dieses Bandes: H. FRIES, Der Sinn von Kirche im Verständnis des heutigen Christentums; V. CONZEMIUS, Die Kritik der Kirche; G. LOHFINK, Jesus und die Kir-

che; K. KERTELGE, Die Wirklichkeit der Kirche im NT; P. STOCKMEIER, Kirche unter der Herausforderung der Geschichte; P. HÜNERMANN, Anthropologische Dimensionen der Kirche; M. KEHL, Kirche als Institution; G. SAUTER, Der Ursprung der Kirche aus Gottes Wort und Gottes Geist; H. J.POTTMEYER, Die Frage nach der wahren Kirche; H. DÖRING, Ökumene – Realität und Hoffnung; G. RUGGIERI, Kirche und Welt.

Neben der Freude über diesen Band bleibt die Spannung auf den letzten und vierten mit seiner noch ausstehenden theologischen Erkenntnislehre und einer Selbstreflexion der Fundamentaltheologie über ihr Wesen und ihre Methoden. V. Hahn

WAGNER, Falk: *Was ist Religion?* Studien zu ihrem Begriff und Thema in Geschichte und Gegenwart. Gütersloh 1986: Gütersloher Verlagshaus G. Mohn. 596 S., kt., DM 98,–.

Die heute feststellbare ‚Wiederkehr der Religion' (aus welchen Gründen und in welcher Form auch immer), die sich in Theologie, Philosophie und Gesellschaft greifen läßt (auf das Problem der Jugendreligion und die Faszination alternativ/religiös lebender Gruppen zu verweisen, mag genügen), macht erneut die Frage wichtig, was sie denn sei und welchem Thema sie gelte. Der Antwort auf sie dienen die vorgelegten ‚Studien zu ihrem Begriff und Thema in Geschichte und Gegenwart'. Welch umfassendes Problemfeld damit beschritten wird, zeigt der Umfang der Arbeit, die sich auf den ersten Blick als übersichtlich, konsequent und ungemein informativ präsentiert:

Sie bedenkt in ihrem ersten Kapitel geschichtliche Aspekte des Religionsbegriffs, die von der Antike bis in unser Jahrhundert hineinreichen. Der Gegenwart dann gelten die Kapitel zwei und drei, wobei zunächst das Thema in seiner ‚Außenansicht' behandelt wird, das heißt dessen wissenschaftliche Behandlung in Religionssoziologie, -psychologie, -wissenschaft und -philosophie. Die ‚Innenansicht' hingegen meint die eigentlich theologische Behandlung des Themas Religion und bedenkt dabei die verschiedenen Zugänge zur Religion, die Struktur des religiösen Bewußtseins und das heute vor allem brennende Problem der Religionsbegründung und Religionskritik.

Die hier gegebene Übersicht allein reicht aus, die Bedeutung der Untersuchung zu zeigen, die, klar gegliedert und logisch entwickelt, eine persönliche Arbeit und Auseinandersetzung mit dem Thema ermöglicht. Die präzise Ordnung des Ganzen macht ein Sachregister weitgehend überflüssig, dennoch wäre es sicher hilfreich, wenn es für ergänzende Stichworte, die nicht aus dem Inhaltsverzeichnis ersichtlich sind, angelegt worden wäre, was auch für ein (nicht die zitierte Literatur etwa auflistendes, sondern auswählendes) Literaturverzeichnis gilt. V. Hahn

GRESHAKE, Gisbert: *Gott in allen Dingen finden.* Schöpfung und Gotteserfahrung. Freiburg 1986: Herder Verlag. 94 S., kt., DM 12,–.

Greshake ist immer wieder ein Theologe mit originellen Einstiegen und überraschenden Perspektiven. In dem kleinen, aber gewichtigen Buch setzt er sich mit der „gegenwärtigen Umweltkrise und neuzeitliche(r) Desintegration von Glaube und Welterfahrung" auseinander (15–27) – angesichts der Angriffe besonders in E. Drewermanns Buch vom tödlichen Fortschritt eine notwendige Klarstellung. Greshake umreißt am Schluß des Kapitels die „Aufgabe" (25–27): „Eine Neuintegration von Gottes- und Welterfahrung ist darum für die Zukunft des Glaubens unabdingbar – aber auch für die Zukunft der Welt" (25). Dabei geht es ihm nicht primär um einen rationalen Aufweis, wie Gott in allen Dingen gefunden werden kann (26), vielmehr „um die Frage: Wie kann unter der Voraussetzung des Glaubens der Zusammenhang von Gotteserfahrung und Weltwirklichkeit denkerisch plausibel gemacht und in der Praxis realisiert werden?" (27). Ein zweiter, eher schwierig-abstrakter Abschnitt handelt dann vom „Leib als Symbol des Menschen" (28–32), weitere Kapitel sprechen über die Schöpfung als „Sakrament" Gottes (33–46), Schöpfung als „Welt" und ihren u. U. verstellten Symbolcharakter (47–54), die „Entfremdungsgestalt der Welt als Sakrament (des gekreuzigten) Gottes" (55–59) und über die Realisierung all des Gedachten („Wie geht das – ‚Gott finden in allen Dingen'?", 60–70). Drei Exkurse vertiefen und runden ab. Greshakes Gedanken werden für die gläubige Reflexion auf unsere Welt- und Umweltdramatik wichtige, oft vergessene Perspektiven zur Geltung bringen. Einige Zweifel über die Möglichkeit, dem Verfasser bei seinen Gedankengängen zu folgen, habe ich bezüglich der beiden letzten Exkurse, wo vielleicht doch wie-

der zuviel Stimmigkeit durch angestrengte Reflexion gesucht und „gefunden" wird, und bezüglich der Einübung „in einem symbolischen Umgang mit der Wirklichkeit" (63ff.). Sätze wie: „Hier wird eine neue Pädagogik anzusetzen haben", helfen die Frage nicht beantworten, wie die Offenheit und Fähigkeit für eine solche Pädagogik heraufgeführt werden könnten – und läßt so den „modernen" Menschen mit seinem Empfinden doch wieder ein Stück hinter sich zurück. Immerhin: das hier Gesagte fehlte bis jetzt und es ist sehr, sehr wichtig. P. Lippert

HILBERATH, Bernd Jochen: *Der Personbegriff der Trinitätstheologie in Rückfrage von Karl Rahner zu Tertullians „Adversus Praxean"*. Reihe: Innsbrucker theologische Studien, Bd. 17. Innsbruck, Wien 1986: Tyrolia-Verlag. 365 S., kt., DM 76,–.

Die in den letzten Jahren wiederentdeckte Bedeutung der Trinitätslehre hat den theologischen Disput um sie auf den Personbegriff konzentrieren lassen. Die Habilitationsschrift des Mainzer Dogmatikers ist dazu ein wichtiger Beitrag: Sie untersucht den Vorschlag von K. Rahner, den Begriff Person in der Trinität durch ‚distinkte Subsistenzweise' zu ersetzen, prüft den modernen Personbegriff, der Rahner zu seiner Initiative veranlaßt hat, und geht auf den Beginn der lateinischen Theologie zurück, wo Tertullian den Begriff ‚persona' als erster systematisch in der Trinitätslehre anwendet. Das Ergebnis der eingehenden Untersuchung plädiert für die Beibehaltung des Personbegriffes in der schon bei Tertullian greifbaren, wenn auch nicht ausgereiften Form eines kommunikativen Personbegriffes, der die beiden wichtigen Aspekte von Person als Selbstand und Relation verbindet. Die Arbeit erhielt den „Karl-Rahner-Preis für theologische Forschung" 1986.

BOFF, Leonardo: *Mensch geworden.* Das Evangelium von Weihnachten. Freiburg 1986: Herder Verlag. 64 S., kt., DM 9,80.

Diese schlichte Weihnachtsbetrachtung umreißt alle Seiten des weihnachtlichen Geheimnisses. Da ist der erste Abschnitt überschrieben: „Gottes Plan: Mensch zu werden", der zweite: „Der Plan des Menschen: Gott zu werden", der dritte: „Jesus Christus: die Begegnung Gottes mit dem Menschen." Eine Krippenfeier rundet das Gesagte ab. Das Büchlein ist nicht nur Zeugnis dafür, wie man als „moderner" Theologe von Weihnachten reden kann, ohne gequält reduzieren und ernüchtern zu müssen. Vielleicht kann das ein Lateinamerikaner mit seiner ungebrochenen Tradition auch leichter als manch europäischer Christ; aber dann zeigt das doch wieder nur, daß man sich eben auf verschiedene Weise als Christ und Theologe der heutigen Wirklichkeit nähern kann und die hierzulande pflichtgemäß praktizierte „kritische Rationalität" nicht so unausweichlich ist wie manchmal angenommen. Die Krippenfeier, scheinbar ein Anhängsel, zeigt auch, daß gläubige Reflexion einen fließenden Übergang in das Gebet hinein kennt und aufweist. – Wenn dieses Buch jetzt zu einer anderen Jahreszeit besprochen wird, mag das die Marktaktualität einer Rezension beeinträchtigen; die Aktualität des Büchleins selbst gründet tiefer, es verträgt auch den Hinweis mitten im Jahr. P. Lippert

BOFF, Leonardo: *Jesus Christus, der Befreier.* Freiburg 1986: Herder Verlag. 448 S., kt., DM 49,50.

Ein sehr umfangreiches, ein großes und dickleibiges Buch kommt auf den Tisch des Rezensenten. Sein Titel: Jesus Christus, der Befreier. War das nicht in der italienischen Übersetzung, als es mir vor langen Jahren zuerst begegnete, ein eher schmaler Band? So geht der erste Blick zum Quellennachweis. Es zeigt sich: in diesem Buch sind drei Bücher Boffs zu einem gemacht worden: Jenes ursprüngliche „Jesus Cristo Libertador" (1972!), dann das Buch „Paixao de Cristo – Paixao do Mundo", von dem ein Boff-Kritiker einmal meinte, es sei gut, daß es nicht ins Deutsche übersetzt worden wäre (erschienen 1977), schließlich: „A Ressurreicao de Cristo – A Nossa Ressurreicao na Morte", ebenfalls bereits aus dem Jahr 1972. Der Schluß wird gebildet aus ein paar Seiten aus „A Fé na Periferia do Mundo" (1978). Hier wird deutlich, daß es bei uns zur Zeit das gibt, was man ein wenig spitz eine Boff-Konjunktur nennen könnte (man erinnere sich an das von uns besprochene Buch über das Ordensleben, das ebenfalls aus ursprünglich vielen kleineren Arbeiten zusammengetragen wurde, allerdings ein gut passendes Ganzes ergeben hatte). All das kann geeig-

net sein, Rezensentenargwohn zu erregen. Aber bei einem Blick in das Inhaltsverzeichnis zu dem 448 Seiten starken Buch änderte sich bei mir die Stimmung. Es scheint mir unleugbar zu sein: die verschiedenen Teile fügen sich auch hier gut zusammen. Es entsteht eine Art Gesamtpanorama heutiger christologischer Reflexion (und Meditation!), wie sie wohl ihresgleichen suchen mag. Das Inhaltsverzeichnis umfaßt neun Seiten – unmöglich, es hier zu skizzieren. Das geht aus von einem ausführlichen Blick auf den historischen Jesus und sein Wirken (nach einer kurzen methodologischen Einführung); da gibt es Überschriften, die zum Lesen verlocken wie z. B.: „Was wollte Jesus Christus eigentlich?", oder: „Jesus Christus – Befreier aus dem menschlichen Sosein", oder: „Jesus, jemand mit außerordentlich sicherem Gespür, schöpferischer Phantasie und großer Originalität". Das schwenkt dann hinüber zum Prozeß und Tod Jesu, zur Auferstehung, zur Frage: Wer war Er eigentlich? Fragen um die sog. Kindheitsevangelien werden erörtert, die Frage nach seinem letzten Geheimnis (Überschrift: „ So menschlich kann nur Gott selber sein! Jesus – der Mensch, der Gott ist"), der Frage danach, wo wir ihm heute begegnen (darin auch Fragen um die Gegenwartsweisen des auferstandenen Christus), die Frage, „Wie sollen wir Jesus Christus heute nennen?" mit einem Ausblick über „Jesus und das Christentum". Der zweite Teil behandelt „Leiden Christi, Leiden der Welt" (211–366), der dritte Hauptteil „Die Auferstehung Christi – unsere Auferstehung im Tod" (367–431). Wo es kaum möglich ist, die Hauptpunkte des Inhalts aufzuzählen, wird es schlechterdings unmöglich sein, zum Ganzen detailliert Stellung zu beziehen. Zu bedenken ist, daß die schlichte Sprechweise Boffs, die weit entfernt ist von der doch reduktionistischen Art etwa von Küngs „Christsein", doch auch Anlaß zu Kontroversen geben kann. Sie hat es ja auch gegeben. Während manche Theologen und Leser z. B. den ersten Teil des vorliegenden Buches als ein eher konservatives Anfangswerk ansehen, hat es anderwärts auch amtliche Kritik ausgelöst. Daß unser Buch also umstritten war, soll hier nicht verschwiegen werden. Doch dürfte die Vermutung erlaubt sein, daß sich Kontroversen selbst überleben können; daß durch den Fortgang eines theologischen Schaffens eine zusätzliche Verdeutlichung entsteht, die relativiert, was zunächst provoziert haben mag. – Auf der anderen Seite scheint mir für den Autor und für die Möglichkeit, ihn zu verstehen, die tiefe Verwurzelung beachtenswert zu sein, mit der er in einer eindeutig katholischen und spirituellen Tradition steht. Selbst wo manche Ergebnisse europäischer Theologie oder Exegese übernommen werden, die bei uns die Befürchtung nähren könnten, hier werde irgendwie die Fülle „reduziert", scheint sich solches Unbehagen eben dadurch zu erledigen, daß das ganze Buch diese Atmosphäre selbstverständlicher Katholizität atmet. So hat man das eigenartige Lese-Erlebnis, ein Buch zu lesen, in dem nicht dauernd Seitenblicke auf die wie auch immer geartete „moderne Rationalität" geworfen werden, wenn über Christus gesprochen wird. Hier gibt es nicht die Last ständigen Legitimationszwanges vor der kritischen Ratio. Modernität wird durch Rückbezug zur Situation und Realität des armen Volkes erreicht. Natürlich gibt es Punkte, über die eine Kontroverse andauern mag. Insbesondere bedauere ich, daß Boff das nicht-strukturelle, persönliche, private Leid, den Tod von geliebten Menschen, den Krebs, die Einsamkeit, so wenig für würdig einer ausführlichen Reflexion hält. Kampf gegen das Leid und das Leid, das aus dem Kampf gegen das Leiden erwächst – gut; aber das ist nicht alles. Hier sind Lücken. Aber Lücken und kontroverse Einzelpunkte sollten wieder innerhalb des Ganzen gelesen werden. Dieses Buch ist wahrhaftig ein wichtiges Buch. Der geradezu begnadet einfache Stil und manche originelle Formulierung lassen neu verspüren: hier wird vom Zentralsten gehandelt, über das Menschen reden können.

P. Lippert

BÜHLMANN, Walbert: *Von der Kirche träumen.* Ein Stück Apostelgeschichte im 20. Jahrhundert. Graz, Wien, Köln 1986: Verlag Styria. 269 S., kt., DM 29,80.

Es wäre unbescheiden gewesen, hätte Bühlmann diesem Buch einen Untertitel gegeben wie etwa diesen: „Von den Leiden eines Propheten heute". Doch zu dem Buch und seinem Inhalt würde er nicht schlecht passen. Denn was hier beschrieben wird, sind die Unsicherheiten, Mißverständnisse, Konflikte, Konfrontationen und gelegentlichen Übereinstimmungen mit verschiedenen römischen Dikasterien. Diese Berichte werden eingeleitet durch eine kurze Reflexion über die derzeitige kirchliche Situation und das Leiden, das damit für den Autor verbunden ist („An der Kirche leiden – warum?", 15–60), und beschlossen durch eine eher lyrische „Kirchenfuturologie in Träumen" (238–259), die vielleicht der inhaltlich schwächste Abschnitt des Buches ist. Dazwischen werden auf 180 Seiten die wechselvollen Schicksale und Wege eines Mannes deutlich, der sich en-

gagiert und kenntnisreich um den Weg der Kirche (der „ersten" und der „dritten" Kirche) ins dritte Jahrtausend müht und sorgt. Er, dessen wichtiges und vielleicht bisher bestes Buch über die „dritte Kirche" von Kardinal Döpfner gelobt und von römischen Stellen bekämpft wurde, legt hier manches Material vor, das sich sehr spannend und – sehr bedrückend liest. Freilich, wie es bei Kämpfern dieser Art nicht ausbleibt: gelegentlich vermag wohl nicht jeder Leser bei soviel Engagement mitzugehen (vgl. die langen Denkschriften an den Papst), und öfter begegnende Wiederholungen haben zur Folge, daß das Leseinteresse und die Spannung etwas nachlassen. Auch sind ja nicht alles, was da erzählt wird, immer „Verhandlungen", wie das Inhaltsverzeichnis bei jedem Kapitel notiert. Aber das Buch spiegelt die Hoffnungen und Enttäuschungen eines „Missionsbegeisterten" und Experten, zugleich auch unserer Situation, in der wir heute leben. Darum muß man es wohl anhören und ernst nehmen, auch wenn es nicht immer nur so frohe Kunde bringt wie frühere Bücher des Verfassers. P. Lippert

FRIES, Heinrich – RAHNER, Karl: *Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit.* Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 100. Freiburg 1983: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 26,80.

Der Jubiläumsband der 1958 gegründeten und wichtigen Reihe, die dem Disput heutiger theologischer Fragen dienen will, gilt einem dem Anlaß und der Absicht der Reihe würdigen Thema: der Einigung der Kirchen.

Die beiden bekannten Theologen nennen in acht Thesen (S. 17ff.) die Bedingungen, unter denen ihnen in absehbarer Zeit eine Glaubens- und Kircheneinheit unter den großen christlichen Kirchen real möglich scheint: Anerkennung der Grundwahrheiten, wie sie in der Schrift und in den Glaubensbekenntnissen (dem Apostolischen Bekenntnis und dem von Nizäa – Konstantinopel) gefaßt sind (I); Geltung eines realistischen Glaubensprinzips, das über diese Grundwahrheiten hinaus einerseits kein ausdrückliches Bekenntnis zu den Dogmen der je anderen Kirchen fordert, anderseits deren Leugnung verbietet (II); Weiterbestehen regionaler Teilkirchen in ihren bisherigen Strukturen, auch auf dem gleichen Territorium (III); Anerkennung des Petrusdienstes des römischen Papstes als Garanten der Einheit der Kirche (IVa), der sich einerseits verpflichtet, die Eigenständigkeit der Teilkirchen anzuerkennen und von seiner Lehrautorität ex cathedra in einer Weise Gebrauch zu machen, die juristisch oder sachlich einem allgemeinen Konzil entspricht (IVb); Leitung der größeren Untergliederungen aller Teilkirchen durch Bischöfe (V); brüderlicher Austausch in allen Lebensfunktionen (VI); künftige Ordination durch Gebet und Handauflegung (VII); Kanzel- und Altargemeinschaft (VIII).

Der Kommentar zu den einzelnen Thesen (S. 23–156) wurde zu I, IVa, V, VI und VIII von H. Fries und zu II, III, IVb und VII von K. Rahner geschrieben. Er ist durchwegs theologisch plausibel, am schwächsten und unbefriedigend ist die Frage der Ordination behandelt. Die Argumentation ist vorsichtig und mutig in einem, wird wohl aber leider theoretisch bleiben. Mir schaudert, wenn ich an die praktischen Konsequenzen denke, die eine Übernahme dieser Gedanken sowohl durch die Verantwortlichen als auch durch die Basis bringt.

Ein gutes und sicher hilfreiches Instrument des weiteren Überlegens und gemeinsamen Gespräches, das eine Übersicht über das Notwendige und ernstzunehmende Hinweise auf das Mögliche gibt. Zwei Überlegungen vermisse ich leider: einmal die Behandlung des Problems der Sakramentalität der Kirche, die doch der eigentlich strittige Punkt zwischen evangelischer und katholischer Kirche ist, und ein brauchbares Modell, wie nun im Blick auf die vorgestellten Möglichkeiten vorgegangen werden müßte. Die Behauptung der Banderole, die vom Verlag um den Einband gelegt ist („Die Zeit für die Einheit der Kirchen ist da! Konkrete Vorschläge und entscheidende Argumente"), wirkt der Nüchternheit des Buches und den in ihm bloßgelegten Notwendigkeiten gegenüber peinlich. (Ein renommierter Verlag sollte sich solches versagen.)

Der letzte Satz der Vorstellung der Thesen wird von mir geteilt: „Wir selber sind pessimistisch hinsichtlich der Frage, ob die Amtsträger all dieser Kirchen in näherer Zukunft die Einheit zustandebringen, auch wenn wir ihnen allen den guten Willen abzusprechen kein Recht haben. Aber von der objektiv gegebenen Möglichkeit heute, eine baldige Kircheneinheit in genügender Weise herzustellen, sind wir überzeugt und insofern optimistisch" (S. 19). Er ist zu ergänzen durch die oben vermerkte Frage an die Bereitschaft der Basis, diesen Amtsträgern dann zu folgen. V. Hahn

Die Eucharistie im Gespräch der Konfessionen. Ein Beitrag zur Rezeption des Dokuments „Taufe, Eucharistie und Amt" (Lima 1982). Hrsg. v. d. Bistumskommission für ökumenische Fragen, Münster. Kevelaer 1986: Butzon & Bercker. 304 S., kt., DM 28,–.

1982 hat die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Lima / Peru die Konvergenzerklärung „Taufe, Eucharistie und Amt" (sog. Lima-Dokument) vorgelegt, das allen Mitgliedskirchen mit der Bitte um Stellungnahme zugeschickt wurde. Das vorliegende Arbeitsbuch will helfen, die Rezeption dieses Dokumentes auf katholischer Seite zu fördern, allerdings mit der Beschränkung auf das Thema „Eucharistie". Absicht der Autoren ist es, die unterschiedlichen Positionen hinsichtlich des Eucharistieverständnisses deutlich zu machen und zugleich die Kenntnis der Eucharistieauffassung der eigenen Kirche zu vertiefen.

Nach einer kurzen Einleitung folgt als erstes ein Kommentar zum Lima-Dokument „Taufe, Eucharistie und Amt", der „als umfassende Information der mit diesem Buch befaßten Seminarleiter gedacht" ist. Daran schließt sich eine ausführliche Textsammlung zu verschiedenen Aspekten der Eucharistiefeier (Eucharistie ist Sakrament; Eucharistie ist Anamnese; Eucharistie ist Opfer; Eucharistie und Epiklese usw.) an, die als Grundlage für Gespräche in Arbeitskreisen dienen kann. Ferner findet sich ein Kommentar zur Lima-Liturgie, jenem Gottesdienstformular, das von Max Thurian für die Plenarsitzung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen im Januar 1982 in Lima erstellt worden ist. Dieses Formular ist noch weitere Male verwendet worden und hat großen Anklang gefunden. Der letzte Hauptteil bietet eine Liturgie-Synopse, in der verschiedene in Gebrauch befindliche eucharistische Gottesdienstordnungen der Lima-Liturgie gegenübergestellt sind.

Dieses Buch stellt für alle an der Ökumene Interessierten eine gute Informationsquelle dar.

J. Schmitz

Glaube in winterlicher Zeit. Gespräche mit Karl Rahner aus den letzten Lebensjahren. Hrsg. v. Paul IMHOF und Hubert BIALLOWONS. Düsseldorf 1986: Patmos Verlag. 248 S., kt., DM 29,80.

Der große Karl Rahner ist nun fast drei Jahre tot. Immer noch bemühen sich Verlage, von ihm Geschriebenes, Gesagtes ausfindig zu machen und zu veröffentlichen. Bei der Fülle seines Schaffens gelingt es immer wieder. Und da Rahner nun wirklich, wie ich überzeugt bin, einer der ganz großen Theologen ist, sind die Veröffentlichungen von Gesprächen aus den letzten Jahren gar nicht überflüssig. Zumal in solchen Gesprächsmitschnitten Rahner seine Gedanken oft durchsichtiger und verständlicher vorlegt als in den von ihm verfaßten, zumal längeren, schriftlichen Arbeiten. Und der Fächer der Themen ist im vorliegenden Buch faszinierend weit gespannt. Mit Absicht verwende ich das Wort „faszinierend", denn das Buch, in dem ich, längst vor der Inangriffnahme der aufgetragenen Rezension, irgendwo bei einem Besuch zu blättern anfing, nahm mich schnell gefangen. Einmal im lockeren Gesprächston von Rahner etwas zu hören z. B. über die Rezeption des Thomas von Aquin, über Teufel und Besessenheit, über Marienverehrung oder Friedensbewegung, über Dialog mit der Jugend, und immer wieder darüber, wie man nüchtern, realistisch und gläubig mit dieser konkreten Kirche zu Rande kommen kann, das soll nicht faszinieren? Natürlich wird niemand von so einer Sammlung verschieden langer Interviews aus verschiedenen Situationen verlangen können, daß sie allseits ihr Thema ausschöpfen. Auch hier ist Gelungenes und weniger Befriedigendes beisammen. Was Rahner z. B. über Befreiungstheologie sagt, ist sehr unvollständig. Aber das Buch ist doch ein guter Zugang für solche, die sich theologisch ihre Gedanken machen und ein Repetitorium für solche, die Rahner schon anderswo studiert haben. – Ich habe mich auch während der Lektüre gefragt, wer wohl in zwanzig Jahren noch viel Rahner explizit (!) studieren wird. Ist unsere Zeit nicht so brutal schnellebig, daß er vielleicht schneller „überholt" sein wird als andere, weniger große Theologen ein paar Jahrzehnte vor ihm? Doch scheint es, daß nicht wenige seiner Gedanken zum hilfreichen und gar nicht mehr nur mit Verfassernamen verbundenen theologischen Allgemeingut zu gehören beginnen. Man sehe nur einmal, wie viel Leonardo Boff Rahners Theologie verdankt. In diesem Sinn wird Rahner nicht veralten – dann aber bleiben Bücher wie diese auch künftig interessant.

P. Lippert

Religions- und Missionswissenschaft

Schuld und Versöhnung in verschiedenen Religionen. Hrsg. v. Bernhard MENSEN. Vortragsreihe 1985/86 Akademie Völker und Kulturen, St. Augustin, Bd. 9. Nettetal 1986: Steyler Verlag. 115 S., kt., DM 25,–.

Die Vortragsreihe 1985/1986 der „Akademie Völker und Kulturen St. Augustin" wählte als Thema: Schuld und Versöhnung in verschiedenen Religionen.

Dargestellt wird die Auffassung im Buddhismus, im Judentum, im Islam, im Shintoismus, in der säkularisierten Gesellschaft der Bundesrepublik, im Christentum.

Jeder Vortrag schließt mit einer knappen und klaren Zusammenfassung, die es ermöglicht, Gemeinsamkeiten und Unterschiede schnell zu finden. Die Literaturhinweise führen bis in die jüngste Gegenwart.

Besonders hervorgehoben werden soll der Vortrag von Hans Molinski: Schuld und Versöhnung in der Bundesrepublik. Anscheinend findet hier mancher die Bestätigung für eine Ansicht, die da meint: Man geht heute nicht mehr beichten, dafür aber zum Psychotherapeuten. Die Darstellung stützt sich auf Erfahrungen in der täglichen Praxis. Anscheinend ist das Schuldgefühl bei vielen verschwunden. Doch „gibt es eine ganze Reihe von Phänomenen, welche darauf hinweisen, daß Schuldgefühle in einer versteckten Form weiter wirken" (S. 75). Gegenüber S. Freud und Michael Friedmann vertritt der Verf. einen Unterschied zwischen Angst vor Strafe, auch Angst vor Strafe Gottes und Schuldgefühl (s. S. 79ff.).

Befreiung vom Schuldgefühl wird auf verschiedenen Wegen gesucht: durch Vergessen; durch Verzeihen und Vergebung; durch Versöhnung. Beim Vollzug von Vergebung und Versöhnung können Psychotherapie und Religion mitwirken, allerdings von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus (s. S. 88ff.).

Die Veröffentlichung der Vorträge ist ein Dienst für alle, die an dem Thema interessiert sind. Würde es viel teurer werden, kurz die Referenten vorzustellen? E. Grunert

Fernöstliche Weisheit und christlicher Glaube. Festgabe für Heinrich DUMOULIN SJ zur Vollendung des 80. Lebensjahres. Hrsg. v. Hans WALDENFELS und Thomas IMMOOS. Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 324 S., Ln., DM 42,–.

Die Herausgeber – Hans Waldenfels und Thomas Immoos – haben diese Festschrift zusammengestellt zu Ehren von P. Heinrich Dumoulin SJ anläßlich der Vollendung seines 80. Lebensjahres.

50 Jahre Tätigkeit in Japan haben P. Dumoulin zu einer international anerkannten Autorität in Fragen der Beziehung zwischen Christen und Buddhisten gemacht.

Die Herausgeber der Festschrift haben die einzelnen Beiträge in vier Themenkreise zusammengefaßt, die das Denken und Forschen von P. Dumoulin immer wieder bewegt haben:
1. Zenstudien, 2. Religiöse Erfahrung und Glaube, 3. Fernöstliche Wegweisungen, 4. Ost-Westliche Begegnung.

Wenn es zu einer Begegnung zwischen Ost und West gekommen ist und weiter kommen soll, ist zu bedenken, „das das Christentum Religion der westlichen Kultur ist und als solche nach wie vor dem asiatischen Raum als ganzem gegenübersteht" (Geleitwort S. 9).

P. Dumoulin hat die Richtung der ersten lehramtlichen Aussagen über den Buddhismus gewiesen (LThK Ergänzungsband II S. 482ff.). 20 Jahre später erklärt das Sekretariat für Nichtchristen: „Der Dialog wird Quelle der Hoffnung und Wirksamkeit der Gemeinschaft in gegenseitiger Umformung... Gott allein kennt die Zeiten" (Geleitwort S. 9ff.).

Alle Gemeinschaften und einzelne, die im japanischen Lebensraum die christliche Botschaft vertreten wollen, müßten sich an Hand dieser Festschrift über den Stand der Diskussion unterrichten.
E. Grunert

Buddha für Christen. Eine Herausforderung. Einleitung v. Erhard MEIER, Textauswahl von Adel Theodor KHOURY. Herderbücherei, Bd. 1303. Freiburg 1986: Herder Verlag. 190 S., kt., DM 9,50.

Das zweite Vatikanische Konzil hat bei zwei Gelegenheiten die „gegenwärtige" Haltung der römisch-katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen ausgesprochen:

1. in der „dogmatischen Konstitution über die Kirche" (2. Kapitel Art. 16 in LKTh: das Vatikanische Konzil I S. 205),
2. in der „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen" (Art. 1 und 2 in LKTh II S. 489).

Erhard Meier bietet in seinem Beitrag: „Der Erwachte und seine Lehre" und Adel Theodor Khoury in seinem Beitrag: „Texte aus den Lehren des Buddha" eine Fülle von Beispielen, aus denen sich ersehen läßt, wie wahr es im Vorwort heißt: „Eine solche Lehre und eine solche Hinführung zum Heilsweg gründen, und dies nicht nur im Buddhismus, auf tief menschlichen, sittlichen und religiösen Werten. Für solche Werte sollte der Christ offen sein. Denn wo immer das Gute in Erscheinung tritt, dort ist die Gnade Gottes am Werk, dort läßt sich die Führung des Geistes Gottes entdecken, wenigstens erahnen" (S. 7).

Wer über den Stand des Dialoges mit den Weltreligionen mehr wissen möchte, fordere beim Taschenbuchdienst der Herderbücherei kostenlos an den Sonderdruck:
„Begegnung mit den Religionen der Welt." E. Grunert

PANIKKAR, Raimundo: *Der unbekannte Christus im Hinduismus.* Reihe: Dialog der Religionen. Mainz 1986: Mathias-Grünewald-Verlag. 168 S., Ln., DM 39,–.

Im LThK (Ergänzungsband II, S. 478) findet sich von Prof. Dr. Cyrill B. Papali OCD, Rom, ein Exkurs über den Hinduismus. Am Leitfaden einiger Stichworte erörtert Papali Gemeinsames und Trennendes beider Religionen gegenüber dem selben Thema. Raimundo Panikkar konzentriert sich in seinem Werk auf die These: „Christus findet sich in jeder authentischen religiösen Tradition." Er macht sich nun von dieser Überzeugung getragen auf die Suche nach dem unbekannten Christus im Hinduismus. Zugrunde legt er dabei das Gedankengut im Hinduismus und in der Lehre Jesu.

Die erste Auflage des Buches erschien bereits 1964 (deutsch 1965). Rund 25 Jahre nach dem ersten Erscheinen erfolgt nun eine zweite Auflage. Dafür hat sich der Verf. entschieden, weil er der jungen Generation sowohl im Osten wie auch im Westen einen Dienst erweisen will: „Die junge Generation des Ostens wie auch des Westens neigt offenbar zu Extremen, indem sie ihre eigenen Traditionen vollkommen ablehnt oder zu Anhängern spiritueller oder profaner Kulte und Sekten wird. Ich hoffe, daß diese überarbeitete Studie ein Beispiel darstellt für einen Wandel ohne totalen Bruch, und für eine Kontinuität, die mehr als bloße Fortsetzung ist... Bei der Überarbeitung habe ich mich von drei Prinzipien leiten lassen...

1. das explizit auszudrücken, was in der ersten Auflage nur angedeutet wurde;
2. all das von der ersten Auflage zu behalten, von dem ich auch jetzt noch glaube, daß es gültig ist;
3. davon Abstand zu nehmen, den Text im Lichte meiner gegenwärtigen Ansichten völlig umzuändern" (S. 10).

Schade! Schade! Schade! sage ich als Buchbesprecher dazu. Ein neues Buch wäre besser gewesen.

Der Verf. ist sich während seiner ganzen Arbeit bewußt, mißverstanden worden zu sein. Darum bietet er am Schluß nochmals folgende Klarstellung: „...wenn (jedoch) das Wort ‚Christus' verwendet worden ist, liegt das nicht an dem ‚christlichen Imperialismus' oder einer ähnlichen Absicht, sondern an dem Grund, der bereits in der Einleitung gegeben worden ist, daß nämlich Christus der Name ist, den die Christen verwenden, um diese Wirklichkeit auszudrücken. Meine Verwendung dieses Namens impliziert jedoch keinerlei Monopolisierung noch irgendeine andere Form von Exklusivität" (S. 158).

Anmerkung des Besprechers: Christus ist nicht nur der Name, um diese Wirklichkeit auszudrükken, sondern er ist diese Wirklichkeit, die sich allerdings – wie bei Aussagen über die Transzendenz – nicht in einem Wort erschöpfend einfangen und aussagen läßt.

Der Verf. meint, daß von typisch hinduistischen Wirklichkeiten wie „Sankara" und „Ramanuja" ein ähnlicher Einfluß ausgehen könnte und sollte, wie es einmal Plato und Aristoteles für die christliche Theologie gewesen sind (vgl. S. 160ff.). E. Grunert

BEKEN, Alain van der: *L'Évangile en Afrique, vécu et commenté par des Bayaka.* Reihe: Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini, Bd. 38. Nettetal 1986: Steyler Verlag. 328 S., kt., DM 48,–.

Auf einer entsprechend großen Karte – die dem Buch hätte beigefügt werden sollen – findet sich „Kasongo-Luunda" rund 300 km südöstlich von Kinshasa, der Hauptstadt von Zaire. Die Pfarre, die Ort der gegenwärtigen Untersuchung ist, umfaßt 2050 km². Damit ist der Titel der Arbeit „Evangelium in Afrika" sinngemäß zu interpretieren. Fünfzehn arbeitsreiche Jahre in dem Gebiet, die Mitarbeit ausgesuchter christlicher Katecheten in den rund neunzig „Dörfern" geben die Sicherheit, daß hier mit Recht von einer Afrikanisation des Evangeliums bzw. von einer Evangelisierung einer afrikanischen Kultur gesprochen werden darf (1. Teil 1. Kapitel). Im zweiten Kapitel: Der Glaubenskampf, und im dritten Kapitel: Das Christentum angesichts der überlieferten Religionen wird die gesamte religiöse und kulturelle Situation des Gebietes durchleuchtet.

Im zweiten Teil bietet der Verfasser nun eine Reihe von Beispielen, die zeigen, wie die „Afrikanisierung" aussieht. Er verweist dabei eigens auf den Text 17: Jesu Tod. Bei diesem wie bei allen andern als Beispiel angeführten Texten, wird zunächst die Fassung in der Eingeborenensprache geboten; daran schließt sich die französische Übersetzung an. Wenn ich an die „Anpassung" der Leidensgeschichte denke, wie sie im „Heliand" vollzogen wurde, muß ich nur staunen, wie weitherzig damals eine solche „Anpassung" aufgefaßt wurde, um die germanischen Hörer für das Evangelium zu gewinnen. Damit verglichen ist die vom Verfasser vorgelegte „Afrikanisierung" einfachhin zahm. Soweit ich sehe, greift er aus Ereignissen des afrikanischen Alltagslebens solche heraus, die dem Hörer die Bedeutung des Todes Jesu näherbringen sollen. Der leidende Mensch Jesus wird als wirklich leidender Mensch dargestellt; die theologische Bedeutung des Todes Jesu wird so deutlich ausgesprochen, wie sie in jedem römisch-katholischen Katechismus europäischer Herkunft formuliert wird.

Die Kirche Afrikas hat noch viel vor sich, wenn sie wirklich im Kontext der afrikanischen Kultur das fertigbringt, was unter Bonifatius wie selbstverständlich geschehen ist: vom Überlieferten das zu erhalten und zu „taufen", was zugleich christlich und der Kultur eigen ist. E. Grunert

KAVUNKAL, Jacob: *To gather them into one.* Evangelization in India today. A process of building community. Reihe: Studia Instituti Missiologici SVD, Bd. 37. Nettetal 1985: Steyler Verlag. 226 S., kt., DM 29,50.

Die Studie ist Teil einer Dissertation an der Gregoriana, Rom. Vorausgegangen sind ausgedehnte Reisen durch verschiedene Teile Indiens, verbunden mit Besuchen bei einer Fülle von Personen, die sich um die Verkündigung vom Reiche Gottes mühen. Obwohl in der Studie nur Indien an erster Stelle behandelt wird, ist sie nach Meinung des Verfassers geeignet, für ganz Asien zu sprechen.

Das Ziel der Arbeit ist die Antwort auf die Frage, was die Kirche in der gegebenen Situation Indiens tun kann. So ergeben sich als Teile:

Kapitel 1: Die indische Wirklichkeit; ein geteiltes Volk, das nach Einheit strebt.
Kapitel 2: Gemeinschaft (Gemeinde) im Plane Gottes.
Kapitel 3: Auf dem Weg zu einer menschlichen Gemeinschaft.
Kapitel 4: Auf dem Weg zu einer christlichen Gemeinschaft.
Kapitel 5: Auf dem Weg zu einer apostolischen Gemeinschaft.

Die Kirche in Indien muß die Werte des Evangeliums in die persönlichen und strukturellen Beziehungen einpflanzen. Das bedeutet den Verzicht auf alles, was gegen die menschliche Freiheit, gegen Partnerschaft, gegen Gerechtigkeit streitet. Sie hat mitzubauen an einer Gesellschaft, für welche die Befreiung von allen Formen der Unterdrückung und Ausbeutung ständige Aufgabe bleiben muß. Die Armen haben in der Kirche Indiens ihre gebührende Stellung zu finden. Das ist geradezu die Herausforderung der Kirche: sich mit den Armen zu identifizieren oder sich neutral zu verhalten. Die Kirche muß sich in den Armen wiedererkennen. Nur dann können die Armen in der Kirche Christus erkennen. Dazu gehört die schwere Aufgabe, das Kastenwesen abzubauen. – Wie weit ist die kirchliche Institution diesem Ziel nähergekommen? Wie oft hört man noch von Maßnahmen gegen solche, die sich für die Armen, für die Überwindung von Unrecht einsetzen! Wie schnell sind dann wieder die Worte zu hören: hier wäre der Marxismus am Werk! –

Sicher ist das Reich Gottes nicht ein Reich rein irdischer Wohlfahrt. Doch bleibt immer noch zu bedenken, was Karl Sonnenschein einmal sagte: „Ich würde mich schämen, von Geboten zu reden, wenn ich nicht alles daran setze, ihre Erfüllung zu ermöglichen!" E. Grunert

KIRCHBERGER, Georg: *Neue Dienste und Gemeindestrukturen in der katholischen Kirche Indonesiens.* Reihe: Veröffentlichungen des Missionspriesterseminars St. Augustin, Bd. 35. Nettetal 1986: Steyler Verlag. 255 S., kt., DM 49,50.

Die Arbeit ist die Frucht vieler persönlicher Reisen, um sich an Ort und Stelle über den Stand der Missionsarbeiten und über die jeweilige Ortskirche zu unterrichten – S. 9 ist wohl „Ortskirche" statt „Ostkirche" zu lesen –.

Die Situation der Kirche dort ist gekennzeichnet einmal durch einen spürbaren Priestermangel und damit verbunden durch die Notwendigkeit, Laien, qualifizierte Laien, in der Seelsorge einzusetzen. Was hier in unseren Diözesen schon begonnen wurde, mehrere Pfarren zusammenzuschließen, daß nur ein „Amtspriester" die Tätigkeiten ausübt, die eben die Priesterweihe erfordern, das muß auch in der Kirche Indonesiens von nun an planmäßig eingeführt werden. Wichtig ist dabei, die in den einzelnen Bezirken tätigen Priester zusammenzuschließen, damit sie miteinander ihre Erfahrungen austauschen und die Sorgen miteinander tragen. Ohne Priester ginge es nicht. Der Charakter der Kirche Christi ginge dabei verloren, bzw. er könnte stark verdunkelt werden.

Die Aufgabe der Laien, besonders der am Diakonat teilhabenden „Laien" (???), ist im Sinne des 2. Vatikanums sehr ernst zu nehmen; eine entsprechende Schulung der geeigneten Mitarbeiter ist zu Beginn und während ihrer Arbeit dringendst erfordert.

Der Aufbau einer „Gemeinde", einer Einheit, in der sich alle kennen, die überschaubar ist und bleibt, ist wohl als unmittelbares Ziel anzustreben. Die einzelne Gemeinde muß als „Kirche vor Ort" entfaltet werden, ohne aber dem Fehler zu verfallen, Kirche als „Laienkirche", als hierarchielose Laienkirche zu verstehen und zu verwirklichen. In der bestehenden Situation darf nicht unterlassen werden, auf die von einem Priester geleitete Gemeinschaft als Ideal hinzuweisen. Die Gemeinde ist nicht vollständig, ohne den, der eben durch die Priesterweihe in vollem Umfang an den Ämtern Christi teilnimmt. „Ortskirche" ja! Doch muß sie zugleich sich bewußt bleiben, mit den anderen Ortskirchen die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche Christi zu sein. Alle Ordensgemeinschaften, die mit ihren Patres, Brüdern und Schwestern in der Kirche Indonesiens arbeiten, sollten dieses Buch durch und durch kennen und entsprechend ergänzen. E. Grunert

Pastoral und Katechetik

FISCHER, Alfons: *Pastoral in Deutschland nach 1945.* Bd. 1: Die „Missionarische Bewegung" 1945–1962. Würzburg 1985: Echter-Verlag. 328 S., kt., DM 39,–.

Bei diesem Buch handelt es sich um den ersten Band eines auf drei Bände angelegten, durchaus originellen Werkes: um eine Geschichte der deutschen Nachkriegsseelsorge. Der künftige zweite Band wird von der Seelsorge zwischen Kriegsende und Beginn des Konzils handeln, was Zielgrup-

penarbeit (also u. a. Jugendseelsorge, Krankenhausseelsorge, Familienseelsorge) betrifft, auch wird dieser Band das „Ringen um innere Geschlossenheit" und den Einsatz für Diaspora und Weltmission behandeln, er verspricht also durchaus interessant zu werden. Der künftige dritte Band umfaßt die Zeit vom Konzilsbeginn über die Impulse der Würzburger Synode bis zur Gegenwart. Fast möchte man fragen, welcher Stoff denn dann für den jetzt vorliegenden, ersten Band eigentlich noch „übrig bleibt". Es ist gleichwohl beachtlich, was in Ergänzung und als Belebung der „ordentlichen Seelsorge" in diesem ersten Band alles zu beschreiben ist: missionarische Seelsorge (39–167) mit Aspekten wie z. B. dem „Konzept einer dynamischen Pastoral", der neuen Volksmission, der „Entdeckung" des Laien, dem Bemühen um eine bessere Situierung des Priesters, um die lebendige Pfarrgemeinde... Daneben berichtet ein weiteres Kapitel über „Pastorale Verkündigung" (169–226), eines über „Liturgie in Bewegung" (227–278). Der Verfasser konnte bei der Darlegung die Schleusen einer Materialfülle öffnen, die wohl ihresgleichen sucht; seine jahrzehntelange Erfahrung als Redakteur der Zeitschrift „Lebendige Seelsorge" setzt ihn zudem instand wie kaum jemanden, so ein Buch zu schreiben. Wer wenigstens noch die allerletzten Jahre der beschriebenen Epoche als Theologiestudent erlebt hat, wird wohl nur mit Spannung nochmals die Beschreibung all dessen lesen, das damals die Gemüter bewegte, das damals faszinierte und das heute doch fast eher wie Vorgeschichte wirkt – Vorgeschichte der „eigentlich" faszinierenden Epoche, die mit Konzilsbeginn einsetzte. Dabei kann ich freilich nicht alle Einschätzungen des Verfassers teilen. So scheint es mir öfter zuviel Lob des guten Alten zu geben, zuviel Klage über Verfall und Dekadenz der immer oberflächlicher werdenden Menschen. Unausgestanden ist auch das Verhältnis zur Moderne (deren tiefe Ambivalenz kein vernünftiger Mensch beschönigen wird). Die ersten Kapitel („Herausforderung durch den Säkularismus", 17–27 und „Konsequenzen aus der Bedrängnis", 29–38) enthalten mir zuviel solcher Töne, wie sie eher den Unheilspropheten anstehen, die Johannes XXIII. am Konzilsbeginn kritisierte (war er zu „optimistisch"?), als einer zuversichtlich-kritischen Zeitdiagnose. Das recht unbefriedigende Teil-Kapitel „Doktrin der Sonntagsheiligung" und „Säkularisierung des Sonntags" (zusammen 242–247) mit seiner sehr fragwürdigen Trennung von Sonntag und Werktag (242f.) ist dafür nicht nur ein Beispiel. Durch eine solche Sicht wird genau jene Entfremdung zwischen den Menschen und den Absichten der Seelsorge mitproduziert, die man beklagt, denn: wieso gehört das Profane nicht Gott? Auch hätte ich mir gewünscht, die quälenden und aus heutiger Sicht doch z. T. recht kleinkarierten Blockierungen der liturgischen Erneuerungsschritte mitzuerwähnen: da war nicht nur ruhiges, langsames Wachstum, da war Streit und gegenseitige Anfeindung genug, ebenso um die Fragen der Kirchenmusik. Das alles sind freilich Detailkritiken. Sie ändern nichts daran, daß hier ein Buch vorliegt, das ganz klar eine Lücke schließt, die es bisher für jeden gab, der zu verstehen versucht, was in Deutschland (genauer eigentlich: in der Bundesrepublik) seit dem Kriege pastoral geschah – und das war, wie das Buch lehrt, gar nicht wenig, und nun gar nicht nur die manchmal behauptete Restauration und ein bloß äußerer Aufbau. – Auf die folgenden Bände darf man gespannt sein. P. Lippert

EMEIS, Dieter – SCHMITT, Karl Heinz: *Handbuch der Gemeindekatechese.* Freiburg 1986: Herder Verlag. 240 S., geb., DM 29,80.

Die beiden Autoren legten 1977 in dem „Grundkurs Gemeindekatechese" eine erste systematische Orientierung für den katechetischen Dienst in der Gemeinde vor. Die Erfahrungen und die Entwicklung der seitdem vergangenen zehn Jahre sind in diesem neuen Buch verarbeitet. Im ersten Teil des Buches werden die bisher gemachten Erfahrungen mit der von der Gemeinde getragenen Katechese aufgezeigt. Im zweiten Teil wird eine Didaktik der Gemeindekatechese entfaltet (katechetisches Lernfeld; Ziele, Inhalte sowie Methoden und Medien der Gemeindekatechese). Der dritte Teil behandelt die Voraussetzungen für die Mitarbeit sowie die verschiedenen Arten und Stufen der Mitarbeit in den katechetischen Diensten der Gemeinde. Der vierte und letzte Teil befaßt sich mit den katechetischen Handlungsfeldern (Familie als Lebens- und Lernort des Glaubens; katechetische Elternbildung; der Kindergarten der Gemeinde als Lernort des Glaubens; die Sakramentenkatechese als Ansatz der Gemeindekatechese; Katechese mit Kindern vor und zwischen der Sakramentenkatechese; Jugendarbeit und Gemeindekatechese; Katechese und theologische Erwachsenenbildung).

Die Autoren bringen ihre große praktische Erfahrung im Bereich der gemeindekatechetischen Arbeit ein, so daß im besten Sinn des Wortes ein Handbuch entstanden ist. K. Jockwig

Die Feier der Sakramente in der Gemeinde. Festschrift für Heinrich RENNINGS. Hrsg. v. Martin KLÖCKNER und Winfried GLADE. Kevelaer 1986: Butzon & Bercker. 483 S., kt., DM 39,50.

In der durch die Liturgiereform nach dem II. Vaticanum angeregten Literatur sind die sakramentalen Feiern – mit Ausnahme der Meßfeier – stiefmütterlich behandelt worden. Wohl nicht zuletzt darauf ist es zurückzuführen, daß oftmals bei den Sakramentengottesdiensten recht wenig vom Geist des II. Vatikanischen Konzils zu spüren ist. So kann man es nur begrüßen, daß die Festschrift zum 60. Geburtstag von Heinrich Rennings ausführlich diesem Themenbereich gewidmet ist. Der 1. Teil behandelt „Theologisch-pastoralliturgische Grundlagen", der 2. umfaßt Beiträge zu den Einzelsakramenten, und der 3. Teil bietet „Erweiterungen und Ausblicke". Allen, die für den Gottesdienst der Kirche Verantwortung tragen, empfehle ich, dieses Buch gründlich zu studieren, da es dem sakramentalen Leben in den Gemeinden wertvolle Impulse geben kann. J. Schmitz

Der Sonntag. Anspruch – Wirklichkeit – Gestalt. Hrsg. v. Alberich Martin ALTERMATT und Thaddäus A. SCHNITKER unter Mitarbeit v. Walter HEIM. Festschrift für Jakob BAUMGARTNER. Würzburg 1986: Echter Verlag i. Gem. m. d. Universitätsverlag, Freiburg / Schweiz. 366 S., geb., DM 39,–.

Wie die Entwicklung der letzten Monate vermuten läßt, wird die Sonntagsarbeit und die damit gegebene Nivellierung des Sonntags zu einem umstrittenen Thema der kommenden Jahre werden. Der Sonntag kann wohl auf Dauer als Feier- und Ruhetag nur erhalten bleiben, wenn Christen sich mit dessen Sinn vertraut machen und ihn bewußt als wöchentliches Osterfest gestalten. Eine verständliche Einführung in Inhalt und Bedeutung des Sonntags sowie Anregungen zu einer christlichen Sonntagskultur bietet der vorliegende Sammelband, für den Freunde, Kollegen und Schüler Beiträge zum 60. Geburtstag von Jakob Baumgartner, Professor für Liturgiewissenschaft an der Universität Freiburg / Schweiz, geliefert haben.

Die Ausführungen eignen sich für die private Lektüre, als Gesprächsgrundlage für Kurse und Seminare, sie bieten aber auch Anregungen für Predigten. J. Schmitz

EMEIS, Dieter: *Anleitung zum Glaubensbekenntnis.* Ein kleiner Katechismus. Freiburg 1986: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 10,80.

Eine Zusammenfassung der Glaubensinhalte sowie die Vermittlung von Erfahrungen, wie der christliche Glaube heute gelebt werden kann, diese beiden Themenbereiche sind seit einiger Zeit in den Mittelpunkt des religionspädagogischen Interesses gerückt. So entstanden und entstehen gerade heute wieder Glaubensbücher und Katechismen. Der bekannte Osnabrücker Religionspädagoge Dieter Emeis legt hier eine Art „Kleinen Katechismus" vor. Leitfaden ist auch hier das Apostolische Glaubensbekenntnis, über das zu Beginn des Büchleins einige grundlegende, dem Verständnis sehr dienliche Erläuterungen gegeben werden. Emeis schreibt in einer wohltuend einfachen und überzeugend persönlichen Sprache. Am Ende jedes der kleinen Kapitel, das jeweils einen Glaubensartikel behandelt, stehen einige Fragen zur persönlichen Besinnung und zur Anregung für ein Glaubensgespräch. Zu Recht hat dieser kleine Katechismus bereits eine sehr große Zahl Leser gefunden. K. Jockwig

Die Bibel in 365 Geschichten erzählt. Hrsg. v. Elmar GRUBER. Freiburg 1986: Herder Verlag. 416 S., kt., DM 34,–.

Es ist nicht nur eine schwierige, sondern auch von der Absicht, vom Entstehen und Ziel der Bibel her eine nicht lösbare Aufgabe, die Bibel sozusagen als Textbuch des großen Welttheaters, von der Schöpfung bis zur Wiederkunft des Herrn, nachzuerzählen. Nun ist ja gerade für eine sogenannte Kinderbibel das Aufzeigen eines derartigen Gesamtzusammenhanges ein didaktisch wichtiges Prinzip. Wenn man dem zustimmt, gibt es aber bessere Kinderbibeln als die hier vorliegende. Hier wird hauptsächlich wieder historisiert und psychologisiert, und das zum Teil noch schlecht, was nämlich von den Bildern und vielen Texten her entsteht, das ist eine amerikanisierte Vorstellung

des Vorderen Orients, in dem die Gestalten der Bibel, manchmal wie schlechte Schauspieler, agieren. Da heißt es z. B. bei der Erzählung der Geburt Jesu: „Josef richtete einen Platz her und säuberte ihn, so gut er konnte. Danach half er Maria, sich hinzulegen. Jemand brachte ihr Wasser zum Trinken und zum Waschen." Oder etwas weiter, bevor die Weisen aus dem Morgenland kommen: „Noch bevor die weisen Männer Bethlehem erreichten, hatte Josef die junge Mutter mit ihrem Neugeborenen in einem Haus unterbringen können. Für einen guten Zimmermann gab es immer Arbeit, und Josef mußte jetzt so viel verdienen, daß er seine Familie ernähren konnte." Sind die letzten vierzig Jahre der exegetischen und religionspädagogischen Wissenschaft nicht nur an den Autoren dieser Erzählung, sondern auch an den verantwortlichen Lektoren des Verlages spurlos vorübergegangen? K. Jockwig

Liturgie und Volksfrömmigkeit

ADAM, Adolf: *Grundriß Liturgie:* Freiburg 1985: Herder Verlag. 336 S., Pb., DM 28,–.

Die Publikationen in den Bereichen Liturgiewissenschaft und Praxis der Liturgie haben in den letzten zwanzig Jahren eine beachtenswerte Fachbibliothek entstehen lassen. Verwunderlich ist das keineswegs, denn an keinem Ort des Gemeindelebens sind nach dem zweiten Vatikanischen Konzil in rascher Folge so tiefgreifende Veränderungen eingetreten wie im Gottesdienst der Kirche.

Welcher Theologiestudent und an Liturgie Interessierte atmet nicht gleichsam auf, wenn ihm nun ein ‚Grundriß' den Zugang zum Verständnis der Liturgie erleichtern möchte?

Der emeritierte Mainzer Liturgiker unternimmt hier den doch recht gewagten Versuch, auf nur etwas mehr als dreihundert Seiten eine kurzgefaßte Gesamtdarstellung der römischen Liturgie anzubieten.

Man spürt, daß Adam in den zweiundzwanzig Kapiteln seines Buches den Leser mit der geschichtlichen Entwicklung der Liturgie ebenso vertraut machen möchte wie mit den heutigen Fragestellungen. Der Verfasser schöpft dabei aus den reichen Erfahrungen seiner langjährigen wissenschaftlichen Tätigkeit.

Wenn man aber bedenkt, daß der Autor in diesem ‚Grundriß' beispielsweise für die Einführung in das Kirchenjahr (vgl. XX. Kapitel: Die liturgische Zeit, Seiten 256–295) ganze vierzig Seiten benötigt, hingegen in seinem Werk ‚Das Kirchenjahr mitfeiern' (Freiburg 1983) auf rund dreihundert Seiten eine Erschließung der Thematik vorlegt, dann kann es sich beim ‚Grundriß Liturgie' kaum um mehr als einen äußerst knappen Überblick der verschiedenen Themenkreise handeln.

Der Studierende kann keinesfalls davon befreit werden, weiterführende Literatur zu Einzelfragen heranzuziehen, sofern er sich ein vertieftes Verständnis der Liturgie und ein breites Wissen aneignen will.

Der in einem flüssigen und leicht lesbaren Stil verfaßte ‚Grundriß' kann als allererste Hinführung zur Thematik sicher manchen eine Hilfe sein. M. Butz

„. . . und trinket alle daraus." Zur Kelchkommunion in unseren Gemeinden. Hrsg. v. Heinrich SPAEMANN. Freiburg 1986: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 16,80.

Bei der praktischen Durchführung der Liturgiereform in den Gemeinden hat die Kelchkommunion bislang wenig Beachtung gefunden, obwohl es sich bei ihr um ein wichtiges Element der Eucharistiefeier handelt. Jesus selbst fordert in jeder Meßfeier durch den Priester die Teilnehmer auf: „Nehmet und trinket alle daraus . . ."

Daß von den Möglichkeiten, die Kommunion unter beiden Gestalten zu reichen, so wenig Gebrauch gemacht wird, liegt sicherlich zum einen am mangelnden Verständnis für Sinn und Bedeutung der Kelchkommunion und zum andern an der Unsicherheit bezüglich der praktischen Durch-

führung. In beiden Fällen kann das vorliegende Bändchen, in dem Beiträge verschiedener Autoren zusammengefaßt sind, Abhilfe schaffen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Kelchkommunion wieder zu einem selbstverständlichen Brauch des Gemeindegottesdienstes wird. J. Schmitz

ADAM, Adolf: *Te Deum Laudamus.* Große Gebete der Kirche. Lateinisch–Deutsch. Freiburg, Basel, Wien 1987: Herder Verlag. 239 S., geb., DM 26,–; Leder / Goldschnitt DM 49,–.

In den Jahrhunderten lateinischer Gottesdienstfeiern ist eine reiche Fülle an Gebeten, Hymnen und Liedern entstanden, die wegen ihres spirituellen Reichtums, ihrer sprachlichen Schönheit und einzigartigen Vertonung zum wertvollen Traditionsgut der Kirche gehören. Durch das Vordringen der Landessprache in der Liturgie einerseits und durch das Zurückgehen des Gregorianischen Chorals andererseits droht dieser Schatz in Vergessenheit zu geraten. Adam, emeritierter Liturgiewissenschaftler aus Mainz, versucht mit seinem Buch, das eine Auswahl der bedeutendsten Gebete im lateinischen Urtext und in deutscher Übersetzung darbietet, dieser Gefahr zu begegnen. Bevorzugt sind Texte, die im Mittelalter und Altertum entstanden sind (also keine Psalmen und biblischen Cantica) und sich in der Liturgie einen festen Platz erobern konnten. Der Stoff ist in fünf Abschnitte gegliedert: Geheiligter Tag, Feier und Lobpreis der Eucharistie, Gotteslob im Kirchenjahr, Marienlob und Heiligenverehrung, Tod und Vollendung. Angefügt sind dankenswerter Weise auf 24 Seiten Erläuterungen, die Auskunft geben über Entstehung, Eigenart und Bedeutung der einzelnen Gebete. Acht mehrfarbige Abbildungen mittelalterlicher Kunstwerke runden den guten Eindruck dieses auch äußerlich schön gestalteten Buches ab, dem man viele Leser und Beter wünscht. F. K. Heinemann

Pustet Taschenmessbuch. Die Wochentage und die Gedenktage der Heiligen 2. Regensburg 1984: Verlag Fr. Pustet. 2128 S., Kst., DM 89,–.

Der vorliegende zweite Band enthält die liturgischen Texte und Schriftlesungen der Wochentage in der 6.–34. Woche im Jahreskreis, einschließlich der Gedenktage der Heiligen in der Zeit vom 16. Mai–2. Dezember.

Zu jeder Eucharistiefeier an Werktagen wird ein Tagesgedanke bzw. eine knappe Einführung zum Gedenktag des Heiligen angeboten. Kurze Hinführungen zum Inhalt der Lesungen bzw. des Evangeliums wollen das Verständnis des Textes erleichtern. Tagesgedanke, Einführung zur Lesung und zum Evangelium sowie die Fürbitten wollen jenen, die Gottesdienste vorbereiten, Anregungen und Anstoß zu eigenen Formulierungen vermitteln.

Auch jenen, die nicht am Werktagsgottesdienst teilnehmen können oder sich zu Hause mit der Liturgie des Tages meditierend befassen wollen, kann dieses Taschenmessbuch ein hilfreicher Begleiter sein. M. Butz

EVDOKIMOV, Paul: *Das Gebet der Ostkirche.* Mit der Liturgie des Hl. Johannes Chrysostomos. Graz, Wien, Köln 1986: Styria Verlag. 213 S., kt., DM 25,80.

Der verstorbene russisch-orthodoxe Theologe Paul Evdokimov vermittelt in diesem Band einen guten Einblick in den Gebetsschatz der Ostkirchen, vor allem der Kirchen des byzantinischen Ritus. Dabei geht er ausführlich auf die Chrysostomus-Liturgie ein, deren Text im Anhang in einer neuen Übersetzung wiedergegeben ist. Im Rahmen der ökumenischen Bemühungen stellt dieses Buch einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der ostkirchlichen Liturgien dar. J. Schmitz

GERHARDS, Albert – RICHTER, Reinhold: *Neue Vespergottesdienste.* Freiburg 1986: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Zwar ist seit einigen Jahren ein steigendes Interesse am Abendlob der Kirche (Vesper) zu beobachten, doch werden auch immer wieder Stimmen laut, die nach einiger Zeit Unbehagen äußern. Der gleichbleibende Aufbau der Feiern wird als störend empfunden. Das Buch „Neue Vespergottes-

dienste" weist Wege, wie das kirchliche Stundengebet in der Gemeinde abwechslungsreich gestaltet werden kann. Es bietet Modelle zum Kirchenjahr, „die in einer niederrheinischen Pfarrgemeinde entwickelt und erprobt" worden sind. Variierende und damit belebende Elemente stellen dar: musikalische Einlagen, Zeichen, Gebärden und Riten, vor allem die Zeremonien des Lichtritus (Lucernar) und des Taufgedächtnisses. Das Buch kann helfen, den Gemeindegottesdienst, aber auch das Stundengebet klösterlicher Gemeinschaften zu bereichern. J. Schmitz

Mysterium der Anbetung. Göttliche Liturgie und Stundengebet der Orthodoxen Kirche. Hrsg. v. Erzpriester Sergius HEITZ, übersetzt u. bearbeitet v. Susanne HAUSAMMANN u. Sergius HEITZ. Köln 1986: Luthe-Verlag. 788 S., geb., DM 72,–.

Der vorliegende Band ist ein Gebetbuch für jene orthodoxen Gläubigen, die ihre Gottesdienste in deutscher Sprache feiern möchten. Es enthält die wichtigsten Formulare des Stundengebetes und der Göttlichen Liturgie (Meßfeier) sowie eine Neuübersetzung der meistgebrauchten Wechseltexte für die Liturgiefeier an Sonn- und Feiertagen. Darüber hinaus findet sich zu Beginn ein längerer Abschnitt, der Hilfestellung zum Verhalten der Gläubigen in der Kirche bietet. Weitere Bände mit zusätzlichen Texten sollen folgen.

Wenn das Buch auch in erster Linie als Handreichung zur Teilnahme am gemeinschaftlichen Gottesdienst gedacht ist, so beschränkt sich seine Funktion jedoch nicht darauf. Es ist zugleich auch „für das tägliche private Gebet der orthodoxen Gläubigen bestimmt". Außerdem möchten die Herausgeber „einen Beitrag zur ökumenischen Verständigung leisten". Sie bieten mit ihrer Publikation den Gläubigen anderer Konfessionen die Möglichkeit, „Wesen und Leben der Orthodoxen Kirche besser kennenzulernen" sowie Anregungen für das persönliche Gebet zu finden.

Eine Textausgabe, die das Gebet fördert, leistet sicherlich einen größeren Beitrag für die Ökumene als mancher theoretische Beitrag. Deshalb wäre zu wünschen, daß dieses Gebetbuch eine weite Verbreitung findet. J. Schmitz

FRIGGER, Manfred: *Ich bin.* Minibrevier für Jugendliche. Fastenzeit. Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 72 S., kt., DM 8,50.

Das schmale, durchgehend illustrierte Bändchen mit dem originellen Titel ‚Minibrevier' steckt voll von Texten und Anregungen, die Jugendlichen einen Zugang zum Sinn der Fastenzeit ermöglichen. Dem Autor gelingt es, Gebet und christliches Handeln in Verbindung zu bringen. Für die Gestaltung von Früh- und Spätschichten wird man das Bändchen gerne benützen. Aber auch als kleines Geschenk kann dieses ‚Minibrevier' jungen Menschen in die Hand gegeben werden.
M. Butz

Lexikon christlicher Kunst. Themen – Gestalten – Symbole. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1364. Freiburg 1987: Herder Verlag. 352 S., kt., DM 16,90.

Es war eine gute Idee, die inzwischen vergriffene gebundene Ausgabe als Taschenbuch zu veröffentlichen. Nun kann man das Nachschlagewerk bequem auf Fahrten und Reisen mitnehmen. In über 1000 Stichwörtern, die durch 300 Zeichnungen und 50 Abbildungen ergänzt werden, findet man Auskunft über Zeichen, Symbole, Bildthemen und Gestalten der christlichen Kunst. Interessierte werden sich das preiswerte Bändchen mit seinem sorgfältig erarbeiteten Text sicherlich gerne zulegen. J. Schmitz

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

ALEXANDER, David – SCHULTZ, Helmut: *Bildführer zur Bibel.* Giessen 2. Aufl. 1982: Brunnen Verlag. 285 S., geb., DM 39,–.

Apokalyptische Ängste und psychologische Wirklichkeit. Hrsg. v. Peter Michael PFLÜGER. Fellbach-Oeffingen 1985: A. Bonz. 170 S., kt., DM 24,80.

AUGUSTIN, Matthias – KEGLER, Jürgen: *Bibelkunde des Alten Testaments.* Ein Arbeitsbuch. Gütersloh 1987: Gütersloher Verlagshaus G. Mohn. 404 S., geb., DM 48,–.

BACHL, Gottfried: *Der beneidete Engel.* Theologische Prosa. Freiburg 1987: Herder Verlag. 144 S., geb., DM 17,80.

BEHA, Benedicta – LEHMANN, Leonhard: *Dein Reich komme.* Das Vaterunser mit Franziskus von Assisi. Großkrotzenburg 1986: Buchverlag Bruder Franz. 72 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

BERG, Horst Klaus: *Biblische Texte verfremdet.* Grundsätze – Methoden – Arbeitsmöglichkeiten. Reihe: Biblische Texte verfremdet, Bd. 1. Stuttgart 1986: Calwer Verlag i. Gem. m. d. Kösel-Verlag, München. 136 S., kt., DM 19,80.

BETZ, Georg: *Verehren wir den falschen Gott?* Einspruch gegen die Verharmlosung der Sache Jesu. Freiburg 1987: Christophorus-Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

BOFF, Leonardo: *Die befreiende Botschaft.* Das Evangelium von Ostern. Freiburg 1987: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 10,80.

BOISMARMIN, Christine de: *Madeleine Delbrêl.* Ein Leben unter Menschen, die Christus nicht kennen. München, Zürich, Wien 1986: Verlag Neue Stadt. 176 S., kt., DM 19,80.

BRÜCK, Regina und Michael: *Ein Universum voller Gnade.* Die Geisteswelt des tibetischen Buddhismus. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1257. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 9,90.

Christliches ABC – Heute und morgen. Praktischer Ratgeber für Lebensfragen und Lebenshilfe. In vier Bänden. Bad Homburg v. d. H.: Verlag H. Schäfer.

CONGAR, Yves: *Im Geist und im Feuer.* Glaubensperspektiven. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Daß Gott den Schrei seines Volkes hört. Die Herausforderung der lateinamerikanischen Befreiungstheologie. Hrsg. v. Wolfgang SEIBEL. Reihe: Veröffentlichung der Monatsschrift „Stimmen der Zeit". Freiburg 1987: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 22,80.

Den Glauben weitergeben. Wege aus der Krise. Hrsg. v. Wolfgang BEINERT. Regensburg 1986: Verlag Fr. Pustet. 149 S., kt., DM 19,80.

Dialog mit der Bibel. Malerei und Grafik aus der DDR zu biblischen Themen. Begleitender Text v. Jürgen RENNERT. Stuttgart 1986: Kreuz-Verlag. 207 S., Ln., DM 58,–.

Ein Glaubenswort für jeden Tag. Hrsg. v. Ursula MÜTH-SCHWERING. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 2,50.

FISCHER, Alfons: *Pastoral in Deutschland nach 1945.* Bd. 2: Zielgruppen und Zielfelder der Seelsorge 1945–1962. Würzburg 1986: Echter Verlag. 344 S., kt., DM 39,–.

FRIEDBERGER, Walter: *Brief-Pastoral.* Ermutigungen und Modelle. München 1985: Don-Bosco-Verlag. 116 S., kt., DM 16,80.

Die Friedensgebete von Assisi. Mit einem Vorwort von Franz Kardinal KÖNIG und einem Kommentar von Hans WALDENFELS. Freiburg 1987: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 9,80.

Gandhi für Christen. Eine Herausforderung. Einleitung und Textauswahl von A. Ronald SEQUEIRA. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1345. Freiburg 1987: Herder Verlag. 224 S., kt., DM 10,90.

GEISSLREITER, Martin: *Sonnen sterben nicht.* Pater Viktrizius Weiß, OFMCap. Leutesdorf 1986: Johannes-Verlag. 56 S., kt., DM 3,90.

Das Gesetz im Neuen Testament. Hrsg. v. Karl KERTELGE. Reihe: Quaestiones Disputatae, Bd. 108. Freiburg 1986: Herder Verlag. 240 S., kt., DM 49,–.

Gespräche meines Herzens. Gebete auf dem Lebensweg. Hrsg. v. Werner BRASELMANN. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1332. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 9,90.

GÖSSMANN, Wilhelm: *Noch summt von der Botschaft die Welt.* Gedanken und Meditationen, Provokationen und Gebete. Düsseldorf 1986: Patmos-Verlag. 224 S., kt., DM 26,–.

GRADWOHL, Roland: *Bibelauslegungen aus jüdischen Quellen.* Bd. 1: Die alttestamentlichen Predigttexte des 3. Jahrgangs. Stuttgart 1986: Calwer Verlag. 253 S., kt., DM 34,–.

GRAFF, Michael: *Gott wohnt gleich um die Ecke.* Impulse zum Nachdenken. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1331. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

HALBERSTADT, Helmut: *Psychologische Beratungsarbeit in der evangelischen Kirche.* Geschichte und Perspektiven. Stuttgart 2. Aufl. 1986: Verlagswerk der Diakonie. 240 S., kt., DM 29,80.

HAMBURGER, Käte: *Das Mitleid.* Stuttgart 1985: Cotta. 138 S., Ln., DM 34,–.

Hilfe in Krisen. Wege und Chancen einer personalen Krisenintervention. Hrsg. v. Heimo GASTAGER. Reihe: Sehen – Verstehen – Helfen, Bd. 6. Wien 1982: Herder Verlag i. Gem. m. d. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 136 S., kt., DM 22,–.

HÖFFNER, Joseph: *In der Kraft des Glaubens.* Ansprachen, Aufsätze, Interviews, Referate, Hirtenbriefe und Predigten aus den Jahren 1969–1986. Ausgewählt und eingeleitet von Erich Johannes HECK. Freiburg 1986: Herder Verlag. 1340 S., 2 Bände, geb., DM 148,–.

HOFF, Ernst-H.: *Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit.* Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster. Stuttgart 1986: H. Huber. 229 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

HOLTZ, Leonard: *Geschichte des christlichen Ordenslebens.* Zürich, Einsiedeln, Köln 1986: Benziger Verlag. 405 S., kt., DM 38,–.

JASCHKE, Helmut: *Psychotherapie aus dem Neuen Testament.* Heilende Begegnungen mit Jesus. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1347. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 9,90.

Jesus und Jerusalem. Bildführer durch eine einzigartige Stadt. Hrsg. v. Dave FOSTER. Gießen 1980: Brunnen Verlag. 127 S., Ln., DM 29,80.

JOOSS, Erich: *Fürchtet euch nicht!* Weisheits- und Wundergeschichten aus zwei Jahrtausenden. Freiburg 1987: Herder Verlag. 144 S., geb., DM 19,80.

KARRER, Martin: *Die Johannesoffenbarung als Brief.* Studien zu ihrem literarischen, historischen und theologischen Ort. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 140. Göttingen 1986: Vandenhoeck & Ruprecht. 354 S., Ln., DM 84,–.

KASPER, Walter: *Kirche – wohin gehst du?* Die bleibende Bedeutung des II. Vatikanischen Konzils. Paderborn 1987: Verlag Bonifatius Druckerei. 48 S., kt., DM 5,80.

KAUFMANN, Franz-Xaver – KERBER, Walter – ZULEHNER, Paul M.: *Ethos und Religion bei Führungskräften.* Eine Studie im Auftrag des Arbeitskreises für Führungskräfte in der Wirtschaft, München. Reihe: Fragen einer neuen Weltkultur, Bd. 3. München 1986: P. Kindt. 348 S., kt., DM 32,–.

KESSLER, Hans: *Reduzierte Erlösung?* Zum Erlösungsverständnis der Befreiungstheologie. Freiburg 1987: Herder Verlag. 64 S., kt., DM 9,80.

Die Kirche und ihr Recht. Reihe: Theologische Berichte. Bd. 15. Zürich, Einsiedeln, Köln 1986: Benziger Verlag. 160 S., kt., DM 38,–.

KNOCH, Otto: *Dem, der glaubt, ist alles möglich!* Die Botschaft der Wundererzählungen der Evangelien. Ein Werkbuch zur Bibel. Stuttgart 1986: Verlag Katholisches Bibelwerk. 584 S., geb., DM 48,–.

KOCH, Kurt: *Zwischenrufe.* Plädoyer für ein unzeitgemäßes Christentum. Freiburg 1987: Christophorus-Verlag. 207 S., kt., DM 24,–.

LÄPPLE, Alfred: *Lesebuch zum Katholischen Erwachsenen-Katechismus.* Aschaffenburg 1986: P. Pattloch. 652 S., geb., DM 45,–.

LAEUCHLI, Samuel: *Das Spiel vor dem dunklen Gott.* Neukirchen-Vluyn 1987: Neukirchener Verlag. 294 S., kt., DM 48,–.

LIMBECK, Meinrad: *Matthäus-Evangelium.* Reihe: Stuttgarter Kleiner Kommentar Neues Testament 1. Stuttgart 1986: Verlag Katholisches Bibelwerk. 312 S., kt., DM 24,–.

LUKAS, Elisabeth: *Gesinnung und Gesundheit.* Lebenskunst und Heilkunst in der Logotherapie. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1348. Freiburg 1987: Herder Verlag. 224 S., kt., DM 10,90.

MARSCH, Michael: *Heilung durch die Sakramente.* Graz, Wien, Köln 1987: Styria Verlag. 127 S., kt., DM 19,80.

MEISTERMANN, Georg: *Die Kirchenfenster.* Mit Beiträgen v. Karl RUHRBERG u. a. Freiburg 1986: Herder Verlag. 144 S., geb., DM 64,–.

MEYER ZU UPTRUP, Klaus: *Gestalthomiletik.* Wie wir heute predigen können. Stuttgart 1986: Calwer Verlag. 201 S., kt., DM 24,80.

– *Gestalthomiletik.* Werkstattheft. Wie wir heute predigen können. Stuttgart 1986: Calwer Verlag. 95 S., kt., DM 14,80.

MILLARD, Alan: *Schätze aus biblischer Zeit.* Gießen 1986: Brunnen-Verlag. 192 S., 160 vierfarbigen Fotos, Karten, Skizzen, geb., DM 46,–.

Mut zum Gewissen. Einladung zu einer riskanten Seelsorge. Hrsg. v. Hubert WINDISCH. Regensburg 1987: F. Pustet. 184 S., kt., DM 24,80.

NAEGELI, Sabine: *Die Nacht ist voller Sterne.* Gebete in dunklen Stunden. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 12,80.

Neid, Eifersucht, Rivalität. Vom konstruktiven Umgang mit Bösem. Hrsg. v. Peter-Michael PFLÜGER. Fellbach-Oeffingen 1982: A. Bonz. 165 S., kt., DM 22,–.

Das neue Paradigma von Theologie. Hrsg. v. Hans KÜNG und David TRACY. Zürich 1986: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Gütersloher Verlagshaus G. Mohn, Gütersloh. 242 S., kt., DM 68,–.

NEYER, Maria Amata: *Edith Stein.* Ihr Leben in Dokumenten und Bildern. Würzburg 1987: Echter Verlag. 84 S., 115 Abb., geb., DM 19,80.

Offenbarung durch Bücher? Impulse zu einer „Theologie des Lesens". Hrsg. v. Walter SEIDEL. Reihe: Herderbücherei. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 9,90.

OTTO, Gert: *Predigt als rhetorische Aufgabe.* Homiletische Perspektiven. Neukirchen 1987: Neukirchener Verlag. 147 S., kt., DM 34,–.

Paulo Evaristo Arns, Kardinal der Ausgebeuteten. Hrsg. v. Horst GOLDSTEIN. Reihe: Repräsentanten der Befreiungstheologie. Olten 1987: Walter Verlag. 218 S., kt., DM 19,80.

PIERIS, Aloysius: *Theologie der Befreiung in Asien.* Christentum im Kontext der Armut und der Religionen. Reihe: Theologie der Dritten Welt, Bd. 9. Freiburg 1986: Herder Verlag. 270 S., kt., DM 39,50.

Psychotherapieführer. Wege zur seelischen Gesundheit. hrsg. v. Christoph KRAIKER und Burkhard PETER. München 1983: C. H. Beck. 290 S., kt., DM 24,–.

Recht im Dienste des Menschen. Eine Festgabe. Hugo SCHWENDENWEIN zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Klaus LÜDICKE u. a. Graz, Wien, Köln 1986: Styria Verlag. 671 S., geb., DM 100,–.

RHONHEIMER, Martin: *Natur als Grundlage der Moral.* Die personale Struktur des Naturgesetzes bei Thomas von Aquin: eine Auseinandersetzung mit autonomer und theologischer Ethik. Innsbruck 1987: Tyrolia Verlag. 443 S., kt., DM 65,–.

RUPPERT, Lothar u. a.: *Zum Thema „Diaspora und Ökumene".* Reihe: Handreichung für Erwachsenenbildung, Religonsunterricht und Seelsorge. Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 100 S., kt., DM 11,50.

SARTORY, Gertrude: *Türen zwischen Himmel und Erde.* Sakramente als Schlüsselerfahrungen. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1349. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

SASS, Ekkehard: *Gut ist es, allein zu sein.* Erfahrungen mit Einsamkeit. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1340. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

SCHILLEBEECKX, Edward: *Weil Politik nicht alles ist.* Von Gott reden in einer gefährdeten Welt. Freiburg 1987: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 16,80.

Schlüssel zum Geheimnis der Welt. Meditationsübungen zum Tarot. Ausgewählt v. Gertrude SARTORY. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1342. Texte zum Nachdenken. Freiburg 1987: Herder Verlag. 192 S., kt., DM 10,90.

SCHMATZ, Franz: *Sterbebeistand.* Heilssorge um den ganzen Menschen. Wien 1984: Herder Verlag. 216 S., kt., DM 32,–.

SCHMID, Franz: *Grundlagentexte zur katholischen Jugendarbeit.* Handbuch kirchlicher Jugendarbeit, Bd. 3. Freiburg 1986: Herder Verlag. 589 S., geb., DM 48,–.

SILBERBERG, Hermann-Josef: *Urstrom Glaube.* Stationen des Suchens. Freiburg 1986: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 10,80.

STEIN, Edith: *In der Kraft des Kreuzes.* Hrsg. v. Waltraud HERBSTRITH. Freiburg 1987: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 9,80.

Theologie der Befreiung. Anliegen – Streitpunkte – Personen. Materialien und Texte für die Erwachsenen-Bildung. Hrsg. v. d. Missionszentrale der Franziskaner. Bonn 1986. 119 S., DM 10,–.

Titus Brandsma. Lebendiger Karmel. Eine Botschaft der Hoffnung. Hrsg. v. d. Oberdeutschen Karmelitenprovinz, Bamberg, und der Niederdeutschen Karmelitenprovinz, Kamp-Lintfort. Bamberg 1986: St. Otto-Verlag. 96 S., kt., DM 3,80.

Trennung und Abschied – Chance zu neuem Leben. Hrsg. v. Peter-Michael PFLÜGER. Fellbach-Oeffingen 1984: A. Bonz. 181 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

Unterwegs zu neuen Werten. Hrsg. v. Peter-Michael PFLÜGER. Fellbach-Oeffingen 1983: A. Bonz, 134 S., kt., DM 24,80.

Unterwegs zur Kirche. Alttestamentliche Konzeption. Hrsg. v. Josef SCHREINER. Reihe: Quaestiones Disputatae, Bd. 110. Freiburg 1987: Herder Verlag. 200 S., kt., DM 46,–.

VERHELST, Daniel: *La Congrégation du Cœur Immaculé de Marie.* Leuven / Belgien 1986: Leuven University Press. 367 S., Ln., bfrs. 1200,–.

Warten, daß er kommt. Advent und Weihnachten. Hrsg. und eingeleitet v. Siegrid und Horst Klaus BERG. Reihe: Biblische Texte verfremdet, Bd. 2. Stuttgart 1986: Calwer Verlag i. Gem. m. d. Kösel-Verlag, München. 96 S., kt., DM 14,80.

Wer den Nächsten sieht, sieht Gott. Das Grundgebot der Liebe. Hrsg. und eingeleitet v. Sigrid und Horst Klaus BERG. Reihe: Biblische Texte verfremdet, Bd. 3. Stuttgart 1986: Calwer Verlag i. Gem. m. d. Kösel-Verlag, München. 94 S., kt., DM 14,80.

Wer keinen Mut zum Träumen hat... Hrsg. v. Bernhard KRAUS und Gaby MELCHER. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1339. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

WEYAND, Winfried: *Schriftenverzeichnis Joseph Höffner 1933–1983.* Hrsg. v. d. Erzbischöflichen Diözesan- und Dombibliothek. Köln 1986. 427 S., geb., Preis nicht mitgeteilt.

Wie sollen wir mit der Schöpfung umgehen? Die Antwort der Weltreligionen. Hrsg. v. Adel Th. KHOURY und Peter HÜNERMANN. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1338. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 9,90.

WIEMAN, Mathilde: *Auferstehen mit Christus.* Meditationsgedanken zur Osterbotschaft. München 1987: Verlag Neue Stadt. 80 S., kt., DM 9,80.

WOLFF, Hanna: *Jesus als Psychotherapeut.* Jesu Menschenbehandlung als Modell moderner Psychotherapie. Stuttgart 6. Aufl. 1985: Radius-Verlag. 180 S., kt., DM 25,–.

Bedeutung der Seligsprechung Edith Stein und Pater Rupert Mayer für das Ordensleben in Deutschland

Timótea Kronschnabel OSB, Tutzing

„Selige und Heilige sind Gottes lebendige und gelebte Botschaft an uns". So sagte Papst Johannes Paul II. bei der Seligsprechung von P. Rupert Mayer in München.

Nach den großen Feiern beim Papstbesuch, zu dem viele Menschen zusammenströmten, und die von noch mehr Menschen am Fernsehen verfolgt wurden, ist es schnell wieder still geworden. Unser Denken und Reden hat sich anderen Ereignissen zugewandt und doch kann man auch jetzt die Frage hören: was hat dieser Papstbesuch gebracht?

Ohne Zweifel waren die Höhepunkte dieses Besuches die beiden Seligsprechungen, die Seligsprechung von Edith Stein, Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz und die von P. Rupert Mayer. Zwei Menschen werden uns vor Augen gestellt, deren Leben für uns exemplarisch sein kann. Welche Bedeutung haben diese Seligsprechungen für uns hier in Deutschland, besonders für das Ordensleben? Oder anders ausgedrückt, wenn Selige und Heilige lebendige und gelebte Botschaft sind, welche Botschaft hören wir aus dem Leben dieser beiden Seligen heraus für unser konkretes Ordensleben hier in Deutschland?

Menschen unserer Zeit

Mit Edith Stein und P. Rupert Mayer wurden zwei Menschen selig gesprochen, die unserer Zeit angehören. Viele, die bei der Seligsprechung dabei waren, kannten sie noch. Wenngleich von besonderen geschichtlichen Umständen geprägt, sind sie Menschen des 20. Jahrhunderts, in ihrem Denken und Fühlen verwandt mit uns. Ihr Suchen ist jenes Stück Weg gegangen, das genau unserem aktuellen Weg voran liegt, ja, das unsere jetzige Zeit mitgeprägt hat. Wenn wir also auf diese beiden Seligen schauen, dann können wir in ihnen Menschen sehen, die unseren Gefühlen und unseren Erfahrungen nahe sind. Wir dürfen uns also auch von ihnen in besonderer Weise verstanden wissen.

Edith Stein wird bei der Seligsprechung vom Hl. Vater so vorgestellt: Tochter des jüdischen Volkes, reich an Weisheit und Tapferkeit. Er spricht von der strengen Schule der Tradition Israels, vom Leben der Tugend und Entsagung im Orden, von ihrer heldenhaften Gesinnung auf dem Weg ins Vernichtungslager. Er spricht weiter davon, daß sie vereint mit dem gekreuzigten Herrn ihr Leben dahingab für den wahren Frieden und für das Volk. Diese Charakterisierung wird kurz so zusammengefaßt: Edith Stein, Jüdin, Philosophin, Ordensfrau, Märtyrin.

P. Rupert Mayer wird vom Papst Johannes Paul II. bestätigt, daß er zu Recht Apostel Münchens genannt wird. Das Licht seines Lebenswerkes leuchtet weit über diese Stadt hinaus in die weite Welt. Der junge Priester R. Mayer tritt in die Gesellschaft Jesu ein zu einer Zeit, da die Jesuiten noch offiziell als Reichsfeinde verboten waren. Er wirkt in einer Zeit, in der die antireligiösen und antikirchlichen Strömungen in zunehmendem Maß die Tätigkeit der Priester und Ordensleute behinderten. Er muß sich mit Haß und Hohn gegen Christen und Kirche konfrontieren.

Von beiden Seligen kann man sagen, daß es ihnen nicht gleichgültig war, wie es in der Welt zugeht. Mit wachem Herzen haben sie die Strömungen der Zeit erkannt. Von Edith Stein sagt Papst Johannes Paul II., daß sich in ihrem Leben eine dramatische Synthese unseres Jahrhunderts vereint.

Menschen der Wahrheit

Mit Edith Stein wird uns eine Frau als Beispiel vorgestellt, die in vielfacher Hinsicht in ihrem Leben Erfolg und Mißerfolg, Anerkanntsein und Widerspruch vereint hat. Es wird uns eine gebildete Frau als Selige vorgestellt, die es keineswegs leicht hatte, als Frau zu studieren und jenen Weg zu gehen, zu dem sie sich von innen her berufen fühlte. Edith Stein hat einen Lebensweg, der von tiefen Einschnitten geprägt ist. Dabei hat sie nie jenes Ziel aus dem Auge gelassen, das sie seit Kindertagen verfolgt hat, nämlich die Wahrheit zu suchen.

Von P. Rupert Mayer, dem begabten Seelsorger, sagt der Papst bei der Seligsprechung, daß er ein unbestechlicher Zeuge der Wahrheit ist. Er konfrontiert sich mit den Strömungen der Zeit und weiß sie im Lichte des Evangeliums zu deuten. Er scheut sich nicht, diese Deutungen auch in gefahrvollen Situationen auszusprechen.

So verschieden also die Wege der beiden Seligen sind, sie treffen sich darin, daß sie leidenschaftlich nach der Wahrheit suchten, Zeugnis von dieser Wahrheit ablegten, auch wenn dieses Zeugnis ihnen teuer zu stehen kam.

Menschen des Gebetes

Dieses Suchen nach Wahrheit hat beide zu Menschen des Gebetes gemacht. Von Edith Stein wissen wir, daß sie mit 15 Jahren beschloß, nicht mehr zu beten. Das Dasein eines persönlichen Gottes ist für sie unglaubhaft geworden und doch kann sie sagen: „Mein Suchen nach der Wahrheit war ein einziges Gebet". In ihrem Suchen stößt sie auf das Zeugnis der großen Hl. Teresia und läßt sich von diesem Zeugnis einladen zur Nachfolge Christi. Die große Lehrerin des Gebetes wird für Edith Stein ein Vorbild. Sie selbst wird eine große Beterin. Das Gebet nimmt in ihrem Leben zunehmend Raum ein. Noch ein

letztes Zeugnis ihres Lebens spricht vom Gebet. Sr. Teresia Benedicta vom Kreuz teilt ihren Mitschwestern aus dem Lager mit, daß sie bislang beten konnte.

P. Rupert Mayers Leben und priesterlicher Dienst war ebenso stark vom Gebet geprägt. Seine Grabstätte in der Bürgersaalkirche ist seit Jahren ein Zentrum des Gebetes. Mitten in der Fußgängerzone, mitten im Getriebe der Geschäfte, im Zentrum Münchens ist ein Platz, an dem Menschen sich sammeln können, an dem sie ihr Leid abladen, zu innerer Ruhe finden und damit zu mehr Leben kommen.

Zeugenschaft in schwerer Zeit

Unsere neuen Seligen haben Zeugnis für ein Leben nach dem Evangelium abgelegt unter sehr schwierigen Umständen. Sr. Teresia Bendicta vom Kreuz im kontemplativen Leben des Karmel, P. R. Mayer im engagierten Apostolat, beide entschieden in der Nachfolge Christi, in einer leidenschaftlichen Überzeugung für die Sache des Herrn. Ihr Leben ruft uns zu einer Entschiedenheit und Radikalität auf. Ordensleben, so zeigen uns diese beiden Seligen, ist verknüpft mit der Leidenschaftlichkeit für die Sache Gottes.

„Auch heute gilt es, Gott zu geben, was Gottes ist, dann wird auch den Menschen gegeben, was des Menschen ist", so sagte der Hl. Vater bei der Seligsprechung von P. Rupert Mayer. Von Edith Stein kann man sagen, daß sie das Schicksal ihres Volkes zu dem ihrigen gemacht hat. Leidenschaft für die Sache Gottes befähigt den Menschen zur Leidenschaft für die Sache des anderen, befähigt ihn zur Hingabe und macht offen für Freude und Leid des Mitmenschen.

Teilnahme am Kreuze Christi

Edith Stein hat sich den Ordensnamen Sr. Teresia Benedicta vom Kreuz gewünscht, weil sie ihr Leben vom Kreuze Christi her sehen wollte. P. Rupert Mayer schreibt aus dem Gefängnis, daß er mit seinem Los keineswegs unzufrieden ist, sondern daß er es als Krönung seines Lebens ansieht. Beide sind vom Kreuz Gesegnete. Ihr Suchen nach der Wahrheit, ihr intensiver Umgang mit Gott, ihr radikales Zeugnis für das Evangelium hat sie unter das Kreuz geführt, wie es nicht anders sein kann, für den, der in der Nachfolge steht.

Vom Kreuz Christi her waren sie auch fähig zum Verzeihen. Wenn Edith Steins Lebensweg schon in sich ein Weg der Verbindung ist zwischen dem Volke Gottes des Alten und des Neuen Testamentes, dann ist ihr Gehen in den Tod für ihr Volk und mit ihrem Volk die Besiegelung dieses Weges.

Von P. Rupert Mayer wird uns berichtet, daß er in den Monaten nach dem Krieg viel vom Verzeihen und von der Verständigung gesprochen hat.

In diesen Seligen sind uns so sicherlich Lebenswege aufgezeichnet, die uns ermuntern können, wach in unserer Zeit zu leben, für die von uns erkannte Wahrheit Zeugnis abzulegen. Dies wird uns um so besser gelingen, je mehr wir die Sache Gottes zur unseren machen.

Edith Stein: Jüdin, Philosophin, Ordensfrau, Märtyrin

Homilie Johannes Pauls II. bei der Seligsprechung von Edith Stein am 1. Mai 1987 in Köln

„Selig sind, die aus der großen Bedrängnis kommen; sie haben ihre Gewänder gewaschen und im Blut des Lammes weiß gemacht" (Offb 7,14).

1. Unter diesen seligen Männern und Frauen grüßen wir heute in tiefer Verehrung und mit heiliger Freude eine Tochter des jüdischen Volkes, reich an Weisheit und Tapferkeit. Aufgewachsen in der strengen Schule der Traditionen Israels, ausgezeichnet durch ein Leben der Tugend und Entsagung im Orden, bewies sie eine heldenmütige Gesinnung auf dem Weg ins Vernichtungslager. Vereint mit dem gekreuzigten Herrn gab sie ihr Leben dahin „für den wahren Frieden" und „für das Volk": Edith Stein, Jüdin, Philosophin, Ordensfrau, Märtyrin.

Sehr verehrter Herr Kardinal, liebe Brüder und Schwestern!

Mit der heutigen Seligsprechung geht ein langersehnter Wunsch nicht nur der Erzdiözese Köln, sondern auch vieler Christen und Gemeinschaften in der Kirche in Erfüllung. Vor sieben Jahren hat die gesamte Deutsche Bischofskonferenz diese Bitte einmütig an den heiligen Stuhl gerichtet; zahlreiche befreundete Bischöfe aus anderen Ländern haben sich ihr angeschlossen. Groß ist deshalb unser aller Freude, daß ich heute diesem Wunsch entsprechen kann und Schwester Teresia Bendicta vom Kreuz in dieser festlichen Liturgie den Gläubigen im Namen der Kirche als Selige in der Herrlichkeit Gottes vor Augen stellen darf. Wir dürfen sie fortan als Märtyrin verehren und um ihre Fürsprache am Throne Gottes bitten. Hierzu beglückwünsche ich uns alle, vor allem aber ihre Mitschwestern im Karmel hier in Köln und in Echt sowie in ihrer ganzen Ordensgemeinschaft. Daß bei dieser Liturgiefeier auch jüdische Brüder und Schwestern, besonders aus der Verwandtschaft Edith Steins, zugegen sind, erfüllt uns mit großer Freude und Dankbarkeit.

2. „Herr, offenbare dich in der Zeit unserer Not und gibt mir Mut!" (Est 4,17r).

Die Worte dieses Hilferufes aus der ersten Lesung der heutigen Liturgie spricht Esther, eine Tochter Israels, zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Ihr Gebet, das sie in der Stunde einer tödlichen Bedrohung ihres ganzen Volkes an Gott, den Herrn richtet, erschüttert uns tief:

> „Herr, unser König, du bist der einzige. Hilf mir!
> Denn ich bin allein und habe keinen Helfer außer dir;
> die Gefahr steht drohend über mir . . .
> Du, Herr, hast Israel aus allen Völkern erwählt;
> du hast dir unser Volk aus allen ihren Vorfahren
> als deinen ewigen Erbbesitz ausgesucht . . .
> Denk an uns, Herr, . . . rette uns mit deiner Hand!"
> (Est 4,17l-t).

Die tödliche Angst, vor der Esther zittert, war entstanden, als unter dem Einfluß des mächtigen Haman, eines Todfeindes der Juden, der Befehl zu ihrer Vernichtung im ganzen Perserreich erlassen worden war. Mit Gottes Hilfe und dem Einsatz ihres eigenen Lebens hat Esther damals zur Rettung ihres Volkes entscheidend beigetragen.

3. Dieses Gebet um Hilfe, weit über zweitausend Jahre alt, legt die heutige Festliturgie der Dienerin Gottes Edith Stein in den Mund, einer Tochter Israels unseres Jahrhunderts. Es ist wieder aktuell geworden, als hier, im Herzen Europas, erneut der Plan zur Vernichtung der Juden gefaßt wurde. Eine wahnsinnige Ideologie hat ihn im Namen eines unseligen Rassismus beschlossen und mit gnadenloser Konsequenz durchgeführt.

Gleichzeitig zu den dramatischen Ereignissen des Zweiten Weltkrieges errichtete man eilends die Vernichtungslager und baute die Verbrennungsöfen. An diesen Schreckensorten fanden mehrere Millionen Söhne und Töchter Israels den Tod: von Kindern bis zu betagten Greisen. Der ungeheure Machtapparat des totalitären Staates hat dabei niemanden verschont und die grausamsten Maßnahmen sogar gegen jeden ergriffen, der den Mut hatte, die Juden zu verteidigen.

4. Edith Stein ist im Vernichtungslager von Auschwitz als Tochter ihres gemarterten Volkes umgekommen. Trotz ihrer Übersiedlung von Köln in den niederländischen Karmel von Echt fand sie nur vorübergehend Schutz vor der wachsenden Judenverfolgung. Nach der Besetzung Hollands wurde auch dort die Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten umgehend in die Wege geleitet, wobei die getauften Juden zunächst ausgenommen wurden. Als aber die katholischen Bischöfe der Niederlande in einem Hirten-

brief gegen die Deportation der Juden scharf protestierten, verfügten die Machthaber als Rache dafür die Vernichtung auch der Juden katholischen Glaubens. So trat Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz zusammen mit ihrer leiblichen Schwester Rosa, die ebenfalls im Karmel zu Echt Zuflucht gefunden hatte, den Weg ins Martyrium an.

Beim Verlassen ihres Klosters faßte Edith ihre Schwester bei der Hand und sagte nur: „Komm, wir gehen für unser Volk". Aus der Kraft opferbereiter Christusnachfolge sah sie auch in ihrer scheinbaren Ohnmacht noch einen Weg, ihrem Volk einen letzten Dienst zu erweisen. Bereits einige Jahre vorher hatte sie sich selbst mit der Königin Esther im Exil am persischen Hof verglichen. In einem ihrer Briefe lesen wir: „Ich vertraue darauf, daß der Herr mein Leben für alle (Juden) genommen hat. Ich muß immer wieder an die Königin Esther denken, die gerade darum aus ihrem Volk genommen wurde, um für das Volk vor dem König zu stehen. Ich bin eine sehr arme und ohnmächtige kleine Esther, aber der König, der mich erwählt hat, ist unendlich groß und barmherzig."

5. Liebe Brüder und Schwestern! Neben dem Gebet der Esther steht in dieser Festmesse die zweite Lesung aus dem Galaterbrief. Der Apostel Paulus schreibt dort: „Ich will mich allein des Kreuzes Jesu Christi, unseres Herrn, rühmen, durch das mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt" (Gal 6,14).

Auf ihrem Lebensweg ist auch Edith Stein diesem Geheimnis des Kreuzes begegnet, das der heilige Paulus in diesem Brief den Christen verkündet. Edith ist Christus begegnet, und diese Begegnung hat sie Schritt für Schritt in die Klausur des Karmels geführt. Im Vernichtungslager ist sie als Tochter Israels „zur Verherrlichung des heiligsten Namens (Gottes)" und zugleich als Schwester Teresia Bendicta vom Kreuz – als vom Kreuz Gesegnete – gestorben.

Der ganze Lebensweg von Edith Stein ist geprägt von einer unermüdlichen Suche nach der Wahrheit und erhellt vom Segen des Kreuzes Christi. Sie begegnete dem Kreuz zum erstenmal in der glaubensstarken Witwe eines Studienfreundes, die, statt durch den tragischen Verlust ihres Mannes zu verzweifeln, aus dem Kreuz Christi Kraft und Zuversicht schöpfte. Sie schreibt darüber später: „Es war meine erste Begegnung mit dem Kreuz und der göttlichen Kraft, die es seinen Trägern mitteilt ... Es war der Augenblick, in dem mein Unglaube zusammenbrach, ... und Christus aufstrahlte: Christus im Geheimnis des Kreuzes". Ihr eigener Lebens- und Kreuzweg ist zuinnerst mit dem Schicksal des jüdischen Volkes verbunden. In einem Gebet bekennt sie dem Heiland, daß sie darum wisse, „daß es sein Kreuz sei, das jetzt auf das jüdische Volk gelegt würde"; und alle, die das verstünden, „müßten es im Namen aller bereitwillig auf sich nehmen. Ich wollte das tun, er sollte mir nur zeigen wie". Zugleich erhält sie die innere Gewißheit, daß Gott ihr Gebet erhört hat. Je häufiger die Hakenkreuze auf den Straßen zu sehen waren, um so höher richtete sich das Kreuz Jesu Christi in ihrem Leben auf. Als sie als Schwester Teresia Benedicta a Cruce in den Kölner Karmel eintrat, um am

Kreuz Christi noch tieferen Anteil zu erhalten, wußte sie, daß sie „dem Herrn im Zeichen des Kreuzes vermählt" war. Am Tag ihrer ersten Profeß war ihr nach ihren eigenen Worten zumute, „wie der Braut des Lammes". Sie war davon überzeugt, daß ihr himmlischer Bräutigam sie tief in das Geheimnis des Kreuzes hineinführen werde.

6. Teresia, die vom Kreuz Gesegnete – das ist der Ordensname jener Frau, die ihren geistlichen Weg mit der Überzeugung begonnen hatte, daß es überhaupt keinen Gott gebe. Zur damaligen Zeit, in den Jahren ihrer Jugend und ihres Studiums, war die Zeit für sie noch nicht vom erlösenden Kreuz Christi geprägt, bildete aber bereits den Gegenstand ständigen Suchens und Forschens ihres scharfen Verstandes. Als fünfzehnjährige Schülerin in ihrer Heimatstadt Breslau beschließt die in einem jüdischen Elternhaus geborene Edith, „nicht mehr zu beten", wie sie selbst bekennt. Obwohl sie zeitlebens von der strengen Gläubigkeit ihrer Mutter tief beeindruckt war, gerät sie in ihrer Jugend- und Studienzeit in die geistige Welt des Atheismus. Sie hielt das Dasein eines persönlichen Gottes für unglaubhaft.

In den Jahren ihres Studiums der Psychologie und Philosophie, der Geschichte und der Germanistik in Breslau, Göttingen und Freiburg spielte Gott zunächst keine Rolle. Dabei huldigte sie jedoch einem „hochgespannten ethischen Idealismus". Entsprechend ihrer hohen geistigen Begabung wollte sie nichts ungeprüft hinnehmen, nicht einmal den Gauben ihrer Väter. Sie will den Dingen selber auf den Grund gehen. Darum sucht sie unermüdlich nach der Wahrheit. Im späteren Rückblick auf diese Zeit geistiger Unruhe erkennt sie doch darin eine wichtige Stufe ihres inneren Reifungsprozesses, indem sie feststellt: „Meine Suche nach der Wahrheit war ein einziges Gebet" – ein herrliches Wort des Trostes für alle, die sich mit dem Gottesglauben schwertun! Schon die Suche nach Wahrheit ist zutiefst ein Suchen nach Gott.

Unter dem starken Einfluß ihres Lehrers Husserl und seiner phänomenologischen Schule wandte sich die suchende Studentin immer entschiedener der Philosophie zu. Sie lernte allmählich, „alle Dinge vorurteilsfrei ins Auge zu fassen und alle ‚Scheuklappen' abzuwerfen". Durch die Begegnung mit Max Scheler in Göttingen kommt Edith Stein schließlich zum erstenmal mit katholischen Ideen in Berührung. Sie selbst schreibt darüber: „Die Schranken der rationalistischen Vorurteile, in denen ich aufgewachsen war, ohne es zu wissen, fielen, und die Welt des Glaubens stand plötzlich vor mir. Menschen, mit denen ich täglich umging, zu denen ich mit Bewunderung aufblickte, lebten darin."

Das lange Ringen um ihre persönliche Entscheidung für den Glauben an Jesus Christus fand erst 1921 ein Ende, als sie bei einer Freundin das autobiographische „Leben der heiligen Teresa von Avila" zu lesen begann. Sie war sofort gefangen und hörte nicht mehr auf bis zum Ende: „Als ich das Buch schloß, sagte ich mir: Das ist die Wahrheit!" Die ganze Nacht hindurch hatte sie gelesen bis zum Aufgang der Sonne. In dieser Nacht hat sie die Wahrheit

gefunden, nicht die Wahrheit der Philosophie, sonderen die Wahrheit in Person, das liebende Du Gottes. Edith Stein hatte die Wahrheit gesucht und Gott gefunden. Sie ließ sich unverzüglich taufen und in die katholische Kirche aufnehmen.

7. Der Empfang der Taufe bedeutete für Edith Stein keineswegs den Bruch mit ihrem jüdischen Volk. Sie sagt im Gegenteil: „Ich hatte die Praxis meiner jüdischen Religion als Mädchen von vierzehn Jahren aufgegeben und fühlte mich erst nach meiner Rückkehr zu Gott wieder jüdisch". Sie ist sich stets dessen bewußt, „nicht nur geistig, sondern auch blutsmäßig zu Christus zu gehören". Sie leidet selber zutiefst an dem großen Schmerz, den sie ihrer geliebten Mutter durch ihre Konversion hat zufügen müssen. Sie begleitet sie auch später noch zum Gottesdienst in die Synagoge und betet zusammen mit ihr die Psalmen. Auf die Feststellung ihrer Mutter, daß man also auch jüdisch fromm sein könne, gibt sie zur Antwort: „Gewiß – wenn man nichts anderes kennengelernt hat."

Obwohl seit der Begegnung mit den Schriften der heiligen Teresa von Avila der Karmel das Ziel Edith Steins geworden war, mußte sie noch über ein Jahrzehnt warten, bis Christus ihr im Gebet den Weg zum Eintritt zeigte. In ihrer Tätigkeit als Lehrerin und Dozentin in der Schul- und Bildungsarbeit, meist in Speyer, zuletzt auch in Münster, bemüht sie sich fortan, Wissenschaft und Glauben miteinander zu verbinden und gemeinsam weiterzuvermitteln. Dabei will sie nur „ein Werkzeug des Herrn" sein. „Wer zu mir kommt, den möchte ich zu ihm führen". Zugleich lebt sie in dieser Zeit schon wie eine Klosterfrau, legt privat die drei Gelübde ab und wird zur großen, begnadeten Beterin. Aus ihrem intensiven Studium des heiligen Thomas von Aquin lernt sie, daß es möglich ist, „Wissenschaft als Gottesdienst zu betreiben ... Nur darauf habe ich mich entschließen können, wieder ernstlich (nach der Konversion) an wissenschaftliche Arbeiten heranzugehen". Bei aller Hochschätzung der Wissenschaft erkennt Edith Stein immer deutlicher, daß das Herz des Christseins nicht Wissenschaft, sondern Liebe ist.

Als Edith Stein schließlich im Jahre 1933 in den Kölner Karmel eintritt, bedeutet dieser Schritt für sie keine Flucht aus der Welt oder aus der Verantwortung, sondern ein um so entschiedeneres Eintreten in die Kreuzesnachfolge Christi. Sie sagt bei ihrem ersten Gespräch mit der dortigen Priorin: „Nicht die menschliche Tätigkeit kann uns helfen, sondern das Leiden Christi. Daran Anteil zu haben, ist mein Verlangen". Aus demselben Grund kann sie bei ihrer Einkleidung keinen anderen Wunsch äußern, „als im Orden ‚vom Kreuz' genannt zu werden". Und auf das Andachtsbildchen zu ihrer ewigen Profeß läßt sie das Wort des heiligen Johannes vom Kreuz drucken: „Mein einziger Beruf ist fortan nur mehr lieben".

8. Liebe Brüder und Schwestern! Wir verneigen uns heute mit der ganzen Kirche vor dieser großen Frau, die wir von jetzt an als Selige in Gottes Herr-

lichkeit anrufen dürfen; vor dieser großen Tochter Israels, die in Christus, dem Erlöser, die Erfüllung ihres Glaubens und ihrer Berufung für das Volk Gottes gefunden hat. Wer in den Karmel geht, der ist nach ihrer Überzeugung „für die Seinen nicht verloren, sondern erst eigentlich gewonnen; denn es ist ja unser Beruf, für alle vor Gott zu stehen". Seit sie „unter dem Kreuz" das Schicksal des Volkes Israels zu verstehen begann, ließ sich unsere neue Selige von Christus immer tiefer in sein Erlösungsgeheimnis hineinnehmen, um in geistlicher Einheit mit ihm den vielfältigen Schmerz der Menschen tragen und das himmelschreiende Unrecht in der Welt sühnen zu helfen. Als „Benedicta a Cruce – die vom Kreuz Gesegnete" wollte sie mit Christus Kreuzträgerin sein für das Heil ihres Volkes, ihrer Kirche, der ganzen Welt. Sie bot sich Gott an als „Sühneopfer für den wahren Frieden" und vor allem für ihr bedrohtes und gedemütigtes jüdisches Volk. Nachdem sie erkannt hatte, daß Gott wieder einmal schwer seine Hand auf sein Volk gelegt hatte, war sie davon überzeugt, „daß das Schicksal dieses Volkes auch das meine war".

Als Schwester Teresia Benedicta a Cruce im Karmel von Echt ihr letztes theologisches Werk „Kreuzeswissenschaften" beginnt, das jedoch unvollendet bleiben wird, da es in ihren eigenen Kreuzweg einmündet, bemerkt sie: „Wenn wir von Kreuzeswissenschaft sprechen, so ist das nicht . . . bloße Theorie, . . . sondern lebendige, wirkliche und wirksame Wahrheit". Als die tödliche Bedrohung ihres jüdischen Volkes sich auch über ihr wie eine dunkle Wolke zusammenzog, war sie bereit, mit ihrem eigenen Leben zu verwirklichen, was sie schon früher erkannt hatte: „Es gibt eine Berufung zum Leiden mit Christus und dadurch zum Mitwirken mit seinem Erlösungswerk . . . Christus lebt in seinen Gliedern fort und leidet in ihnen fort; und das in Vereinigung mit dem Herrn ertragene Leiden ist Sein Leiden, eingestellt in das große Erlösungswerk und darin fruchtbar".

Mit ihrem Volk und „für" ihr Volk ging Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz zusammen mit ihrer Schwester Rosa den Weg in die Vernichtung. Leid und Tod nimmt sie jedoch nicht nur passiv an, sondern vereinigt diese bewußt mit der sühnenden Opfertat unseres Erlösers Jesus Christus. „Schon jetzt nehme ich den Tod, den Gott mir zugedacht hat, in vollkommener Unterwerfung unter seinen heiligsten Willen mit Freude entgegen", hatte sie einige Jahre zuvor in ihrem Testament geschrieben: „Ich bitte den Herrn, daß er mein Leiden und Sterben annehmen möge zu seiner Ehre und Verherrlichung, für alle Anliegen . . . der heiligen Kirche." Der Herr hat diese ihre Bitte erhört.

Die Kirche stellt uns heute Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz als selige Märtyrin, als Beispiel heroischer Christusnachfolge zur Verehrung und Nachahmung vor Augen. Öffnen wir uns für ihre Botschaft an uns als Frau des Geistes und der Wissenschaft, die in der Kreuzeswissenschaft den Gipfel aller Welt erkannte, als große Tochter des jüdischen Volkes und gläubige Christin inmitten von Millionen unschuldig gemarterter Mitmenschen. Sie sah das Kreuz mit aller Unerbittlichkeit auf sich zukommen; sie ist in allem Schrek-

ken nicht vor ihm geflohen, sondern hat es in christlicher Hoffnung mit letzter Liebe und Hingabe umfangen und im Geheimnis des Osterglaubens sogar begrüßt: „Ave Crux, spes unica!" – „Edith Stein ist", wie euer verehrter Herr Kardinal Höffner in seinem kürzlichen Hirtenschreiben gesagt hat, „ein Geschenk, ein Anruf und eine Verheißung für unsere Zeit. Möge sie Fürsprecherin bei Gott für uns und für unser Volk und für alle Völker sein."

9. Liebe Brüder und Schwestern! Heute erlebt die Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts einen großen Tag: Wir verneigen uns tief vor dem Zeugnis des Lebens und Sterbens von Edith Stein, der herausragenden Tochter Israels und zugleich Tochter des Karmels, Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz, einer Persönlichkeit, die eine dramatische Synthese unseres Jahrhunderts in ihrem reichen Leben vereint. Die Synthese einer Geschichte voller tiefer Wunden, die noch immer schmerzen, für deren Heilung sich aber verantwortungsbewußte Männer und Frauen bis in unsere Tage immer wieder einsetzen; und zugleich die Synthese der vollen Wahrheit über den Menschen, in einem Herzen, das so lange unruhig und unerfüllt blieb, „bis es schließlich Ruhe fand in Gott".

Wenn wir uns geistig an den Ort des Martyriums dieser großen Jüdin und christlicher Märtyrin begeben, an den Ort jenes schrecklichen Geschehens, das heute „Schoah" genannt wird, vernehmen wir zugleich die Stimme Christi, des Messias und Menschensohnes, des Herrn und Erlösers.

Als Bote des unergründlichen Heilsgeheimnisses Gottes spricht er zu der Frau aus Samaria am Jakobsbrunnen:

„Das Heil kommt von den Juden.
Aber die Stunde kommt, und sie ist schon da,
da die wahren Beter den Vater anbeten werden
im Geist und in der Wahrheit:
denn so will der Vater angebetet werden.
Gott ist Geist, und alle die ihn anbeten,
müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten" (Joh 4; 22–24).

Selig gepriesen sei Edith Stein, Schwester Teresa Benedicta vom Kreuz, eine wahre Anbeterin Gottes – in Geist und Wahrheit.

Ja, selig ist sie! – Amen.

Wie Edith Stein gab der niederländische Karmelit Titus Brandsma (1881–1942), Mystiker, Wissenschaftler und Journalist sein Leben in einem Konzentrationslager (Dachau) für seine unverbrüchliche Treue zu Christus. Am 3. 11. 1985 wurde Titus Brandsma von Papst Johannes Paul II. selig gesprochen. Gleich Edith Stein steht Titus Brandsma in der Kontinuität der mystisch begnadigten Gestalten einer 700jährigen Geschichte des Karmelordens. In biographischen Zeugnissen von Mitbrüdern und Zeitgenossen sowie in einer von Pater Titus selbst gehaltenen Vortragsreihe über die karmelitanische Spiritualität versucht Georg GEISBAUER O.Carm. (Hrsg.) die Persönlichkeit des Gelehrten und Mystikers sichtbar zu machen. (*Titus Brandsma*, Mystiker des Karmel, Märtyrer in Dachau, Köln 1987: Wienand Verlag.).

Rupert Mayer, Apostel Münchens

Homilie Johannes Pauls II. bei der Seligsprechung von P. Rupert Mayer SJ am 3. Mai 1987 in München

„Seht, ich sende euch . . ." (Mt 10,16)
„. . . werdet stark durch die Kraft und Macht des Herrn!" (Eph 6,10).

Verehrte Mitbrüder, liebe Brüder und Schwestern!

1. Der Aufruf des Apostels Paulus zur Stärke im Herrn ist gleichsam die angemessene Ergänzung jener Worte, die Jesus bei der ersten Aussendung der Apostel spricht. Die Kirche nimmt beide Texte heute als Lesungen für die Liturgiefeier, in der ich euren Landsmann, den Jesuitenpater Rupert Mayer, seligsprechen darf; hier in der Stadt München, mit der sein Leben und priesterlicher Dienst auf das engste verbunden sind.

Erst vor eineinhalb Jahren konnte ich in Rom die bayerische Ordensfrau Schwester Maria Theresia von Jesu Gerhardinger zur Ehre der Altäre erheben, die ebenfalls in dieser Stadt gelebt und weltweit gewirkt hat. Es ist mir deshalb eine besondere Freude, heute wiederum einen aus eurer Mitte im Namen der Kirche den Gläubigen zur Verehrung und Nachahmung vor Augen zu stellen. Pater Rupert Mayer wird zu Recht „Apostel Münchens" genannt. Aber das Licht seines Lebens und Wirkens leuchtet weit über diese Stadt hinaus in die weite Welt.

Von Herzen grüße ich alle, die sich hier eingefunden haben, um im festlichen Gottesdienst gemeinsam mit uns diesen Gnadentag zu begehen. Nicht wenige davon haben unseren neuen Seligen gewiß noch persönlich gekannt. Mein brüderlicher Gruß gilt vor allem dem verehrten Herrn Erzbischof von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter, sowie allen anwesenden Bischöfen, den Priestern und Ordensleuten; darunter besonders den Patres und Brüdern der Gesellschaft Jesu, der unser Seliger angehört hat, und den Schwestern der Heiligen Familie, deren Mitbegründer und langjähriger Spiritual er gewesen ist. Ich grüße ferner seine Landsleute aus der Heimatdiözese Rottenburg und die Mitglieder der Marianischen Männerkongregation, die in ihrem früheren Präses nun einen mächtigen himmlischen Fürsprecher erhalten; ebenso die Vertreter aus Staat und Gesellschaft sowie alle Gäste von nah und fern, die durch ihre Anwesenheit das Andenken dieses mutigen Glaubenszeugen ehren.

2. Die Worte des heutigen Evangeliums, die Christus bei der ersten Aussendung an die Apostel gerichtet hat, scheinen im Leben und Wirken des Dieners Gottes Rupert Mayer eine neue Aktualität zu gewinnen. Christus sagt: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; seid daher klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben!" Und darauf: „Nehmt euch aber vor den Menschen in acht" (Mt 10,16–17). Wie vielsagend sind doch diese Worte:

Ich sende euch zu den Menschen – und zugleich: Ich warne euch vor den Menschen. Und warum warnt Christus seine Jünger vor ihnen? „Sie werden euch vor die Gerichte bringen . . . Ihr werdet um meinetwillen vor Statthalter und Könige geführt . . .“ (Mt 10,17–18).

Als Rupert Mayer sich im Jahre 1900 als junger Priester zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu entschloß, galten die Jesuiten noch offiziell als „Reichsfeinde“, die durch Gesetz des Landes verwiesen und verboten waren. Er selbst bezeichnet sie als „Geächtete, Verbannte und Heimatlose“, da ihnen nicht gestattet war, im damaligen Reichsgebiet eigene Niederlassungen zu gründen und zu unterhalten. Die mächtig geschürte antikatholische Hetze und Aktivität gegen den Orden – statt ihn abzuschrecken – bestärkte ihn vielmehr noch in seinem Willen, sich dieser so geschmähten Gesellschaft Jesu anzuschließen. Durch seinen baldigen Ruf nach München wurde Pater Mayer in zunehmendem Maße mit antireligiösen und antikirchlichen Strömungen, mit einer Atmosphäre von Hohn und Haß gegen Christus und die Kirche konfrontiert, in der es immer mehr Mut und Tapferkeit erforderte, den katholischen Glauben frei zu bekennen. Je offenkundiger und brutaler in jenen Jahren der Kampf gegen Religion und Kirche wurde, ein um so entschiedenerer und unerschrockenerer Kämpfer für die Wahrheit des Glaubens und für die Rechte der Kirche wurde unser neuer Seliger.

Wir hörten in der Lesung aus dem Epheserbrief die Worte des Apostels: „Legt die Rüstung Gottes an, damit ihr am Tag des Unheils standhalten, alles vollbringen und den Kampf bestehen könnt . . . Gürtet euch mit Wahrheit . . . Vor allem greift zum Schild des Glaubens . . . Nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes!“ (Eph 6,13–17). Was der Apostel hier empfiehlt, hat Rupert Mayer in hervorragender Weise getan. Er hat Gottes Rüstung angezogen und sie bis zu seinem Tod nie mehr abgelegt. Unerschrocken und unbeugsam kämpfte er für die Sache Gottes. Als unbestechlicher Zeuge der Wahrheit widerstand er den Lügenpropheten jener Jahre ins Angesicht, immer bereit, für das Evangelium vom Frieden zu kämpfen. Ausgerüstet mit dem Schild eines tiefen, unbeirrbaren Glaubens führte er in seinen berühmten Predigten das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes. Es gab Monate, in denen er bis zu siebzigmal predigte.

3. „Wenn man euch vor Gericht stellt, macht euch keine Sorgen . . .“, sagt Jesus weiter zu den Aposteln. Rupert Mayer wußte, daß nach 1933 seine Predigten von der Polizei überwacht wurden. Trotzdem verkündete er die Wahrheit ungeschminkt und unverkürzt. Als er gefangengenommen wurde, gab er vor der Geheimen Staatspolizei zu Protokoll: „Ich erkläre, daß ich im Falle meiner Freilassung trotz des gegen mich verhängten Redeverbotes nach wie vor sowohl in den Kirchen Münchens als auch im übrigen Bayern, aus grundsätzlichen Erwägungen heraus, predigen werde.“ Er konnte nicht schweigen, ebensowenig wie der Apostel Paulus, der sagte: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ (1 Kor 9,16).

Bereitwillig nahm unser Seliger dafür Gefängnis und Konzentrationslager auf sich. Er schrieb auf den Fragebogen, den er im Gefängnis auszufüllen hatte: „Ich bin mit diesem Los keineswegs unzufrieden: ich empfinde es nicht als Schande, sondern als Krönung meines Lebens." Und aus der Gestapo-Haft vor der Einlieferung in das Konzentrationslager Sachsenhausen berichtet er: „Als die Gefängnistür eingeschnappt war und ich allein in dem Raum war, in dem ich schon so viele Stunden zugebracht hatte, kamen mir die Tränen in die Augen, und zwar waren es Tränen der Freude, daß ich gewürdigt wurde, um meines Berufes willen eingesperrt zu werden und einer ganz ungewissen Zukunft entgegenzusehen." Das ist nicht die Stimme eines lediglich tapferen Menschen, sondern eines Christen, der stolz darauf ist, am Kreuz Christi teilzuhaben. Vorgestern habe ich in Köln die Karmelitin Schwester Teresia Benedicta a Cruce, die vom Kreuz Gesegnete, seliggesprochen. Beide Selige gehören zueinander. Denn auch euer Münchener Seliger, Pater Rupert Mayer, war vom Kreuz gesegnet.

In einem Brief aus dem Gefängnis an seine betagte Mutter lesen wir: „Jetzt habe ich wirklich nichts und niemanden mehr als den lieben Gott. Und das ist genug, ja übergenug. Wenn die Menschen doch einsehen wollten, es gäbe viel mehr Glückliche auf Erden." In der Einsamkeit seiner Haft galt das ganze Mühen von Pater Rupert Mayer der Vertiefung seiner inneren Bindung an Gott. In völliger Hingabe an ihn suchte er, alle Bedrängnisse und Nöte für seine innere Erneuerung und Heiligung fruchtbar zu machen. Als Angeklagter vor seinen Richtern erfuhr er die tröstende und stärkende Nähe Gottes, die Christus seinen Zeugen verheißen hat: „. . . macht euch keine Sorgen, wie und was ihr reden sollt. Nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures Vaters wird durch euch reden" (Mt 10,19–20).

4. Diese Worte Jesu sind eine Vorankündigung der Lebensgeschichte der Apostel, der besonderen Gegenwart Gottes in ihrem Wirken, vor allem in ihrem Glaubenszeugnis. Sie bewahrheiten sich schon in jener Begebenheit, von der die heutige erste Lesung spricht. Am Pfingstfest „trat Petrus auf, zusammen mit den Elf" (Apg 2,14) und sprach zum ersten Mal zu den versammelten Bewohnern von Jerusalem und den Besuchern, die zum Fest gekommen waren. Er legte Zeugnis ab für Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Ist es aber wirklich nur Petrus, der an diesem bedeutungsvollen Tag spricht? Oder ist es vielleicht „nicht nur Petrus"? In der Tat! Durch Petrus spricht zugleich der Geist des Vaters und des Sohnes.

Ebenso scheinen die Worte des Psalmisten und Königs David, die Petrus anführt, nicht nur von diesem, sondern auch von unserem neuen Seligen gesprochen zu werden: „Du zeigst mir die Wege zum Leben, du erfüllst mich mit Freude vor deinem Angesicht" (Agp 2,28). Selbst inmitten großer Bedrängnis erfährt Pater Rupert Mayer Gott als die innere Kraft und beglückende Erfüllung seines Lebens. Zugleich wird er aus dieser tiefen Verbundenheit mit Gott in den Zeiten großer Not selbst für viele Menschen zum Quell des Tro-

stes, zum Vermittler neuer Hoffnung und Zuversicht, zum Vater der Armen, die ihn ihren 15. Nothelfer nannten. Wie sich die Menschen einst um Jesus scharten und bei ihm Hilfe fanden, strömten sie mit allen ihren Nöten auch zu ihm. Sechzig, siebzig Hilfesuchende klopften täglich an seine Tür. Mit offenem Herzen nahm er sie alle auf. Viele Stunden verbrachte er auch im Beichtstuhl, zu dem sich die Menschen drängten, um Hilfe in ihren geistlichen Nöten zu suchen.

„Es muß Wärme von uns ausgehen, den Menschen muß es in unserer Nähe wohl sein, und sie müssen fühlen, daß der Grund dazu in unserer Verbindung mit Gott liegt." Mit diesem Wort sagt uns der neue Selige, worum es ihm im Dienst an den Armen ging: Er wollte Gottes Liebe sichtbar und erfahrbar machen und die Menschen spüren lassen, daß sie von Gott geliebt sind. Seine Güte und Hilfsbereitschaft war von solcher Kraft, daß er es auch ertrug, wenn sie einmal mißbraucht wurden. Als man ihn darauf aufmerksam machte, gab er nur zur Antwort: „Wer noch nicht angeschmiert wurde, hat nie etwas Gutes getan". Die Torheit seiner Liebe ist Teilhabe an der Torheit des Kreuzes, in der sich der liebende Gott uns zugewandt hat, um uns alle an sich zu ziehen.

5. Der Grundsatz, dem Pater Rupert Mayer zeitlebens treu geblieben ist, lautet: „Christus, der Mittelpunkt unseres Lebens. Zwischenlösungen gibt es nicht". Was er war, das wollte er ganz sein. Diese seine Entschiedenheit in der Nachfolge Christi hat ihn auf den Weg der Heiligkeit geführt. Gemäß dem Wahlspruch seines Ordens: „Alles zur größeren Ehre Gottes" ging es ihm vor allem um Gottes Ehre und damit um die Rechte Gottes. „Der Herrgott hat das erste Anrecht auf uns", sagte er. Und er wußte, daß er damit auch für die Rechte und Würde des Menschen kämpfte.

Wir hören heute viel von Menschenrechten. In sehr vielen Ländern werden sie verletzt. Von Gottesrechten aber spricht man nicht. Und doch gehören Menschenrechte und Gottesrechte zusammen. Wo Gott und sein Gesetz nicht geehrt werden, erhält auch der Mensch nicht sein Recht. Wir sehen das deutlich am Verhalten der nationalsozialistischen Machthaber. Sie kümmerten sich nicht um Gott und verfolgten seine Diener; und so gingen sie auch unmenschlich mit den Menschen um, in Dachau vor den Toren Münchens wie in Auschwitz vor den Toren meiner früheren Bischofsstadt Krakau.

Auch heute gilt: Gottesrechte und Menschenrechte stehen und fallen miteinander. Unser Leben ist nur dann in Ordnung, wenn unser Verhältnis zu Gott in Ordnung ist. Deshalb sagt Pater Rupert Mayer in den weltweiten Bedrängnissen des letzten Krieges: „Die heutige Zeit ist eine furchtbar ernste Mahnung für die Völker der Erde, zurückzukehren zu Gott. Es geht nicht ohne Gott!" Dieses Wort unseres Seligen hat auch heute nicht an Gewicht verloren. Auch heute gilt es, Gott zu geben, was Gottes ist. Dann wird auch dem Menschen gegeben werden, was des Menschen ist.

6. Liebe Brüder und Schwestern! Die Seligen und Heiligen der Kirche sind Gottes lebendige und gelebte Botschaft an uns. Deshalb stellt sie uns diese zur Verehrung und Nachahmung vor Augen. Öffnen wir uns also heute jener Botschaft, die uns der neue Selige Rupert Mayer durch sein Wort und Wirken so anschaulich verkündet. Suchen wir wie er in Gott die Mitte und Quelle unseres Lebens. Auf Gott baute er in unerschütterlichem, kindlichem Vertrauen. „Herr, wie du willst, soll mir gescheh'n, und wie du willst, so will ich gehn, hilf deinen Willen nur versteh'n", so lautet der erste Vers seines Lieblingsgebetes. Gott, der Herr, war die Quelle, aus der er in langen Stunden des Gebetes, in der heiligen Messe und in der täglichen treuen Pflichterfüllung die Kraft schöpfte für sein erstaunliches Lebenswerk.

Suchen auch wir aus derselben Kraftquelle unser Leben und unsere Umwelt zu gestalten. Der selige Rupert Mayer ist für uns alle ein Vorbild und Anruf, ein heiliges Leben zu führen. Heiligkeit ist nicht eine Sache für einige auserwählte Seelen; zur Heiligkeit sind wir alle berufen, alle ohne Ausnahme. Und er selber sagt uns auch, was zu einem heiligen Leben gehört: „Keine außergewöhnliche Arbeit, keine außergewöhnlichen religiösen Erlebnisse, keine Erscheinungen. Nur: Heroische Tugend". Das heißt: Tag für Tag treu und unbeirrt Gottes Willen tun und aus seiner Gegenwart leben; jeder ganz persönlich und auch in der Familie. Wir wissen, wie unserem Seligen besonders die christliche Familie am Herzen lag und er zu ihrer Förderung mit zwei anderen Priestern sogar eine eigene Schwesterngemeinschaft gegründet hat. Die hohe Zahl der Ehescheidungen und die geringe Kinderzahl zeigen, welch großen Belastungen und Bedrohungen die Familie in der heutigen Gesellschaft ausgesetzt ist. In euren Familien aber entscheidet sich die Zukunft eures Volkes, auch die Zukunft der Kirche in eurem Volk. Haltet zusammen, daß die Familien gestärkt werden. Haltet die Ehe heilig und laßt die eheliche Liebe fruchtbar werden in den Kindern, die Gott euch schenken will.

7. Sein Leben heiligen heißt aber auch, sich für das öffentliche Leben mitverantwortlich zu fühlen und es aus dem Geiste Christi mitzugestalten. Keinem Christen darf es gleichgültig sein, wie es in der Welt zugeht. Männer, Frauen und meine jungen Freunde, euch alle rufe ich auf: Setzt euch wie Rupert Mayer für Gottes Rechte und Gottes Ehre auch in der Öffentlichkeit ein. Laßt nicht zu, daß die Entchristlichung weiter um sich greift. Seid Salz der Erde und tragt das Licht der Wahrheit Gottes in alle Bereiche des Lebens hinein. Das ist der Dienst, den wir der Welt schulden. Es geht nicht ohne Gott! Habt nach dem Vorbild unseres Seligen vor allem auch ein Herz für die Armen. Ihr lebt in einem Land, das zu den wohlhabendsten Ländern der Erde gehört. Laßt euer Herz durch euren Besitz nicht stumpf werden für die Not der Hilfsbedürftigen und Vergessenen am Rande eurer Gesellschaft und in aller Welt. Macht auch ihr durch eure Güte Gottes Liebe sichtbar und erfahrbar unter euren Mitmenschen.

Liebe Schwestern von der Heiligen Familie, eure Gemeinschaft wurde durch Pater Rupert Mayer nicht nur mitgegründet, sondern vor allem auch geistig

geformt. Haltet seinen Geist lebendig. Euer Ideal veraltet nicht. Die Aufgabe, für die eure Gemeinschaft gegründet wurde, ist noch immer zeitgemäß.

Liebe Sodalen der Marianischen Männerkongregation, ihr hütet in eurer Kongregationskirche als kostbaren Schatz das Grab des neuen Seligen, an dem ich nach diesem Gottesdienst beten werde. Hütet auch das geistige Erbe, das er euch hinterlassen hat: die Liebe zu Maria und die Bereitschaft zum Dienst an der Welt.

Liebe Patres und Brüder der Gesellschaft Jesu, euch beglückwünsche ich zu eurem Mitbruder, den wir von heute an als Seligen verehren. Er ist eine Zierde eures Ordens. Möge er euch auch Vorbild und Ansporn sein, treu dem hohen Ideal des heiligen Ignatius von Loyola euren Dienst in Kirche und Welt zu erfüllen. Euer seliger Mitbruder hat nach diesem hohen Ideal gelebt. Er stehe euch bei, seinem Beispiel zu folgen.

8. „Seht, ich sende euch ... werdet stark durch den Herrn!" Liebe Brüder und Schwestern! Sagt nicht auch der selige Rupert Mayer diese Worte am heutigen Tag seiner Seligsprechung zu uns, die wir hier versammelt sind? Zu euch, seinen Landsleuten, hier in dieser Stadt und im ganzen Land? Zur Kirche von München? Zur ganzen Gesellschaft?

> „Werdet stark durch die Kraft und Macht des Herrn!
> Zieht die Rüstung Gottes an ... Denn wir haben nicht gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern ... gegen die Beherrscher dieser finsteren Welt, gegen die bösen Geister ..." (Eph 6,10–12).

Es gibt Zeiten, in denen die Existenz des Bösen unter den Menschen in der Welt in einer besonderen Weise in Erscheinung tritt. Dann wird noch offenkundiger, daß die Mächte der Finsternis, die in den Menschen und durch die Menschen wirken, größer sind als der Mensch. Sie übersteigen ihn, sie kommen von außen über ihn.

Der heutige Mensch scheint dieses Problem fast nicht sehen zu wollen. Er tut alles, um die Existenz jener „Beherrscher dieser finsteren Welt", jene „listigen Anschläge des Teufels", von denen der Epheserbrief spricht, aus dem allgemeinen Bewußtsein zu verbannen. Dennoch gibt es solche Zeiten in der Geschichte, in denen diese – nur widerwillig angenommene – Wahrheit der Offenbarung und des christlichen Glaubens ihre volle Ausdruckskraft und fast handgreifliche Bestätigung findet.

9. Der geistige Sieg von Pater Rupert Mayer erklärt sich vollkommen vor dem Hintergrund einer solchen Epoche, einer solchen geschichtlichen Erfahrung. Die Worte des Apostels beziehen sich in einem gewissen Sinn auf den konkreten Lebensverlauf dieses Dieners Gottes. Er war einer von jenen, die in diesem geistigen Kampf, in diesem Ringen mit den Mächten der Finsternis die Rüstung Gottes angelegt, sich mit der Wahrheit gegürtet, den Panzer der

Gerechigkeit und als Schuhe die Bereitschaft, für das Evangelium vom Frieden zu kämpfen, angezogen haben (vgl. Eph 6,12–15). Der Glaube war für ihn wirklich der Helm, und das Wort Gottes war das Schwert des Geistes. Er kämpfte fortwährend mit diesem „Schwert" und „hörte nicht auf zu beten und zu flehen". Nein, er vertraute nicht auf seine eigenen Kräfte. Er erinnerte sich an die Worte des Meisters an die Apostel im Abendmahlssaal: „Der Geist eures Vaters wird durch euch reden" (Mt 10,20). Und deshalb hörte er auch nicht auf zu bitten, daß Gott ihm das rechte Wort schenke, um das Geheimnis des Evangeliums zu verkünden (vgl. Eph 6,19).

Die Worte des Epheserbriefes hat der Apostel Paulus geschrieben, als er nur noch als „Gefangener" seiner Sendung nachkommen konnte (vgl. Eph 3,1; 4,1 u. a.) So hat auch Pater Rupert Mayer gesprochen und bezeugt, so hat auch er sich verhalten und für Christus Verfolgung erduldet – als „Gefangener" in Landsberg und im Konzentrationslager Sachsenhausen. Und so ist er uns in Erinnerung geblieben, im Gedächtnis der Kirche: als mutiger Zeuge der Wahrheit und Apostel der Gottes- und Nächstenliebe. Diesem seinen Andenken erweist die Kirche nun ihre besondere Verehrung, damit es von Generation zu Generation fortdauert.

Heute spricht dieser „Gefangene Christi" im Lager Sachsenhausen noch einmal zu uns – und die Kirche nimmt seine Worte auf in ihr geistiges Erbe:

> „Betet jederzeit im Geist; seid wachsam, harrt aus..
> Legt die Rüstung Gottes an" (Eph 6,18.13).

Nehmt, liebe Brüder und Schwestern, an diesem Festtag das Zeugnis des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe eures großen Landmannes an! Möge das geistige Erbe seines Lebens und seines apostolischen Dienstes immer, besonders in Zeiten der Prüfung, mit euch sein und euch stets neue Kraft und Zuversicht schenken in Christus, unserem Herrn. Amen.

Die Orden und anderen Geistlicher Gemeinschaften zwischen Orts- und Weltkirche. Ihre geistliche und apostolische Sendung

Victor Dammertz OSB, Rom

1. Die Spannungsfelder

In diesem Thema werden zwei Spannungsfelder angezeigt, die uns in dieser Konferenz* beschäftigen werden: die polare Spannung zwischen Ortskirche und Weltkirche, sowie jene zwischen der geistlichen und apostolisch-missionarischen Sendung der Ordensgemeinschaften.[1] Das sind Spannungen, die wir nicht auflösen können noch aufheben dürfen. Beide Pole sind wesentlich für die Rolle der Ordensgemeinschaften in der Kirche. Sie bedingen und befruchten einander. Gleichzeitig aber kann nicht geleugnet werden, daß diese Spannungen auch Probleme schaffen können und nicht selten auch tatsächlich schaffen.

Als ich diese Konferenz vorbereitete, habe ich natürlich auch bedacht, daß ich hier vor den Ordensreferenten der Diözesen spreche, vor Männern und Frauen also, die im Namen des Bischofs und des Bistums das Leben und Wirken der Orden in ihrer jeweiligen Ortskirche begleiten. Damit wird ein weiteres Spannungsfeld angesprochen, das wir im Auge behalten müssen: jenes zwischen der räumlich und sozio-kulturell begrenzten Ortskirche und den Ordensgemeinschaften, die meist wegen ihres interdiözesanen und internationalen Charakters weit über den Bereich einer einzelnen Diözese hinausreichen. Auch hier haben wir es mit einer Spannung zu tun, die nicht aufgelöst werden darf, die vielmehr so zu gestalten ist, daß sie sowohl dem wohlverstandenen Interesse des jeweiligen Verbandes als auch der Heilssendung der Kirche zugutekommt. Im Hintergrund stehen also auch die Fragen: Was erwarten der Bischof und die Ortskirche von den Orden? Was erwarten die Orden vom Bischof und der Ortskirche? Ich brauche wohl nicht eigens zu unterstreichen, daß ich mir nicht anmaße, auf jene Fragen im Rahmen dieses Vortrages eine umfassende Antwort zu geben. Ich werde eher versuchen, sie bei meinen Ausführungen als eine durchlaufende Perspektive im Auge zu behalten. Vielleicht wäre es aber besser, diese Fragen überhaupt anders zu formulieren und sie in einer einzigen Frage zusammenzufassen: Was erwarten Christus und der Heilige Geist von uns, den Bischöfen, der Ortskirche und

* Die Jahreskonferenz der Ordensreferenten in den Generalvikariaten und Ordinariaten in der Bundesrepublik Deutschland, auf der Abtprimas Dr. Victor Dammertz OSB dieses Referat gehalten hat, fand am 17./18. März 1987 in Mainz statt.

1 Wenn ich hier von Orden, Ordensgemeinschaften, Ordensleben, usw. spreche, sind immer auch die anderen geistlichen Gemeinschaften mitgemeint, ohne daß das jeweils eigens gesagt wird.

den Ordensleuten, bei der Ausführung des Auftrags Christi, allen Menschen das Heil zu verkünden und zu vermitteln? Denn es geht ja um eine Sendung, zu der alle Glieder der Kirche beitragen müssen, ein jeder nach seinem Stand und nach seinen Fähigkeiten (vgl. CD 17). An dieser Frage müssen sich alle Beteiligten in den oben genannten Spannungsbereichen messen lassen; an ihr entscheiden sich Recht oder Unrecht eines jeden Anspruchs, den eine Seite an die andere stellt.

2. Die Treue der Orden zu ihrer Berufung

Unser wesentliches Anliegen, das der Ordensleute, der Bischöfe und des ganzen Gottesvolkes muß es sein, daß die Ordensleute in ungebrochener Treue zu der ihr eigenen Berufung in der Kirche leben, daß sie im Ganzen des Gottesvolkes den Platz ausfüllen, der ihnen zugedacht ist. Das Dokument der Religiosenkongregation über „Das Ordensleben und die Förderung des Menschen"[2] spricht von vier großen Formen der Treue („quattro grandi fedeltà"), die die Kirche von den Ordensleuten erwartet. Es wählt dabei folgende Reihenfolge:

- die Treue zum Menschen und zu unserer Zeit,
- die Treue zu Christus und zum Evangelium,
- die Treue zur Kirche und zu ihrer Sendung in der Welt,
- die Treue zum Ordensleben und zum Charisma des eigenen Institutes.

In der Fußnote wird auf die Quelle hingewiesen, der dieser Gedanke der vierfachen Treue entnommen ist: das Ordensdekret *Perfectae Caritatis,* Art. 2, wo die Grundsätze genannt werden, nach denen die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens zu erfolgen hat. Dort wird an erster Stelle die „oberste Regel" aller Erneuerung genannt: die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi. Sodann lädt das Konzil jede Ordensgemeinschaft zu einer Besinnung auf das besondere Charisma ihres Gründers und ihrer eigenen gesunden Tradition ein. Ferner werden die Ordensleute zu einer aktiven Teilnahme am Leben der Kirche und an ihrem Erneuerungsprozeß aufgerufen. Schließlich werden sie zur Offenheit für die Probleme des Menschen und der Welt von heute gemahnt.

Es ist auffallend, daß der Papst in jüngster Zeit immer wieder auf diese Formen der Treue zu sprechen kommt, auch da, wo er sich nicht an Ordensleute wendet. Dabei finden wir einige kleine, aber nicht unbedeutende Abwandlungen. So sprach er im Juli 1986 bei seinem Besuch in Kolumbien vor der lateinamerikanischen Bischofskonferenz (CELAM) ebenfalls von einer vierfachen Treue, und zwar in dieser Reihenfolge:

- Treue zum Heiligen Geist,
- Treue zum Worte Gottes, zum Evangelium,

2 OK 22, 1981, 251–275; hier 262ff.

- Treue zur Kirche Christi,
- Treue zum Menschen, vor allem zu den Armen und Bedürftigen.[3]

Bei seinem vorausgehenden Besuch in Südamerika, und zwar am 28. Januar 1985 in Caracas, hatte er vor Priestern und Ordensleuten in ähnlicher Weise von dieser Treue gesprochen, sie aber in einer Predigt über das Magnificat auf eine zweifache Richtung hin reduziert:

> „In der Jungfrau des Magnifikat gibt es zwei großartige Formen der Treue, die auch eure Berufung kennzeichnen: eine Treue zu Gott, zu seinem Plan der erbarmenden Liebe, und eine Treue zu seinem Volk".[4]

Nur in Klammern sei vermerkt, daß die vier großen Formen der Treue irgendwie auch das Anliegen der letzten außerordentlichen Bischofssynode (1985) widerspiegeln, vor allem die vier wichtigen Konstitutionen des II. Vatikanischen Konzils neu zu lesen und zu studieren: Eindeutig werden *Lumen gentium* über die Kirche und *Dei Verbum* über die Offenbarung und das Wort Gottes angesprochen. Während *Sacrosanctum Concilium* über die Liturgie vielleicht nur in geringerem Ausmaß zur Geltung kommt, gewinnt vor allem *Gaudium et spes* über die Kirche in der Welt von heute sehr an Bedeutung. Natürlich kommt für die Ordensleute in besonderer Weise noch *Perfectae Caritatis* hinzu.

Das also sind die Formen der Treue, die die Kirche, heute mehr denn je, von den Ordensleuten erwartet. Und ich zweifele nicht daran, daß Sie als Ordensreferenten, als verantwortliche Mitarbeiter des Bischofs in der Begleitung der Ordensleute in Ihren Ortskirchen, Ihre erste Aufgabe darin sehen, den Ordensmännern und -frauen auf diesem anspruchsvollen Weg behilflich zu sein.

3. Treue zum eigenen Charisma

Am Anfang des Ordenslebens, jedenfalls der großen Ordensgemeinschaften, steht die charismatische Berufung des Gründers (der Gründerin), eines Heiligen, der für sein eigenes Leben den Ruf des Herrn vernommen und unter Anregung des Heiligen Geistes eine Lebensform entworfen und eine Regel niedergeschrieben hat, um seine geistliche Erfahrung seinen Jüngern weiterzugeben. Darum ist die Berufung zum Ordensleben nie abstrakt. Sie vollzieht sich immer in einer bestimmten Gemeinschaft, deren es, so darf man wohl sagen, unzählige gibt, von denen jede ihre bestimmte, vom Gründer (Gründerin) unter dem Antrieb des Heiligen Geistes gestaltete und in der gesunden Tradition entfaltete Eigenart besitzt. Darum spricht Papst Paul VI. in seinem Lehrschreiben *Evangelica testificatio* nicht nur vom allgemeinen Charisma des Ordenslebens (ET 11), sondern auch vom Charisma der Ordensstifter (ET 11), das *Mutuae relationes* als „eine gewisse Erfahrung des

3 3 Bogotà, 2. 7. 1986: DocCath 68, 1986, 738–740.

4 Sekretariat der DBK, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 61, 43

Geistes" dieses Menschen umschreibt (MR 11), sowie vom Charisma der verschiedenen Institute (ET 32). Wir stehen hier vor einer für uns fast unüberschaubaren Vielfalt von Gaben, die der Heilige Geist der Kirche schenkt. Das Konzil hat nicht gezögert festzustellen, daß es der Kirche zum Nutzen dient, daß die Ordensgemeinschaften ihre Eigenart und ihr je eigenes Apostolat haben und bewahren (PC 2,b).

Das Konzil hat versucht, diese Vielfalt auf gewisse Typen zurückzuführen, wenn es zum Beispiel sagt, es sei Aufgabe der Ordensleute, Christus sichtbar zu machen, „wie er auf dem Berg der Beschauung weilt oder den Scharen das Reich Gottes verkündet, wie er die Kranken und Schwachen heilt und die Sünder zum Guten bekehrt, wie er die Kinder segnet und allen Wohltaten erweist, immer aber dem Willen des Vaters gehorsam ist, der ihn gesandt hat" (LG 46). Das Ordensdekret hat diese Typologie in den Kapiteln 7 bis 11 noch weiter präzisiert. Wie Sie wissen, hatte das 1977 gedruckte Schema des neuen Codex versucht, daraus eine juristisch relevante Typologie abzuleiten. Da diese aber fast ausschließlich auf das Apostolat abgestellt war und andere wichtige Gesichtspunkte völlig außer acht ließ, stieß sie allgemein auf scharfe Kritik, und der Codex 1983 hat zu Recht auf sie verzichtet. Will man eine Typologie des Ordenslebens, d. h. des gottgeweihten Lebens in sich, nicht des Apostolats der Ordensleute, erstellen, muß man meines Erachtens bei dem Leitbild ansetzen, das der Gründer vor Augen hatte. Augustinus und Benedikt etwa sahen als Vorbilder ihrer klösterlichen Gemeinschaften die Urgemeinde von Jerusalem, wie sie in der Apostelgeschichte gezeichnet wird (Apg 2, 42–48; 4, 32–35). Franziskus hingegen sah sein Ideal darin, in den Fußstapfen der Jünger Jesus nachzufolgen, dem Menschensohn, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll (Mt 8,20). Ignatius wiederum stellte sich in die Gefolgschaft Christi des Königs, wie er es am deutlichsten im Bild von den zwei Heerlagern erkennen läßt, und so fort. Dieses Leitbild bestimmt nicht nur die persönliche Frömmigkeit und die mit dem Ordensleben verbundenen „religiösen Übungen", sondern wird zweifellos auch unmittelbare Auswirkungen auf die Auswahl und die praktische Durchführung der Apostolatsaufgaben haben.

Nun ist es leicht und einleuchtend, über das Charisma der großen soeben genannten und einer Reihe anderer Ordensstifter zu sprechen. Ihr geistliches Erbe hat nicht nur die eigenen Jüngern befruchtet, sondern tief in die Kirche hineingewirkt. Wie steht es aber mit dem „Charisma" vieler Genossenschaften, die beispielsweise in den letzten 100, 150 Jahren entstanden sind, oft ohne ein geniales geistliches Konzept, sondern vielfach aus einer konkreten pastoralen oder sozial-karitativen Notlage geboren? (vgl. MR 51!) Was ist überhaupt gemeint, wenn wir vom Charisma einer Ordensgemeinschaft sprechen? Sie werden es wissen, daß das Konzil im Zusammenhang mit den Orden nie das Wort Charisma verwendet. Erst das vorhin schon genannte Lehrschreiben *Evangelica testificatio* Pauls VI. aus dem Jahre 1971 wendet diesen Begriff auf die Orden an. Diesem Beispiel folgen die späteren Dokumente des Heiligen Stuhles, bis dieses Wort durch eine im allerletzten Augen-

blick durchgeführte Korrektur aus dem ordensrechtlichen Teil des neuen Codex gestrichen wird. Damit sollte wohl einer mißverständlichen und mißbräuchlichen Interpretation dieses Begriffs gewehrt werden. Er verschwindet nun aber keineswegs völlig aus der kirchlichen Amtssprache. Papst Johannes Paul II. spricht in seinem Schreiben *Redemptionis donum* vom 25. März 1984 wieder vom Charisma der Ordensgemeinschaften (Art. 15). Das Wort behält also seine Gültigkeit für das Ordensleben, und die Streichung des Wortes aus dem CIC war wohl von einer übertriebenen Ängstlichkeit diktiert. Hatte *Evangelica testificatio* den Begriff des Charisma ohne weitere Reflektion eingeführt, so setzt sich sieben Jahre später *Mutuae relationes* näher mit diesem Ausdruck auseinander. Im 12. Kapitel erläutert es die Kennzeichen eines echten Charismas:

> „Jedes authentische Charisma bringt mit sich die Kraft einer echten Neuheit im geistlichen Leben der Kirche und einer besonderen Tätigkeit", die nicht selten deswegen auf Schwierigkeiten stößt, weil sie in ihrer Zeit nicht verstanden wird.

Das Dokument nennt dann eine Reihe von Kriterien, an denen man das echte Charisma einer Ordensgemeinschaft, ihre geistgewirkte Sendung in Kirche und Welt, erkennen kann: Treue zum Herrn, Fügsamkeit gegen seinen Geist, kluges Beachten und Erwägen der Zeichen der Zeit, Gehorsam gegen die Kirche und die Hierarchie, Mut zu Initiativen, Beständigkeit der Hingabe, Demut im Ertragen von Widerständen, und schließlich die Bereitschaft zum Kreuz – das sicherste Kriterium zur Überprüfung der Echtheit eines Charismas (MR 12; vgl. auch 51).

Das Charisma einer Ordensgemeinschaft wurzelt im Charisma ihres Stifters, ist aber nicht mit ihm identisch, denn in ihm ist die Erfahrung der gesamten Gemeinschaft im Laufe der Geschichte eingegangen. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, bliebe man bei einer historischen Erforschung und Interpretation des Stifters und seiner Absichten stehen. *Perfectae caritatis* ruft daher zur Erforschung und treuen Bewahrung der eigentlichen Absichten der Gründer auf und nennt im gleichen Atemzug die gesunden Überlieferungen, die zusammen mit diesen das geistliche Erbe einer Gemeinschaft ausmachen (2, b).

Jeder Gründer, mag er noch so genial und weitblickend sein, ist ein Kind seiner Zeit. Er hat aus seiner Geisteserfahrung die Fragen seiner Zeit verstanden und darauf eine Antwort gegeben. Zu anderen Zeiten, an anderen Orten stehen neue Fragen an, die aus demselben Geist aufgegriffen und einer Lösung zugeführt werden müssen. Es kann nie darum gehen, heute einen Lebensentwurf aus vergangenen Jahrhunderten möglichst getreu zu kopieren. Das ist gemeint, wenn das Dokument der Religiosenkongregation über „Das Ordensleben und die Förderung des Menschen" (1978/1980) von der dynamischen Treue zur Eigenart des Ordenslebens und zum besonderen Charakter eines jeden Instituts spricht, ohne die die Präsenz der Ordensleute in der Sendung der Kirche nicht echt wäre (28).

„Es ist eine dynamische Treue, offen für die Anregungen des Geistes, der sich der Ereignisse innerhalb der Kirche und der Zeichen der Zeit bedient, eine Treue, zu der das kirchliche Lehramt immer wieder ermahnt" (29).

Es geht nach den Worten dieses Dokumentes um eine „Treue, die fähig ist, in das Heute des Lebens und der Sendung eines jeden Institutes die Kühnheit zu bringen, mit der sich die Gründer von den ursprünglichen Absichten des Heiligen Geistes erfassen ließen" (30). Eine Fußnote zu dieser Stelle verweist auf *Mutuae relationes,* wo gesagt wird, daß die Kirche in unserer Zeit von den Ordensleuten dieselbe „charismatische, lebendige und erfindungsreiche Originalität erwartet, durch die sich die Stifter auszeichneten" (23,f).

Das Charisma einer Ordensgemeinschaft betrifft nicht nur das Ordensleben in sich, sondern berührt auch direkt ihr Apostolat. Das gilt besonders für jene apostolisch tätigen Verbände, bei denen das pastorale oder sozial-karitative Apostolat unzertrennlich zum Wesen ihres Ordenslebens gehört (PC 8; vgl. can. 675). Das ist zu beachten, wenn es im Kirchenrecht heißt, daß die Ordensleute in der Ausübung des Apostolats der Gewalt der Bischöfe unterstehen (can. 678 § 4). Mit diesem Kanon wird keineswegs das außer Kraft gesetzt, was MR 11 sagt, daß nämlich die Kirche den eigenen Charakter der verschiedenen Ordensinstitute schützt und fördert und daß dieser eigene Charakter nicht nur das Ordensleben in sich betrifft, sondern auch „einen besonderen Stil . . . des Apostolats mit sich" bringt, „der eine bestimmte Tradition darstellt", dessen Elemente freilich nicht der Willkür einzelner überlassen bleiben, sondern an objektiven Kriterien ablesbar sind.

Hüter des besonderen Charismas eines jeden Instituts sind natürlich in erster Linie die zuständigen Ordensoberen:

„Die Ordensoberen haben die schwere Pflicht und vorrangige Verantwortung, mit allem Eifer dafür zu sorgen, daß die Mitglieder dem Charisma des Stifters treu bleiben", mahnt *Mutuae relationes* (MR 14,c). Und noch einmal: „Die Ordensoberen und -oberinnen sollen alles daran setzen, ihre Mitbrüder und Mitschwestern in der Treue zu ihrer besonderen Berufung zu bestärken" (MR 26).

Dasselbe Dokument nimmt aber auch die Bischöfe als „Führer zur Vollkommenheit für alle Diözesanen" in Pflicht, „die Treue zum Ordensberuf, im Geiste jedes Instituts, zu schützen". Zusammen mit ihrem Klerus sollen sie nicht nur das Ordensleben als solches klar bejahen und fördern, sondern auch „in spiritueller wie in apostolischer Hinsicht die besondere Eigenart einer jeden Ordensfamilie wirksam fördern" (MR 28). Sind hier die Bischöfe nicht doch überfordert? Wie sollen sie diesen Auftrag ausführen können? Es fällt auf, daß der neue Codex diese Pflicht nicht ausdrücklich erwähnt. Es geht hier wohl, jedenfalls in Instituten, die nicht bischöflichen Rechts sind, mehr um ein Nichts-in-den-Weg-Legen als um eine positive Förderung, die nur von den Ordensleuten des entsprechenden Instituts selbst geleistet werden kann.

Das Charisma eines jeden Ordensgründers ist ein Geschenk des Herrn an seine Kirche; es verbürgt die bleibende Gegenwart und das fortdauernde Wirken des Heiligen Geistes inmitten des Gottesvolkes. In diesem Sinn ist die Treue der Ordensleute zum eigenen Charisma „eine konkrete Form des Gehorsams gegenüber der Heilsgnade Christi" und des Heilswirkens an den Brüdern (Puebla, 757).

4. Treue zum Grundauftrag

Wie immer das besondere Charisma eines Instituts und der eigene Stil seines Apostolats aussehen mögen, eine fundamentale Regel gilt für alle Ordensgemeinschaften: Das Sein muß stets Vorrang haben vor dem Tun, sowohl in der Selbsteinschätzung der Ordensleute als auch im Urteil anderer über sie. Daß hiermit ein Problem angesprochen ist, das immer irgendwie aktuell bleibt, wissen Sie ebenso gut wie ich. Ich glaube aber auch sagen zu können, daß sich in dieser Hinsicht vieles gebessert hat, sowohl auf Seiten der Ordensleute als auch auf Seiten der Bischöfe. Dennoch kann man nicht bestreiten, daß es noch heute, vor allem in manchen Missionsdiözesen, Bischöfe gibt, die besonders in Ordensfrauen in erster Linie willige und billige Arbeitskräfte sehen und deshalb bestrebt sind, eine eigene diözesanrechtliche Kongregation zu gründen, mag das Bistum auch noch so klein sein! Aber das werden, Gott Dank, mehr und mehr Ausnahmen. Aufs ganze gesehen, ist in der Kirche das Bewußtsein gewachsen, daß die Ordensleute der Kirche in erster Linie den geistlichen Dienst schulden, der in ihrem So-Sein, in ihrer Lebensweise als in neuer und besonderer Weise gottgeweihte Personen, besteht. Daraus erklärt sich ja wohl auch die Tatsache, daß das kontemplative Leben, das gleich nach dem Konzil auch in innerkirchlichen Kreisen oft kaum noch Verständnis fand, sich heute wieder einer beachtlichen Wertschätzung erfreuen kann; diese Klöster leiden im allgemeinen weniger unter der Sorge um Nachwuchs als andere Ordensgemeinschaften. Im Apostolischen Schreiben *Redemptionis donum,* das der Papst anläßlich des Heiligen Jahres (25. März 1984) an die Ordensleute richtete, lesen wir:

> „Wenn auch die vielfältigen apostolischen Werke, die ihr verrichtet, sehr wichtig sind, so bleibt doch das wirklich grundlegende Apostolat immer das, was und zugleich wer ihr in der Kirche seid" (Art. 15).

Mit diesen und mehreren anderen ähnlichen Äußerungen wiederholt und unterstreicht Papst Johannes Paul II. eigentlich nur das, was sein Vorgänger Paul VI. im Rundschreiben *Evangelii nuntiandi* in großer Dichte geschrieben hatte:

> „Die Ordensleute finden in ihrem gottgeweihten Leben eine vorzügliche Weise einer wirksamen Evangelisierung. Mit dem innersten Wesen ihres Seins stellen sie sich in den Dynamismus der Kirche, die nach dem Absoluten dürstet und zur Heiligkeit berufen ist. Sie sind die Zeugen dieser Heiligkeit. Sie verkörpern die Kirche, insofern sie sich danach sehnt,

sich dem Radikalismus der Seligpreisungen auszuliefern. Durch ihr Leben sind sie das Zeichen der völligen Verfügbarkeit für Gott, für die Kirche, für die Brüder... Dieses schweigende Zeugnis der Armut und des Loslassens, der Reinheit und der Transparenz, der Hingabe im Gehorsam kann nicht nur zu einer Provokation für die Welt und selbst für die Kirche werden, sondern auch zu einer beredten Predigt, die selbst bei Nichtchristen guten Willens, die gewissen Werten zugänglich sind, ihren Eindruck nicht verfehlen wird" (Art. 69).

Die Würzburger Synode hat dieses Anliegen mit dem Begriff des Grundauftrags (2) umschrieben, den sie von den konkreten Diensten (3) unterschieden hat. Nach Ansicht der Synode besteht dieser Grundauftrag darin, den Menschen Erhellung des Lebenssinnes und Glaubensermutigung zu bieten, Zeugnis für Gottes Dasein und Liebe abzulegen, und ihnen eine Haltung der Selbstlosigkeit und der Hilfsbereitschaft, des Vertrauens und der Hoffnung vorzuleben (2. 2. 1). So sind die Ordensleute „ein Zeichen für das in Christus angebrochene Heil" (2. 1. 1). Dieser Grundauftrag liegt allen konkreten Aufgaben voraus, er muß die Seele aller Dienste sein. Zumindest darf das echte Bemühen um diese geistliche Dimension niemals erlahmen, denn die Ordensleute selbst werden sich als erste der Kluft bewußt bleiben, die zwischen Anspruch und Wirklichkeit besteht, und sich daher stets zur Umkehr und zur Erneuerung herausgefordert wissen. Gerade wegen der Radikalität eines solchen Lebensprogramms muß die Verwirklichung bruchstückhaft und unzulänglich bleiben, aber eben deshalb bleibt auch die Verpflichtung auf ein Ideal bestehen, ohne das „die Kirche nicht mehr Kirche des Evangeliums" wäre.[5]

5. Treue zu Weihe und Sendung

In diesem Zusammenhang nun müssen wir über die den Ordensleuten eigene Weihe sprechen. Grundlegendes über das Verhältnis von der Weihe in der Ordensprofeß zu der allen Gliedern der Kirche gemeinsamen Taufweihe ist schon in den Konzilsdokumenten gesagt (LG 44, bes. PC 5). Dennoch hat es seither erregte Diskussionen über Art und Sinn der besonderen Weihe gegeben, so daß der Apostolische Stuhl sich wiederholt veranlaßt sah, diese Weihe als besonderes Merkmal des Ordenslebens in Erinnerung zu rufen. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß dies auch das grundlegende Anliegen des päpstlichen Schreibens an die Ordensleute in den USA und der beigelegten, von der Religiosenkongregation erarbeiteten Wesentlichen Elemente war.[6] Nicht umsonst steht am Beginn des 1. Kapitels dieses Dokuments der lapidare Satz: „Die Weihe ist das Fundament des Ordenslebens" (Art. 5). Es ist interessant zu beobachten, daß sich seit dem Konzil ein nicht

5 *Wulf-Bamberg-Schulz,* Nachfolge als Zeichen, Würzburg 1978, 108

6 Ordenskorrespondenz 25, 1984, 137–169

unbedeutender Wandel in der Terminologie des Ordenslebens vollzogen hat. Während das Konzil noch, wenn auch mit einigen Skrupeln, generell von der vita religiosa sprach und dabei alle anderen Formen geistlicher Gemeinschaften irgendwie subsumierte, hat sich heute der Begriff des vita consecrata allgemein durchgesetzt, wobei allerdings zu beachten bleibt, daß das eine mißverständliche Verkürzung des vollen Titels ist, der lautet: vita consecrata per consiliorum evangelicorum professionem (so z. B. can. 573 § 1). So wird deutlich, daß es in der Kirche nicht nur diese Weihe durch die Ordensprofeß gibt.

Die Weihe (consecratio) ist nicht zuerst ein Tun des Menschen, sondern ein Handeln Gottes, der diese Person in Dienst nimmt.[7] Sie bedingt freilich ihrerseits die völlige Hingabe (dedicatio) der Ordensperson in der Profeß an Gott, eine Hingabe, die in der Verpflichtung auf die evangelischen Räte ihren tiefsten Ausdruck findet.

> „Weihe ist ein göttliches Tun. Gott ruft einen Menschen, den er für sich aussondert, damit er sich ihm in besonderer Weise hingibt. Zugleich schenkt Gott diesem Menschen die Gnade, daß er mit einer tiefen und freien Selbsthingabe antwortet, wodurch die Weihe auf seiten des Menschen ihren Ausdruck findet. Die daraus sich ergebende Beziehung ist reine Gnade, sie ist ein Bund gegenseitiger Liebe und Treue, der Lebensgemeinschaft und der Sendung" (EE 5).

Gerade der letzte Gedanke, der Bezug zwischen Weihe und Sendung, wird heute von den Orden tiefer erkannt und gewertet, wie aus vielen neu approbierten Konstitutionen ersichtlich ist. Die Wesentlichen Elemente unterstreichen das, indem sie festhalten, daß die Sendung eines Ordensverbandes, der auf Apostolatswerke hingeordnet ist, „Ausdruck einer Weihe durch Gott ist, die (!) die Ordensleute sendet, Christus in seinen Gliedern in konkreter Form zu dienen".[8] Es ist eine kühne Formulierung: Es wird nicht gesagt, daß Gott die Ordensleute sendet, sondern ihre Weihe, ihre Inbesitznahme durch Gott ist die unmittelbare Quelle ihrer Sendung! Hier wird der ekklesiologische und missionarische Stellenwert der Weihe deutlich sichtbar. Wohlgemerkt, es geht hier nicht mehr, wie in einer früheren Theologie und Praxis des Ordenslebens um einen „finis primarius", nämlich die Selbstheiligung, und die „fines secundarii": die konkreten Aufgaben, die einer Gemeinschaft anvertraut werden. Weihe und Sendung bilden vielmehr eine unzertrennliche Einheit, so sehr, daß in diesen Instituten, die auf Apostolatsaufgaben hingeordnet sind, die pastoralen oder karitativen Tätigkeiten zum eigent-

7 LG 44: Die Wendung „divino obsequio intimius consecratur" ist passiv, nicht medial („sich weihen") zu verstehen: So die Interpretation des Relators während der Konzilsdebatte als Antwort auf einen Modus: Acta Concilii Vaticani II – Periodus III/VIII p. 131: „sub forma passiva, subintelligendo ‚a Deo'".

8 EE 12: „It expresses a consecration by God which sends the religious to serve..."

lichen Wesen und Kern ihres Ordenslebens gehören (PC 8). Die Überwindung der früheren Dichotomie gehört sicherlich zu den großen Errungenschaften der theologischen Reflexion über das Ordensleben während des Konzils und in der nachkonziliären Zeit. Man kann wohl nicht behaupten, daß die Umsetzung dieser Erkenntnisse in die Praxis schon abgeschlossen ist.

Wenn man dies alles zu Recht betont und daraus auch die praktischen Konsequenzen zieht, darf man allerdings zwei Dinge nicht übersehen: Zunächst mag es gut sein, einen Satz aus *Renovationis causam* (6. 1. 1969) in Erinnerung zu rufen. Dort wird davor gewarnt, nun von einem Extrem ins andere zu fallen. Hatte man in der Vergangenheit die Selbstheiligung als erstes Ziel allen Ordenslebens herausgestellt, dem alle Tätigkeiten untergeordnet wurden, so darf man nun nicht umgekehrt in diesen Apostolatsaufgaben „das Hauptziel der Ordensprofeß" sehen. Denn schließlich könnten ja dieselben Dienste auch ohne die durch die Ordensprofeß übermittelte Weihe geleistet werden. Gleichzeitig wird aber unterstrichen, daß die Profeßweihe den Ordensleuten helfen kann und muß, sich um so intensiver den apostolischen Aufgaben zu widmen (RC, 2). Auch – und vielleicht vor allem – für diese Verbände gilt das, was wir vorhin über den allen Ordensverbänden gemeinsamen Grundauftrag sagten.

Zweitens muß man bedenken, daß die innige Einheit von Weihe und Sendung, von der wir sprechen, nur von jenen Gemeinschaften ausgesagt wird, die ganz auf Apostolatsaufgaben hingeordnet sind. *Perfectae caritatis* unterscheidet zwei Typen von Ordensverbänden: jene Institute, die „gänzlich auf die Kontemplation hingeordnet" sind (PC 7), und jene, die „sich mannigfachen apostolischen Aufgaben widmen" (PC 8). Diese Typologie kehrt wieder in can. 674 und 675 CIC. Diese Gegenüberstellung darf nun nicht zu der Annahme verleiten, daß sich alle Ordensgemeinschaften eindeutig entweder der ersten oder der zweiten Gruppe zuordnen lassen. Es gibt vielmehr zwischen diesen beiden Extremen eine Vielfalt von Zwischenformen, die sich mehr dem einen oder dem anderen Typus nähern. Ich würde ohne Zögern behaupten, daß die große Mehrzahl unserer Ordensgemeinschaften zu den Zwischenformen gehört. Wiederum gilt es, Charisma und Eigenart eines jeden Instituts zu befragen und in den Konstitutionen klare Aussagen darüber zu machen.

6. Treue zur kontemplativen Dimension

Noch eines muß gesagt werden: Die Vollversammlung der CRIS im März 1980 hat zu Recht die kontemplative Dimension des Ordenslebens, und zwar jeder Form des gottgeweihten Lebens, in Erinnerung gerufen und die unverzichtbare Bedeutung vom Horchen auf das Wort Gottes, von liturgischem und privatem Beten, – den Höhepunkt bildet die Eucharistie –, von Umkehr und Buße, von persönlicher und gemeinschaftlicher Askese eingemahnt.[9] Ihr

9 Vgl. Ordenskorrespondenz 22, 1981, 276–292

Anliegen war es, den Ordensleuten eine Lebensform vorzulegen, in der Aktion und Kontemplation zwar in einem Spannungsverhältnis zueinander bestehen bleiben, aber dennoch in einer übergeordneten Einheit des Lebens zusammengefaßt werden. Es geht also nicht in erster Linie um die Länge und den Umfang des Gebetes und der Gebetszeiten, die von Institut zu Institut verschieden sein können, je nach Eigenart und Spiritualität einer Gemeinschaft. Verlangt ist vielmehr eine Grundhaltung, die vom Horchen auf das Wort Gottes und vom vertrauten Gebet zu Gott, also von einer tiefen Frömmigkeit, geprägt und durchdrungen ist. Das kann nicht gelingen, ohne daß dem Gebet auch im Ablauf eines Tages, einer Woche, eines Monats, eines Jahres feste Zeiten vorbehalten werden. Die *Wesentlichen Elemente* sprechen von der kontemplativen Sicht der Dinge, die nur in einer Haltung des Gebets gewonnen werden kann. Nur so ist es möglich, die Zeichen der Zeit zu erkennen und richtig zu deuten und auch in den gewöhnlichen Ereignissen des Alltags im Glauben den Anruf Gottes zu vernehmen. „Das ist die kontemplative Dimension, die sich Kirche und Welt von den Ordensleuten mit Recht erwarten dürfen" (EE 29). Kontemplativ in der Aktion, aktiv in der Kontemplation, so könnte man dieses Programm umschreiben.

In der ersten Phase nach dem Konzil hat es nicht an Stimmen gefehlt, die die Notwendigkeit des Betens, zumal des Betens in festen Formen zu bestimmten Zeiten, mehr oder weniger deutlich in Frage stellten; man wollte sich mehr der Eingebung des Augenblicks überlassen und im übrigen seine kostbare Zeit der zu bewältigenden Arbeit widmen. Die These lautete: Der Dienst an der Welt, am Bruder, ist die beste Form des Gottesdienstes. Diese radikale Position darf heute wohl als überholt gelten. Gerade bei jenen Ordensleuten, die mitten in der Arbeit stehen, ist die Sehnsucht nach Stille, nach Sammlung, nach Gebet gewachsen. Exerzitien sind wieder gefragt. Manche Provinzen haben an einem günstigen Ort ein Haus der Stille eingerichtet, wohin sich die Ordensleute für einige Tage der Einsamkeit und des Alleinseins mit Gott zurückziehen können. Viele unserer benediktinischen Männer- und Frauenklöster erfahren einen starken Zulauf, vor allem von Ordensschwestern, die dort Tage intensiven Betens in der Mitfeier der monastischen Liturgie zubringen möchten. Wohl nie zuvor haben die Ordensleute einen so lebendigen Umgang mit dem Wort Gottes gehabt. Auch das neue liturgische Stundenbuch mit seinem Reichtum an alten und neuen Gebetstexten scheint guten Anklang gefunden zu haben, und es begleitet und weiht die Arbeit des Tages. Ich betrachte es als einen hoffnungsvollen Lichtblick für die Zukunft, daß man unter den Ordensleuten, aufs ganze gesehen, ein wachsendes Bedürfnis nach Kontemplation und Gebet feststellen kann. Papst Paul VI. hat den Kern des Problems getroffen, wenn er 1971 schrieb: „Die Treue im Gebet oder seine Unterlassung sind gleichsam die Musterbeispiele für die Lebendigkeit oder den Verfall des Ordenslebens" (ET 42).

Die große Gefahr, die dem Ordensleben auf diesem Gebiet droht, ist die immer noch zunehmende Arbeitsüberlastung: in vielen Kommunitäten müssen immer weniger Ordensleute ein immer größeres Arbeitspensum be-

wältigen. Wo bleibt da die Zeit zum Gebet? Gewiß ist ein selbstloser Einsatz, wenn er in rechter Gesinnung und im Gehorsam geleistet wird, Gebet, echtes, tiefes Gebet. Aber auf die Dauer kann keiner die Tiefe seiner Ordensberufung leben, wenn er nicht die Zeit, die Ruhe findet zum Gespräch mit Gott. Hier werden die verantwortlichen Oberen wohl noch manche schwere Entscheidung fällen müssen, zum Teil auch gegen Widerstände von außen und in den eigenen Reihen, wenn nicht an Leib und Seele der Schwestern oder Brüder Raubbau getrieben werden soll. Das ist ein Bereich, in dem die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Ordensoberen und Bischof bzw. seinen Mitarbeitern und das gegenseitige Verständnis wohl noch oft auf die Probe gestellt werden wird, wenn es z.B. darum geht, Häuser zu schließen oder gewisse bisher geleistete Dienste zu kündigen.

7. Treue zur Kirche

Am 28. Oktober 1985 hat die französische Bischofskonferenz ein bemerkenswertes Dokument verabschiedet über die „Ordensleute in der missionarischen Kirche".[10] Das Dokument beginnt mit einem Satz, der programmatisch die Sendung der Orden in der Kirche umreißt:

> „Inmitten des Volkes der Getauften ist das Ordensleben ein Geschenk Gottes an die Kirche für ihre Sendung in die Welt".[11]

In diesem kurzen, aber sehr dichten Satz ist Wesentliches über das Ordensleben ausgesagt: Gott, Gottesvolk, Kirche, Welt: damit sind die Bezugspunkte im Koordinatensystem angesprochen, in das die Ordensleute gestellt sind. Sie sind Teil des Volkes der Getauften und Erlösten. „Sie haben nicht nur ihren Ort in der Kirche, sondern sie sind Kirche und sollen Kirche zur Erscheinung bringen", so hat es die Würzburger Synode formuliert.[12] Sie sind Glieder am Leibe Christi und müssen zum Aufbau des gesamten Leibes beitragen, aber eben in der ihnen eigenen Funktion. Sie gehören nicht zur hierarchischen Struktur der Kirche, sind aber wohl unverzichtbarer Bestandteil ihrer charismatischen Ordnung, sie gehören „zum Leben und zur Heiligkeit" der Kirche (LG 44, IV), und zwar sowohl in ihrem „geistlichen Leben", also in dem, was wesentlich ihr Ordensleben ausmacht, wie auch in ihren apostolischen Aufgaben (LG 44, II). Das 1978 gemeinsam von der Bischofskongregation und der Religiosenkongregation herausgegebene Dokument *Mutuae relationes* enthält nicht umsonst eine eigene Nummer mit der Überschrift: „Die kirchliche Natur der Ordensinstitute" (MR 10). Einige Seiten weiter heißt es dann:

> „Jedes Institut ist für die Kirche entstanden und verpflichtet, diese durch seine eigenen Merkmale zu bereichern, entsprechend seinem besonde-

10 Religieux et Religieuses dans l'Église en mission: DocCath 67, 1985, 1120–1122.

11 „Au sein du peuple des baptisés, la vie religieuse est un don de Dieu à l'Église pour sa mission dans le monde". (Vgl. dazu LG 43).

12 Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften, 2.1.7.

ren Geist und seiner spezifischen Sendung. (Der Text fährt fort:) Deshalb pflegen die Ordensleute ein erneuertes Kirchenbewußtsein, indem sie ihre Arbeit der Auferbauung des Leibes Christi widmen, in Treue gegen ihre Regel und im Gehorsam gegen ihre Obern" (MR 14 b).

Es geht um das Zusammenspiel von den hierarchischen und den charismatischen Gaben in der Kirche, die alle der gleiche Geist desselben Herrn für die Auferbauung der einen Kirche wirkt (vgl. 1 Cor 12, 4ff.). Schon die einzelnen Konzilsdokumente setzten, je nach Aussagerichtung, die Akzente verschieden. *Lumen gentium* und *Christus Dominus* betonen stärker die hierarchische Seite, während *Perfectae caritatis* die charismatische Seite in den Vordergrund rückt. Diese interessanten Nuancen lassen die Spannung erkennen, die der Geist des Herrn zum Wohl der Kirche gewollt hat. Sie darf nicht durch eine Nivellierung der Charismen aufgehoben werden, sie muß vielmehr für eine dynamische Bereicherung der Kirche genutzt werden, die sowohl ihrem Streben nach Vollendung in der Heiligkeit als auch ihrer apostolischen Sendung zugutekommt.

Diese Spannung wird nun noch dadurch verschärft, daß ein weiterer Aspekt hinzutritt, der für viele Ordensgemeinschaften von großer Bedeutung ist. Das Charisma eines Ordensstifters oder einer Ordensgemeinschaft ist selten auf eine Ortskirche beschränkt, sondern trägt in sich eine universale Note. Der gegenwärtige Papst nennt als wesentliches Element der Berufung der Ordensleute ihre Teilnahme an der universalen Sendung der Kirche, in der sie gemeinsam (coniungiter) mit den hierarchischen Amtsträgern die Sendung der Apostel fortführen, „die der Herr in die ganze Welt gesandt hat, um alle Völker zu seinen Jüngern zu machen" (RD 15). Schon früher hatte er in einer Ansprache an die Generaloberen diese Spannung angesprochen und zugleich die Richtung aufgezeigt, in der die Lösung zu suchen ist: Die Ordensleute stehen aufgrund ihrer Berufung im Dienst der Weltkirche, auch wenn sie ihre Sendung konkret in einer Ortskirche ausüben. „Infolgedessen verwirklicht sich eure Berufung für die Gesamtkirche innerhalb der Strukturen der Ortskirche... Die Einheit mit der Gesamtkirche mittels der Ortskirche: das ist euer Weg."[13] In diesem Sinne teilen die Ordensleute mit den Ortskirchen „die Mühen und Leiden, die Freuden und Hoffnungen beim Aufbau des Reiches und lassen den Reichtum ihrer Charismen in sie einströmen" (Puebla 741).

Nun wird dieses Prinzip in dieser allgemeinen Formulierung kaum auf Widerspruch stoßen; jedenfalls wird sich kein begründeter Zweifel vorbringen lassen. Die Schwierigkeiten beginnen aber, wenn es gilt, diese Prinzipien in konkreten Fällen anzuwenden. Denn daß hier Konfliktstoff gegeben ist, liegt auf der Hand. Was die Beziehungen zwischen Bischöfen und Ordensleuten angeht, so höre ich aus dem deutschsprachigen Raum eigentlich nur Gutes;

13 Ansprache an die USG, 24. 11. 1978: L'Osservatore Romano, 25. 11. 1978 – nicht in den AAS!

auch in vielen anderen Ländern gibt es kaum ernste Probleme. Das ist aber nicht überall der Fall. Die Spannungen zwischen CELAM und CLAR beispielsweise über die Rolle der Kirche in den „heißen Zonen" Süd- und vor allem Mittelamerikas schwelen weiter, und für Außenstehende ist es nicht immer leicht zu urteilen, wer nun recht hat und wer unrecht. – Spannungen zwischen universaler und regionaler Ebene kann es aber auch innerhalb der Ordensgemeinschaften geben. Viele Oberen und vor allem Oberinnen von internationalen Instituten können ein Lied singen von ihren Bemühungen, auseinanderdriftende Provinzen zusammenzuhalten, weil das jeweilige kirchliche, kulturelle oder soziale Umfeld oft zu unterschiedlichen Auffassungen führt, sowohl in Fragen des Ordenslebens als auch des Apostolats.

Auf diesem Hintergrund sind die eindringlichen Appelle von *Mutuae relationes* zur Einheit zu verstehen. Sowohl die Bischöfe und ihre Mitarbeiter als auch die Ordensleute werden angehalten, sowohl die kulturellen Werte vor Ort als auch die weltweite Dimension der Gesamtkirche im Auge zu behalten; an die Ordensmitglieder richtet sich zusätzlich die Mahnung, Einheit und Identität des Instituts nicht aufs Spiel zu setzen (MR 18). Das apostolische Wirken der Ordensleute in einer bestimmten Ortskirche steht daher immer in einer Spannung zwischen zwei Polen, „der lebendigen Anteilnahme an einer bestimmten Kultur und dem Blick auf die universale Kirche"; Grundlage muß die „unbestrittene Wertschätzung und ständige Bewahrung jener Werte der Einheit" sein, „auf die in keiner Weise verzichtet werden kann", nämlich die Einheit der katholischen Kirche und die Einheit des einzelnen Ordensinstituts (MR 23 e). Das ist eine klare, unmißverständliche Sprache!

Hier nun kommen die iusta autonomia aller Ordensverbände (c. 586) und die Exemtion einer Anzahl von Instituten (c. 591) in den Blick. Beide sollen das geistliche Erbgut einer jeden Ordensgemeinschaft hinsichtlich ihrer Identität und (ihrer auch apostolischen) Zielsetzung (vgl. c. 578) schützen und zugleich die gesamtkirchliche Verfügbarkeit der Ordensleute sicherstellen (vgl. MR 22). Das Konzil schon hat betont, daß alle Ordensleute in einer besonderen Weise (peculiari ratione, das will sagen: anders als die Kleriker oder Laien, die nicht Religiosen sind) zur Familie der Diözese gehören. Die Ordenspriester muß man zudem „in einem wahren Sinn als zum Klerus der Diözese gehörend betrachten", insofern sie in die Pastoral der Diözese eingeordnet sind. Man beachte die vorsichtige, einschränkende Formulierung: „vera quadam ratione ad clerum dioecesis pertinere dicendi sunt", eine Wendung, die die Sonderstellung der Ordensleute und Ordenspriester berücksichtigt. Die nachkonziliaren römischen Texte werden nicht müde, immer wieder den aus ihrer Eigenart, ihrem besonderen Charisma fließenden spezifischen Beitrag der Orden anzumahnen, gerade auch bei ihrem Einsatz in einer bestimmten Ortskirche. Das Dokument *Mutuae relationes* sieht vor allem in diesem Ansatz „das neue Verständnis der Exemtion", was den pastoralen Initiativen und dem missionarischen Eifer der Teilkirchen zugutekommen wird, „wenn es von allen Mitarbeitern in der Pastoralarbeit voll geteilt wird" (MR 22). Im gleichen Sinne werden die Bischöfe (und ihre Mitarbei-

ter) an ihre „besondere Aufgabe“ erinnert, den Ordensleuten behilflich zu sein, sich in die Gemeinschaft der Ortskirche und die Evangelisierungsarbeit „gemäß ihrem eigenen Charisma“ einzufügen (MR 52). Ich möchte hier nun nicht einem sturen Dogmatismus das Wort reden, sondern halte in Einzelfällen pragmatisches Vorgehen durchaus für vertretbar, glaube aber dennoch, daß die heute weit verbreitete Praxis, vakante Pfarreien, die nicht mehr mit Diözesanpriestern besetzt werden können, an Ordenspriester zu vergeben, einer ständigen kritisch begleitenden Prüfung bedarf. Nur in wenigen Ordensinstituten gehört die normale Pfarrseelsorge zum spezifischen Aufgabenbereich! Auf jeden Fall ist die in MR 57 noch eigens betonte Unterscheidung von ordenseigenen und übertragenen Aufgaben stets zu beachten. Ich glaube, diese Unterscheidung hat auch Bedeutung für die Festlegung des Umfangs der Autonomie und der Exemtion.

Treue zur Kirche meint Treue und Liebe zur Kirche in ihrer ganzen Fülle: zum Volk Gottes und zu seinen Hirten, zur Ortskirche und zur Weltkirche, die in den vielen Ortskirchen und aus ihnen besteht (LG 23). Wo auf beiden Seiten diese Treue und Liebe vorhanden sind, müßte es möglich sein, in einem brüderlichen Dialog auftretende Probleme und Schwierigkeiten im gemeinsamen Suchen nach dem Willen Gottes zu lösen. Dieser Dialog setzt voraus, daß beide Seiten einander kennen und zu verstehen suchen, und zwar nicht nur in einer oberflächlichen, partiellen Weise, sondern in der Tiefe der dem anderen eigenen Berufung und Sendung in der Kirche. In diesem Sinne möchte ich Ihnen herzlich danken für die Brückenfunktion, die Sie als Ordensreferenten ausüben, und für alle Ihre Bemühungen um gute, fruchtbare „wechselseitige Beziehungen“ zum Wohl der Ordensgemeinschaften in Ihren Diözesen und zum Segen für die ganze Kirche.

Neue geistliche Bewegungen

– Eine Anfrage an Berufung und Sendung der Kirche heute* –

Marianne Tigges, Bonn

1. Einleitung: Versuch einer Standortbestimmung

In den vergangenen Jahren ist das Interesse an sog. „Erneuerungsbewegungen" oder „geistlichen Aufbrüchen" innerhalb der christlichen Kirchen sichtbar gewachsen. Die neuen geistlichen Bewegungen finden auch offiziell stärkere Beachtung, weil sie zahlenmäßig gewachsen sind und allmählich „ins Gewicht fallen".

Die „neuen geistlichen Bewegungen" sind Gruppierungen, in denen sich mehrheitlich Laien, aber auch Kleriker und Ordensleute, um ein intensives religiöses Leben in Gemeinschaft bzw. um eine Glaubenserneuerung in der Kirche bemühen. Sie sind zumeist überörtlich organisiert und weisen eine regional unterschiedliche Verbreitung auf.

Die Bezeichnung Bewegungen weist darauf hin, daß sich diese Gruppen schon in ihren Strukturen von herkömmlichen kirchlichen Gemeinschaftsformen nicht unbeträchtlich unterscheiden. Die Abgrenzung zu anderen Gruppen ist nicht immer leicht. Sie unterscheiden sich von den klassischen Orden und den neuzeitlichen Ordensbildungen, weil sie nicht auf einer so radikalen Lebensentscheidung gründen, die – wie in den Ordensgemeinschaften – mit lebenslangen Gelübden verbunden ist, und weil sie auch von daher weniger institutionelle und verfaßte Elemente haben. Sie rücken in eine gewisse Nähe zu den modernen Säkularinstituten, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der katholischen Kirche offiziell errichtet worden sind, haben aber auch keine so fest umrissene Lebensform wie diese. Das Wort ‚Bewegungen' ist deshalb günstig, weil es die flexible Gemeinschaftsform gut andeutet: sie sind stärker strukturiert und mehr verpflichtend als Spontangruppen, aber nicht so bindend wie Assoziationen, Verbände oder Vereine. Es versteht sich von selbst, daß das Erscheinungsbild dieser Bewegungen außerordentlich verschieden und vielfältig ist, so daß der gemeinsame Nenner in inhaltlicher Hinsicht nicht leicht zu finden ist.

---

* Frau Dr. Marianne Tigges, Referentin für „Geistliches Leben / Kirchliche Dienste" in der Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn, hielt den hier abgedruckten Beitrag als einleitendes Referat auf der Jahresversammlung der VDO am 29. 6. 1987 in Würzburg.

2. Neue geistliche Bewegungen als Ausdruck der „Ecclesia semper reformanda"

Das Wort von der ständig erneuerungsbedürftigen Kirche hat die Jahrhunderte hindurch die Geschichte der Kirche entscheidend geprägt. Immer wieder gab es innerkirchliche Aufbrüche, die das Evangelium radikal zu leben suchten (z. B. Ordensgründungen durch Benedikt von Nursia, Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi und Ignatius von Loyola).

Durch Jahrhunderte war die Nachfolge Christi weitgehend mit der Spiritualität der Orden verbunden. Eine eigene „Laienspiritualität" entwickelte sich erst wieder intensiver im 20. Jahrhundert. Das Wort vom Volk Gottes als „außerwähltes Geschlecht" und „königlicher Priesterschaft" (1 Petr 2,9) wurde neu entdeckt. Die Mehrzahl der geistlichen Bewegungen wurde vor dem II. Vatikanum grundgelegt (Equipes Notre Dame 1938, Focolar-Bewegung 1943, Cursillo 1949, Bewegung für eine bessere Welt 1952); das Konzil hat sich jedoch auf diese Bewegungen selbst und auf ihre Vitalität maßgebend ausgewirkt. Nur in aller Kürze können einige Leitthemen als Anknüpfungspunkte genannt werden: die Lehre vom geschichtlich wandernden Volk Gottes, vom Leib Christi in Einheit und Verschiedenheit aller Glieder, von der Würde der einzelnen Charismen und Begabungen in der Kirche, von der überragenden Bedeutung des gemeinsamen Priestertums aller Glaubenden, vom Zusammenwirken der Laien und der Amtsträger. Mit einem zentralen Text soll dieser Zusammenhang exemplarisch belegt werden. So heißt es über die Charismen in der Kirchenkonstitution „Lumen gentium": „Derselbe Heilige Geist heiligt ... nicht nur das Gottesvolk durch die Sakramente und die Dienstleistungen, er führt es nicht nur und bereichert es mit Tugenden, sondern ‚teilt den Einzelnen, wie er will' (1 Kor 12,11), seine Gaben aus und verteilt unter den Gläubigen jeglichen Standes auch besondere Gnaden. Durch diese macht er sie geeignet und bereit, für die Erneuerung und den vollen Aufbau der Kirche verschiedene Werke und Dienste zu übernehmen gemäß dem Wort: ‚Jedem wird der Erweis des Geistes zum Nutzen gegeben' (1 Kor 12,7). Solche Gnadengaben, ob sie nun von besonderer Leuchtkraft oder aber schlichter und allgemeiner verbreitet sind, müssen mit Dank und Trost angenommen werden, da sie den Nöten der Kirche besonders angepaßt und nützlich sind." (LG 12). Von diesem Text des Konzils her, der sicherlich zu den eindrucksvollsten Zeugnissen der Erneuerung durch das Vatikanum II gehört, wird auch offenkundig, was mit „geistlich" in dem Wort „neue geistliche Bewegungen" gemeint ist: eine geistgewirkte, von den Charismen bestimmte Wirklichkeit, wie sie im Bereich des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe lebendig wird.

Hinweise, daß die neuen geistlichen Bewegungen mit großen Grundkräften der nachkonziliaren Erneuerung und mit vielen anderen Strömungen des heutigen kirchlichen Lebens in engster Verbindung stehen und sich gegenseitig befruchten, finden sich wiederholt in kirchenamtlichen Stellungnahmen und Dokumenten. Die Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz zu

den Lineamenta für die Bischofssynode 1987 nennt als bedeutsame Grundformen der Gemeinschaft im Apostolat der Laien die klassischen katholischen Verbände, die geistlichen Bewegungen und Basisgemeinschaften (vgl. Stellungnahme 2.5, Hrsg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz als Arbeitshilfe 45, 02. Mai 1986, 18f.). Das Instrumentum laboris für die kommende Bischofssynode nennt die Laienvereinigungen und neuen Bewegungen bevorzugte Orte und Mittel zur Aktualisierung der Würde der Getauften und der apostolischen Verantwortung der Laien und betont, daß das Konzil die Förderung solcher Vereinigungen ausdrücklich empfohlen hat (vgl. a.a.O. Nr. 59 und 60). Die neuen geistlichen Gemeinschaften sind so mitten im Leben der Kirche, nehmen an ihrer vielfachen Selbstverwirklichung teil und sind Kirche in einem authentischen Sinn. Je nach Struktur ergeben sich daraus freilich auch rechtliche Fragen, wie sie sich nämlich zu den verfaßten Organen des kirchlichen Lebens und zum geistlichen Amt im besonderen verhalten. Das neue Kirchenrecht hat dafür einen breiten Raum von verschiedenen Realisierungsformen geschaffen, die noch längst nicht genügend ausgeschöpft sind (vgl. CIC/1983, Can. 113–123, 215, 223, 298–329).

3. Gemeinsame Perspektiven neuer geistlicher Bewegungen

Aus dem vielschichtigen Erscheinungsbild neuer geistlicher Aufbrüche und Bewegungen lassen sich – mit einer gewissen Abstraktion – einige gemeinsame und durchlaufende Perspektiven herausgreifen. Diese Leitelemente kommen in den einzelnen Bewegungen in unterschiedlicher Gewichtung zum Tragen (zum Folgenden vgl. F. Valentin [Hrsg.], Neue Wege der Nachfolge, Salzburg 1981, 207ff.).

3.1 Spiritualität und Glaubenserfahrung

Die verschiedenen Gruppen und Bewegungen hält das Interesse an Spiritualität zusammen. Es geht nicht in erster Linie um Aktion und Programm, Effizienz und Strategie, vielmehr um eine Erneuerung des menschlichen Denkens und Wollens aus dem Geist des Evangeliums. Diese Spiritualität knüpft meistens an große Vorbilder und Meister des geistlichen Lebens an und bedient sich nicht selten herkömmlicher oder auch neuer Techniken und Einübungsformen der Meditation und des Gebetes. Gemeinsam dürfte den geistlichen Bewegungen auch der Drang nach Glaubenserfahrung sein. Sie wollen sich nicht mit einem äußeren Kennenlernen von Formeln und Begriffen begnügen, sondern – um mit der klassischen Tradition zu sprechen – die Dinge Gottes von innen her verkosten. Aus der Glaubenserfahrung in der Gemeinschaft entspringt auch das gemeinsame Sprechen darüber, das selbst wiederum elementare Voraussetzung ist für das Zeugnis des Glaubens nach außen. Bei fast allen Gruppen spielt dabei die Lektüre der Heiligen Schrift und das Bibelgespräch eine große Rolle. Die Erneuerung des Gottesdienstes

in kleinen Gruppen, aber auch in größerer Gemeinschaft und eine Neubesinnung auf die Sakramente gehören zu dieser Spiritualität, die sich bewußt als zur Kirche gehörig begreift.

Einige Gruppierungen bemühen sich besonders um ein vertieftes Verständnis der Taufe; die Tauferneuerung steht bei ihnen an entscheidender Stelle (Charismatische Gemeinde-Erneuerung, Cursillo, Neokatechumenat).

Das Sakrament der Ehe neu zur Erfahrung werden zu lassen ist besonders Anliegen der verschiedenen Ehe-Gruppen (Equipes Notre Dame, Marriage Encounter).

Auch das Bußsakrament wird in diesen Gemeinschaften neu entdeckt. Die Entwicklung weg von der kurzen schematischen Beichte hin zum Beichtgespräch und zur geistlichen Beratung und Führung ist für die Mitglieder gleichsam eine Selbstverständlichkeit geworden.

Das Sakrament der Firmung und die Feier der Krankensalbung haben vor allem in der Charismatischen Erneuerung einen neuen Stellenwert erhalten.

Schließlich wächst in solchen intensiv christlichen Gruppen neu das Gespür für die Notwendigkeit und den Geschenkcharakter geistlicher Berufe. Aus den verschiedenen Bewegungen haben sich schon zahlreiche junge Menschen für den kirchlichen Dienst entschieden.

Spirituelle Erfahrung braucht neben Reflexion und geistlicher Führung, neben Zeiten der Stille und des Gottesdienstes auch das Element der Weiterbildung, wenn sie nicht bei einer subjektiv gefärbten Innerlichkeit stehenbleiben will. Die Bewegungen sorgen daher dafür, daß in regelmäßigen Treffen und/oder durch schriftliche Mitteilungen den einzelnen eine entsprechende Hilfe an die Hand gegeben wird (Werkhefte und Monatszeitschriften).

3.2 Evangelisation und Katechese

„Evangelisation" ist in der deutschen Sprache noch ein relativ fremder Begriff. Es geht nicht nur darum, aus einer bloß tradierten Frömmigkeit zu leben oder einen Katechismus zu wiederholen, sondern um das gelebte Zeugnis vom Evangelium. Die neuen geistlichen Bewegungen legen Wert auf die Verwirklichung des Auftrags, das Evangelium zu verkünden, gerade in den Bereichen, in denen die Kirche nur durch das apostolische Zeugnis der Laien, das „Salz der Erde" werden kann (vgl. hierzu die Aussagen des II. Vatikanischen Konzils über das Laienapostolat, Lumen gentium 33).

Aus dem Mangel an echter Katechese sind z. B. das Neokatechumenat und der Cursillo, der bewußt offen ist für engagierte Christen wie für sogenannte Fernstehende, entstanden. Es sind oft ungewohnte, neue Wege, auf denen das Evangelium weitergetragen wird. Es zeigt sich aber in den Wirkungen, das solche Versuche echte Hilfen sind, den Auftrag Christi in der heutigen

Zeit zu erfüllen. Dies erkennt man u. a. daran, daß der Mut zum engagierten Glaubensbekenntnis – von einzelnen Mitgliedern oder der Gruppe gelebt – vor allem jungen Menschen den Zugang zur christlichen Botschaft neu erschließt (GCL ca. 40% jugendliche Mitglieder). Um die Evangelisation glaubwürdig verwirklichen zu können, betonen und fördern die geistlichen Bewegungen – entsprechend ihrem besonderen Charisma – die innere Einheit zwischen dem praktischen Leben und dem Glauben ihrer Mitglieder.

3.3 Gemeinschaft und Brüderlichkeit

Bezeichnend für die geistlichen Bewegungen ist auch die Überzeugung, als Glaubende gemeinsam unterwegs zu sein. Die Schriftstelle „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen" (Mt 18,20) ist für manche Gemeinschaft zum Leitwort geworden; erst durch Christus und in ihm ist wirklich Gemeinschaft und brüderliche Gesinnung untereinander möglich. Die Erfahrung von Gemeinschaft im Namen Jesu ist aber nicht Selbstzweck. Sie ist von Anfang an offen für andere. So kann die Gruppe bzw. die konkrete geistliche Gemeinschaft auch als „Kirche im kleinen" verstanden werden (vgl. dazu Lumen gentium 11, GS 48, AA 11, Apostolisches Schreiben „Familiaris consortio", Nr. 49 u. a.). So übersetzt sich die Rede von der Kirche als „Communio" in erfahrbare und anschauliche Nähe.

Ein solches Leben in geistlicher Gemeinschaft ist darum in verschiedenem Sinn von Brüderlichkeit geprägt. Diese hat notwendigerweise einen weitgespannten Bogen. Sie kennt die Geborgenheit und Nähe der überschaubaren Gruppe, sie weiß etwas von der Solidarität größerer Gemeinschaften; gerade in der Kirche bedeutet dies umfassende Katholizität und Internationalität. Darum gehen viele geistliche Bewegungen auch an die „Straßen und Zäune", Randzonen und Außenbezirke unseres Lebens. Brüderlichkeit wird zur Diakonie. Der Weg zu Gott führt über den Bruder.

Vor allem geht es immer wieder darum, das Christsein im Alltag zu verwirklichen. Dazu wollen die verschiedenen Gruppentreffen eine Hilfe und Ermutigung sein. Der persönliche Austausch, die Korrektur und Ermunterung, vor allem aber die Erfahrung, nicht allein in diesem Bemühen zu sein und sich mit anderen verbunden und von ihnen getragen zu wissen, gibt den einzelnen immer neue Kraft für ihre ganz unterschiedlichen Aufgaben. Für die heutige materialistisch denkende und konsumorientierte Gesellschaft dürfte die Tendenz zur Armut, wie sie von vielen Mitgliedern der geistlichen Bewegungen gelebt wird, ein besonders aktuelles Zeugnis sein.

Als offene Gemeinschaft sind viele geistliche Bewegungen auch ökumenisch ausgerichtet. So ist z. B. das „Lebenszentrum Ottmaring" bei Augsburg durch das Engagement der Focolarini als ökumenische Begegnungsstätte entstanden.

3.4 Aufgaben in der Welt und Sendung

Diese Brüderlichkeit ist nicht nur – wie schon erkennbar wurde – gruppenintern, sondern bezieht sich auf alle Menschen. Der Weltauftrag wendet sich jedoch zuerst an Personen, die der Hilfe bedürfen, nur in zweiter Linie treten auch gesellschaftliche und politische Strukturen in den Vordergrund des Interesses. Dies ist besonders bei den Aufgaben der Diakonie erkennbar. Es ist ein Kennzeichen der neuen geistlichen Bewegungen, daß ihre Weltzuwendung nicht loszutrennen ist von der Spiritualität. Kontemplation und Kampf, um mit Roger Schutz aus Taizé zu sprechen, gehören zusammen. Weltdienst und Heilsdienst werden zwar unterschieden, brauchen aber einander und vermitteln sich gegenseitig. Es wird freilich ein kritischer Zug in dieser Form des Weltauftrags erkennbar: das Engagement in der Welt ist gepaart mit gleichzeitiger Distanz. Gegenüber der offenen Gesellschaft mit ihren Bedürfnissen und Interessen besteht ein letzter Vorbehalt.

Auch wenn die Welt der Ort der von Glaube, Liebe und Hoffnung geprägten Spiritualität ist, so bleibt sie doch das Vorletzte. Die geistlichen Bewegungen wissen um das „Nolite confirmari huic saeculo!" (Röm 12,2a: „Gleicht euch nicht dieser Welt an!"). So bleibt der Weltauftrag der neuen geistlichen Bewegungen immer irgendwie auch eine Art Gegenentwurf, eine Alternative, was sie gewiß mit manchen Tendenzen in bestimmten Gruppen heutiger Subkulturen verbindet. Dies gilt z.B. für die Suche nach Formen alternativer Lebensstile. Aber auch diese sind von der spirituellen Triebkraft beeinflußt, wie sich z.B. an der vielfach geübten Praxis der „Wüstentage" erkennen läßt. Das wahre Sicheinlassen auf die Welt geht einher mit einem eschatologisch orientierten Verzicht. Hier gibt es Berührungspunkte mit den klassischen Orden und den Säkularinstituten (vgl. hierzu auch die Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz zu den Lineamenta für die Bischofssynode 1987 3. „Communio als Missio" insb. 3.3 „Konsequenzen für eine Laienspiritualität").

3.5 Neues Verhältnis von Laien und Amtsträgern

Die neuen geistlichen Bewegungen sind weitgehend von Laien getragen, auch wenn viele Priester Pionierfunktionen innehaben oder innehatten. Die Funktion der Verantwortlichen ist eher die Ausübung des Leitungscharismas als die Verwaltung eines Amtes. Häufig finden wir in den Bewegungen die Koordination durch ein Leitungsteam. Zweifellos vollzieht sich in den neuen geistlichen Bewegungen eine gewisse Erneuerung des Laienapostolates. Aber über diese Tatsache hinaus ermöglichen die geistlichen Bewegungen ein neues Verhältnis von Laien und Amtsträgern. Sie stehen sich nicht als unterschiedliche „Stände" gegenüber. Sie begegnen einander zuerst auf dem Boden des gemeinsam gelebten christlichen Glaubens. Das gemeinsame Priestertum aller Glaubenden schafft eine elementare brüderliche Gemeinschaft, die selbstverständlich unterschiedliche Aufgaben und Funktionen zuläßt, ja

gerade fordert und anerkennt. Das oft unfruchtbare Gegenüber von Institution und Charisma, von Amt und Laientum, von Basis und „Amtskirche" entkrampft sich, weil es im gelebten Christsein eine Voraussetzung gibt, die alle Gegensätze und Spannungen umgreift und dadurch wenigstens mildert. So ermöglichen die neuen geistlichen Bewegungen die Umsetzung der großen Prinzipien der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils in das gelebte Leben im Alltag der Welt.

3.6 Neue Form von Kirchlichkeit

Blickt man auf die genannten fünf Strukturelemente, die den verschiedenen neuen geistlichen Bewegungen gemeinsam zu sein scheinen, zurück, so kann man von allen Dimensionen her wahrnehmen, wie sich eine neue Form von Kirchlichkeit abzeichnet, die nicht mehr nur institutionsbezogen ist oder gar ideologische Züge annimmt: primär und fundamental getragen von Spiritualität und Glaubenserfahrung, ausgerichtet auf die Verkündigung des Evangeliums an alle Welt, umfassende Gemeinschaft in vielen Ebenen und praktizierte Brüderlichkeit, Hinwendung zur Not der Welt und neues Miteinander von Laien und Amtsträgern. Gerade in diesen Perspektiven kündigt sich eine neue und von vielen gesuchte Form wahrer „Kirchlichkeit" an, die Raum läßt für die Vielfalt der Charismen und Dienste und eine gegenseitige Bereicherung ermöglicht (vgl. dazu auch den Vortrag von Karl Lehmann zur Kirchlichkeit Karl Rahners auf dem Aachener Katholikentag, in: Dein Reich komme, Dokumentation des 89. Katholikentages Teil I, hrsg. vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Paderborn 1987, 832–842).
So erheben die geistlichen Bewegungen und Intensivgemeinschaften keinen Absolutheitsanspruch; ihnen gemeinsam ist das Bewußtsein, ein Funke im Feuer des Heiligen Geistes zu sein, der der Kirche in unserer Zeit geschenkt ist. Die geistlichen Bewegungen haben immer von sich aus den Kontakt zur „Amtskirche" gesucht. Die Treue zur Ortskirche ist für sie ein wichtiges Element. Es ist sicherlich auch ein Zeichen für die Katholizität und Weite der Kirche, daß die neuen geistlichen Gemeinschaften und Laienbewegungen bewußt in der Kirche und von dieser anerkannt bestehen (vgl. vor allem AA 21 und das Instrumentum laboris zur kommenden Bischofssynode Nr. 59 und 60; vgl. auch die Aussagen über die „kleinen kirchlichen Gemeinschaften" in EN 58).

4. Mögliche Gefährdungen und Schwierigkeiten in neuen geistlichen Bewegungen

Die neuen geistlichen Bewegungen sind nicht fertige Größen, sondern sie sind immer wieder auch in Korrektur begriffen. Darum ist es notwendig, wenigstens kurz von ihren Gefährdungen zu sprechen.

4.1 Spirituelle Einseitigkeit

Wer streng und entschieden nach der Lebensordnung neuer geistlicher Bewegungen sein tägliches Dasein und Tun gestaltet, muß dies entschieden tun, sonst gelingt ihm keine durchgreifende Erneuerung des Lebens. Aber jede spezifische Ausrichtung kann auf längere Zeit auch blind machen für andere Erfahrungen. Darum scheint es mir notwendig zu sein, daß die neuen geistlichen Bewegungen sich dieser Gefahr der Überbetonung und Einseitigkeit bewußt werden. Fehlentwicklungen und Irrwege müssen nüchtern für möglich gehalten werden. Schutz davor bietet Offenheit gegenüber anderen Erfahrungen, weltweiter Erfahrungsaustausch und Ergänzung durch den Kontakt mit anderen geistlichen Bewegungen. Das Wissen um diese Komplementarität schützt vor elitärer Übersteigerung, die ja eine sehr hohe, aber weitgehend verborgene Gefahr gerade spiritueller Menschen sein kann.

4.2 Ausschließlichkeitsanspruch einzelner Ansätze

Wir haben gesagt, daß die neuen geistlichen Bewegungen Kirche verwirklichen. In diesem Sinne können sie eine „Kirche im kleinen" sein. Aber gerade darum dürfen sie sich nicht selbstgenügsam abkapseln und sich von den großen Aufgaben der Kirche zurückziehen. Sie dürfen sich nicht als die Kirche betrachten. Sonst werden sie faktisch eine Art von Sekte, die nach außen alles andere abzuwerten in Gefahr ist und einen Ausschließlichkeitsanspruch vertritt, der zu Überheblichkeit und Intoleranz führen kann. Solche Gemeinschaften verlieren bald auch den Bezug zur Kirche im konkreten Sinne: zur Pfarrei vor Ort, zum Bistum und zur Weltkirche. Ein solches konkretes Stehen in der ganzen Kirche ist ein wichtiges Kriterium.

4.3 Flucht in die Intimität der Kleingruppe

Eine Gefahr besteht auch darin, daß neue geistliche Bewegungen zu einer Zufluchtsstätte werden, in der sich vorwiegend Menschen sammeln, die zwar mit Recht Geborgenheit suchen, zugleich jedoch in eine solche Intimität der Kleingruppe flüchten. Sie scheuen die vielfache Auseinandersetzung mit den Fragen und Herausforderungen des Alltags in der modernen Welt. Es ist gewiß legitim, wenn einzelne Menschen in diesen Gemeinschaften gegenüber einer Überforderung und dem Streß dieses Prozesses der Auseinandersetzung zeitweise oder auch für immer Schutz finden, aber dies darf nicht eine Gemeinschaft als solche tiefgreifend prägen. Geistliche Gemeinschaften dürfen nicht zu Schlupflöchern werden für Menschen, die dieser Auseinandersetzung nicht gewachsen sind. Solche verdienen bergenden Schutz und ermunternde Nähe, aber sie brauchen auch Unterstützung und Ermutigung. Sonst werden geistliche Bewegungen und Intensivgemeinschaften zu problematischen Fluchtburgen für „Aussteiger", die sich letztlich dem christlichen Lebenszeugnis versagen.

4.4 Vermischung menschlicher Reformwünsche mit den Impulsen des Geistes

Wer sich mit solcher Sensibilität und Intensität auf den „Zeitgeist" einläßt wie viele neue geistliche Bewegungen, der muß besonders tief gründen, um die notwendige Unterscheidung der Geister vollziehen zu können. Die starke Öffnung nach außen und die Aufforderung, die Botschaft Jesu im Alltag zu verwirklichen, kann auch in geistlichen Bewegungen zum Aktionismus führen. Größer dürfte jedoch die Gefährdung sein, die eigenen Reformwünsche mit den Impulsen des Geistes zu vermischen. Hier wird die Notwendigkeit deutlich, Lehre und Praxis einer „Unterscheidung der Geister" wieder zu einem Schwerpunkt kirchlicher Verkündigung und kirchlichen Lebens zu machen, gerade angesichts der dem Laien aufgetragenen Sendung in eine zunehmend komplexe und für den Glauben ambivalente Welt (vgl. Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz zu den Lineamenta für die Bischofssynode 1987 3.3).

Für die positive Auseinandersetzung mit diesen und anderen Gefährdungen und Schwierigkeiten bleiben die neuen geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften angewiesen auf ein Klima des Wohlwollens und der Ermutigung innerhalb der Communio der Kirche, vor allem von seiten der Amtsträger.

5. Die Bedeutung der neuen geistlichen Bewegungen für den Dienst der Kirche von heute

Die bisherigen Ausführungen haben hoffentlich ein wenig deutlich gemacht, daß die neuen geistlichen Bewegungen für die Berufung und Sendung der Kirche in der Welt von heute einen unverzichtbaren – wenn auch nicht klar abzugrenzenden – Beitrag leisten. In der Verwirklichung ihrer christlichen Berufung möchten die Intensivgemeinschaften nicht „Bewegung in der Kirche", sondern „Kirche in Bewegung" sein, in der festen Überzeugung, daß die Gemeinschaft der Glaubenden auch in der heutigen Zeit mit einer ungeahnten Vielfalt von Geistesgaben und Diensten für die Auferbauung der Gemeinden beschenkt wird (vgl. 1 Kor 12,4–11).

Die Kirche ist zunächst dankbar für das Geschenk dieser Charismen. In diesen Aufbrüchen erfährt sie, daß Gott ihr im Reichtum seiner Gaben trotz so vieler anderer Eindrücke treu geblieben ist und sie auch heute führt. In den neuen geistlichen Bewegungen werden Wege der Nachfolge Jesu Christi, Lebenswege des Glaubens in geistlicher Gemeinschaft und Lebensformen erkennbar, die zeigen, daß auch heute christliche Existenz und Kirchesein gelingen können. Viele Bereiche des kirchlichen Lebens können Impulse und Ermutigung erfahren: Gemeindearbeit und Jugendpastoral, Ökumene und Verbände, Ehe und Familie sowie Ordensgemeinschaften, Laien und nicht zuletzt Priester und pastorale Berufe. Aber grundsätzlich möchten die geistli-

chen Aufbrüche offen sein für alle Christen. Die heutige Situation fortschreitender Säkularisierung macht besonders aufmerksam auf die unentbehrliche Funktion solcher lebendigen „Zellen", in denen die Überzeugung des Glaubens gepflegt und weitergegeben wird. Die Integrationskraft der Institution Kirche allein hat unter den heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Grenzen, die sehr spürbar geworden sind. Wir sind dankbar für institutionelle Hilfen und Mittel, aber noch wichtiger ist die Schärfung des religiösen Bewußtseins und der von ihm bestimmten Praxis vieler kleiner gesellschaftlichen Gruppen. Denn bei aller Bedeutung einzelner prophetischer Zeugen können letztlich nur solche Gruppen und Gemeinschaften wirksam und gestaltend auf die pluralistische Gesamtgesellschaft einwirken. Alles kommt auf die Verwirklichung glaubhafter Überzeugungstreue an. Diese wird in hohem Maß von lebendigen Gruppen und Gemeinschaften gebildet, getragen und bezeugt. Die Institution selbst ist gerade in unserer Welt unentbehrlich als Hilfe, aber sie allein bewirkt aus sich noch nichts. Sie hat im Bereich des Glaubens und des Christseins eine größere Armut und Grenze als in anderen gesellschaftlichen Großgebilden. Wenn jedoch die neuen geistlichen Bewegungen und Gemeinschaften ansteckend wirken, auf Gemeinden positiv einwirken und sich im Miteinander vernetzen, dann helfen sie an entscheidender Stelle mit, daß die Kirche als das sichtbare Zeichen der Güte und Liebe Gottes überzeugend „Licht der Welt" und „Salz der Erde" (vgl. Mt 5,13ff.) wird. Dann werden die neuen geistlichen Bewegungen ganz und gar ihrem ursprünglichen Namen gerecht: sie bringen etwas radikal Neues, sie zeugen mit ihrer Spiritualität von der unverbrauchbaren Frische Gottes und sie bewegen darum etwas in der Geschichte.

6. Schlußbemerkung: Geistliche Erneuerung als bleibender Auftrag aller Christgläubigen

Die verschiedenen geistlichen Aufbrüche und Erneuerungsbewegungen sind auch heute weitgehend eine heilsame Störung der althergebrachten Ordnung. Es ist in der Praxis aber schwer möglich, daß die institutionellen Instanzen die geistlichen Impulse vollständig aufarbeiten und integrieren. Daher ist es legitim und notwendig, daß diese unterschiedlichen Aspekte intensiven christlichen Lebens sich in der Kiche, aber nicht unbedingt in bereits bestehenden Strukturen entfalten können.

Der Heilige Geist, welcher die einzigartige Zusammengehörigkeit der Kirche mit ihrem Herrn gewährleistet, schenkt Einheit und Vielheit zugleich. Er gewährt sehr viel mehr Freiheit der Geisteswirkungen, der Lebensformen und auch der Erkenntnis als wir von uns aus zulassen würden. Aber letztlich dient diese Vielfalt einer neuen Form von Einheit. Diese besteht nicht in der Aufhebung der Pluralität, sondern vielmehr in ihrem freien Zusammenwirken zu einem Ganzen, wie Paulus es im 1. Korintherbrief zum Ausdruck gebracht hat. Für dieses Zusammenwirken ist entscheidend, daß geistliche Erneuerung als bleibender Auftrag aller Christgläubigen bewußt gemacht und glaub-

würdig praktiziert wird (vgl. hierzu Karl Lehmann „Neuer Mut zum Kirchesein, 72 und das Instrumentum laboris für die Synode 1987 Nr. 60).

Die Beteiligung aller Christgläubigen für die Erneuerung der Kirche wird auch angesprochen im Synodenbeschluß „Unsere Hoffnung". Unter dem Begriff „Das ganze Volk Gottes als Träger der Hoffnung" wird die gemeinsame Mitverantwortung noch einmal mit der Geisterfülltheit aller Getauften und Gefirmten begründet. In diesem Kontext wird auch die besondere Aufgabe der Bischöfe herausgestellt für die Beurteilung der charismatischen Gaben, aber auch für die Förderung der geistlichen Aufbrüche. Der Beschluß sagt: „Das Amt in der Kirche, das unter dem Gesetz des Geistes Gottes steht, hat . . . auch die Pflicht, den Geist zu suchen und mit seiner unkalkulierbaren, oft unbequemen Spontaneität immer neu zu rechnen" (II.4).

Ich denke, es ist legitim, diesen Appell auch auf andere Gremien auszudehnen. In diesem Sinn möchte ich uns alle einladen, die neuen geistlichen Aufbrüche zu akzeptieren als Geschenk des Heiligen Geistes für die Kirche von heute.

Gottesbegegnung und Zeitprobleme

Konrad Flatau SCJ, Freiburg im Breisgau

Einige Hinweise zur Einleitung*

a) Kirche im Gesamt hat einen Auftrag, den Menschen Frohe Botschaft zu künden (vgl. StdZeit 11/86, 721). Von daher kann Heinz Weger sagen: Die Christen sollen sich in ihrem Glaubenswissen um die Würde des Menschen als das Gewissen der Welt verstehen (vgl. StdZ 11, 86, 722).

b) Die kirchliche Praxis – und damit auch das Ordensleben – ist einerseits „auftragsgebunden" (Zulehner) von Christus und dem Ordensstifter her; sie ist andererseits aber auch „situativ" und steht in einem konkreten Zeitkontext.

c) Darum hat die Kirche – und auch das Ordensleben in der Kirche – grundsätzlich eine Sendung in die Zeit:
Sie hat die Frohe Botschaft zu künden und bewußt zu machen (Bibel!); sie hat die in der Glaubenstradition gesetzten Mark- und Grenzsteine (Dogmen, Grundregeln, Konstitutionen...) zu beachten; und sie muß die „Re-Incarnation" ihres Glaubens in das Heute leisten und bewußt machen.

1. Umbrüche und Lebenskrisen

Die Zeit ist nicht statisch, sondern dynamisch, daher gibt es immer wieder Umbrüche und Lebenskrisen.

Jürgen Moltmann (Kirche in der Kraft des Geistes, 302ff.) meint: „Wo immer der Sinn des menschlichen Lebens erfahren und festgehalten wird, entsteht ein Lebensstil. Der Mensch versucht sein Leben auf seinen Sinn hin auszurichten...

Dies geschieht im Wechselspiel zwischen Person und Geschichte, im Leiden und Handeln, zwischen Individuum und Gemeinschaft, im Fürsichsein und Füranderesein...

Und immer wieder gibt es auch Umbrüche und Lebenskrisen, so daß der Mensch sich nie umschauen und orientieren muß..."

Also muß ein neuer Lebensstil erarbeitet werden, denn formlos kann man nicht sinnvoll leben. Schon Paulus verlangte von den Philippern: „Führet ein Leben gemäß dem Evangelium Christi" (Phil 1,27). Glaube und Theologie werden so auch immer zu einem Stück „Lebenskunst."

---

* Dieser Beitrag ist ein Referat des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft deutscher Novizenmeister bei der diesjährigen Werkwoche der Novizenmeister im Pallottihaus in Vallendar vom 23. bis 27. Februar 1987.

Darum gibt es auch eine Theologie des Ordenslebens, in der die Spiritualität sehr wichtig ist. Hier meint Spiritualität nicht nur das innere Frömmigkeitsleben und unser individuelles Gebetsleben, abgeschieden von den Dingen der Welt, sondern es meint vor allem eine „Lebensführung in der Unterscheidung der Geister und mit Entscheidungen unter der Direktive des Hl. Geistes. Spiritualität umfaßt das ganze Leben, Seele und Leib, Individuum und Gemeinschaft, Innerlichkeit und Äußerlichkeit..." (Moltmann, op. cit. 303).[1]

Zu beachten ist sicher auch noch dies: Christlicher Glaube ist immer zugleich
„Tröstung und Herausforderung,
Geborgenheit und Exodus,
Ermutigung und Provokation..." (StdZ 12/86, S. 794).

2. Neue Situation der Glaubensverkündigung

Heute scheint eine neue Situation der Glaubensverkündigung angebrochen zu sein, bei der die Kirche und die Glaubenden sich ganz neu orientieren müssen.[2]

– Karl-Heinz Weger SI (STdZ 11/86, 722ff.) charakterisiert die Situation so:
a) Umwertung aller Werte.
b) Himmelschreiende Ungerechtigkeit.
c) Ausbeutung und Not vieler.
d) Das Machbare in der Technik bringt Angst für viele.

– Eugen Biser (StdZ 1/87) sieht die Situation der Kirche so:
a) Glaubensschwund und Säkularisation und Nachlassen des Kirchenbesuches.
b) Sakramentenempfang fällt aus in den Bereichen Taufe und Eheschließung.
c) Glaubenswissen geht immer mehr zurück.
d) Der Auferstehungsglaube wird ausgehöhlt und Re-Inkarnationsvorstellungen breiten sich aus.

– Mette/Blasberg-Kuhnke (Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000) stellen als Brennpunkte heraus:
a) Kein christliches Elternhaus mehr, damit Ausfall eines gelebten und gekannten Glaubens.
b) Bei der Beichtpraxis ein kaum entwickeltes Sünden- und Schuldbewußtsein.
c) Wenn Kirche auf dem freien Markt der Weltanschauungen gehandelt wird, dann gerät sie unter den ständigen Druck, die sog. „Lebensnotwendig-

1 Vgl. was Rottzetter in seinem Buch „Beseeltes Leben" (S. 11ff.) über Spiritualität sagt!
2 Vgl. Mette/Blasberg-Kuhnke, Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000; Patmos, 1986. Bühlmann, W. Weltkirche. Neue Dimensionen – Modell für das Jahr 2001. Styria, Köln 1985, 2. Auflage.

keit" ihrer Botschaft nachweisen zu müssen. Damit aber bekommt die Verkündigung und die Darstellung des Glaubens ein inneres Gefälle, nämlich eher das Funktionale, das Nützliche, das Angenehme, das Attraktive herauszustellen... (vgl. Mette, 110).
Das Unangenehme, das Dysfunktionale, das Kreuz, das Geheimnis, das Nichtverständliche wird ausgespart.

d) Man spricht von „neuen religiösen Bewegungen"; aber diese sind oft mit narzißtisch-regressiven Zügen belastet – oder tragen zwanghaft-autoritären Charakter.
Meist kommt dazu noch eine sehr starke Bindung an den religiösen „Führer", von dem alles kritiklos übernommen wird.

– Und noch etwas muß man wohl nennen, mit dem wir vor allem in der persönlichen Beratung und in der geistlichen Führung zu tun haben: Das sind die Lebensängste der Menschen, die heute sehr massiv auftreten: „Millionen Menschen schlucken täglich Millionen Pillen zur Minderung ihrer Ängste" (Jörg Müller, Lebensängste und Begegnung mit Gott, Stuttgart 1986, S. 7).

Kann hier unsere Verkündigung und unser Glaube heilen? (vgl. Fritz Arnold, Der Glaube, der dich heilt. Zur therapeutischen Dimension des christlichen Glaubens, Pustet 1983).

Karl Rahner hat sich zur Situation der Kirche einmal so geäußert:

„Kirche ist im Zustand winterlicher Erstarrung." Dies ist ein doppelsinniges Bild, wie Eugen Biser anmerkt. Denn neben den negativen Seiten gibt es auch positive Erscheinungen in der Welt und in der Kirche:

- Suche nach religiöser Erfahrung.
- Soziale Verantwortung und Zuwendung zu den Notleidenden der Dritten Welt.
- Neues Natur- und Umweltverständnis...

Karl Rahner hat darum auch von einer „suchenden Christologie" gesprochen; er wollte damit sagen: Bei aller Glaubensnot heute, wird doch von vielen gesucht:

- Ein Grund der Hoffnung,
- ein Fundament wirklicher Liebe,
- ein Glaube, der über die Banalität des Faktischen hinausgeht und in Freude und Leid durchtragen kann...

Dieses Suchen ist letztlich ein Suchen nach Christus.

Die Frage, die sich hier stellt:
Kann die Kirche, können wir als Ordensleute in dieser fragwürdigen und suchenden Zeit in Lehre, Verkündigung und Praxis Wegweisung zum Heil und zum Leben sein?

Und wenn diese Fragen und dieses Suchen in unseren Noviziaten sich fortsetzt – wie gehen wir damit um? Unsere Novizen sind Kinder ihrer Zeit!

3. Vier Forderungen an das Erscheinungsbild der Kirche

Damit die Kirche Wegweisung geben kann zum Leben, stellt Eugen Biser (StdZ 1/87) vier Forderungen an das zukünftige Erscheinungsbild der Kirche. Die Kirche sollte sein:

a) Ökumenisch: Verstanden als Gegenbewegung zu Verhärtungstendenzen, als eine Haltung, die für sich die Möglichkeit offenläßt, daß Jesu Botschaft weiterwirkt, auch über kirchliche und konfessionelle Grenzen hinaus.

b) Medienbewußt: Die Kirche der Zukunft soll medienbewußt sein nach Eugen Biser, denn es gilt: „Wer die Medien hat, der hat die Zukunft!"

Gemeint ist hier: Es muß eine entsprechende Medienpädagogik entwikkelt werden, damit aus der Medienabhängigkeit keine „technische Symbiose" wird. Die Menschen müßten zum rechten Gebrauch und kritischen Umgang mit den Medien angeleitet werden. Außerdem geht es auch darum, die Frohe Botschaft in den Medien anschaulich und verständlich darzustellen.

c) Mystisch: Mystisch muß die Kirche der Zukunft sein, denn der Christ der Zukunft muß ein Mystiker sein – wie Karl Rahner es ausdrückte. Dies gilt vor allem auch für den Ordenschristen, der seinen Weg ohne dieses Element des Mystischen gar nicht gehen kann. Die beiden Pole – Gottesbegegnung und Sendung – sind ohne die Basis des Mystischen nicht zu verstehen. Gemeint ist hier ein Glaube, der aus dem Geheimnis der Gottesbegegnung so lebt, daß er sowohl das „Dogma" wie auch das „äußere moralische Verhalten" überholt und einmündet in die Erfahrung: „Ich lebe, doch nicht ich, Christus lebt in mir!" (Gal 2,20).

Das Christentum darf nicht an seiner Peripherie stehenbleiben – Biser spricht hier von den „eigenen Vorhöfen" –, sondern es muß zu seinem Zentrum führen und das ist Christus, ist Gott.

Der erste Auftrag der Orden – so sagt die Deutsche Synode von Würzburg – ist ein geistlicher Auftrag.

d) Menschlich: Menschlich soll die Kirche der Zukunft sein, nämlich in dem Sinn, daß sie immer für die Menschen („Pro nobis", „pro vobis") da ist. Sie soll und muß antworten in der Lebensnot der Menschen, sie soll Orientierung geben und den Weg zum Leben weisen. Dies aber muß geschehen, indem der verkündete Glaube Angst überwindet und Hoffnung, Freiheit, Sinn und Frieden schenkt.

Das Pastoralkonzept der Zukunft wird also weniger auf Disziplinierung des Glaubens angelegt sein, sondern mehr auf Ermutigung und Ertüchtigung und den Gebrauch der geschenkten Freiheit ausgerichtet sein.

Gebet und Glaube werden als Zusammenhang gesehen werden müssen, weil das Gebet „Sprechender Glaube" ist, und hier der einzelne und auch die Kir-

che insgesamt der ureigenen Berufung und Sendung nachkommen kann, weil beide vor und mit Gott gefunden worden sind.

Hier möchte ich vor allem das Stichwort „mystisch" aufgreifen und im Zusammenhang von Berufung und Sendung beleuchten. Dieser Zusammenhang wurde in sog. „Grundsätzen" zu einer Jugendpastoral auf der Rottenburger Synode 1986 formuliert und lautet so: „Je mystischer Christen sind, um so politischer werden sie sein!"

4. Zusammenhang von Berufung und Sendung

Hans Urs von Balthasar hat in seinem Buch „Christlicher Stand" (Einsiedeln 1977) darauf hingewiesen, daß Berufung von zwei unterschiedlichen Seiten her angestoßen werden kann. Auf diese beiden Grundtypen ist jede Berufung zurückzuführen.

a) Der erste Weg geht aus von der konkreten Situation oder den Verhältnissen in der Welt, die um jeden Preis geändert werden müssen. Niemand scheint sich darum zu kümmern, so entschließt man sich, hier Abhilfe zu schaffen: Menschen soll geholfen werden, soziale Strukturen müssen geändert werden... Also ein ganz konkreter Anstoß kann Anlaß für die Berufung werden. Aber hinzu kommt noch ein anderes, ein universalisierendes Moment, d. h. das Ja-Wort muß sich von dem konkreten Zweck, an dem es sich entzündet hat, wieder lösen, damit es universal, wirklich „katholisch" wird. Z. B. wurde Petrus in seiner Berufung nicht zum „Menschenfischer" in Betesda berufen; vielmehr wird er von seinen Netzen weggerufen, „ohne zu wissen wohin" (Hebr 11,8). Und vom Auferstandenen wird ihm verheißen: „Man wird dich führen, wohin du nicht willst" (Joh 21,18).

   Bei diesem Weg macht unser Ja-Wort eine Wandlung durch von der Sache zur Person, d. h. damit es wirklich „katholisch" ist, muß unser Ja-Wort an Christus ausgerichtet werden. Die Haltung Jesu ist hier Vorausbild, denn das universale Moment seiner Berufung war der „Wille des Vaters". Im Ja-Wort zu unserer Berufung liegt immer auch ein „Mitbegrabenwerden mit Christus und ein Auferstehen in ihm".

b) Der zweite Weg der Berufung kommt von einer ausgesprochenen Distanzstellung zur Welt her. Hier steht vielleicht ein Lebensgefühl wie bei Kohelet (Kap. 1 und 2) dahinter: „...Doch siehe, alles war eitel... Ich prüfte alle meine Werke, die meine Hände geschaffen, und die Mühe, die ich darauf verwendete, und siehe: alles war Haschen nach Wind!"

   In dem negativen Moment der Distanz zur Welt (vielleicht auch Lebensekel, Weltverachtung...) kann christliche Berufung nicht hängen bleiben; sie kann sich den Aufgaben in der Welt nicht verweigern. Der Christ muß sich senden lassen – und auch und gerade, weil er „nicht von der Welt ist" (Joh 17,14).

Paulus hat es für sich so ausgedrückt: Einerseits ist „die Welt ihm gekreuzigt" und er der Welt (Gal 6,14), weil er Christus erkannt hat. Andererseits ist Christus das Licht, mit dem er die Welt anschaut. Die Kraft seiner Berufung und das Feuer seiner Sendung empfängt er vom Herrn: „Die Liebe Christi drängt uns!"

Zusammenfassend: Die beiden beschriebenen Wege treffen sich jedesmal in Jesus Christus als der gemeinsamen Mitte.

Auf dem ersten Weg sieht der Berufene zuerst eine konkrete Aufgabe und Sendung. Hier muß zuerst „Unterscheidung der Geister" angewendet werden, d. h. die eigene Sendung muß geläutert werden in der Kraft des Heiligen Geistes; d. h. die Sendung in die Not, ins Unrecht, in die Sündigkeit der Welt muß verstanden und getan werden von dem christlichen Heilmittel her, vom Kreuz!

Beim zweiten Weg steht der Berufene vielleicht schon „auf heiligem Berg", in der Nähe Gottes..., aber er muß verstehen lernen: „Je näher einer bei Gott sein will, um so tiefer muß er sich in Gottes Weltplänen gebrauchen und verzehren lassen" (Balthasar, 392).

Von Jesus selbst sagt der Hebräerbrief: „Er mußte unter Leiden den Gehorsam lernen..." (5,8), d. h. einüben, an sich geschehen lassen. Wirkliche Berufung und wirkliche christliche Sendung finden in der Begegnung mit Christus ihre läuternde und verbindende Mitte.

5. Die Gotteserfahrung prägt die Sendung

MOSE – ein biblisches Modell

Die Einheit von Gotteserfahrung und Sendung scheint in der Hl. Schrift immer wieder exemplarisch auf. Verschiedene biblische Gestalten könnten hier diese Einheit von Gottesbegegnung und Sendung sichtbar machen: Jeremia, Jakob, Abraham, Jona (ex negativo), Paulus...

Ich greife hier die Gestalt des Mose heraus. Wenn man will, kann man das ganze Geschehen um Mose dialektisch betrachten, d. h. aufschlüsseln nach These – Antithese – Synthese.

a) These: Der Ausgangspunkt des Mose.

Mose wurde wunderbar errettet in seinem Binsenkörbchen, großgezogen am Hofe des Pharaos, mit allen Privilegien des königlichen Hofes ausgestattet, da er an Sohnes Statt von der Tochter des Pharao angenommen wurde; auch die Erziehung war die eines vornehmen Ägypters. Aber er weiß um seine Abstammung; die Verwandten haben wohl die Verbindung aufrechterhalten.

Aus seinem privilegierten Leben wird er aufgescheucht und betroffen gemacht durch die Erfahrung der harten Knechtschaft seiner Stammesbrüder, die wie Sklaven gehalten werden und arbeiten müssen.

b) Antithese: Die Herauforderung durch die Verhältnisse.

Und hier deutet sich die Antithese an: Seine Sehnsucht nach Abhilfe wird lebendig in der Konfrontation mit der Knechtschaft. Er fühlt sich seinen Landsleuten verpflichtet und sucht Abhilfe und Befreiung. Wie?

Durch Gewalt, durch den Mord eines Aufsehers... Hier wird eine doppelte Gefahr und Versuchung deutlich:

1) Es gibt die Versuchung einer Sendung ohne Gott, d.h. jemand führt seine Sendung durch „auf eigene Faust", ohne Sendungsauftrag, Mose tut dies durch den Mord am Aufseher.

Bei Elie Wiesel (Adam oder das Geheimnis des Anfangs. Brüderliche Urgestalten. Herder 1985) ringt Mose mit Gott um die Verlängerung seines irdischen Lebens und weist dabei auf alle seine guten Taten hin. Doch Gott kontert ihm: „Mose, du hast einen Ägypter getötet. Auf wessen Befehl? Nicht auf meinen!"

Mose hat hier ohne Gott gehandelt und sich seine Sendung angemaßt (vgl. hier den Propheten Elia, der auf dem Berge die Baalspriester hinschlachten ließ; auch hiermit war Gott nicht einverstanden, was er dem Propheten später auch deutlich macht). Es ist dies eine Versuchung: aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln, ohne Rückversicherung auf Gott.

(Nebenbei: Heute Berufsausübung von uns Ordensleuten, ohne daß der Bezug zu unserem Ordensleben deutlich wird; von der Berufsarbeit wird der Glaube abgespalten...)

2) Eine andere Versuchung und Gefahr wird deutlich:

Gott ohne Sendung: Auf diese Versuchung trifft Mose wohl bei seinem Volk: Es ist die Versuchung, sich an die Knechtschaft und die Unfreiheit zu gewöhnen, die Hände einfach in den Schoß zu legen, nichts zu unternehmen und einfach zu sagen: Gott will es so! Wir müssen es einfach tragen. Später auf dem Zug durch die Wüste wird diese Versuchung deutlich: „Wären wir doch bei den Fleischtöpfen Ägyptens geblieben!" Hier kommen wir ja vor Hunger um! (Oder, sich einfach bei Gott ausruhen wollen: „Hier laß uns drei Hütten bauen"...)

Die Freiheit und der Einsatz sind beschwerlich und müssen errungen werden; manch einer will sich davor drücken. Letztlich will Gott bei der Befreiung und Erlösung des Menschen immer auch dessen Mitarbeit.
(Eine Parallele zu heute: Die amerikanischen Bischöfe – und nicht nur sie! – haben Hirtenbriefe zu hochpolitischen Fragen geschrieben: zum Frieden (1984), über die soziale Gerechtigkeit (1986)... Konservativ eingestellte Kritiker sagen nun: Die Hirtenschreiben der Bischöfe sollen wieder „pfarrlicher" werden, weniger „politisch" sein! Vgl. Orientierung 23./24.12.1986).

Für beide Versuchungen und Gefahren gibt es eine Schule und einen Weg: Für das Volk Israel ist es der Zug durch die Wüste über 40 Jahre lang; hier muß das Volk sich in der Freiheit bewähren und sie erringen.

3) Für Mose ist es der 40jährige Aufenthalt in dem fremden Land Midjan, wo er sich den Lebensunterhalt als Hirte verdient. Er heiratet die Tochter des heidnischen Priesters Jetro und hat zwei Söhne Elieser und Gershom.

Eigentlich ist es kaum zu verstehen: Moses, der sich für sein Volk so ereifert hatte, kümmert sich vierzig Jahre lang nur um seine Familie und weidet die Herde seines Schwiegervaters. Hat er die Knechtschaft seines Volkes vergessen? Was war in ihm vorgegangen? Hat er eine Identitätskrise durchmachen müssen? Es scheint so. Denn in dem fremden Land gilt er als Ägypter; seine Identität als Jude kennt nur seine Familie.

Vielleicht sagte sich Mose innerlich los von den Juden, weil sie ihn enttäuscht hatten und zwar in mehrfacher Hinsicht:

- Sie waren nicht in der Lage, Widerstand zu leisten gegen die Unterdrükker, wie Mose es gewollt hat; sie lehnten Widerstand ab.
- Die Hebräer hatten sich an ihre Leiden gewöhnt und wollten sie geduldig ertragen.
- Sie hatten ihre innere Zwietracht nicht überwunden und stritten sich untereinander, einige kollaborierten sogar mit den Unterdrückern.
- Sie vermochten ihre Kräfte nicht zu sammeln gegen den gemeinsamen Feind, waren engstirnig, eifersüchtig und auf sich selbst bedacht.
- Mose selbst fühlte sich verraten und war zwischen die Fronten geraten: Kein Jude und auch kein Ägypter mehr!

Für Mose stellten sich hier zwei wichtige Fragen:
Waren die Hebräer eigentlich der Freiheit würdig?
Waren die Juden nicht selbst der Grund ihrer Knechtschaft?
(vgl. Elie Wiesel, 184ff.)

So könnte das Verheimlichen seiner Identität als Hebräer aus Enttäuschung geschehen sein oder auch aus einer inneren Entfremdung: Er will sich nicht mehr mit ihnen identifizieren. Das, was er versucht hatte, eine Sendung ohne Gott auszuführen, das war danebengegangen. Seine alte Identität gibt er auf – vierzig Jahre lang!

Später liegt hier auch wohl der Grund, warum er Gott sieben Tage lang ausweicht und Ausflüchte sucht, damit er Gott nicht als Botschafter dienen muß bei den Hebräern.

Aber diese vierzig Jahre in der Wüste – beim Hüten der Schafe – bauen eine neue Identität in Mose auf, allerdings jetzt unter der Obhut und Weisung Gottes, denn in Gottes Namen geschieht die Sendung.

c) Synthese: Sendung mit und aus Gott!

Die Gottbegegnung im brennenden Dornbusch, das Feuer inmitten der Wüste, die Stimme zugleich drängend und verbrennend, auch wenn er sich anfangs weigerte, dieser Stimme konnte er nicht mehr ausweichen und sie machte aus ihm einen neuen Menschen. Schließlich nimmt er den Auftrag an und macht sich auf den Weg, sein Volk aus der Knechtschaft zu befreien – im Auftrag Gottes.

Aber, was Moses schon früher erfahren hatte, das begegnet ihm auch jetzt wieder: Die versklavten Hebräer und der Pharao sind nicht bereit zum Auszug. Erst andere Methoden, Verwünschungen, werden ins Spiel gebracht bis dann der Exodus beginnen kann. Elie Wiesel fragt: „Wie wird Mose ‚der Stotterer' zu Mose „dem Vorsänger?" (Adam, S. 191).

Der Grund, warum Mose sich wieder mit seinem Volk identifizieren kann, liegt wohl in der Aussage: „Und alle glaubten an Gott und seinen Diener Mose."

Hier wird die Einheit von Glauben und den Ereignissen erfahren, die Verbindung von Gottesglauben und Anerkennen des Mose durch das Volk. So faßt Elie Wiesel denn auch zusammen: Mose ist fähig „Vorsänger" zu werden, „denn durch seinen Mund singt ein ganzes Volk" (Wiesel, Adam, 192).

Die Einheit von Gottesbegegnung und Zeitproblemen zeigt sich deutlich in der Gestalt des Mose; auch das Wachsen zu dieser Einheit wird durch „Versuch und Irrtum" sichtbar. Denn die Sendung zur Befreiung seines Volkes aus der Knechtschaft führt Mose durch – und zwar gereift durch die Begegnung mit Gott und gestärkt durch sein Auftragswort. Deshalb auch gelingt die Befreiungstat...

6. Kreative Spannungen – dialektische Einheit

Mehr als Hinweis und Arbeitshilfe sollen folgende „kreative Spannungen" dienen, die Jürgen Moltmann in seinem Buch „Kirche in der Kraft des Geistes" (Chr. Kaiser, München 1975 S. 309ff.) beschreibt.

a) Dialektische Einheit von Gebet und Treue zur Erde:
Kein resigniertes, weltflüchtiges, halbherziges Christentum! „An das Reich Gottes glauben kann nur, wer die Erde und Gott in einem liebt"! (D. Bonhoeffer, 1932)
Gestalten, die für diese dialektische Spannung stehen können:
- Dietrich Bonhoeffer: „Ergebung und Widerstand"
- Nietzsche: „Brüder, bleibt der Erde treu!"
- Karl Rahner: „Glaube, der die Erde liebt!"

b) Dialektische Einheit von Kontemplation und politischem Kampf:
So wird das Geheimnis von Taizé angegeben.

Die Wendung zu Christus und die Wendung zur Gestaltung der Welt sind eine Einheit und diese ist zu finden in der „meditatio crucis".

c) Dialektische Einheit von Transzendenzfrömmigkeit und Solidarität:
Die Transzendenzfrömmigkeit führt zur Mitte christlichen Glaubens, zur Auferstehung und damit zum Leben, zum Heil... Aber gleichzeitig wird auch die Solidarität des Gekreuzigten sichtbar mit den Unterdrückten und Heillosen... Zu vermeiden ist eine Polarisation, die nur das eine oder das andere kennt; denn das vereinseitigt und bringt keine Lösung. Gestalten, die für diese Einheit stehen:
- Martin Luther King als glaubender und gewaltloser Vorkämpfer für seine schwarzen Stammesbrüder.
- Edith Stein, die Karmelitin, die in Solidarität mit ihren jüdischen Volksgenossen in den Tod ging.

Die kreative Spannung wird für uns wohl immer darin bestehen, die Einheit von Gottesbegegnung und Sendung zu suchen. Nach einem langen Weg über Jahre hin, in denen die Jünger „mit dem Herrn" sein konnten und teilhatten an seiner Sendung und seiner Gottesbegegnung hauchte er sie an und sprach: „Friede sei mit Euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!" (Joh 20,21).

„Verlangen wirst du, daß wir,
Die Lieblosen dieser Erde,
Deine Liebe sind,
Die Häßlichen deine Schönheit,
Die Rastlosen deine Ruhe,
Die Wortlosen deine Rede,
Die Schweren dein Flug."
Marie Luise Kaschnitz

Im Labyrinth des Alltags eine Option für die Armen

– Ordensleute und Weltchristen auf neuen Wegen caritativer Hilfen –

Ursula Adams, Münster i.W.

Das Labyrinth ist ein uraltes Bild für die Kunst des Sich-Zurechtfindens auf den Lebenswegen der Menschen. Der Begriff stammt aus einer griechischen Sage, die auf Kreta spielt. Heute werden viele unserer Städte so bezeichnet und erst recht die komplizierten Wege der darin für die Bürger tätigen Verwaltungsinstanzen.

Im Mittelalter hat das Labyrinth in den Fußböden einiger Kathedralen die Bedeutung eines Symbols für den Lebensweg der Christen erhalten.

Ich denke, das ist sehr treffend, denn übersichtlich ist der Weg wirklich nicht, auf dem wir Gottes Sohn erkennen sollen im Obdachlosen, im Nackten, im Kranken, im Gefangenen (Mt 25,31ff.). Und geeignete Bedingungen für Hilfeleistungen bietet ein Labyrinth auch nicht.

Zwar stehen uns heute leistungsfähige Institutionen der Hilfe zur Verfügung, die auf fast jeden Notfall des Lebens eingerichtet sind. Aber erfahrungsgemäß gibt es immer noch sehr viele Arme, die sich hier nicht zurechtfinden oder nachhaltig verschreckt sind. Solche suchen im Labyrinth unserer Städte nach einem Menschen, der ihnen zum Helfer werden könnte. Und tatsächlich machen sie immer wieder Menschen ausfindig, von denen einige sich sogar als Anlaufstelle für viele erweisen und als unerschöpflich im Helfen.

Seit langem kenne ich aus dem Umgang mit Armen solche Menschen*. Im vergangenen Winter habe ich Menschen getroffen, die wie Brunnen in der Wüste sind, Brunnen, aus denen die Ärmsten Essen, Trinken, Kleidung und weiteres, vor allem aber Liebe und Zuneigung schöpfen können.

Das Bild von der Wüste hat Carlo Carretto auf unsere Städte angewandt: „In deiner Stadt ist deine Wüste." – Ob Labyrinth oder Wüste, beide sind Synonyme für Aussichtslosigkeit. Hier gilt es, auszuhalten, aber nicht nur als religiöse Übung für Fromme, sondern um für andere Leben zu ermöglichen. Daraus kann schließlich eine Option für die Armen werden, eine Option, die die Welt kaum beachten wird, von der aber die Armen Zeugnis ablegen. Und nur auf sie kommt es hierbei an.

---

* Die Beispiele und Überlegungen dieses Beitrags stammen aus Begegnungen, die ich während eines Freisemesters im Winter 1986/87 hatte. Ich war jeweils mehrere Wochen in München, Augsburg, Frankfurt und Mainz, um den Entstehungs- und Überlebensbedingungen neuer Initiativen für Nichtseßhafte nachzugehen. Zum Vergleich dient mir Münster, wo wir vor 12 Jahren mit einer solchen Initiative begonnen haben.

Wo Orden die Zeichen der Zeit zu erkennen suchen und neue Wege zu den Armen gehen:

Wir leben in einer Zeit, die die Armen neu in den Blick bekommt. Das gilt nicht nur für die in der Dritten Welt, sondern auch von denen vor jedermanns Tür. Die beruflichen Sozialdienste stellen sich heute auf diese „Klienten" ein und ergänzen ihre Hilfsangebote durch ambulante Beratungsdienste, Sozialarbeit auf der Straße, Armenküchen und Wohnmöglichkeiten in normalen Miethäusern.

Unter den Orden, die seit jeher an ihren Klosterpforten Armen Essen und im Einzelfall manches Weitere gegeben haben, sind es vor allem die caritativen Gemeinschaften, die aufmerken. Diese stehen gerade in der Armenhilfe in einer großen Tradition. Denn sie waren es, die in der Zeit ihrer Gründung die ersten Antworten auf die sozialen Probleme des über die Welt hereinbrechenden Industriezeitalters gefunden haben. In den damals rasch wachsenden Städten entstanden Kranken- und Waisenhäuser, Altenheime und viele ambulante Hilfen, vor allem für die Ärmsten.

Das muß damals ein wirklicher Aufbruch gewesen sein. So winzig die Kräfte und Möglichkeiten des Anfangs auch waren, es erging vielen wie dem Senfkorn im Gleichnis bei Lukas 13,19. Sie wuchsen und wurden zu Bäumen. Sie bewähren sich bis in unsere Zeit. Die sozialen Werke dieser Gemeinschaften haben mit der Entwicklung der Medizin und Gesundheitsvorsorge Schritt gehalten und ebenso mit den Erkenntnissen aus den Erziehungswissenschaften. Viele sind zu Kliniken geworden, in denen ein Mehrfaches an Personal und Ärzten tätig ist, als die einzelnen Ordensgemeinschaften selbst zur Verfügung stellen können.

Darin liegt Tragik. Denn diese Ordensgemeinschaften haben im 19. Jahrhundert der Menschheit den damals neuen Beruf der Krankenschwester geschenkt. Heute zählt dieser Beruf zu der Vielzahl anderer sozialer Berufe, die junge Mädchen und Jungen ergreifen können. Niemand braucht in einen Orden zu gehen, um Krankenpfleger zu werden. Und so geht heute der Nachwuchs im Beruf an der Ordensberufung vorbei.

Die Ordensschwestern sind zur Vereinzelung im Dienst verurteilt worden. Dadurch wird ihr Leben enger. Und für die weltlichen Pfleger sind sie eine Konkurrenz. Das erzeugt Ängste.

Auch in den Konventen ändert sich das Gemeinschaftsleben. Jede erlebt ihren Dienst als Einmaligkeit und damit ganz anders als in der Zeit des Aufbaus. Früher standen nur Schwestern in allen Aufgabenfeldern, z. B. der Hospitäler – die Ärzte ausgenommen. Wo heute nur noch einige wenige sich gegenseitig vergleichen können, rücken Menschlichkeiten näher.

Junge Menschen, die sich für ein Ordensleben interessieren, fragen heute sehr direkt nach: „Woran kann ich geistliches Leben erkennen bei Menschen, deren Tätigkeit der meinigen gleicht?" Andere fragen: „Woran erkennt man

hier in diesem Hospital..., in diesem Kinderheim, daß geistliche Gemeinschaft Realität im Alltag ist? Wir sollen uns doch nicht im Ausgedachten bewähren, sondern im Realen!"

Solche Anfragen verunsichern zusätzlich. Trotzdem halten die meisten durch. Wohin sollten sie auch gehen?

Wenn man die Gründungsgeschichten liest, versteht man, woraus die einzelnen Gemeinschaften ihre Kraft bezogen haben. Und was sie fähig gemacht hat, ganz für eine soziale Aufgabe zu leben. Leben die Gemeinschaften heute noch mit allen Mitgliedern für die Aufgaben aus der Zeit der Gründung? Oder hat die Zeit sie ihnen aus der Hand genommen?

„Wo ist unser Platz in den neu entstehenden Armenhilfen unserer Zeit?"

So fragen nicht wenige in den caritativen Ordensgemeinschaften. Und sie beobachten mit Aufmerksamkeit, wie in immer mehr Städten, vor allem in den Wintermonaten Volks- und Armenküchen eingerichtet, Wärmestuben eröffnet und Notquartiere zur Übernachtung angeboten werden.

Solche Hilfen hat es immer schon in Klöstern und vielen Pfarrhäusern gegeben. „Das ist jetzt nicht mehr nötig", meint man in manchem Ordenshaus. Ohnehin sind mit den kleiner und älter gewordenen Konventen auch die Küchen kleiner geworden und weniger belastbar. Da die Zahl der armen Gäste nie kalkulierbar ist, erscheint es nicht sinnvoll, mehr zu kochen als die Gemeinschaft benötigt. Da halten sich die Reste in Grenzen. Zwar werden gewöhnlich weiterhin Butterbrote ausgegeben, im Winter auch mal heiße Getränke oder Gutscheine an bekannte Bäcker oder Lebensmittelhändler.

„Ist das alles, was wir heute noch tun können für die Armen?" So fragen manche Ordenschristen aus den caritativen Gemeinschaften. Und sie vergleichen die eigenen personellen Möglichkeiten mit der Zahl der beruflich und ehrenamtlich tätigen Mitarbeiter in den neu entstehenden Einrichtungen.

Bei solchen Vergleichen gerät der Aspekt aus dem Blick, auf den allein es ankommt.

Die neuen Einrichtungen sind durchweg institutionelle Angebote. Sie werden von Menschen verwaltet, die dafür bezahlt werden. Darunter sind durchaus auch Einzelne, denen gerade dieser Dienst Herzenssache ist. Die Regel ist das nicht. Die Regel ist das auch nicht bei Pförtnern in Klöstern oder in Pfarrhäusern. Trotzdem sehen die Armen darin kein Hindernis bei der Suche nach Essen, Kleidung oder einem geschützten Sitzplatz. Denn kirchliche Häuser lassen sich üblicherweise auf jede Anfrage ein. Sie erfragen keine Daten zur Person und geben Naturalien, soweit der Vorrat reicht. Manche können auch Hinweise auf andere private Helfer geben. Dabei können sie gelegentlich zwar erleben, daß die genannten Adressen abgelehnt werden. Aber der gutgemeinte Rat wird nicht als Abschiebung verstanden, liegt er doch auf der Linie der angefragten Adresse.

Auf solche Weise haben die Armen Wahlmöglichkeiten, hier oder dort um Essen zu bitten. Und sie orientieren sich dabei am jeweiligen Menschen, der die Suppe oder Brote austeilt. „Auf Menschen des Vertrauens kommt es an", höre ich seit Jahren in diesen Kreisen.

Derartige Wahlmöglichkeiten können die offiziellen Hilfsdienste nicht anbieten. Sie müssen Angebot und Nachfrage und dazu das erforderliche Personal kalkulieren können. Damit setzen sie eine Bedingung, von der alle Privaten wissen, daß sie sich nicht einlösen läßt: Die Nachfrage ist nicht kalkulierbar. Sie schwankt zwischen 0 und 50 Personen (und mehr).

Wo versucht wird, dies zu erzwingen, indem z. B. nur eine einzige Armenküche in einer Stadt erhalten bleibt, wird bald die Erfahrung gemacht, daß die Armen sich neue Adressen suchen. Sie nehmen dafür eine Zeitlang größeres Elend in Kauf, denn sie sind aus Erfahrung ziemlich sicher, daß sie Menschen finden werden, die Mitleid kennen. Wenn das nicht gelingt, wandern sie weiter.

Hilfen, die auf Einbahnstraßen angeboten werden, erweisen sich bei Nichtseßhaften und Stadtstreichern oft als vertreibende Hilfen.

Das Wort von der „vertreibenden Hilfe" ist in einem anderen Zusammenhang aufgekommen. Damit wird die inzwischen als rechtswidrig erkannte, aber immer noch gebräuchliche Praxis mancher Heime kritisiert, die jeweils nur für ein bis drei Nächte – und das nur einmal im Monat oder sogar im Vierteljahr – Unterkommen gewähren.

Vertreibende Hilfe kann aber auch auf die hier geschilderte Art erfolgen.

Sicher macht sich in den Klöstern und Pfarrhäusern, die Hilfen einstellen, wenn offizielle Dienste eigene eröffnen, niemand klar, daß sie damit Beihilfe zur Vertreibung leisten.

Was sich vermutlich ebenfalls niemand klar macht ist, daß es nicht so entscheidend auf das Essen ankommt. Das Essen hat vor allem die Bedeutung, Vermittler von Zuwendungen zu sein. Üblicherweise spielt sich dabei nicht nur die Beköstigung ab, sondern auch wenigstens ein Minimum an Zuwendung, die beim Servieren und Abräumen der Mahlzeiten gewährt wird. Auf solche Zuwendung kommt es an.

Essen ist wichtig, wichtiger sind die Zuwendungen. Und diese können bei der Austeilung von Butterbroten und Gutscheinen sehr verknappt werden.

Und noch eins scheint mit sehr wichtig:

Immer wieder traf ich einzelne Ordensleute, die sich für die Durchsetzung gesetzlicher Ansprüche einsetzen. So wichtig das ist, es sollte Weltchristen überlassen bleiben. Denn wenn die Ansprüche erst durchgesetzt sind, z. B. die tägliche Auszahlung von Bargeld für Verpflegung und Taschengeld, dann zeigt sich die Kehrseite solcher Gerechtigkeit. Denn damit zugleich werden die Gratis-Essen in Klöstern zu einem unübersehbaren Problem. Sie sind ei-

gentlich nicht mehr zu verantworten für den, der sich für das Bargeld eingesetzt hat.

Das gilt allerdings nur dann, wenn das Gratis-Essen in Klöstern als bloße Abfütterung verstanden wird.

Ein weiteres Problem kommt oft hinzu: Wird das warme Essen abgeschafft, wird zuweilen auch die Stube geschlossen, die den Mahlzeitendiensten vorbehalten war. Damit ist ein Aufenthaltsraum weniger in der Stadt. Zwar gibt es inzwischen in vielen Städten auch anderswo Räume, die für den Aufenthalt bei Tag bereitstehen. Es gibt Treffpunkte oder Wärmestuben, wo viele Beschäftigungs- und Unterhaltungsangebote gemacht werden und wo es Duschen gibt, Waschmaschine mit Trockner, auch Kleiderkammer und eine Möglichkeit, Eigentum aufzubewahren.

Solche Angebote sollte es überall geben, und sie sollten von früh bis spät geöffnet sein. Denn wo sonst sollen Menschen, die auf der Straße leben, sich pflegen, ihre Wäsche waschen, ihre Kleider wechseln und ihr weniges Eigentum aufbewahren?

So wichtig solche Orte sind, sie machen die unbetreuten Wärmestuben oder die Winkel in Klostereingängen nicht entbehrlich. Denn nicht alle können die Unruhe in den sehr unterhaltsam ausgestatteten Wärmestuben ertragen. Sie brauchen Ruhe. Nimmt man ihnen die stillen Winkel, werden sie sich wieder in den Kirchen einfinden, wo die Beter sich gestört fühlen. Oder sie sitzen bei Gerichtsverhandlungen oder auf Bänken bei der Post und am Bahnhof. An keinem dieser Orte gelten sie als Kunden, denen ein Aufenthaltsrecht zusteht. So kommt es zu Konflikten, weil niemand Verständnis aufbringt. „Warum gehen diese Leute nicht in ihre Wärmestuben?" heißt es dann.

Auf Menschen des Vertrauens kommt es an.

In vielen Klöstern weiß man, daß die Besucherzahl der armen Gäste mit der Anwesenheit bestimmter Pförtner zusammenhängt. Eine besonders erstaunliche Erfahrung habe ich kürzlich in Augsburg gemacht.

Stadtstreicher hatten mich zu Schwester Rita geschickt. Sie ist seit 40 Jahren Pförtnerin der Dominikanerinnen von St. Ursula. Früher hatte sie einen Aufenthaltsraum und eine kleine Küche für diese Gäste. Heute hat sie nur noch einen Stuhl im Flur anzubieten. Die Armen stört das nicht. Sie wollen zur Schwester und „nur mal eben bei ihr sitzen". Sie stehen dafür sogar Schlange. Die Schwester schenkt Herzlichkeit, Verstehen und Humor. Außerdem hat sie Beziehungen zur Küchenschwester, die ihr gern Lebensmittel aus dem Vorratsraum gibt.

Seit vielen Jahren sind die Armen von der Straße meine besten Wegweiser. Ich gehe jeder Adresse nach, die sie mir nennen. Dabei habe ich Menschen aus den unterschiedlichsten Berufen und Arbeitsfeldern kennengelernt, die

alle eine Gemeinsamkeit haben: Sie wissen aus dem Platz, an den das Leben sie gestellt hat, sehr schlicht und selbstverständlich etwas zu machen, was von Armen als Liebe erfahren wird.

Beispiele:

- Eine Pfortenschwester im Mutterhaus in München, zu dem ein großes Hospital gehört, kennt sich aus in den Benutzungsüblichkeiten der Badezimmer und weiß die Lücken für ihre Armen zu nutzen. Sie hat ein gutes Verhältnis zu ihren Mitschwestern in Küche und Wäscherei und macht da manches möglich. Freilich wird sie dadurch zum Magnet, aber ihre Oberen überlassen ihr ein Sprechzimmer, so daß der Dienst nicht zur Belästigung der übrigen Pfortengäste wird.

- Eine Pfarrhaushälterin in Mainz nimmt jede Anfrage von armen Besuchern sehr ernst und bemüht sich um Hilfe. Dadurch klingelt es fast den ganzen Tag hindurch an der Haustür. Das läßt sich schließlich nicht mehr vereinbaren mit den Aufgaben des Pfarrbüros und ihren Pflichten im Haushalt. Sie überlegt, wie sie alle ihr inzwischen vertrauten Gäste auf eine Uhrzeit festlegen kann und kommt auf den frühen Morgen. Fortan sammeln sich ab morgens 6.00 Uhr bis zu 50 Arme vor der Pfarrhaustür. Jahrelang bedient sie alle mit Kaffee und Butterbroten. Da der Hauseingang sehr schmal ist, müssen alle auf der Straße stehen. Zum Glück gibt es wohlwollende Nachbarn.

  Die Armen stört es nicht, daß sie bei jedem Wetter draußen stehen müssen. Sie erfahren aus vielen kleinen Anlässen, daß diese Frau zu ihnen steht. Z. B. verwahrt sie für manchen die Sozialhilfe oder andere Einkommen, damit das Geld sich nicht zu rasch verflüssigt. Sie wäscht die Wäsche, geht mit zu Gerichtsverhandlungen, sie besucht die Kranken und schreibt den Inhaftierten.

  Vor einigen Jahren ist eine leistungsfähige freie Initiative entstanden, die vieles von dem in größerem Stil ermöglicht, was den Pfarrhaushalt längst überforderte. Die Haushälterin hat ihr „Freiluft-Café", wie sie es nennt, an die neue Wärmestube abgegeben. Die Wäsche versorgt sie jetzt in der neuen Einrichtung. Und immer noch ist sie für viele eine Mutter, die immer da ist und im Hintergrund unzählige Hilfen ermöglicht.

- Eine ganz ähnliche Rolle spielt seit ca. 20 Jahren eine Toilettenfrau in einem öffentlichen WC in Augsburg. Sie ist Anlaufstelle für viele Obdachlose, die sich morgens bei ihr waschen und rasieren, gelegentlich auch Kaffee trinken. Sie wäscht Einzelnen die Wäsche, macht Besuche im Hospital und schreibt ins Gefängnis.

  Als ich die Frau besuchte und ihr den Grund meines Kommens erklärte, brach es aus ihr heraus: „Ich bin die Mutti vom WC am Kö, seit 35 Jahren schon. Erst war ich nur als Vertretung hier, seit 20 Jahren bin ich Pächterin. Ich habe hier schwarze und weiße ‚Kinder'. Am liebsten sind mir die

Nichtseßhaften. Schauen Sie, diese Blumen habe ich heute morgen erhalten!" Ich sah fünf Blumenvasen. Sie erzählte mir ausführlich, wie sie es möglich macht, in einem engen Raum und mit Hilfe der öffentlich zugänglichen Waschtische, für so viele Nichtseßhafte zu sorgen.

Und noch etwas lernte ich hier: Da saß eine junge Frau, die gelegentlich als Vertreterin in diesen Räumen arbeitet und die davon träumt, einmal Nachfolgerin zu werden und dann auch so arbeiten zu können. So gewinnt man Nachwuchs!, empfehle ich allen Schwestern.

- Ein Dominikaner ist seit 9 Jahren Gefängnisseelsorger im Untersuchungs- und Kurzhaft-Gefängnis in Augsburg. Im Hauptberuf ist er Prior im Kloster und Pfarrer der Hl.-Kreuz-Gemeinde.

  Im Kurzzeit-Knast sind die Seelsorger nie im Hauptberuf tätig. Ihre Anwesenheit ist darum in der Regel auf den Sonntagsgottesdienst und auf jeweilige Anforderungen beschränkt. P. Raphael ist seit 9 Jahren an jedem Nachmittag (sonntags ausgenommen) im Gefängnis und zieht seine Runden durch alle Zellen. Da die Nichtseßhaften einen ständigen Anteil unter den Inhaftierten stellen, hat er für diese auch eine Nachbetreuung eingerichtet. Um dabei Unterstützung zu finden, ist er Mitglied im Sozialdienst Kath. Männer geworden. Inzwischen ist ein Haus angemietet worden, wo ca. 20 Männer Wohnung gefunden haben. Er erzählte von seinen besonderen Schützlingen, die noch bei minus 20 Grad „Platte machen". Er sei froh, wenn er einen von diesen im Gefängnis treffe. Staatsanwalt und Richter dächten ebenso...

- Ähnliche Sorgen bewegen vermutlich eine Schwester in einem Altenheim am Stadtrand von München. Wohnung oder Übernachtung kann sie nicht ermöglichen, aber sie richtet im Winter Tag für Tag frühmorgens im geheizten Klostereingang mit Wolldecken eine Art von Feldlager. Zwischen 5.30 und 6.00 Uhr findet sich eine Gruppe frierender Männer ein, die hier kurz und intensiv Schlaf nachholen. Um 8.00 Uhr gibt es heißen Kaffee und Butterbrote. „Und danach muß die Pforte wieder aussehen, als ob sich da nichts Böses ereignete", hörte ich.

- Berufliche Sozialarbeiter kann man gelegentlich auch unter solchen Menschen treffen. Sie schaffen es, aus ihrem offiziellen Dienstraum ein Zuhause für Menschen zu machen, die auf der Straße leben. Sie handhaben ihre Dienstzeiten so flexibel, daß sie eigentlich immer erreichbar sind.

Das, was hier an Beispielen berichtet wird, geht nicht immer konfliktfrei vor sich. Aber dadurch hat sich keiner von seinem Weg abbringen lassen. Alle haben Auswege gesucht, sind Kompromisse eingegangen und haben mit der Zeit Freunde und Förderer gefunden. Unangenehm ist ihnen nur, wenn sie als:
„Menschen, wie Mutter Teresa"
bezeichnet werden. Einer erklärte mir das einmal so:

„Es kann nicht darum gehen, Mutter Teresa nachzueifern. Der Heiligenschein zu Lebzeiten kann trügen, vor allem deshalb, weil er das, was vielleicht wirklich gut ist, auf einen Sockel hebt, wo es nicht hingehört. Das Gute ist unscheinbar. Sein Ort ist das Labyrinth des Alltags. Dort wirkt es, unaufdringlich, alltäglich, selbstverständlich."

Die Armen wissen das. „In den Nischen hausen die Engel", hat mir eine in Frankfurt gesagt. Und andere haben mich mitgenommen und mich in einige Nischen schauen lassen.

Neue Initiativen

Heute entstehen in vielen Orten neue Aufbrüche im Dienst unter den Ärmsten: Obdachlose, Nichtseßhafte, Asylanten, Aidskranke... Die Entstehungsbedingungen ähneln denen, die aus den Gründungsberichten caritativer Orden bekannt sind. Bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen, stellen sich manche Gemeinsamkeiten heraus, die sich so gliedern lassen:

Am Anfang stand immer das Erkennen eines Problems durch einen einzelnen oder eine kleine, einflußreiche Gruppe. In München war es ein Lokomotivführer, in Augsburg ein Weihbischof, in Frankfurt ein Kapuziner, in Mainz ein Taizé-Kreis.

In der zweiten Phase haben Interessengruppen Hilfen mit Modellcharakter ermöglicht und damit praktizierbare Lösungswege geschaffen:

In München fährt eine Gruppe Freiwilliger seit Jahren nachts zu 5 bis 6 Plätzen in der Stadt, wo sich die aus dem Kreis der Stadtstreicher einfinden, die tagsüber nicht zu erreichen sind. Dann gibt es heißen Tee und belegte Brote. Dadurch läßt sich manches Gespräch ermöglichen. Dabei können Wunden versorgt und kann Wäsche gewechselt werden. Vor allem kann Vertrauen keimen, das oft mit der Zeit zu weiteren Hilfen führt.

In Augsburg hat sich der Caritasverband das Anliegen zu eigen gemacht und einen Erfahrungsaustausch mit allen Klöstern und Pfarrhäusern in die Wege geleitet. Daraus ist die Einrichtung einer Wärmestube mit Kochmöglichkeiten, mit sanitären Angeboten, mit Kleiderkammer und Waschmaschine mit Trockner geworden. Dazu kam eine Volksküche.

In Frankfurt kam es vor 5 Jahren zu einem Sonntagsfrühstück, das zunächst nur von den Kapuzinern einmal monatlich im Winter angeboten wurde. Inzwischen haben sich andere Pfarrgemeinden der Innenstadt der Initiative angeschlossen. Gut 300 Gäste werden jeweils herzlich bewirtet. Die Helfer kommen aus der ganzen Stadt und sind über Gottesdienstpredigten gewonnen worden.

In Mainz wurde zunächst ein Notquartier in einer im Umbau befindlichen Seitenkapelle von St. Bonifatius bereitgestellt. Nacht für Nacht fanden sich hier Nichtseßhafte ein und wurden ehrenamtlich betreut. Später wurden andere Räume gefunden, in denen in den Wintermonaten 20 Betten und Not-

betten zur Übernachtung bereitstehen. Die Betreuung ist weiterhin ehrenamtlich. Ergänzend gibt es eine Teestube mit sanitären Angeboten, Waschmaschine, Kleiderkammer und Aufbewahrungsmöglichkeiten für persönliches Eigentum.

In der dritten Phase wurde versucht, die Öffentlichkeit über die neuen Dienste zu informieren und Unterstützung zu finden.

Schließlich folgte überall, wo sich die neuen Dienste bis hierher behaupten konnten, die Bestätigung und weitere Unterstützung durch kirchliche und staatliche Stellen.

All diesen neuen Initiativen ist gemeinsam, daß das Überleben und Wachsen zum größten Teil der zielstrebigen, harten Arbeit einzelner weitblickender Persönlichkeiten zu verdanken ist. Soweit sie als solche öffentlich wahrgenommen werden, heißen sie Gründer oder Initiatoren. Man erfährt dann Namen von Weltchristen.

Ordensleute, deren Sehnsucht eine radikalere Solidarität mit Armen ist, sagen oft: „Die Christen in der Welt können mehr tun als wir." Damit sind die Möglichkeiten gemeint, sich heute caritativ zu engagieren. Dafür braucht es Zeit, vor allem Beweglichkeit, denn die Armen leben selten nebenan.

Wenn man lediglich den praktischen Umfang der Einsätze mißt, stimmt der Vergleich in der Regel. Dabei bleiben die Besonderheiten der verschiedenen Lebenswege, auf die Gott Menschen führt, außerhalb. Die Ordenswege haben ihren Wert in sich, ebenso wie die Wege der Christen in der Welt. Beide sind für die Menschen bestellt, auf je eigene Weise. Beide sollen in Treue gelebt werden. Und sie sollen sich ergänzen. Welchen Sinn könnte es haben, wenn alle Christen das Gleiche tun?

Ordensleute, die sich auf das Vergleichen eingelassen haben, erleben bald keine Herausforderung mehr, den eigenen Reichtum immer wieder neu zu entdecken, sondern nur noch die Bestätigung eines Eindrucks, der ihnen vormacht, sie seien überholt von anderen Christen.

Das ist eine Versuchung, die etwas sehr Schlichtes vergessen läßt: So lange es Klöster gibt, gibt es Adressen, wo immer jemand zu Hause ist. Ein Gedicht von Silja Walter beschreibt diese Besonderheit in einem Gebet, das so beginnt:

Gebet des Klosters am Rande der Stadt

Jemand muß zuhause sein, Herr,
wenn du kommst.
Jemand muß dich erwarten,
oben auf dem Berg
vor der Stadt.

Jemand muß nach dir Ausschau halten
Tag und Nacht.
Wer weiß denn, wann du kommst.

Jemand muß wachen
unten an der Brücke,
um deine Ankunft zu melden,
Herr,
du kommst ja doch in der Nacht
wie ein Dieb.

Wachen ist unser Dienst,
wachen.
Auch für die Welt.

Sie ist so leichtsinnig,
läuft draußen herum
und nachts ist sie auch nicht
zuhause.
Denkt sie daran,
daß du kommst?
Daß du ihr Herr bist
und sicher kommst?
. . . . . .
. . . . . .

SILJA WALTER
(Fundstelle unbekannt)

Jemand muß zu Hause sein, denn Gottes Sohn kommt in der Gestalt des Bettlers (Mt 25,31–46).

Wenn Ordensleute sich freistellen lassen, um den Armen näher zu sein.

Manche der neuen Initiativen haben ein deutlich religiös geprägtes Gesicht. Das ergibt sich oft aus der Besonderheit des Dienstes unter Menschen, die vom Leben schwer geschädigt sind. Da ist eine andere Form von Betreuung erforderlich, als üblicherweise in einem bezahlten Dienstverhältnis erwartet wird. Dazu muß man mehr mitbringen als Ausbildung und Arbeitswillen. Dazu benötigt man eine innere Einstellung, die an den unvergleichbaren Wert jedes Menschen glaubt. Wer diese Art von Berufung ernst nimmt, glaubt auch an den, der ruft. Es ist darum nicht verwunderlich, daß sich unter denen, die sich für die Nichtseßhaften einsetzen, tief religiöse Menschen anzutreffen sind. So erklärt es sich wohl auch, warum sich oft einzelne Ordensleute bei den neuen Initiativen einfinden und sich zum Mittun anbieten. Einige bringen ihre Freizeit ein, anderen gelingt es, ihre Hauptaufgabe in Orden mit dem neuen Dienst zu verbinden, etwa als Seelsorger oder im Kranken-, im Küchen- oder im Gartendienst. Einzelne werden sogar freigestellt, um sich außerhalb des Klosters in dem neuen Dienst einzubringen.

In Bayern und in Österreich bin ich im Winter 1986/87 sieben Ordensschwestern begegnet, die von ihren Gemeinschaften für den Dienst unter Nichtseßhaften (in Österreich sagt man Sandler) freigestellt worden sind. Sie wohnen in Wohngemeinschaft mit den übrigen Bewohnern der Häuser, in denen neue Beheimatung von Straßenarmen ermöglicht wird. In jedem dieser Häuser gibt es eine Kapelle mit Sanctissimum.

Zwei Schwestern erzählten mir, wie sich ihre jeweiligen Ordensleitungen das geistliche Leben im sozialen Dienst vorstellen. Die Realität des Tagesgeschehens läßt es jedoch nur selten zu, daß eine feste Ordnung einzuhalten ist. Ebenso wenig ist zu garantieren, daß die beiden Schwestern ihre Gebetszei-

ten gemeinsam halten können. In der Regel muß jede allein klarkommen und steht damit ebenso allein wie Weltchristen in solch einem Dienst. Hier gibt es allerdings einen bedeutsamen Unterschied: Von Ordensleuten erwartet jedermann, daß sie stets offen und freundlich und immer bereit sind zum Dienst. Das wird von Weltchristen so nicht erwartet. Und darum werden die in diesem schwierigen Dienst unvermeidbaren Konflikte deutlicher wahrgenommen.

Erschwerend kommt in einigen Fällen hinzu, daß sich ein Kreis von interessierten Freunden, Förderern und Helfern aus Ordensgemeinschaften und Bürgerschaft einstellt. Das kann hilfreich sein für den sozialen Dienst, nicht dagegen für die Gestaltung eines tragfähigen geistlichen Lebens. Die meisten Bürger unseres Landes sind viel zu weit entfernt von der Not der Straßenarmen, um zu wissen, worum es bei solch einem Dienst gehen könnte. Sie werden zu Bewunderern, ja Anbetern, bevor sie erkennen können, was dieser Dienst kostet. Wer sich auf ihn einläßt, wird herausgefordert in den Grundfragen der christlichen Existenz. Aber das erfährt nur, wer sich einläßt. Und wer dann keinen Begleiter hat, der scheitert.

Dies Letzte ist wohl nur vermeidbar, wenn solche Dienste und die dafür vorgenommenen Freistellungen einzelner Ordensleute deutlicher zu Aufgaben der jeweiligen Gemeinschaft gemacht werden. Es genügt nicht, Schwestern oder Patres/Brüder freizustellen und reichlich Unterstützung materieller Art zur Verfügung zu stellen. Die Aufgabe muß so mitgetragen werden wie die anderen sozialen Dienste, die die caritativen Orden im Laufe der Zeit ausgebaut haben.

Eine solche Art von Freistellung kannte ich bislang nur aus Münster, wo die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern (Klemensschwestern) Schwester Eveline seit 8 Jahren mit dem Dienst in einer Tagesstätte für Stadtstreicher beauftragt hat. Ich sehe allerdings entscheidende Unterschiede zu den Schwestern, die mir im Winter 1986/87 begegnet sind:

Schwester Eveline war vorher Pfortenschwester an der Mutterhauspforte und hatte dort einen sehr großen Zulauf an Hilfesuchenden. In der Spitze sind einmal über 60 Personen gezählt worden. Die räumlichen Möglichkeiten waren an dieser Stelle für die Nachfrage unzureichend. Und der übrige Dienst an der Mutterhauspforte vertrug sich recht schwer mit dieser besonderen Inanspruchnahme.

Die Oberin erkannte die Begabung der Schwester und stellte ihr im Mutterhausgelände Räumlichkeiten zur Verfügung, wo der Dienst zu einem Tagestreffpunkt ausgebaut wurde.

Die Schwester blieb in ihrem Konvent und nimmt an allen Veranstaltungen der Gemeinschaft teil. Ihre Oberin und viele Mitschwestern kennen den Treffpunkt und interessieren sich für alles, was dort geschieht. So ist dieser Dienst zu einem Dienst des Ordens der Klemensschwestern geworden.

Demgegenüber sind die sieben oben erwähnten Ordensschwestern für nicht ordenseigene soziale Aufgaben freigestellt worden.

Ein Weiteres kommt hinzu: Die neuen Initiativen setzen in einem sehr konfliktreichen Arbeitsfeld an. Sie brauchen fachliche und geistliche Begleitung.

Für fachliche Begleitung bieten sich in der Regel Professionelle aus der Sozialarbeit an. Hier kommt es nicht immer zu einer Kooperation, weil die Beruflichen zunächst als Lernende bei den Ordensleuten anfangen müssen. Das fällt nicht leicht. Aber da hier alles anders verläuft als in der beruflichen Sozialarbeit bekannt, ist der Lernprozeß unvermeidbar.

Was eine geistliche Begleitung angeht, so wird eine solche selten für erforderlich gehalten, vor allem dann, wenn Ordensleute mitarbeiten. Es ist jedoch ein Irrtum, zu meinen, in einem so neuen und schwierigen Arbeitsfeld könnten die, die den täglichen praktischen Dienst leisten, gleichzeitig den erforderlichen Abstand halten, um die Ausrichtung des Dienstes und die Gestaltung gemeinsamen geistlichen Lebens ständig zu reflektieren. Diese Rolle muß von außen wahrgenommen werden. Freilich muß der Begleiter sich sehr gut auf den Dienst einstellen können und muß Vertrauen besitzen.

In Münster hat ein Kapuzinerpater diese Rolle von Anfang an wahrgenommen. Ob der Dienst ohne solche Begleitung auch mit der geistlichen Grundorientierung überlebt hätte, scheint mir sehr zweifelhaft.

Die zusammenfassende Erkenntnis aus den vielen Begegnungen mit Menschen, die Helfer für die Armen von der Straße sein wollen, ist diese:

Ordensleute und Weltchristen brauchen das Vertrauen der Armen, um als Helfer angenommen zu werden. Vertrauen läßt sich nicht kaufen, es ist immer Geschenk. Vertrauen ist nur zu gewinnen und darum leicht zu verspielen. Niemand sollte auf Dankbarkeit warten, aber jeder dankbar sein, wenn seine Hilfe angenommen wird.

Das Beste, was die Orden tun können ist, die Mitschwestern und Mitbrüder, die sich an ihrem Platz im Kloster als begabt für den Umgang mit Armen erwiesen haben, zu unterstützen und vielleicht in Einzelfällen beauftragen, diesen Dienst im Namen des Ordens auszubauen.

So etwas ist kein großes Werk, keine öffentlich wirksame Option für die Armen, aber nicht darauf kommt es an. Die Ärmsten suchen den Menschen. Dabei meiden sie die Öffentlichkeit. Wer sich von ihnen führen läßt, kann das menschenfreundlichste Gesicht unserer Städte entdecken.

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. Juni 1987)

VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

1. Rundschreiben „Über die selige Jungfrau Maria im Leben der pilgernden Kirche"

Die Enzyklika „Redemptoris Mater" möchte das Verständnis der Gegenwart Marias im Geheimnis Christi und im Leben der pilgernden Kirche vertiefen; sie schließt sich dabei an das 8. Kapitel der Konzilskonstitution „Lumen gentium" und das Apostolische Schreiben „Marialis cultus" von Paul VI. an. Einige grundlegende Merkmale treten deutlich hervor: eine breite biblische Argumentation, eine trinitarische, christologische und pneumatologische Sicht, eine Betonung des Glaubens Marias, und dies alles im Hinblick auf die kirchliche Gegenwart, mit besonderem Bezug auf die ökumenische Dimension.

Nach den Enzyklen, die Christus, dem Erlöser („Redemptor hominis", 1979), dem Vater der Barmherzigkeit („Dives in misericordia", 1980) und dem Heiligen Geist, dem Lebensspender („Dominum et vivificantem", 1986), gewidmet sind und gleichsam eine „trinitarische Trilogie" bilden, wollte der Heilige Vater eine Enzyklika Maria von Nazaret widmen, dem Geschöpf, das die christliche Tradition wegen seiner einzigartigen Beziehungen zur Dreifaltigkeit als auserwählte Tochter des Vater, als ohne Erbsünde empfangene Mutter des menschgewordenen Wortes, als heiligen Tempel des göttlichen Geistes grüßt.

Zwei Quellen sind es vor allem, aus denen der Heilige Vater schöpft und auf die er sich bezieht: an erster Stelle die Heilige Schrift; dann die Dokumente des II. Vatikanischen Konzils, insbesondere die Konstitutionen über die Kirche „Lumen gentium", über die göttliche Offenbarung „Dei verbum" und über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et spes". So erweist sich die Enzyklika als eine fortwährende Betrachtung des Wortes Gottes und als ein genauer Kommentar der Konzilstexte, vor allem des 8. Kapitels der Konstitution „Lumen gentium" über „die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche". Die Berücksichtigung der Bibel und des II. Vatikanischen Konzils ist von häufigen Hinweisen auf die patristische und liturgische Tradition des Orients wie des Okzidents begleitet.

Die Enzyklika „Redemptoris Mater" hat folgende Gliederung: Einleitung (Nr. 1–6), „Die Gottesmutter inmitten der pilgernden Kirche" (Nr. 25–37) und „Mütterliche Vermittlung" (Nr. 38–50); Schluß (Nr. 51–52).

In der *Einleitung* gibt der Heilige Vater das Motiv an, das ihn dazu bewogen hat, ein Marianisches Jahr zu verkünden und der seligen Jungfrau Maria eine Enzyklika zu widmen: Es ist „der Blick auf das bereits nahe Jahr 2000, in dem das zweitausendjährige Jubiläum der Geburt Christi unsere Augen zugleich auf seine Mutter lenkt" (Nr. 3). Und weiter erklärt er: Wie bei der Verwirklichung des Heilsplanes Gottes die Geburt Marias von Nazaret der Geburt Christi voraufgegangen ist und wie jedes Jahr die Adventszeit der Weihnachtszeit vorausgeht, so ist es auch sinnvoll, daß ein marianisches Jubiläumsjahr dem großen Christusjubiläum des Jahres 2000 voraufgeht und darauf vorbereitet.

Im *1. Teil* – „Maria im Geheimnis Christi" – werden drei biblische Stellen erörtert:

– die Anrede „du Begnadete" (Lk 1,28), mit der der Engel Gabriel Maria von Nazaret begrüßte; die Enzyklika erklärt und ver-

tieft sie im Licht eines berühmten Verses aus dem Epheserbrief: „Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus: Er hat uns mit allem Segen seines Geistes durch unsere Gemeinschaft mit Christus im Himmel“ (1,3);

– die Seligpreisung Elisabets über Maria: „Selig ist, die geglaubt hat“ (Lk 1,45); hierauf bezieht sich die Enzyklika mehrmals, indem sie ihre große Tragweite aufzeigt und betont, daß das Leben der Mutter Jesu ganz und gar ein „Weg“ oder eine „Pilgerschaft“ des Glaubens und im Glauben war;

– das Wort, das Jesus in der Sterbestunde an den Jünger richtete: „Siehe, deine Mutter“ (Joh 19,27) und das ein Vermächtnis von höchstem kirchlichem Wert darstellt.

In der eingehenden Betrachtung dieser Texte werden in logischer Verknüpfung zahlreiche biblische Stellen herangezogen, die sich auf verschiedene Weise auf die heilige Mutter des Erlösers beziehen; so wird der 1. Teil des Dokumentes eine biblische Meditation über die Gestalt Marias in ihrer einzigartigen Beziehung zu Christus: die sorgende Mutter, die hochherzige Gefährtin im Werk der Erlösung, die treue Jüngerin.

Im *2. Teil* – „Die Gottesmutter inmitten der pilgernden Kirche“ – zeigt die Enzyklika auf, wie Maria für „das Volk Gottes, das in allen Völkern der Erde verwurzelt ist“, Vorbild und Anführerin ist für seinen Pilgerweg zwischen den „Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes“ (Nr. 25). Das Bild des Weges in seiner tiefen biblischen Verwurzelung erweist sich als besonders fruchtbar, um die Gegenwart Marias im Leben der Kirche zu erläutern: Die Mutter des Herrn geht dem Pilgerweg des Volkes Gottes voran und unterstützt ihn, sie führt ihn an und ermutigt ihn.

In diesem 2. Teil behandelt ein ganzes Kapitel die heute so stark erlebte Problematik des „Weges der Kirche und der Einheit aller Christen“ (Nr. 29–34): Es wird dort daran erinnert, daß auch die getrennten Brüder des Abendlandes davon überzeugt sind, daß die Gestalt Marias zu unserem Glauben an Christus, den wahren Gott und wahren Menschen, gehört; ein breiter Raum ist den herrlichen marianischen Zeugnissen der orientalischen Kirchen gegeben sowie dem Gedanken des 1200. Jahrestages des II. Ökumenischen Konzils von Nizäa (787) und der Tausendjahrfeier der „Bekehrung zum Christentum“ der Völker des alten Rus' – Ukraine, Weißrußland, Rußland – gewidmet (Nr. 33). Ein weiteres Kapitel dient dazu, im Licht des Magnifikat, des täglichen Lobgesanges der Kirche, einige Fragen unserer Zeit, wie die vorrangige Liebe zu den Armen, zu erwägen.

Im *3. Teil* – „Mütterliche Vermittlung“ – behandelt die Enzyklika im Anschluß an das 8. Kapitel der Konstitution „Lumen gentium“ die „mütterliche Vermittlung“ Marias, indem sie die Lehre des II. Vatikanischen Konzils bekräftigt: Diese Vermittlung, die der einzigen Mittlerschaft Christi, des einen Herrn, Erlösers und Mittlers, untergeordnet ist, besteht im wesentlichen in der fürsprechenden und mütterlichen Aufgabe, welche die Jungfrau Maria nach dem Plan Gottes in der kirchlichen Gemeinschaft ausübt.

Nachdem im *Schlußkapitel* die Bedeutung des Marianischen Jahres hervorgehoben worden ist, lädt der Heilige Vater dazu ein, die Texte des II. Vatikanischen Konzils noch einmal intensiv zu lesen und den Blick auf neue Ziele im Bereich des Glaubens und des menschlichen Zusammenlebens zu richten, und gibt schließlich eine Auslegung der Antiphon „Alma Redemptoris Mater“ (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz (P 9/87).

2. Papstbesuch in der Bundesrepublik Deutschland

Vom 30. April bis 4. Mai 1987 weilte Papst Johannes Paul II. in der Bundesrepublik und besuchte verschiedene Städte in den

(Erz-)Diözesen Köln, Münster, Essen, München-Freising, Augsburg und Speyer.

In seinen 22 Ansprachen während des rund 100stündigen Besuches in der Bundesrepublik Deutschland stellte Papst Johannes Paul II. immer wieder das Zeugnis des Glaubens durch die Christen in den Mittelpunkt. Als Vorbilder nannte er vielfach die neuen Seligen Edith Stein und Rupert Mayer sowie andere Glaubenszeugen – vor allem aus der Zeit des Dritten Reiches. Zeugenschaft bedeutet für den Papst auch das politische Engagement in Feldern, die die Kirche berühren. Und so gab er auch für wichtige Themen die Richtung an.

Christen seien verantwortlich für das, was in der Welt vorgeht, deshalb sei Einmischung geboten. Beispiele solcher Einmischung nannte Johannes Paul II. vielfach: Solidarität mit Ausländern und Asylsuchenden (Köln/Bonn), Kampf gegen die Abtreibung und ihre Finanzierung auf Krankenschein (Münster), Bemühungen um sinnvolle Schritte zur Abrüstung (Kevelaer), Abbau der unverschuldeten Arbeitslosigkeit und Stärkung der Mitbestimmung (Bottrop), Einbringen von Bürgersinn (Essen), Kampf um die Grundrechte (München) und die Einhaltung der Menschenrechte (Speyer); die Aussagen zur Ökumene, die sich wie ein roter Faden durch die meisten öffentlichen Auftritte zogen. Die Verdunstung des Glaubens (Gelsenkirchen) beklagte der Papst, lobte den Wert der christlichen Familie (München und Augsburg) und warb bei der Jugend um neue geistliche Berufe (Gelsenkirchen und Augsburg).

Es war dies die 34. Pastoralreise Papst Johannes Pauls II. Es war eine Reise, die ganz unter dem Zeichen der „Zeugenschaft" stand – „Zeugnis für Christus und die Kirche".

Grußwort des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker

„Eure Heiligkeit, im Namen der Bundesrepublik Deutschland und im Namen aller Deutschen, heiße ich Sie von Herzen willkommen.

Sie sind zu einem Pastoralbesuch gekommen und werden mehrere Diözesen aufsuchen. Ich möchte Ihnen aber sagen, daß sich die ganze deutsche Bevölkerung aufrichtig über Ihren Entschluß freut, zum zweiten Mal während Ihres Pontifikats mitten unter uns zu sein.

Sie werden Edith Stein in Köln und Rupert Mayer in München seligsprechen, zwei herausragende Glaubenszeugen dieses Jahrhunderts. Edith Stein ist eine Juden und Christen verbindende Gestalt; sie ist in Auschwitz für andere gestorben. Die Erinnerung an sie weist in die Zukunft.

Mit Pater Rupert Mayer ehren Sie einen Mann, der aus der Kraft seines Glaubens dem Ungeist und Unrecht offen widerstand. Sie ehren mit ihm Glauben und Geist im deutschen Volk.

Ihr Besuch gilt auch dem Land, von dem die Reformation ausging. Jeweils ungefähr zur Hälfte sind die Christen bei uns katholisch und evangelisch. Die Christen hierzulande hoffen und wünschen, daß die Kirchen deutlicher aufeinander zugehen mögen und daß die Menschen und die Familien – zumal die gemischtkonfessionellen – dies stärker als bisher verspüren können. Die Trennung ist nicht bis an die Wurzel vorgedrungen. Was die Menschen bei uns bewegt, sind nicht die Gegensätze. Vielmehr suchen wir gemeinsam inmitten von technischer Zivilisation, von Unfrieden und Ungerechtigkeit in der Welt vertiefte geistige und geistliche Kraft.

In diesem Sinn freut sich unser Volk über Ihre Ankunft und wünscht Ihnen, Ihrer Kirche und uns allen, daß Ihr Besuch unter einem guten Stern stehen möge."

Worte des Papstes

„‚Ihr werdet meine Zeugen sein' – und das nicht nur in Jerusalem, in Judäa und Samarien, sondern ‚bis an die Grenzen der Erde' (Apg 1,8). Mit diesen Worten Jesu an die Apostel unmittelbar vor seiner Himmelfahrt begann der Weg der Kirche in die Welt und in die Geschichte. Dieser Auftrag Christi hat durch die Jahrhunderte hindurch Männer und Frauen als seine Glaubensboten zu allen Völkern bis in die entlegendsten Gebiete der Erde geführt. Er führt in unseren Tagen auch den Bischof von Rom als Nachfolger des Apostels Petrus zu den Ortskirchen, zu seinen Glaubensbrüdern und -schwestern in aller Welt, um sie gemäß seinem Auftrag in ihrem Glauben zu bestärken (vgl. Lk 22,32). Er führt mich heute zum zweiten Mal in die Bundesrepublik Deutschland...

‚Ihr werdet meine Zeugen sein.' – Die herausragenden Ereignisse, die wir in den kommenden Tagen in geistlicher Verbundenheit in den verschiedenen Diözesen gemeinsam feiern werden, stehen in einer ganz besonderen Weise im Zeichen der Zeugenschaft. Durch die beiden Seligsprechungen in Köln und München ehrt die Kirche zwei Christen die inmitten äußerster Prüfungen und Gefahren ein unerschrockenes, heroisches Zeugnis für ihren Glauben abgelegt haben. So Edith Stein, die in Solidarität mit ihrem gemarterten jüdischen Volk als Jüdin und katholische Ordensfrau in christlicher Hoffnung den Leidensweg ihres Volkes in die Vernichtung gegangen ist. Im Jesuitenpater Rupert Mayer gedenken wir eines mutigen Bekenners und Apostels der Nächstenliebe, der für die kompromißlose Verteidigung von Glaube und Sittlichkeit gegenüber gottloser staatlicher Willkürherrschaft weder Verfolgung noch Gefängnis gescheut hat. Dazu gilt mein ehrerbietiger Besuch dem Grab des großen Kardinals Clemens August Graf von Galen, der gegen eine verbrecherische Mordmaschinerie ‚gelegen oder ungelegen' (vgl. 2 Tim 4,2) für die Achtung des Lebensrechts und die unantastbare Würde aller Menschen furchtlos seine Stimme erhoben hat.

Diese leuchtenden Gestalten der Kirche haben durch ihr opferbereites Zeugnis für Christus und für die wahre Größe des Menschen das grausame Dunkel einer ganzen Geschichtsepoche erhellt. Sie stehen zugleich für alle jene im deutschen Volk, die nicht bereit gewesen sind, sich der menschenverachtenden Tyrannei des Nationalsozialismus zu beugen. Darunter gedenken wir mit Hochachtung auch zahlreicher mutiger Bekenner und Opfer unter unseren evangelischen Brüdern und Schwestern. Sie allesamt sind für uns Zeichen der Hoffnung und Verpflichtung für das von uns heute geforderte Zeugnis für Recht und Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft, für die Verteidigung der immer wieder neu bedrohten Grundrechte des Menschen und seiner übernatürlichen Berufung, von der her alle menschlichen Belange ihr wahres Maß und Ziel erhalten. Möge das gemeinsame Glaubenszeugnis der Christen allmählich auch zu einer immer tieferen Einheit unter den christlichen Kirchen und Gemeinschaften führen.

Mit dem ehrenden Gedenken dieser vorbildlichen Zeugen der Vergangenheit verbinde ich zugleich den Ausdruck meiner hohen Wertschätzung für das ganze deutsche Volk."

Auf der Zeche „Prosper/Haniel" hielt Johannes Paul II. nicht nur eine vielbeachtete Rede; hier erwies sich das Oberhaupt der katholischen Kirche als ein zuhörender Papst. Sprecher verschiedener Berufsgruppen unterrichteten Johannes Paul II. knapp, aber griffig über die teilweise bedrohliche Arbeitsmarktlage im Ruhrgebiet. Der Papst selbst antwortete deutlich. Mit seinen klaren Aussagen zur Arbeitswelt dürfte er so manche, dem kirchlichen Leben gegenüber verstockten Arbeiterherzen wenigsten ein Stück weit gewonnen haben. Viele Kumpels im Revier registrierten es

positiv, daß Johannes Paul II. überhaupt bei ihnen Station gemacht hatte.

Über die Strukturkrise des Ruhrgebiets zeigte sich der Papst gut informiert: Die Entwicklung im Bereich Kohle und Stahl erfülle ihn mit tiefer Besorgnis; lasse diese Reise doch „Erschütterungen des sozialen Friedens" befürchten. Weil die Strukturprobleme jedoch „seit längerem vorhersehbar" gewesen seien, appelierte Johannes Paul II. an die Verantwortlichen von Wirtschaft, Politik und Gewerkschaften, nach „sozial wirksamen und gerechten Lösungen" zu suchen. Unverschuldete Arbeitslosigkeit sei „ein gesellschaftlicher Skandal", wenn die zur Verfügung stehende Arbeit nicht gerecht verteilt werde und die Erträge nicht auch zur Schaffung neuer Arbeitsplätze eingesetzt würden.

Besonders deutlich mahnte der Papst die Verpflichtung einer sozialen Gesellschaft an, die Jugendarbeitslosigkeit und die Arbeitslosigkeit unter den ausländischen Mitbürgern zu beseitigen. Für Jugendliche sei es eine „untragbare Belastung", wenn sie nach Abschluß der Schule keine Möglichkeit zu einer beruflichen Ausbildung hätten. Zum Thema Gastarbeiter rief Johannes Paul II. den Deutschen in Erinnerung, daß gerade die ausländischen Arbeitnehmer durch ihre Arbeitskraft viel zum wirtschaftlichen Erfolg der Bundesrepublik beigetragen hätten und auch heute noch unverzichtbare Dienste leisteten. Die Kirche kenne keine „Fremden", sagte der Papst und forderte dazu auf, die Türen für die Ausländer zu öffnen. Bereits an seinem Ankunftstag hatte der Papst dazu aufgerufen, den asylsuchenden Menschen auch weiterhin in der Bundesrepublik eine Heimat zu geben.

Die Anwesenheit zahlreicher Gewerkschaftsfunktionäre und Vertreter aus dem Arbeitgeberlager nutzte Johannes Paul II. für innerkirchliche Belange. So erinnerte er an den „hohen kulturellen und religiösen Wert" des Sonntags. Dieser Tag müsse auch in Zukunft im Interesse der christlichen Gemeinden, aber auch der Familie geschützt bleiben. Hierfür bedürfe es der Solidarität der Gewerkschaften und Unternehmer. In Anspielung auf Beschlüsse verschiedener Einzelgewerkschaften, die Abtreibung gänzlich außer Strafe zu stellen, warnte der Papst die Interessenverbände davor, Christen auszugrenzen. Gewerkschaften und Arbeitnehmer seien gut beraten, wenn sie der spezifischen Mitarbeit der Christen, die Johannes Paul II. auf der Grundlage der katholischen Soziallehre ausdrücklich einforderte, einen sicheren Raum geben und deren Gewissensüberzeugungen achten würden.

Bottrop war auch die Station, an der der Papst den Wissenschaftlern ins Gewissen redete: Angesichts des „gefährlichen militärischen Rüstungspotentials" – eine deutliche Drosselung der Rüstungsausgaben forderte Johannes Paul II. in Kevelaer –, aber auch angesichts der Schädigung von Erde und Luft, von Flüssen und Meeren, von Pflanzen und Tieren sowie wegen der möglichen Manipulationen, die mit der Gentechnologie verbunden seien, tauchten bei immer mehr Menschen Zweifel an Sinn und Zielsetzung moderner Forschung auf. Die Kirche mißtraue nicht der menschlichen Vernunft, sie appelliere jedoch an die Verantwortung der Wissenschaftler. Schon die Wissenschaft selbst müsse sich an den „gottgegebenen, unveräußerlichen Grundrechten des Menschen" orientieren.

Im Augsburger Dom kam es am 4. Mai auch zu einer Begegnung von rund 3500 Ordensfrauen und Mädchen mit dem Papst. Dabei unterstrich er die Bedeutung einer enthaltsamen und jungfräulichen Lebensweise. Die Ordensfrauen rief Johannes Paul II. auf, deutlich zu machen, daß ein enthaltsames Leben um des Gottesreiches willen zu Freude und Erfüllung führe. An die Mädchen appellierte er, aufmerksam auf ein solches Zeichen christlicher Jungfräulichkeit zu schauen und sich nicht von denen beirren zu lassen, „die euch an eure

Triebe binden wollen". An die Adresse der Ordensfrauen gewandt sagte der Papst, durch ihre freiwillig gelebte Armut seien sie den Schwachen, Entrechteten und Hilflosen besonders verbunden. Der Heilige Vater beklagte, viele meinten, sich alles kaufen zu können, für manche Menschen sei die freiwillige Armut der Ordensfrauen eine Torheit und ein Ärgernis. Der Mensch aber sei mehr als das, was er besitzt.
Zu einem weiteren Programmpunkt gehörte die Einweihung des neuen Priesterseminars in der Diözese Augsburg. Dabei bekräftigte Johannes Paul II. den priesterlichen Zölibat und appellierte an die Familien und Pfarrgemeinden, ihren Beitrag zur Förderung des Priesterberufs zu leisten. Wenn die Gemeinden und die Familien eine vom Glauben geprägte Atmosphäre schaffen würden, könne die Kirche davon überzeugt sein, daß sich trotz vermehrter Schwierigkeiten und der Aufrechterhaltung des Zölibats genügend junge Menschen zum Priestertum berufen fühlten.

In seiner Ansprache während des Gottesdienstes am 4. Mai erklärte Johannes Paul II.: „Wenn wir der Weisung des Herrn gehorchen und Zeugnis von ihm geben wollen, müssen wir alles daran setzen, um immer mehr eins zu werden. Dabei dürfen wir auf den Heiligen Geist vertrauen. Der Geist der Wahrheit kann in alle Wahrheit einführen; der Geist der Liebe kann alle Trennung überwinden." Weiter erklärte der Heilige Vater: „Was immer man uns in unserem Bemühen um die Einheit aller Christen skeptisch entgegenhält – werden wir nicht müde auf dem Weg zum gemeinsamen Herrn; er ist auch der geradeste Weg zueinander. Erstreben wir das gemeinsame Zeugnis, wo immer es geht. Je mehr wir es versuchen, um so mehr werden wir weitere mögliche Schritte zur vollen Einheit entdecken; je mehr wir eins werden, um so bessere Zeugen des Herrn können wir sein."

Bereits bei der Eucharistiefeier am Sonntagabend, die wegen des plötzlich einsetzenden Sturm- und Regenwetters von der Sportanlage Süd in den Augsburger Dom verlegt werden mußte, hatte der Papst den „Geist wahrer Ökumene" beschworen, der dazu aufrufe, „vor allem das alle Christen schon jetzt Verbindende des apostolischen Erbes und das gemeinsame Glaubensgut neu zu entdecken und zu fördern". Zu einem entscheidenden Punkt in der Beziehung der beiden Kirchen erklärte er: „Wenn auch noch keine volle eucharistische Gemeinschaft zwischen uns möglich ist, so gibt es doch schon vieles, was wir gemeinsam tun können. Warum noch getrennte Wege gehen dort, wo wir sie schon jetzt gemeinsam gehen können?" Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Bischof Kruse, bezeichnete den ökumenischen Gottesdienst mit dem Papst als ein bewegendes Ereignis. Eine solche Feier wäre vor einer Generation noch unvorstellbar gewesen. Der evangelische Ratsvorsitzende griff auch die kritische Stimmung im Vorfeld des Papstbesuches innerhalb seiner Kirche auf und gab zu bedenken, daß die Konfessionen sich immer noch voneinander abgrenzten. Dem Frieden Gottes diene es nicht, wenn einander Vorhaltungen gemacht würden und die Einladung zur Gemeinschaft abgewiesen werde. „Das ökumenische Feuer darf nicht zu Asche werden."

Bei seinem ersten Pastoralbesuch 1980 in der Bundesrepublik und einem ökumenischen Treffen in Mainz hatte Papst Johannes Paul II. eine gemeinsame Dialogkommission aus Vertretern der Evangelischen Kirche in Deutschland, der Deutschen Bischofskonferenz und dem Vatikanischen Einheitssekretariat angeregt, die das Ziel der Einheit der Kirchen und Christen weiter verfolgen sollte. Die von dieser Kommision inzwischen geleistete Arbeit fand in Augsburg lobende Worte des Papstes.

Europa – Christlichem Erbe verpflichtet

Mit seiner Europarede in Speyer hat Johannes Paul II. verdeutlicht, welchen Beitrag

die Kirche zum Aufbau eines geeinten Kontinents leisten kann. Dabei endet der Blick des Papstes nicht an der Trennungslinie zwischen den Weltsystemen, die mitten durch Europa verläuft. Der Pontifex aus Polen plädiert vielmehr für die Schaffung eines „geeinten Europa vom Atlantik bis zum Ural".

Johannes Paul II. geht es um die geistige Einheit Gesamteuropas. Er ist zutiefst davon überzeugt, daß ein solches Europa erst im Blick auf die in der gemeinsamen christlichen Tradition verankerten Grundwerte zustande kommen kann. Zum Geist des Christentums gehört die Freiheit als eine unverzichtbare Bedingung für die volle Entfaltung des Menschen. Deshalb nennt der Papst die „Freiheit, Gott zu verehren und die eigene Religion ohne Zwang oder Behinderung ausüben zu dürfen", eines der „höchsten und heiligsten Grundrechte des Menschen", das von allen Verantwortlichen in den einzelnen Ländern des Kontinents ohne Wenn und Aber verteidigt und geschützt werden müsse. Mehr noch: Johannes Paul II. prangert nicht nur die Unterdrückung oder Einschränkung der freien Religionsausübung etwa in osteuropäischen Staaten an. Seine Forderungen zielen auf Mißstände in ganz Europa, wenn er betont: „Zusammen mit dem Recht auf Religionsfreiheit muß die Achtung aller Grundrechte der Einzelperson sowie aller Grundwerte für ein menschenwürdiges Zusammenleben das unabdingbare Fundament für die Zukunft Europas sein."

Von den Christen in Europa wünscht sich der Papst, daß sie dem Kontinent dazu verhelfen, seine „christliche Seele wiederzuentdecken". Sie sollen sich ihres gemeinsamen Erbes tiefer bewußt werden. Das aber ist zugleich eine Herausforderung an die Ökumene: „Klarer und wirkungsvoller" wäre das Zeugnis der Christen für die Menschenwürde und die Grundrechte, wenn es „mit gemeinsamer Stimme von einer geeinten Kirche" vorgetragen werden könnte. Eindringlich fordert er, daß alle Christen ihre Kräfte vereinen, um ihre Ursprünge wiederzufinden und jene Grundwerte neu zu beleben, welche die geistige Einheit Europas einmal geformt haben. Das hat nichts mit Nostalgie, Romantik oder Abendland – Schwärmerei zu tun. Es geht um die Achtung grundlegender Werte und Erfahrungen, ohne die ein menschenwürdiges Leben auf Dauer nicht möglich ist.

Pater-Rupert-Mayer-Stiftung

Genau 149624 DM haben die Gläubigen nach Angaben des Caritasverbandes der Erzdiözese München und Freising am 3. Mai im Münchener Olympiastadion gespendet. Das Geld wird von der Caritas als finanzielle Grundlage für eine neu gegründete Pater-Rupert-Mayer-Stiftung „Wohnen für Behinderte" verwendet. Diese Stiftung soll dringend benötigten Wohnraum für körperlich, psychisch und geistig behinderte Menschen bereitstellen.

Treffen des Papstes mit den Vereinigungen der Höheren Ordensoberen und Ordensoberinnen Deutschlands

In Köln wurden am 1. Mai nach der Eucharistiefeier im Müngersdorfer Stadion die Vertreter der drei Vereinigungen der Höheren Ordensoberen und Ordensoberinnen Deutschlands (Priesterorden, Schwesternorden, Brüderorden) von Papst Johannes Paul II. zu einem privaten Gespräch empfangen.

Das Gespräch wurde kurzfristig auf Ersuchen der Ordensvereinigungen hin möglich. Die Vertreter der Orden dankten dem Papst für das Gespräch, in welchem sie deutlich machten, daß die Ordensleute durch Profeß und Weihe in der Wesensmitte der Kirche verankert seien. Gerade bei diesem Besuch des Heiligen Vaters sähen sich die Orden geehrt und zugleich ermuntert, ihre Berufung zu leben, ist doch dieser Besuch durch die Seligsprechung zweier Ordensleute, Edith Stein und Rupert Mayer, ausgezeichnet. Gerade an

Edith Stein werde die Bedeutung der Ordensleute für eine geistliche Synthese des Lebens deutlich. Auch stelle ihr Weg einen positiven Beitrag dar zum Selbstverständnis der Frau in der Kirche.

Der Heilige Vater ermunterte die Ordensleute zu ihrer Berufung und er drückte den Wunsch für einen guten Nachwuchs aus, gerade auch im Finden der oben genannten geistlichen Synthese. Die Ordensleute bestätigen, daß sie den Heiligen Vater in seinem Dienst unterstützen.

Papstbesuche in Deutschland

Schon 1980 wandelte Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch in der Bundesrepublik auf den Spuren einiger seiner Vorgänger. Aus sehr unterschiedlichen Gründen hatten sie Deutschland besucht.

So war Gregor VI. 1046 von Kaiser Heinrich III. nach Köln verbannt worden, wo der Papst bald darauf verstarb. Schon zuvor war im Jahre 799 Papst Leo III. über die Alpen gekommen, um bei Karl dem Großen um Hilfe gegen seine römischen Feinde zu bitten. Als Dank für die Erfüllung seines Wunsches krönte er Karl zu Weihnachen 800 in Rom zum Kaiser.

Kaiser Otto I. führte mit Waffengewalt im Juni 964 den zu ihm geflüchteten Papst Leo VIII. nach Rom zurück. Benedikt, den die Römer – ihrem dem Kaiser geschworenen Eide zuwider – eigenmächtig zum Papst erhoben hatten, wurde von einer Synode wieder abgesetzt. Otto verbannte den frommen, gelehrten Benedikt V. nach Hamburg, wo er am 4. Juli 965 starb. Er wurde dort im Dom, der ehemaligen Marienkirche, beigesetzt. Später überführte man seine sterblichen Überreste nach Rom. Gegenpapst zu dem im Kölner Exil gestorbenen Gregor VI. war Benedikt VIII. Er besuchte den deutschen Kaiser 1020 in Bamberg. Dort weihte er die Stephanskirche und feierte im Bamberger Dom die Gottesdienste an den Kartagen sowie an Ostern.

Papst Clemens II. starb 1047 auf dem Weg nach Deutschland. Er wurde in Bamberg begraben. Papst Leo IX. gilt als der bedeutendste der mittelalterlichen deutschen Päpste. Auf dem Wormser Reichstag wurde er im Jahre 1048 von Heinrich III. zum Papst erhoben. 1049 hielt er in Mainz eine Synode, an der sämtliche Erzbischöfe des Reiches teilnahmen. Die Beschlüsse beschäftigten sich mit dem Ämterkauf, der Simonie, sowie mit dem lockeren Lebenswandel mancher Priester. In Köln feierte er am 29. Juni 1049 gemeinsam mit dem Kaiser das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Außerdem verlieh der Papst der Domkirche das seltene Privileg, sieben „Kardinalpriester" zu beschäftigen.

Papst Viktor II. kam im September 1056 nach Goslar, um mit Kaiser Heinrich III. Fragen der süditalienischen Politik zu besprechen. Doch Heinrich starb am 5. Oktober in Bordfeld, nicht ohne vorher das Reich und seinen sechsjährigen Sohn Heinrich dem Papst anvertraut zu haben. Viktor II. beerdigte den toten Kaiser in Speyer und krönte dessen Sohn in Aachen. Beim anschließenden Hoftag in Köln trug er zur Aussöhnung zwischen Balduin von Flandern und Gottfried von Lothringen bei.

Lüttich gehörte im Jahre 1131 zum deutschen Reich. In diesem Jahr empfing Kaiser Lothar III. dort Papst Innozenz II. Schon bei der Ankunft erwies der Kaiser dem Papst die höchste Ehre, indem er nicht nur des Papstes Pferd am Zügel führte, sondern dem geistlichen Herrscher auch den Steigbügel hielt. Während des Konzils zu Konstanz wurde 1417 mit Martin V. der letzte aus Deutschland stammende Papst gewählt. Er verließ bald darauf das deutsche Reich in Richtung Rom, während die Bemühungen fortgesetzt wurden, den „Gegenpapst" Johannes XXIII. zur freiwilligen Abdankung zu bewegen.

Vor rund 200 Jahren besuchte Papst Pius VI. auf der Rückreise von Wien, wo er mit dem dortigen Kaiser Joseph II. über dessen Kirchenpolitik verhandelt hatte,

München, Altötting und Augsburg. Vor allem die Münchener Bürger gerieten in einen derartigen Begeisterungstaumel, daß in den Maitagen 1782 mehrere neugeborene Jungen auf den in Bayern durchaus unüblichen Namen „Pius" getauft wurden (KNA).

3. Der Papst in Lateinamerika

Papst Johannes Paul II. besuchte zum achten Mal den „Kontinent der Hoffnung". Seine 33. Auslandsreise führte ihn vom 31. März bis 13. April 1987 durch Uruguay, Chile und Argentinien. 19 Städte wurden besucht und rund 55 Ansprachen gehalten.

In Montevideo wurde der Papst vom uruguayanischen Staatspräsidenten und von den Bischöfen des Landes auf dem Flughafen empfangen. In seiner Ansprache auf dem Flughafen betonte der Papst, daß er vor allem gekommen sei, seine Brüder und Schwestern im Glauben zu stärken. Tausende von Menschen säumten die Straßen, als der Papst zur Kathedrale fuhr, um den Priestern und Ordensleuten zu begegnen.

Höhepunkt des Kurzbesuches in Uruguay war eine Gedenkfeier mit dem Papst im Ballsaal des „Palacio Taranco" zur „Übereinkunft von Montevideo" aus dem Jahr 1979. Durch das Abkommen von Montevideo wurde im Januar 1979 dank vatikanischer Vermittlung ein drohender Krieg in dem bereits rund 100 Jahre schwelenden Beagle-Konflikt zwischen Argentinien und Chile verhindert.

Ansprache an den Klerus und an die Ordensleute in Uruguay

Ehrwürdige Brüder im Bischofsamt!
Liebe Priester, Ordensmänner, Ordensfrauen, geweihte Personen, Diakone und Seminaristen, die ihr hier versammelt oder im Geist kirchlicher Gemeinschaft mit uns verbunden seid!

Oftmals habe ich an euch, an eure Evangelisierungsarbeit und an die Verpflichtung gedacht, die ihr übernehmt, um die Botschaft Christi zu den Männern und Frauen eures geliebten Landes gelangen zu lassen. Während ich heute in dieser Kathedrale der Hauptstadt Montevideo unter euch weile, empfinde ich eine tiefe Freude, die sich in einem unaufhörlichen Dankgebet an Gott äußern will.

Es freut mich vor allem, daß trotz der knappen Zeit, die ich bei dieser Gelegenheit in eurer Heimat bleiben werde, diese Begegnung geplant wurde – und daß es tatsächlich die erste überhaupt ist –, um euch so an meiner Liebe und Zuneigung teilhaben zu lassen und euch persönlich zu sagen, wie sehr ich eure hochherzige und unersetzliche Mitarbeit an der großartigen Aufgabe der Neu- oder Reevangelisierung dieses Landes schätze, das vom Papst so geliebt wird und das große Hoffnungen in der gesamten lateinamerikanischen Kirche weckt.

Zum ersten Mal kommt der Nachfolger Petri zu euch auf Besuch. Gebe der Herr, daß dieser bedeutsame Augenblick eine günstige Gnadenstunde sein möge, um euch im Glauben zu festigen und in eurem Bewußtsein die Bande inniger Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl, mit euren Bischöfen und mit so vielen über die ganze Welt zerstreuten Brüdern zu stärken. Brüderlich mit euch in dem tröstlichen Geheimnis vom mystischen Leib Christi verbunden, auch ohne euch zu kennen, lieben sie euch und beten für euch, wie ihr das für sie tut. Sichtbares Fundament dieser Einheit ist das Petrusamt, wie es Christus selbst gewünscht hat und wie es von euch und von den vielen Söhnen der Kirche, mit denen ich auf meinen Missionsreisen zusammentreffe, verstanden wird.

Nun möchte ich sehr herzlich für die Begrüßungsworte danken, die Msgr. José Cottardi, Erzbischof von Montevideo, im Namen der Bischofskonferenz Uruguays und in euer aller Namen an mich gerichtet hat.

Es hat in mir besondere Befriedigung hervorgerufen, zu erfahren, daß ihr in einem Evangelisierungsverfahren ganz eigener Art engagiert seid, um in allen und in jeder einzelnen der Diözesen Uruguays die Volksmission zu fördern, die auf traditionelle Weise ein unersetzliches Mittel für eine regelmäßige und nachdrückliche Erneuerung des christlichen Lebens darstellt (vgl. *Catechesi tradendae,* Nr. 47). Darum ermuntere ich euch, diese „Mission" mit allem Enthusiasmus, mit evangelischer Hochherzigkeit und Mut in einem Klima vollkommener Einheit und Gemeinschaft mit euren Bischöfen vorzubereiten, damit es euch gelingt, mit Gottes Hilfe die Ziele zu erreichen, die ihr euch, dem von Puebla abgesteckten Weg folgend (vgl. Nr. 165–339), gesetzt habt, das heißt kapillarartig allen Männern und Frauen Uruguays die Wahrheit über Christus, über die Kirche und über den Menschen zu bringen als Heilsbotschaft, die die Herzen und die ganze Gesellschaft verwandelt.

Uns klingt immer der Auftrag des göttlichen Meisters lebendig in den Ohren: „Geht zu allen Völkern... und lehrt sie alles zu befolgen, was ich euch geboten habe (vgl. Mt 28,19–20). Im Bewußtsein so großer Verantwortung müßt ihr die apostolische Besorgnis des hl. Paulus als eure eigene Empfinden, als er ausrief: „Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!" (1 Kor 9,16). Und wie derselbe Apostel empfiehlt, müßt ihr das Wort verkünden, „ob man es hören will oder nicht" (2 Tim 4,1–2), voll überzeugt von der Kraft, die der Wahrheit innewohnt, zu der sich die Kirche seit zweitausend Jahren bekennt.

Jede Evangelisierungstätigkeit ist infolgedessen darauf ausgerichtet zu erreichen, daß sich jede Person und jede Gemeinde voll dem Wort Gottes öffnet. „Der Glaube ist in seinem tiefsten Wesen die Öffnung des menschlichen Herzens gegenüber der göttlichen Gabe" (*Dominum et vivificantem,* Nr. 51). Die Kirche wird euch unendlich dankbar sein, wenn ihr nicht müde werdet, den Brüdern zu helfen, das göttliche Wort so zu empfangen, wie es ist: von Gott als seine Initiative und seine Gabe geoffenbart und inspiriert, von der Kirche verkündet, in der Liturgie gefeiert und von den Heiligen gelebt. Nur so werden eure Gemeinden in der Lage sein, das Wort angesichts der neuen Ereignisse in authentischer Weise „wieder zu lesen". „Dieser Geist vervollkommnet den Glauben ständig durch seine Gaben, um das Verständnis der Offenbarung mehr und mehr zu vertiefen" (*Dei verbum,* Nr. 5).

Wie jede Ortskirche, kann auch die eure mit berechtigtem Stolz auf bedeutende Monumente verweisen, die wie in dieser Kathedrale an die Wirkung dieser Kraft und evangelischen Wahrheit in eurer Heimat erinnern. Ich beziehe mich unter anderem auf Personen, die als strahlende Gestalten im Laufe der Geschichte immer noch größer werden: der erste Apostolische Vikar Dámaso Antonio Larrañaga, nach dem eure vor kurzem errichtete Katholische Universität Uruguays benannt wurde; euer erster Bischof, der Diener Gottes Msgr. Jacinto Vera, ein eifriger und vorbildlicher Bischof; und jener große Denker und Lehrer Msgr. Mariano Soler, der erste Erzbischof dieser Kirchenprovinz. Das Beispiel und das unvergängliche Werk dieser und vieler anderer berühmter Namen der Kirche in Uruguay dürfen nicht in Vergessenheit geraten. Heute ist mehr denn je notwendig, die Fackel der evangelischen Wahrheit hochzuhalten, um den unsicheren und hoffnungslosen Schritten vieler unserer Brüder zu leuchten, die vom rechten Weg abgetrieben werden. Der Weg der Kirche ist der Mensch, in dessen Herz „der Heilige Geist nicht aufhört, Hüter der Hoffnung zu sein" (*Dominum et vivificantem,* Nr. 67).

Trotzdem dürfen wir nicht vergessen, daß die wirksame und verwandelnde Kraft des geoffenbarten Wortes nicht von der menschlichen Beredsamkeit, mit der es verkündet wird, herrührt, sondern von der

ihm selbst innewohnenden Wahrheit, das heißt von seiner Authentizität als Wort Gottes. Es ist der Meister selbst, der es bei der Weitergabe der vom Vater empfangenen Botschaft für notwendig hält zu unterstreichen, daß er in voller Treue zu seiner göttlichen Quelle handle: „Das Wort, das ihr hört, stammt nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat" (Joh 14,24).

Die evangelische Botschaft wird nicht authentisch und infolgedessen nicht imstande sein, das christliche Leben tiefgreifend zu erneuern, wenn es nicht in seiner ganzen Reinheit und Unversehrtheit verkündet wird. Es muß also die Versuchung überwunden werden, das Evangelium auf gewisse Abschnitte zu beschränken, die nach eigenem Geschmack und Gutdünken oder in Übereinstimmung mit vorgefaßten ideologischen Einstellungen interpretiert werden.

Laßt euch nicht entmutigen angesichts eines scheinbaren Mißerfolges in eurem Apostolat. Hören wir dagegen die Stimme Christi, der zu uns, wie einst zu seinen Aposteln, immer wieder sagt: „Fahrt hinaus auf den See! Dort werft eure Netze zum Fang aus!" (Lk 5,4). Ja, als echte Apostel erheben wir im Augenblick der Gefahr unseren Blick zum Herrn, um ihm zu sagen: „Wir vertrauen auf dich, und in deinem Namen werden wir auch weiterhin die Netze auswerfen; auch auf Kosten von Opfern und Unverständnis müssen wir alle ohne Furcht die vollständige und echte Wahrheit über deine Person, über die Kirche, die du gegründet hast, über den Menschen und über die Welt, die du mit deinem Blut erlöst hast, ohne Einschränkungen oder Zweideutigkeiten verkünden.

Wir werden daher nicht in rein soziologischen, psychologischen oder politischen Angaben oder Tatsachen die Kriterien für unsere Lehre und unser Verhalten finden, sondern im Glauben, in der Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus und in der vollen Treue zur Lehre der Kirche.

Bedenkt, liebe Brüder und Schwestern! Falls ihr nicht diese besonderen lichtvollen Erkenntnisse liefert, die allein aus dem Evangelium aufleuchten, werdet ihr euch kaum oder gar nicht von anderen Sozialanalytikern und Sozialarbeitern unterscheiden. Wenn eure Zuhörer gewahr werden, daß euer Blick nicht mehr über das innerhalb des weltlichen Horizonts Wahrnehmbare hinausgeht, werden sie sich verwundert fragen, wo und worin sich die Originalität eurer Anwesenheit und eurer Botschaft denn äußert. Oftmals macht zum Glück der im Volk Gottes vorhandene „sensus fidei" (Glaubenssinn) die Gläubigen dafür empfänglich, das echte Brot des Evangeliums unverzüglich anzunehmen, unter Zurückweisung des verfälschten.

Euer Bemühen um Evangelisierung, das von Gebet und Buße unterstützt und vom heiligmachenden Geist beseelt und ermutigt wird, wird zur Umkehr führen müssen, das heißt zur Rückkehr derjenigen zur Wahrheit und Freundschaft mit Gott, die sich durch Verlust der Gnade von ihm entfernt hatten; euer Wort und euer Beispiel müssen für die Gewohnheitschristen Ansporn sein, aus ihrem Zustand aufzubrechen; sie müssen die Seelen begeistern, damit sie mit Freude den Geist der Seligpreisung leben; sie müssen Berufe von Männern und Frauen wecken, die sich für eine völlige Hingabe ihres Lebens an den Dienst Gottes und ihrer Brüder entscheiden.

Bei eurer apostolischen Arbeit werdet ihr eine vorrangige Sorge auf die Bekehrung des Herzens legen müssen. Warum? Weil aus dem Innern des Menschen all das kommt, was ihn von seinem Schöpfer trennt und wo die Trennungsschranken zu seinen Brüdern errichtet werden (vgl. Mt 7,20–23). „Die Kirche erachtet es gewiß als bedeutend und dringlich, Strukturen zu schaffen, die menschlicher und gerechter sind, die die Rechte der Person mehr achten, weniger beengend und unterdrückend sind; Sie ist sich aber dessen bewußt, daß die besten Strukturen, die ideal-

sten Systeme schnell unmenschlich werden, wenn nicht die unmenschlichen Neigungen im Herzen des Menschen geläutert werden, wenn nicht bei jenen, die in diesen Strukturen leben oder sie bestimmen, eine Bekehrung des Herzens und des Geistes erfolgt" (*Evangelii nuntiandi,* Nr. 36). Das ist der „Nerv" eurer missionarischen Aufgabe, wo euch niemand wird ersetzen können, da ihr ja kluge Mitarbeiter des Heiligen Geistes, des „Erstbewegers der Evangelisierung" (ebd., Nr. 75), sein müßt bei einer Arbeit, die normalerweise nicht Aufmerksamkeit hervorruft noch mit rein menschlichen Maßstäben gemessen werden kann.

Weder Mißerfolg noch Erfolg sollen euch je dazu verleiten, eure Berufung als Diener zu vergessen: überlaßt es dem Herrn, der wachsen läßt, wie und wann er es will (vgl. 1 Kor 3,7), ahmt zugleich den Apostel Paulus nach, der es fertig brachte, Entbehrungen zu ertragen und in Überfluß zu leben, da er zu allem und für alles vorbereitet war: auf Sattsein und Hunger, auf Überfluß und Entbehrung: „Alles vermag ich durch ihn, der mir Kraft gibt" (Phil 4,12–13).

Ich würde wünschen, daß als Frucht unserer Begegnung bei euch das dringende Bedürfnis neu belebt wird, der empfangenen Gnade zu entsprechen, und daß ihr mit erneutem Enthusiasmus auf der Suche nach der Heiligkeit, zu der wir durch Gottes Erwählung bestimmt sind, eure ganze Liebesfähigkeit einsetzt. Nur wenn wir uns um Identifizierung mit Christus bemühen, werden wir wahrhaftig mit dem Apostel sagen können: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir" (Gal 2,20). Erst dann werden wir den nötigen Mut aufbringen, um die „Zivilisation der Liebe" aufzubauen, eine Welt, die solidarischer, menschlicher und zugleich göttlicher ist und von der unwiderstehlichen Kraft der Liebe bewegt wird.

Wenn die Taufe der entscheidende Augenblick unserer geistigen Einpfropfung in Christus ist, wird das neue Leben, das daraus hervorquillt, um sich entsprechend entwickeln zu können, des dauernden Lebenssaftes der sakramentalen Gnade bedürfen. Angesichts der Möglichkeit eines weiteren Bruches unsererseits richtete der Herr das Sakrament der Buße oder Wiederversöhnung ein. Wie ihr wohl wißt, hat die Bischofssynode von 1983 dieses hochwichtige Thema studiert. In dem Apostolischen Schreiben *Reconiciliatio et paenitentia* werdet ihr die dazugehörigen pastoralen Richtlinien finden. Wir müssen häufig an diese Lebensquelle, die das Sakrament der Wiederversöhnung darstellt, herantreten. Dort werdet ihr immer die liebevollen Arme Gottes unseres Vaters, den wahren Frieden, den allein Christus geben kann, und die echte, dem neuen Leben des Geistes entsprechende Erneuerung finden.

Euch Priester ermahne ich als Diener der Wiederversöhnung, zu einer erneuerten Wertschätzung der Feier dieses Sakraments zu gelangen, in dem sich Jesus eurer bedient, um ins Innerste des Herzens zu gelangen. Hört nicht auf zu studieren und zu beten, damit ihr auf der Höhe des Geheimnisses von der Aussöhnung des Menschen mit Gott bleibt, eine so unerhörte Befugnis, daß sie voll Erstaunen ausrufen läßt: „Wer kann Sünden vergeben außer dem einen Gott? (Mk 2,7). Darum bitte ich euch, stets zur Verfügung zu stehen.

Schmälert nicht die Zeit, die ihr euch der Verwaltung dieses Sakraments widmet, um die Gläubigen auf den Weg der Vollkommenheit zu führen. Denkt daran, daß Gott immer auf den Sohn wartet, der nach Hause zurückkehrt, damit ihm mit eurer Hilfe Vergebung und Versöhnung zuteil wird. Und eure eigene Erfahrung, persönlich an dieses Sakrament heranzutreten, soll ein größerer Ansporn für eure pastorale Hingabe und ein weiterer Anlaß sein, ständig eure „österliche Freude" zu erleben (*Presbyterorum ordinis,* Nr. 11).

Macht euch den Umgang mit dem in der Eucharistie tatsächlich gegenwärtigen gött-

lichen Meister zur Gewohnheit. Nur so werdet ihr den Gläubigen das Geheimnis des christlichen Lebens enthüllen können. Das sind Worte von Jesus selbst: „Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen" (Joh 15,5). Seid Zeugen der Liebe Christi, die in der Eucharistie zum Ausdruck kommt: einer Liebe, die zu einer grenzenlosen Hochherzigkeit und einer vorbehaltlosen Hingabe an ihn und durch ihn an jeden, der ihn mit aufrichtigem Herzen sucht, anspornt. Wie könntet ihr sonst die Bedeutung eures geweihten Lebens und den Sinn eures totalen Einsatzes ohne diese tägliche und innige Begegnung mit Christus erklärbar machen?

Es ist dringend notwendig, in den Gläubigen die Verehrung für dieses unbeschreibliche Sakrament, seine Feier im Meßopfer und seinen häufigen Empfang mit der gebührenden Vorbereitung zu wecken und zu pflegen. Wenn sich das geistliche Wachstum der Gläubigen auf die Eucharistie konzentriert, ist die Lebenskraft der Kirche gesichert. Deshalb hat es mich mit Freude erfüllt zu erfahren, daß ihr 1988 ein „Eucharistisches Jahr" zu feiern plant. Immer, ganz besonders jedoch während der Feier dieses Jahres werdet ihr mit eurer Liebe der ewigen Hingabe Jesu Christi im Sakrament, Vorbild für den Dienst an unserem Bruder, entsprechen müssen. Andererseits wird euch das in Kürze beginnende Marianische Jahr als Vorbereitung darauf dienen, im Abendmahlssaal mit Maria zu leben (vgl. Apg 1,14) und wie sie mit dem Erlösungsopfer Christi verbunden zu sein, das in der Eucharistie aktualisiert wird.

In den letzten Jahren ist innerhalb der apostolischen und pastoralen Sendung der Kirche mit besonderer Entschlossenheit und Nachdruck die sogenannte „bevorzugte Option für die Armen" unterstrichen worden. Wie ihr wißt, stieß diese vom zweiten Vatikanischen Konzil (vgl. *Lumen gentium*, Nr. 8) betonte Vorliebe für die Armen sogleich in der ganzen Kirche und ganz besonders in Lateinamerika auf warme Annahme. Es könnte gar nicht anders sein, da es sich um die ewige Botschaft des Evangeliums handelt. So hat Christus gehandelt (vgl. Lk 4,18); so machten es die Apostel; und auf diese Weise hat die Kirche während ihrer zweitausendjährigen Geschichte gelebt.

Doch durch die Tatsache, „bevorzugt" zu sein, weist diese „Option" darauf hin und impliziert, daß sie weder ausgeschlossen noch ausschließend sein darf. Die Heilsbotschaft, die uns Christus bringt, ist für „alle Geschöpfe" (Mk 16,15) bestimmt. Es handelt sich um eine „Option", die sich auf das Wort Gottes gründet und nicht auf Kriterien, die von Humanwissenschaften oder gegensätzlichen Ideologien geliefert werden, welche die Armen oft auf wirtschaftliche oder soziopolitische Kategorien beschränken. Sie jedoch muß sich verwirklichen, indem sie den Menschen ganzheitlich sieht, das heißt mit seiner irdischen und ewigen Berufung. Und genau hier entdekken wir im Licht der Offenbarung, daß die absoluteste Armut die Gottverlassenheit als Folge der Sünde ist. Folglich ist die erste Befreiung, wofür Christus gekommen ist, dem Menschen zu bringen, die Befreiung von der Sünde, vom moralischen Übel, das in seinem Herzen nistet und das seinerseits Wurzel und Ursache der Strukturen der Unterdrückung ist. Ihr werdet euch wirksam den Armen und ihren Problemen nähern, um sie dem Evangelium gemäß zu erleuchten, wenn ihr das Herz eines Armen habt, der das Wort Gottes so aufnimmt, wie es ist, und wenn ihr ein Leben echter Selbstlosigkeit in der Nachfolge Christi annehmt.

Wer sich wie ihr, Priester und geweihte Personen, bedingungslos für Christus entschieden hat, muß immer Baumeister der Einheit sein, nie der Spaltung im Namen bestimmter ideologischer Auffassungen oder politischer Wahltaktiken, so berechtigt sie sein mögen. Ihr habt die Verantwortung, die sittlichen und moralischen Prinzipien

zu verkünden sowie die konkreten Anwendungen der Grundprinzipien, die die wirtschaftliche, soziale und politische Tätigkeit inspirieren müssen, damit sie wahrhaft „human", „menschlich" sind. Überlaßt jedoch den zuständigen und gut ausgebildeten Laien in ihrem moralischen Bewußtsein die Ordnung der irdischen Angelegenheiten, und nehmt nicht ihren Platz ein, während ihr den spezifisch euch zugedachten vernachlässigt. Solches Verhalten weist keineswegs auf Gleichgültigkeit den irdischen Problemen gegenüber hin, sondern ist Zeichen einer radikalen Berufung, die ihr aus erhabeneren Gründen angenommen habt.

Mir ist bekannt, daß viele von euch, geliebte Ordensleute und geweihte Personen, in qualifizierter Weise in den verschiedenen Bereichen des kirchlichen Apostolats vertreten sind: in den Pfarreien und Gemeinden, in den Kollegien und Spitälern, auf dem Land. Ich weiß, daß ihr mit den Kindern, mit den Jugendlichen, mit den alten Menschen, mit den Studenten, mit den Kranken, mit den Armen und Ausgestoßenen und mit vielen anderen Personengruppen arbeitet, die alle materielle und geistliche Hilfe nötig haben. Arbeitet mit Freude und Begeisterung in diesen Diensten und auch in den bescheidenen und wenig angesehen Aufgaben, die nun einmal zur Evangelisierungstätigkeit als ganzer gehören. Vergeßt nicht, daß die Liebe Gottes durch euch und über euch geht, denn er hat von eurem Herzen und euren Händen und von eurem ganzen Leben Gebrauch machen wollen, um sich zu allen hin auszustrecken und allen nahezukommen.

Nicht wenige von euch widmen sich aus Berufung dem Unterricht auf seinen verschiedenen Ebenen, von der Elementarschule und höheren Schule bis zur Katholischen Universität, die vor kurzem gegründet wurde. Das erzieherische Wirken bedarf der umfassenden Unterstützung und hochherzigen Mitarbeit der ganzen Ortskirche, damit der gesäte Samen zu einem dichtgewachsenen Baum werden kann und reife und reichliche Früchte zum Wohl der gesamten Gesellschaft Uruguays hervorbringt.

Groß ist eure Verantwortung, wenn ihr eure Kräfte einem Gebiet widmet, das für die Gegenwart und Zukunft des Lebens der Kirche in eurem Land von so großer Bedeutung ist. Denkt daran, daß sie euch, euch in besonderer Weise, die ungeheure Aufgabe der Evangelisierung der Kultur in einer Welt anvertraut hat, die, auch wenn sie einerseits immer säkularisierter erscheint, andererseits bekundet, daß ohne Gott das Leben des Menschen keinen Sinn hat. Nur eine von christlicher Hoffnung durchdrungene Kultur, die auf diese überaus wichtigen Besorgnisse des menschlichen Herzens Antwort zu geben vermag, wird den Namen eines „neuen Humanismus" verdienen, „in dem der Mensch sich vor allem von der Verantwortung für seine Brüder und die Geschichte her versteht" (*Gaudium et spes,* Nr. 55).

Auch hier sind die Ordensfrauen der Klausurorden anwesend, die aus den verschiedenen Klöstern kommen, die es in Uruguay Gott sei Dank gibt. Ihr wißt, liebe Töchter, daß ihr im Herzen der Kirche einen priviligierten Platz einnehmt, weil ihr nach Art der hl. Theresa von Jesus und vieler anderer kontemplativer Seelen gleichsam „die Liebe im Herzen der Kirche" seid. Ihr lebt mit der tiefen Freude zu wissen, daß ihr durch euer anspruchsvolles und strenges Leben auch Glaubensverkünderinnen, Evangelisatoren mit „geheimnisvoller apostolischer Fruchtbarkeit" seid (vgl. *Perfectae caritatis,* Nr. 7). Danke für euer Gebet und für eure hochherzige Hingabe aus der Stille des Kreuzganges!

Und ihr, geliebte ständige Diakone und Seminaristen! Ihr sollt wissen, daß ihr die schöne Hoffnung der immer jungen Kirche seid. Ich bin gewiß, daß ihr sie nicht enttäuschen werdet. Liebe Seminaristen, wenn ihr den Mut habt, auszuharren, indem ihr eure Freude über eure Berufung zeigt, Zei-

chen und Zeugen des Guten Hirten zu sein, werden viele Jugendliche ohne Furcht eurem Beispiel folgen, sich voll und ganz dem Dienst Gottes und der Kirche zum Wohl der Brüder zu widmen.

Die geweihten Personen, die Säkularinstituten oder Vereinigungen apostolischen Lebens angehören, möchte ich ermuntern, ihre Evangelisierungsarbeit mit immer wieder neuer Hochherzigkeit und Enthusiasmus weiterzuführen, während sie die Weihe in der Welt leben, um die menschlichen Situationen und Strukturen mit dem Evangelium zu durchdringen.

Zum Abschluß dieser willkommenen Begegnung vertraue ich alle und jeden und jede einzelne von euch der mütterlichen Sorge der allerseligsten Jungfrau Maria, Stern der Evangelisierung, an. Ihr, der Mutter Jesu Christi und Mutter der Kirche, vertraue ich auch eure apostolischen Sorgen an. Eure Schutzpatronin, die Jungfrau der Dreiunddreißig, möge euch helfen, stets getreu euren Verpflichtungen und Idealen zu leben, voll Freude darüber, daß ihr euer von allem Egoismus entleertes Leben zu einer Schenkung an Gott und an die Brüder gemacht habt.

Mit diesen Wünschen erteile ich euch und allen euren Brüdern und Schwestern von Herzen meinen Apostolischen Segen (L'Osservatore Romano, N. 77, v. 2.4.87, S. 5).

Chile

In Chile hat Papst Johannes Paul II. die chilenische Karmelitin Teresa de los Angeles in Santiago seliggesprochen. Mehr als eine halbe Million Menschen hatten sich im O'Higgins-Park (Santiago) versammelt. Hunderte von Jugendlichen – die chilenischen Bischöfe sprachen von Provokateuren – drängten auf den Platz und begannen mit Steinen zu werfen. Die Polizei reagierte gegen diese Aktion der Provokateure. Immer wieder hatte Papst Johannes Paul II. in seinen Begegnungen mit den Chilenen zur Absage an jede Gewalt aufgerufen. Eine Minderheit wollte auf diese Appelle nicht hören. Mit General A. Pinochet, dem Präsidenten des Landes, hatte der Papst am 2. April eine Aussprache von 42 Minuten. Über den Inhalt des Gespräches ist nichts bekannt geworden.

Ein Problem ist gewiß, daß auch in der chilenischen Kirche das Pinochet-Regime unterschiedlich beurteilt wird. Ist für die einen der General der harte Unterdrücker aller Freiheit, so gilt er anderen als unbeugsamer Gewährsmann gegen Kommunismus und Revolution. Wie jetzt, nach dem Besuch des Papstes, der Weg der Politik, aber auch der Kirche in Chile weitergeht, vermag im Augenblick niemand zu sagen (MKKZ 12.4.87, S. 5).

Ansprache des Papstes an die Ordensfrauen und Mitglieder der Säkularinstitute in Santiago de Chile am 3. April 1987

Unermeßliche Freude erfüllt mich, daß ich euch hier in Maipu begegnen darf, an einem so bezeichnenden und wichtigen Ort in eurer Geschichte. Hier wurde nämlich die Freiheit Chiles als Nation wie auch die unverbrüchliche Freundschaft mit dem Brudervolk Argentinien besiegelt. Und dies ist auch der Ort, an dem die Väter des Vaterlandes ihre Liebe zu Maria zum Ausdruck brachten und durch ein Gelöbnis das Schicksal dieses so großen Volkes der Mutter Jesu Christi anvertrauten. In euch Anwesenden grüße ich alle gottgeweihten Personen im Ordensstand sowie die Mitglieder der Säkularinstitute. Meine Gedanken gehen auch zu jenen, die an den entferntesten Orten dieses lieben Landes ihr Leben dem Dienst am Nächsten weihen wie auch zu denen, die nicht unter uns weilen können, weil sie in Hospitälern arbeiten oder alte Leute betreuen müssen oder ihre entsagungsvolle Arbeit in anderen Bereichen, wie der Erziehung und Fürsorge leisten. Endlich gilt mein Gruß allen kranken Ordensmännern und -frauen, die ihre Schmerzen für die Kirche aufopfern.

Ich benutze diese Gelegenheit, um euch im Glauben zu stärken und euch in eurem Beruf der unbedingten Nachfolge des Herrn zu ermutigen mit der „Freude, ausschließlich Gott anzugehören" (*Redemptionis donum*, 8), da ja euer ganzes Leben eine bräutliche Antwort auf das „folge mir nach" ist als Erklärung eurer Liebe (vgl. Mk 10,21–31).

Diese Nachfolge muß euch feinfühliger machen für die Leiden und Nöte der Menschen, zugleich aber noch treuer gegenüber der Kirche. Die gottgeweihten Menschen haben in diesem geliebten chilenischen Land im Geist des Glaubens die pastoralen Weisungen der Bischöfe angenommen und so zur apostolischen Lebenskraft und zu einer größeren Einfügung in die Ortskirchen beigetragen.

Ich ermutige euer Bemühen, die vom II. Vatikanischen Konzil und dem lateinamerikanischen Episkopat in Medellin und Puebla gegebenen Weisungen zum gottgeweihten Leben Wirklichkeit werden zu lassen. Ihr habt euer je eigenes Charisma neu entdeckt, seid zu den Quellen eurer Gründer und Gründerinnen zurückgekehrt, habt Anpassungen an die heutigen Verhältnisse vorgenommen und so das Gebetsleben und das Gemeinschaftsleben im Sinn des Evangeliums und gemäß der Überlieferung und dem Lehramt der Kirche neu angeregt.

Mit eurem Dienst in Kollegien, Hospitälern und Pfarreien und da, wo ihr das Leben und das Schicksal der Ärmsten teilt, gebt ihr ein sichtbares Zeugnis von eurem Gehorsam, das heißt von der Annahme des Willens Gottes, der euch in seinen Dienst ruft. Nur in einer Haltung der Armut, die immer bereit ist, das Wort Gottes mit dem Herzen zu hören (vgl. Lk 2,19.51), und in einem Leben, arm im Sinn des Evangeliums, könnt ihr euren am meisten benachteiligten Brüdern und Schwestern begegnen, um ihnen zu helfen, daß sie die evangelische Botschaft von den Seligpreisungen entdecken und gleichzeitig ihre Lebensbedingungen verbessern.

Die Präsenz der Kirche in der Welt – und ich füge hinzu: hier und jetzt in eurer Heimat – stellt in jedem Moment eine Reihe von Aufgaben, denen ihr mit der Gabe der Unterscheidung und evangelischer Kühnheit, Frucht einer echten persönlichen und gemeinschaftlichen Erneuerung begegnen sollt. Daher fordert das ganze apostolische Wirken, das euch aufgetragen ist, vor allem Treue und eine hochherzige Hingabe an das Wort und die Gnade Gottes, die euer gottgeweihtes Leben aus der Tiefe inspirieren. Eure Nachfolge Christi muß klar und deutlich sein, so daß Kriterien, Wertmaßstäbe und Haltungen keinen anderen Bezugspunkt haben als die Person und die Botschaft Jesu selber. Er ist euer Führer, euer Meister und Bräutigam, euer Herr, weil euer Leben im persönlichen Verhältnis zu ihm seine Mitte hat. Um ihm nachzufolgen und um sein Schicksal zu teilen, habt ihr alles verlassen (vgl. Mt 19,27), und so muß er in euren Worten und Taten sichtbar werden.

Man hört öfter die Meinung, die Welt dürste heute nach der Botschaft des Evangeliums, und das Ordensleben müßte in diesem Sinn prophetischen Charakter haben. Gibt es etwas, das prophetischer wäre als eine dem Herrn und seiner Botschaft geweihte Existenz, um ihn unter den Menschen präsent zu machen? Wenn ihr dem Bruder nahe seid, seid ihr bereits ein Zeichen der evangelischen Hoffnung.

In einer Welt, in der man um Macht und Reichtum kämpft, in der die menschliche Dimension des eigenen Körpers ihre Bedeutung verliert und sich von der echten Liebe löst, ist die Verpflichtung zu den evangelischen Räten, um Jesus Christus in größerer Nähe zu folgen, eine eindrucksvolle Prophetie. Angesichts der Ungerechtigkeit und Gewaltanwendung, angesichts des Materialismus, der die menschliche Würde zerstört, entscheidet ihr euch in Treue zur Kirche für einen Weg, der die Nachfolge des armen, keuschen und gehorsamen Christus zur Grundlage hat. „Reich

ist nicht, wer besitzt, sondern wer ‚gibt', wer geben kann" (*Redemptionis donum,* 4).

Dieses Sich-Lösen von allem Stolz und aller menschlichen Macht bestimmt die zwischenmenschlichen Beziehungen und bietet eine Alternative, die in euren Gemeinschaften gelebt werden muß und die sich nach den Seligpreisungen ausrichtet. „Die Welt bedarf des echten ‚Widerspruchs' der Ordensweihe als eines beständigen Sauerteigs heilsamer Erneuerung... Die heutige Welt und Menschheit bedürfen genau dieses Zeugnisses der Liebe. Sie bedürfen des Zeugnisses der Erlösung, so wie dieses in der Profeß der evangelischen Räte enthalten ist" (*Redemptionis donum,* 14).

Euer Leben ist ein Appell, damit sich die Zukunft des Menschen und der Welt schon heute nach den Werten des Reiches Gottes ausrichten. Euer Verhalten inmitten der Welt muß die Menschheit daran erinnern, daß die Forderung des Evangeliums weiter gültig bleibt, wer sein Leben retten will, muß es aus Liebe verlieren (vgl. Lk 9,24). Das christliche Zeugnis, unzertrennlich verbunden mit der Erfüllung der Gelübde und den Verpflichtungen des Evangeliums lädt dazu ein, den menschlichen Horizont und die menschlichen Wünsche zu erweitern und jede Ideologie abzuweisen, die alles in eine materialistische Sicht der Welt und des Menschen einspannen möchte. Die gottgeweihten Personen „geben durch ihren Stand ein deutliches und hervorragendes Zeugnis dafür, daß die Welt nicht ohne den Geist der Seligpreisungen verwandelt und Gott dargebracht werden kann" (*Lumen gentium,* 31). Und so „haben wir angesichts all dieser bedrohenden Mächte uns entschieden, wie Christus, der Sohn Gottes und Erlöser der Welt, arm zu sein, arm wie Franziskus, das laut redende Bild Christi, arm wie so viele große Menschen, die den Weg der Menschheit erhellt haben" .

Soll die religiöse Ausrichtung ihres Lebens offenkundig und fruchtbar sein, müssen die Mitglieder der Institute des aktiven Lebens sich ernsthaft überlegen, wie sie eine echte Synthese zwischen Aktion und Kontemplation erreichen können. Das gilt sowohl, wenn ihr unermüdlich für die Evangelisierung arbeitet und vom Evangelium her euren Brüdern dient, als auch wenn ihr auf all den Gebieten tätig seid, wo die Kirche präsent wird. All das darf euch nicht nur nicht vom Religiösen dispensieren, eure apostolische Arbeit muß vielmehr in Gott gleichsam eingetaucht sein, und ihr erreicht dies durch eine große Reinheit der Absichten und einen Geist, der Brüderlichkeit und Harmonie ausstrahlt, ohne jemand auszuschließen.

Wollt ihr inmitten der täglichen Arbeit eure Weihe an Gott leben, müßt ihr die gebieterische Notwendigkeit spüren, Gott in eurer Arbeit zu begegnen und zu lieben. Es darf keinen Gegensatz geben zwischen eurer Arbeit und echter Kontemplation. Das setzt freilich voraus, daß ihr um Gottes willen und für Gott arbeitet, daß ihr mit ihm arbeitet und ihm in der Arbeit begegnet. Gewiß macht das einerseits notwendig, euch besondere Zeiten vorzubehalten für die ganz persönliche Begegnung mit dem Herrn im stillen Gebet. Die Kontemplation führt dann zum apostolischen Wirken hin, und dieses wiederum hilft, die Bedeutung der Augenblicke zu schätzen, die ausdrücklich dem Gebet und der Kontemplation gewidmet sind.

Jeder gottgeweihte Mensch ist im Grunde kontemplativ. Wie das II. Vatikanische Konzil lehrt: „Die gänzlich auf die Kontemplation hingeordneten Institute... bringen Gott ein erhabenes Lobopfer dar und schenken dem Volk Gottes durch überreiche Früchte der Heiligkeit Licht, eifern es durch ihr Beispiel an und lassen es in geheimnisvoller apostolischer Fruchtbarkeit wachsen" (*Perfectae caritatis,* 7).

Gern richte ich von diesem marianischen Heiligtum aus einige Worte besonderer Wertschätzung und Zuneigung an alle

Schwestern des kontemplativen Lebens in Chile. Ja, ihr seid das Herz, der Herzbeschlag der Kirche; ihr seid mit dem strengen und anspruchsvollen Leben im Kloster echte Mitarbeiterinnen der Heilssendung Christi und erlesener Ausdruck seiner Liebe.

Die Hingabe, zu der euch Gott durch eine besondere Initiative seiner Liebe geweiht hat, zeigt seine große Vorliebe für euch. Euer Zeugnis, gelebt in einem Klima des Friedens und in der Tiefe eures inneren Lebens, ist damit eine Äußerung der Liebe, jener bräutlichen Liebe, die ihre Wurzeln in der Liebe Christi hat. Es verkündet auch durch euer schweigendes und verborgenes Leben den Ruhm der heiligsten Dreifaltigkeit, und ihr helft durch euer Gebet und euer Zeugnis euren Brüdern, zur Fülle des christlichen Lebens zu gelangen im Vater, im Sohn und im Heiligen Geist.

Ihr, euererseits Ordensfrauen der Institute des aktiven Lebens, müßt euch üben in jener Fähigkeit, die die Gnade schenkt: Gott in allem zu begegnen. Wir müssen Jesus suchen und finden, wo er uns erwartet, in den Zeichen, die er bereitet hat: in der Eucharistie, im Wort Gottes, in den Sakramenten, in der Gemeinschaft, in den Mitmenschen und Ereignissen... Ihr müßt in eurer Arbeit Kontemplative sein. Dadurch kommt Folgerichtigkeit in euer Leben, und eure apostolische Arbeit gewinnt an Tiefe. Das Zeichen der Echtheit sowohl für die Kontemplation als auch für die Aktion im Sinn des Evangeliums ist die Einheit des Lebens, wenn man nämlich immer den Herrn und seinen Heilswillen sucht. In dieser harmonischen Synthese zwischen Kontemplation und Aktion werdet ihr entdecken, daß die Evangelisierung ein bevorzugtes Mittel der Heiligung und eine normale Übung des gottgeweihten Lebens ist.

Ich möchte ferner daran erinnern, daß ihr als Menschen, die in ihrem Leben die Gnade der Versöhnung mit Gott erfahren, zugleich Werkzeuge der Versöhnung in der Kirche und in der Gesellschaft von Chile sein sollt. Die Freiheit, die euch die Praxis eurer Gelübde und eures Lebens nach dem Evangelium geschenkt hat, muß euch feinfühlig für die Probleme unserer Zeit machen, um sie ins rettende Licht der christlichen Botschaft zu stellen. Wir können nicht die Wirklichkeit der Sünde und ihrer Folgen im Leben der einzelnen und der Gesellschaften verschweigen. Die schlimmen Folgen des Egoismus und der Spaltungen, der Rachegedanken und Ungerechtigkeiten weit und breit in unserer Welt liegen offen vor aller Augen. Der Christ hat keine unmittelbare Lösung für die Konflikte zur Hand, doch er baut auf die Lehre des Evangeliums, um sie einzugrenzen: es gilt Beleidigungen zu verzeihen, die Feinde zu lieben, allen barmherziges Mitleid zu bezeugen. „Die Erfahrung der Vergangenheit und auch unserer Zeit lehrt, daß die Gerechtigkeit allein nicht genügt, ja, zur Verneinung und Vernichtung ihrer selbst führen kann, wenn nicht einer tieferen Kraft – der Liebe – die Möglichkeit geboten wird, das menschliche Leben in seinen verschiedenen Bereichen zu prägen" (*Dives in misericordia,* 12). „Die Kirche lebt ein authentisches Leben, wenn sie das Erbarmen bekennt und verkündet" (ebd., 13). „Die Kirche betrachtet es (daher) mit Recht als ihre Pflicht, als Ziel ihrer Sendung, die Echtheit des Verzeihens zu bewahren, sowohl im Leben und Verhalten als auch in der Erziehung und Seelsorge" (ebd., 14).

Die freudig übernommenen Verpflichtungen des gottgeweihten Lebens schreiben euch als Schülerinnen in jene Schule der Barmherzigkeit und Liebe ein, die die Jünger Christi auszeichnen muß. Die Theologie des Kreuzes besteht für euch vor allem darin, die Schwierigkeiten und das Leiden in hingebende Liebe umzuwandeln wie Christus, der in Liebe lebte und starb. Im Gegensatz zu dieser christlichen Haltung befinden sich jene, die auf kurze Sicht offenbar wirksamere Theorien vertreten, die aber in Wirklichkeit unvermeidlich eine

Spirale der Gewalt in Bewegung bringen und das menschliche Zusammenleben „in einen Schauplatz ständigen Kampfes der einen gegen die anderen verwandeln" (*Dives in misericordia,* 14). Ihr müßt Werkzeuge des Friedens in der Hand des Herrn sein und müßt an die Wahrheit und Kraft des Evangeliums von der Versöhnung glauben. Der Friede beginnt auf der Ebene der einzelnen und der Völker Wirklichkeit zu werden, wenn „die Menschen einander in brüderlicher Gesinnung begegnen" (*Gaudium et spes,* 24).

Besonders wichtig bleibt, liebe Schwestern, daß ihr intensiv die kirchliche Gemeinschaft lebt. Ihr wißt, daß dieses Zeichen die echten Jünger Christi auszeichnet. Diese Gemeinschaft beschränkt sich nicht auf ein juridisches Band, sie wurzelt vielmehr im Leben Gottes selber, der die Liebe ist, wir aber dürfen an ihr teilhaben in der Kirche, dem Bild der göttlichen Dreieinigkeit (vgl. *Lumen gentium,* 4). Ordensleute und gottgeweihte Personen „leben von der Liebe gedrängt, die der Heilige Geist in ihre Herzen ausgegossen hat, mehr und mehr für Christus und seinen Leib, die Kirche" (*Perfectae caritatis,* 1). „Im Apostolat, das die geweihten Personen ausüben, wird die bräutliche Liebe zu Christus auf fast organische Weise Liebe zur Kirche als dem Leib Christi, zur Kirche als Volk Gottes, zur Kirche, die zugleich Braut und Mutter ist" (*Redemptionis donum,* 15).

Seid daher immer bemüht, die Bande kirchlicher Gemeinschaft mit euren Hirten zu festigen und sorgt dafür, daß ihr jederzeit Sauerteig der Einheit unter den Gliedern der Gemeinschaften seid. Als Nachfolgerinnen Christi müßt ihr besonders jene im Auge behalten, die mehr gefährdet sind oder fernstehen. Möge eure Demut und Annahmebereitschaft sie ermuntern, sich wieder in die Herde des einzigen Hirten einzufügen.

Die gottgeweihten Personen müssen mit ihrem einsatzfreudigen und opferbereiten Leben Zeugnis für die Kirche als „Sakrament" geben, das vom Herrn erwählt wurde, „um die Menschen untereinander und mit Gott zu versöhnen" (*Lumen gentium,* 1). Dieser Weg der Versöhnung, der universale Gültigkeit hat, wird in eurem Vaterland besonders wichtig, das inmitten von unleugbaren Spannungen einen Weg zu dauerhaftem Frieden sucht.

Eure Hirten haben wiederholt alle Menschen guten Willens aufgerufen, sich um den Aufbau des Friedens größte Mühe zu geben und innerhalb eines berechtigten Pluralismus Wege der Solidarität und der Versöhnung zu finden. Mit eurem Gebet, eurem Zeugnis für das gottgeweihte Leben sowie durch euer apostolisches und karitatives Wirken sollt ihr immer Erbauer von Gemeinschaft und Frieden sein.

In dieser Hoffnung begegne ich euch, geliebte Ordensschwestern von Chile, zu Füßen der allerseligsten Jungfrau und möchte euch ein besonderes Vermächtnis hinterlassen: folgt Christus radikal nach! Die Liebe zu seiner Person und die Hingabe an sein Erlösungswerk bilden die Wahl eures Lebens. In eurer Ordensprofeß habt ihr euch dafür so radikal entschieden, daß „der unergründliche Reichtum Christi" (Eph 3,8) zur Mitte und zum Angelpunkt aller anderen Entschlüsse geworden ist. Nur in Christus und durch ihn erkennt und übernehmt ihr jede andere Aufgabe, und zwar so, daß euer Dienst an den Mitmenschen seinen Weg über die unbedingte Hingabe an Christus, euren Herrn und Bräutigam nimmt.

Eure radikale Nachfolge Christi muß euch zu einer vorbehaltlosen Identifizierung mit Christus im Geheimnis seiner Armut, seiner Keuschheit und seines Gehorsams führen. Dies und nichts anderes muß die innerste und kirchliche Mitte des Herzens der Ordensfrau sein, zugleich die Quelle ihrer Fruchtbarkeit in der Kirche und in der Welt. Ihre bevorzugte Liebe zu Christus muß Antrieb und Ausrichtung ihres ganzen Lebens sein.

Die Dynamik eurer unbedingten Nachfolge des Herrn wird auch zu einem erneuten Anlauf für euer missionarisches Bemühen innerhalb und außerhalb eurer Heimat führen. Mit Freude habe ich vernommen, daß chilenische Missionarinnen und Missionare bereits auf anderen Kontinenten in der Verkündigung des Evangeliums mitarbeiten. Auch in eurem Land, das der Herr derzeit mit vielen Berufungen segnet, bleibt es wichtig und dringend, daß die Ordensleute die entferntesten Gegenden, die schwierigsten und am meisten notleidenden Gebiete aufsuchen und dort auch bleiben, weil das für eine Festigung des Werkes der Kirche notwendig ist.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich ein besonderes Wort der Ermunterung an die Mitglieder der Säkularinstitute richten, die mit ihrem Stil eines gottgeweihten Lebens in der Welt, wie er vom II. Vatikanischen Konzil anerkannt wurde, der Kirche in Chile einen wertvollen Dienst leisten und neue apostolische Aufgaben aufgreifen. Auch sie sind ja Sauerteig Christi in der Welt. Euer Charisma bildet die Grundlage für einen Dienst von großer Aktualität. Mit eurem apostolischen Wirken in der Welt verkündet ihr den Ruhm Gottes und tragt wirksam bei zum Aufbau jener Kultur der Liebe, die dem Plan Gottes für die Menschheit in der Hoffnung auf seine Wiederkunft in Herrlichkeit entspricht.

Liebe Schwestern, ich hatte die Freude, mit euch zusammenzusein in dieser Kirche, die Unserer Lieben Frau vom Karmel geweiht ist. Die heiligste Jungfrau bleibt das hohe Vorbild für jeden gottgeweihten Menschen. Sie ist die gottgeweihte Frau schlechthin, die Jungfrau von Nazaret, die auserwählt wurde, Mutter Gottes zu werden, weil sie hörte, betete und liebte.

„Wenn die ganze Kirche in Maria ihr erstes Modell findet, um wieviel mehr findet ihr es, gottgeweihte Personen und Gemeinschaften in der Kirche!" (*Redemptionis donum,* 17).

Demütig und selbstvergessen verwandte Maria ihr Leben darauf, daß sich in ihr der Wille Gottes erfüllte. Ihr ganzes Sein stand im Dienst des Heilsplanes Gottes. Sie war in Wahrheit glücklich und selig zu preisen. Aller Macht entkleidet außer der des Geistes, der sie überschattete (Lk 1,35), schreckte sie nicht vor dem Kreuz zurück, lebte vielmehr ihre bräutliche Treue zum Herrn als Urbild und Mutter der Kirche (vgl. *Lumen gentium,* 58).

Möge die Jungfrau Maria euch, ihr Dienerinnen Christi, immer begleiten. Möge sie euch den Weg der Treue und demütigen Freude lehren, die ihr euer ganzes Leben in den Dienst des Reiches stellt. Möge sie euch unterweisen und anregen auf dem Weg der Heiligkeit und der Evangelisierung.

Allen Ordensschwestern und gottgeweihten Menschen in Chile erteile ich von Herzen meinen Apostolischen Segen (L'Osservatore Romano n. 81, 6.4.87, Beilage).

Argentinien

Für manchen Beobachter war die Ankunft Papst Johannes Paul II. in Argentinien, der dritten und letzten Station seiner 33. Auslandsreise, ein Wechsel „vom Regen in die Traufe". Erlebte der Papst zuvor in Chile begeisterte Gläubige, die übergroße Erwartungen in seinen Besuch gesetzt hatten, fiel der Aufenthalt in Argentinien zunächst eher kühl aus. Diese Atmosphäre begleitete ihn auch bei seiner „Rundreise" durch das Land; erst der Palmsonntags-Gottesdienst in Buenos Aires, an dem über eine Million Gläubige teilnahmen, und die Feier des „Welttages der Jugend" (11. April) gerieten zu einem „triumphalen" Abschluß dieses achten Besuches des Papstes in Lateinamerika – mit rund 300 Millionen nominellen Katholiken derzeit der „katholischste Kontinent", in dem nach Schätzungen im Jahr 2000 sogar die Mehrheit der Katholiken leben wird.

Die säkularisierte und auch vom Freimaurertum durchsetzte argentinische Gesellschaft begegnete dem Oberhaupt der katholischen Kirche reserviert. „Politische Akzente" setzte der Papst in Argentinien insbesondere mit seinen Reden vor Arbeitern und Unternehmern, in denen er das Recht auf Arbeit verteidigte, die gewerkschaftliche Arbeit – sofern diese sich nicht „klassenkämpferisch" gebärde – ermutigte und von den Arbeitgebern eine Humanisierung des Arbeitsprozesses forderte.

Aufsehen erregte auch, daß der Papst vor der Jugend die Ereignisse unter der Militärdiktatur (1976 bis 1983) beklagte und die Hoffnung äußerte, daß sich Derartiges in Argentinien nie wiederhole. Damit erfüllte er den Wunsch vieler Menschenrechtsgruppen, die mit der bisherigen „Aufklärungsarbeit" der demokratischen Regierung Alfonsin unzufrieden sind und sich vom Papst ein klares Wort erhofften. Zugleich nahm Johannes Paul II. die Bischöfe in Schutz, indem er deren stilles Engagement, das viele Menschenleben gerettet habe, und ihre Aufrufe zur Versöhnung würdigte. Mit einem eindringlichen Aufruf zur nationalen Aussöhnung verabschiedete sich der Papst aus Argentinien.

Im übrigen stellte Johannes Paul II. weithin seelsorgliche Themen in den Mittelpunkt. Häufig rief er den Argentiniern die christlichen Prinzipien der ehelichen Treue und der Unauflöslichkeit der Ehe ins Bewußtsein.

Im übrigen würdigte der Papst Argentiniens Gastfreundschaft gegenüber Ausländern und Einwanderern, ermutigte gute Formen der Volksfrömmigkeit, mahnte die Bischöfe zu Einheit in der Vielfalt, versicherte den argentinischen Indios seine Solidarität in ihrem Ringen um Erhalt ihrer Kultur und Identität, rief zur Hilfe für die armen Landarbeiter auf und forderte Schuldner- und Gläubiger-Länder auf, die Schuldenkrise gemeinsam verantwortlich zu lösen (KNA).

4. Schreiben an die Priester zum Gründonnerstag

Seit 1982 wendet sich der Papst jedes Jahr zum Gründonnerstag in einem Schreiben an die Priester der katholischen Kirche. Der Gründonnerstag ist der Tag der Erinnerung an die Einsetzung der Eucharistie, und da im katholischen Verständnis Eucharistie und Priestertum eng zusammenhängen zugleich der „Geburtstag des Priestertums".

Das Thema des diesjährigen Schreibens ist die Bedeutung des Gebets im Leben des Priesters. Der Papst geht aus vom Gebet Jesu im Garten von Getsemani, bevor Jesus in die Stunde seines Leidens und Todes eintritt. Für den Weg in den Tod findet Jesus Kraft durch die Zwiesprache mit seinem Vater, dessen Willen er sich ganz anvertraut.

Vom Blick auf Jesus hin muß auch das Leben des Priesters im Gebet verwurzelt sein: im persönlichen Gebet, im liturgischen Gebet, im Gebet mit der Gemeinde, im Breviergebet. Das Gebet ist Ausdruck unseres Bewußtseins, von Gott geschaffen zu sein und ihm letztlich alles zu verdanken. Das Gebet ist zugleich Fundament der priesterlichen Existenz, denn in ihm wachsen das Leben des Priesters und sein Dienst an den Menschen zu einer Einheit zusammen. Das Gebet hilft dem Priester, ein besonderes Gespür für die Nöte und Anliegen der ihm anvertrauten Menschen zu entwickeln. So ist das Gebet eine Quelle seines Hirtendienstes für Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Eheleute, Familien, Alleinstehende, Kranke, Leidende und Sterbende.

Das Gebet ist für den Priester eine Kraftquelle, nach dem Vorbild des guten Hirten für alle Menschen und für jeden einzelnen in der „Probe der Liebe" selbstlos dazusein. Es hilft dem Priester, persönliche Schwierigkeiten aus der Kraft des Gottesgeistes zu meistern.

Da das Gebet Ausdruck des Glaubens ist, ist es unerläßlich für ein Leben aus dem

Glauben, von dem der Priester persönlich und amtlich Zeugnis geben soll.

Das Schreiben schließt mit einem Hinweis auf die Jungfrau Maria, die Mutter Jesu Christi und die Mutter der Kirche. In ihr erblicken wir das vollkommene Modell eines Lebens aus dem Glauben und seine Fruchtbarkeit für den priesterlichen Dienst. Der Papst erinnert in diesem Zusammenhang an die jüngste Enzyklika über die Gottesmutter im Leben der pilgernden Kirche und weist auf das Marianische Jahr hin, das am Pfingstsonntag 1987 beginnt (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz P 10/87).

5. Religionsunterricht in Ländern ohne Religionsfreiheit

Der Papst hat alle katholische Laien in ihrem Glaubenszeugnis ermutigt, die unter schwierigen Umständen Religionsunterricht erteilen. In seiner Ansprache am 10. Mai würdigte er die Arbeit der Katecheten in Staaten ohne Religionsfreiheit, die dabei oft ihre Freiheit aufs Spiel setzen. Der Papst wies darauf hin, daß auch viele Frauen in der Katechese tätig seien und bezeichnete die Arbeit der Katechisten als besonders wichtig dort, wo die jungen Leute keine angemessene religiöse Erziehung erhielten. Weiter rief Johannes Paul II. anläßlich des in aller Welt begangenen Weltgebetstags für geistliche Berufe zum Gebet dafür auf, daß junge Menschen in aller Welt die Berufung zum Priestertum oder zum Ordensleben akzeptieren (KNA).

6. Seligsprechung

Papst Johannes Paul II. hat einen italienischen Kardinal, eine italienische Ordensgründerin, einen kanadischen Ordensgründer und einen französischen Geistlichen seliggesprochen. Bei der feierlichen Seligsprechungszeremonie auf dem Petersplatz am 10. Mai 1987 stellte er das mutige Glaubenszeugnis und das Leben der neuen Seligen den Katholiken von heute als beispielhaft vor Augen. Zu den neuen Seligen gehören der italienische Kardinal und langjährige Erzbischof von Mailand, Andrea Carlo Ferrari (1850–1921), sowie die italienische Ordensgründerin Benedetta Cambagio Frassinello (1791–1858). Weiter erhob der Papst den französischen Priester Pierre Francois Jamet (1762–1845) zur „Ehre der Altäre", der sich nach der französischen Revolution unermüdlich um ein Wiederaufleben seiner „Kongregation des guten Retters" bemühte, die sich um die Erziehung taubstummer Kinder bemühte. Bei dem vierten Seligen handelt es sich um den kanadischen Bischof von Saint-Hyacinthe, Louis-Zepherin Moreau (1824–1901), der sich trotz seiner angegriffenen Gesundheit unermüdlich für die Einheit der Christen einsetzte und zwischen den verschiedenen Konfessionen vermittelte. Moreau gründete zwei weibliche Ordenskongregationen (KNA).

7. Ansprache an den Europäischen Kongreß der Barmherzigen Brüder und der Kamillianer

Es freut mich sehr, euch in dieser euch vorbehaltenen Audienz zu empfangen, und ich grüße euch von ganzem Herzen, insbesondere die Generalobern Bruder Pierluigi Marchesi und P. Calisto Vendramo, die diesen Europäischen Kongreß über „Die Präsenz und Sendung im Gesundheitswesen" ins Leben gerufen haben. Mein herzlicher Gruß und meine besten Wünsche ergehen auch an eure Mitbrüder in Italien und in der ganzen Welt sowie an die Ordensschwestern, die an eurem Charisma und eurem Apostolat teilhaben. Ich grüße auch Erzbischof Fiorenzo Angelini, den Pro-Präsidenten der Päpstlichen Kommission für das Krankenapostolat.

Dieses Treffen der beiden Ordensgemeinschaften ist fürwahr bedeutungsvoll und einzigartig: die Hundertjahrfeier der Proklamation eurer Stifter, der hl. Kamillus von Lellis und Johannes von Gott, zu Patronen der Hospitäler und der Kranken sei-

tens meines Vorgängers Leo XIII. Ihr habt diesen Anlaß dadurch hervorheben wollen, daß ihr euch zu einem Kongreß von großen Ausmaßen versammelt habt, um euch Fragen hinsichtlich der Bedeutung und der Präsenz eurer Institute in der heutigen Welt zu stellen und ein Pastoralprogramm in der Perspektive der Zukunft zu entwerfen.

Meinerseits möchte ich vor allem der Freude über diese angesichts der Notwendigkeiten unserer Zeit so angebrachte Initiative Ausdruck geben, denn diese fordern immer mehr Gemeinschaft und Zusammenarbeit unter denen, die das Glück haben, an Christus zu glauben und noch mehr unter denen, die ihm geweiht sind. Ich möchte euch ferner meiner Teilnahme an euren Problemen und Sorgen versichern, welche die euren Orden eigene Tätigkeit für die Kranken und die Orte der Gesundheitspflege betreffen.

Die Zeiten, in denen zu leben wir berufen sind, haben die Aufmerksamkeit auf vielfältige Fragen gelenkt, die mit Gelassenheit und Mut angegangen werden müssen, ohne je die christlichen Ideale, die Fundament unseres Lebens sind, noch die euren Orden eigenen Charismen aufzugeben. Die Pastoral in den Krankenhäusern ist schwieriger geworden und verlangt eine spezifische Ausbildung und spezifische Eigenschaften; der freiwillige Dienst ist sicher etwas Positives, setzt aber Unterscheidungsvermögen, die Gabe zur Anleitung und zur Organisation voraus. Die Beziehungen zu den Ortskirchen, zu Kommissionen der Berufsethik, zum Seelsorgerat innerhalb des Hospitals, zu den im Gesundheitswesen Tätigen erfordern einen aufmerksamen und ständigen Willen zum Zuhören und Dienen. Vor allem der Einsatz für die Humanisierung der Orte des Leidens und der Beistand für jene, die in der Wohlstands- und Konsumgesellschaft von Krankheit und Angst vor dem Tod betroffen sind, verlangt große Liebe, Geduld und Hingabe. Aus dieser Sicht ermutige ich euch, liebe Ordensleute, euch immer mehr für eure Mitarbeiter im Laienstand zu öffnen und in ihnen den Wunsch nach einer Beziehung zu wecken, die über den engeren beruflichen Bereich hinausgeht, um sie zu einer Teilnahme an der apostolischen Dimension eurer Tätigkeit hinzuführen.

Ich verstehe ganz eure Not und eure Wünsche hinsichtlich der Pastoral und bin euch im Geist mit meiner Hochschätzung, meinen Ermutigungen und meinem Gebet nahe in den Hospitälern, in denen ihr Dienst tut, an der Seite so vieler Kranker, insbesondere unter den ärmsten und bedürftigsten Völkern.

Vieles hat sich seit der Zeit, in der eure heiligen Stifter lebten, verändert und in mannigfacher Hinsicht entscheidend gebessert; aber das Charisma des hl. Johannes von Gott und des hl. Kamillus ist geblieben und muß in euch, die ihr deren geistliche Söhne seid, unversehrt erhalten bleiben: jenes Charisma, das in jedem Kranken einen Bruder sieht, den es in Christus und wie Christus zu lieben gilt und ihm zu dienen mit jener Zuneigung – so schrieb der hl. Kamillus in seiner Regel –, die eine liebevolle Mutter für ihr einziges krankes Kind fühlt (Reg. XXVII), und mit jenem Feuer der Liebe, das vom Herzen des hl. Johannes von Gott ausging und im vierten Gelübde der Hospitalität konkrete Gestalt angenommen hat.

Durch das Verdienst der beiden in kurzer Zeit nacheinander entstandenen Orden hat sich ein so konkreter und so erbauender Kreuzzug der Liebe zu den Leidenden in der Welt ausgebreitet, daß Leo XIII. am 27. Mai 1886 die hl. Johannes von Gott und Kamillus von Lellis mit dem Dekret „Inter omnigenas virtutes" zu Patronen der Hospitäler und der Kranken erhob und Pius XI. sie in der Folge mit dem Breve „Expedit plane" zu Patronen der Krankenpfleger und -pflegerinnen sowie ihrer Vereinigungen erklärte.

Jetzt nach diesem wichtigen Europäischen Kongreß müßt ihr euch erneut auf den Weg

machen. Im Licht des Beispiels und der Lehre eurer Stifter müßt ihr davon überzeugt sein, daß für die Verwirklichung eurer Sendung, die Humanisierung der Spitäler, den Dienst an den Kranken in der heutigen Gesellschaft, die Weckung von Berufungen für eure Orden immer und vor allem ein tiefes und entschiedenes geistliches Leben notwendig ist. „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen!" (Joh 15,5).

Der heutige Mensch braucht euer Zeugnis als das von Menschen mit festem Glauben und Gott geweihten Personen. Viele neigen heute dazu, das Christentum einzig auf die Dimension der Nächstenliebe zu reduzieren und Gott, die Anbetung, das Gebet zu vergessen. Es ist sicher von Bedeutung, hellhörig zu sein für die brüderliche und karitative Verantwortung, die das Christentum auferlegt, aber man darf darüber das erste Gebot nicht vergessen. Jesus hat sein Leben für die Erlösung der Menschheit dahingegeben und war gleichzeitig der erste und wahre Anbeter des Vaters.

Der „technologische Mensch", der sein ganzes Vertrauen und sein ganzes Interesse in die Wissenschaft und die Technik setzt, um das Höchstmaß an Wohlstand zu erreichen, steht schließlich enttäuscht und verbittert vor dem schicksalhaften Scheitern in Krankheit, seelischem Leid und unabdingbarem Tod. Der „technologische Mensch" wird darum zum einsamen Menschen, der gebrochen, bedroht und besiegt ist. Wenn sich der körperliche Schmerz mit dem seelischen verbindet, wird er zu einem „existentiellen Schmerz" und offen oder verdeckt zu einem „religiösen Schmerz", der die letzten Fragestellungen und die Sinnfrage aufwirft.

Die Einsamkeit des modernen Menschen und die Sehnsucht nach einer Antwort, die dem Dasein Sinn gibt, sind für euch Ansporn zu immer größerem und wirksameren pastoralen Eifer. Ich schätze alles, was ihr für die Pflege der Kranken und für die Humanisierung der Spitäler tut, sowie eure Bemühungen, den Kranken und den im Gesundheitswesen Tätigen zu helfen, daß sie mit Gelassenheit den religiösen Sinn des Menschenschicksals erfassen oder wieder erlangen, der, wie er denn vom Geheimnis der Vorsehung umhüllt ist, auch die Augenblicke des Leidens als Erinnerung an das Absolute in sich birgt und notwendig auf die transzendente, ewige Wirklichkeit jenseits von Zeit und Geschichte hingeordnet ist. Die Kranken brauchen Fachleute, die Vertrauen, Hoffnung, Stärkung und Beistand schenken. Euer Charisma fordert heute zusammen mit beruflicher Kompetenz in höchstem Maß pastorale Feinfühligkeit.

„Wir wollen nicht mit Wort und Zunge lieben", so schrieb der Apostel Johannes – „sondern in Tat und Wahrheit" (1 Joh 3, 18). Viele eurer Mitbrüder haben bei Pest und Cholera und zu Kriegszeiten im Schlachtengetümmel ihr Leben in heroischer Weise hingegeben, gerade weil ihr tiefes geistliches Leben sie zu solchen Großtaten glühender Liebe antrieb. Jetzt ist beim Dienst an den Alten, den Randexistenzen, den Drogenabhängigen, den Kranken und Sterbenden ebenfalls eine durch den christlichen Glauben erleuchtete Liebe nötig; es braucht Glauben mit dem Antlitz der Güte.

Im Blick auf Christus, den Gekreuzigten, und im Vertrauen auf Maria, mit jenem Feuer des Glaubens, für das der hl. Johannes von Gott und der hl. Kamillus von Lellis Vorbilder sind, behaltet den Frieden in euren Herzen, während ihr den euch anvertrauten Kranken Gesundheit und Stärkung bringt, und arbeitet zusammen, um besser zu dienen!

Es begleite euch auch mein Segen, den ich euch jetzt von ganzem Herzen erteile und der sich gleichfalls auf eure Mitbrüder und die Ordensschwestern eurer Institute erstrecken soll (L' Osservatore Romano n. v. 8.5.87).

BISCHOFSSYNODE

Die im Oktober stattfindende Bischofssynode soll eine Unterscheidung zwischen den Aufgaben des geweihten Priesters und des Laien in der Kirche treffen. Der Laie in der Kirche darf weder „klerikalisiert" noch an den Rand des kirchlichen Geschehens gedrängt werden, heißt es in dem Arbeitsdokument der Bischofssynode zum Thema „Berufung und Auftrag der Laien in der Kirche und in der Welt – 20 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil". In dem am 28. April 1987 veröffentlichten Dokument wird die gleiche Würde von Mann und Frau in der Verschiedenheit ihres Dienstes in der Kirche unterstrichen. Dem Laien werden in dem Dokument Aufgaben in Familie, Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur zugewiesen. Die verschiedenen Formen von Diskriminierung, das Friedensstreben, Gewalttätigkeit aller Art, die atomare Bedrohung und der Rüstungswettlauf sind Herausforderungen, die diesen Einsatz der Laien besonders verlangen, heißt es in dem Papier.

Bei der Vorstellung des Arbeitsdokumentes im Vatikan betonte der Generalsekretär der Bischofssynode, der belgische Erzbischof Jan Schotte, daß es in den vergangenen Jahren Tendenzen gegeben habe, die Unterscheidung zwischen der Rolle des Laien und der des Priesters zu verdunkeln. Dies habe zu großer Verwirrung unter den Gläubigen geführt. Die Synode müsse deshalb zwischen dem „allgemeinen Priestertum" aller Gläubigen und dem geweihten Priestertum klare Grenzen ziehen. In bestimmten Ländern werde jeder Einsatz der Laien in der Kirche oder in der Gesellschaft als „Amt" betrachtet. Das führe zu Zweideutigkeit und verlange Klärung. Erzbischof Schotte CICM versicherte, daß die Bischofssynode auch über die Rolle der Frau in der Kirche und in der Gesellschaft diskutieren werde. Viele Antworten auf die an die Bischofskonferenzen versandten „Lineamenta" zur Bischofssynode bestanden darauf, daß man nicht vergessen dürfe, daß die Frauen eine immer größere Rolle in der Gesellschaft spielten und daß es innerhalb des aktiven katholischen Laientums immer schon eine beeindruckende Anzahl an Frauen gebe. Einige Antworten hätten ausdrücklich das Problem der Teilnahme der Frauen an kirchlichen Entscheidungen angesprochen, andere forderten eine Diskussion über den Zugang der Frau zum geweihten Priestertum und ihre Zulassung als Meßdienerin oder zum Ständigen Diakonat.

Der Erzbischof betonte, daß bei der Bischofssynode vermieden werden soll, die organisierten kirchlichen Bewegungen in den Mittelpunkt der Diskussion zu stellen. Die „Große Schweigende Mehrheit" der Millionen von gläubigen Laien in der Welt, die keiner Organisation angehörten, sei ebenso wichtig. Die Bischofssynode erhebe keineswegs den Anspruch und habe nicht die Aufgabe, neue doktrinäre Richtlinien für die Laienarbeit zu formulieren. Wie auch der Papst in seinem Begleitschreiben zur Bischofssynode unterstrichen habe, sei die Richtschnur aller Überlegungen der Bischofsynode die vom Zweiten Vatikanischen Konzil zum Thema Laien vorgegebene Lehre. Nach der positiven Entwicklung der Laienarbeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil sei es jetzt notwendig, diese an der Schwelle zum dritten Jahrtausend zu ermutigen (KNA).

AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

1. Apostolische Pönitentiarie – Ablässe im Marianischen Jahr

„Als Hilfe für die Gläubigen, damit sie in wirksamerer Weise an den Früchten des Marianischen Jahres teilhaben durch die Reinigung des Gewissens, die innere Umkehr, die wachsende Liebe zu Gott und den Brüdern, gewährt die Apostolische Pöni-

tentiarie kraft des besonderen Auftrags von seiten des Papstes und anknüpfend an das Erbe der Kirche mit vorliegendem Dekret den vollkommenen Ablaß für alle Gläubigen zu den gewohnten Bedingungen (Empfang des Bußsakraments und der hl. Kommunion sowie Gebet nach der Meinung des Papstes)." So heißt es in dem Dekret der Apostolischen Pönitentiarie mit Datum vom 2. Mai 1987.

In folgenden Fällen können die Gläubigen einen vollkommenen Ablaß gewinnen: zu Beginn und zum Abschluß des Marianischen Jahres; an den liturgischen Marienfesten, an jedem Samstag oder jedem anderen Tag, an dem in besonderer Weise ein „Geheimnis" Mariens gefeiert wird; bei gemeinsamen Wallfahrten zu den von den Bischöfen bestimmten Marienheiligtümern der Diözese; an jedem Tag des marianischen Jahres, an dem die Basilika Santa Maria Maggiore in Rom voll Andacht besucht wird; wenn man den vom Bischof erteilten päpstlichen Segen (auch über Radio oder Fernsehen) würdig empfängt.

Die Apostolische Pönitentiarie, so heißt es in dem Dekret weiter, empfiehlt lebhaft als dem Marianischen Jahr besonders angemessen das Rosenkranzgebet, vor allem in der Familie, oder für die Gläubigen des orientalischen Ritus die von den Patriarchen entsprechend festgesetzten Gebete; wird der Rosenkranz in einer Kirche oder einem Oratorium oder in Gemeinschaft gebetet, ist damit der vollkommene Ablaß verbunden. (L'Osservatore Romano n. 111, v. 9. 5. 87, S. 4).

2. Glaubenskongregation – Über die Fortpflanzungsmedizin

Die Instruktion „Über die Achtung vor dem beginnenden menschlichen Leben und die Würde der Fortpflanzung" (Antworten auf einige aktuelle Fragen) trägt das Datum des 22. Februar 1987.

Der Inhalt der Instructio kann wie folgt zusammengefaßt werden: In einem einleitenden Teil wird das für die Beurteilung der Problematik maßgebliche Prinzip herausgestellt: der Geschenkcharakter des Lebens und die daraus folgende Verantwortung. Außer diesem Grundprinzip sind beim moralischen Urteil auch folgende Grundwerte zu beachten: das Leben des zu zeugenden Kindes und die Einzigartigkeit seiner Weitergabe in der Ehe. Diese Grundannahmen werden sodann in den folgenden Teilen der Instructio auf konkrete Situationen angewandt.

Im ersten Teil wird zunächst festgeschrieben, daß „jedes menschliche Wesen vom ersten Augenblick seines Daseins an als Person geachtet werden muß". Zur vorgeburtlichen Diagnostik, der Feststellung von Erbschäden des Kindes schon im Mutterleib, bezieht die Glaubenskongregation eine differenzierte Haltung: Sie ist erlaubt, wenn sie auf Schutz und Heilung des Fötus ausgerichtet ist; sie ist verboten, wenn sie auf dessen Abtreibung abzielt.

Die Tatsache, daß in der Praxis Abtreibung die Regel ist, ist für die Glaubenskongregation offenbar kein hinreichender Grund, die Methode als ganze zu verbieten. Für Forschung, Experimente und Eingriffe am menschlichen Embryo gilt das Prinzip der Therapie: Wenn sie Leben und Integrität des Embryos achten und ihn keinen unverhältnismäßigen Risiken aussetzen, sind sie erlaubt.

Der zweite Teil hat die künstliche Befruchtung in all ihren Formen zum Inhalt, also nicht nur die Retortenbefruchtung, sondern auch die herkömmliche künstliche Befruchtung, bei der der vorher gewonnene Samen in die Geschlechtsorgane der Frau übertragen wird. Die Glaubenskongregation lehnt alle Formen künstlicher Befruchtung, sowohl im heterologen (Befruchtung mit dem Samen eines Mannes, der nicht der Ehemann ist) als auch im homologen System (Befruchtung mit dem Samen des Ehemannes) ab. Hier werden zunächst einmal die traditionellen Argumente zusam-

mengeführt, wie sie bereits deutlich von Pius XII. vorgetragen wurden: „Das Geschenk des menschlichen Lebens muß innerhalb der Ehe mittels der spezifischen und ausschließlichen Akte der Eheleute verwirklicht werden gemäß den Gesetzen, die ihnen als Personen und ihrer Vereinigung eingeprägt sind." Es werden aber auch gewichtige neue Begründungsargumente angeführt: Es ist insbesondere das Argument des „Machens", das Eindringen technischer Formen der Menschenproduktion in die Kindererzeugung, das die Retortenzeugung verbietet.

Im dritten und letzten Teil der Instructio wird der Staat in die Pflicht genommen. Er wird an die hier zur Diskussion stehenden Rechte erinnert und aufgefordert, diese durch geeignete Strafmaßnahmen zu schützen. In den Schlußbemerkungen werden alle Verantwortlichen aufgerufen, dafür Sorge zu tragen, daß dem Leben und der Liebe in Familie und Gesellschaft die geschuldete Achtung zuteil wird.

Die Theologen und insbesondere die Lehrer der Moral werden aufgefordert, die Inhalte der Instructio zu vertiefen und den Gläubigen nahezubringen. (MKKZ 15. 3. 87, S. 28).

3. Römische Rota – Eheannullierung

Auch ideologische und sozialpolitische Überzeugungen können in Grenzfällen als Grund für eine kirchliche Eheannullierung geltend gemacht werden. So hat das oberste kirchliche Berufungsgericht in Rom, die Römische Rota, in den Jahren 1984/85 die politischen Aktivitäten eines Vertreters der radikalen Partei Italiens und zweier Kommunisten zum Anlaß für Ehenichtigkeitserklärungen genommen. (KNA).

4. Päpstliche Kommission für die Medien

Vom 17.–20. März 1987 fand die Vollversammlung der Päpstlichen Kommission für die Instrumente der sozialen Kommunikation statt. Papst Johannes Paul II. sagte dieser Kommission:

„Euer Werk ist von immenser Wichtigkeit für die Kirche und für die Welt. Unser Herr hat seinen Jüngern geboten, alle Nationen zu evangelisieren, und heute sind die Kommunikationsmedien in der Lage, alle Nationen zu erreichen; so ermöglichen sie es, daß ein gesprochenes Wort wirklich die ganze Menschheitsfamilie erreichen und lehren kann.

Das Wort, das ausgesprochen wurde und das die ganze Menschheitsfamilie erreichen und lehren soll, ist Jesus Chistus, das fleischgewordene Wort. Seine Wahrheit ist die gute Nachricht, nach der die Welt hungert. Seine Liebe ist die Quelle des Lebens, die die Welt ersehnt".

Der Papst unterstrich die Wichtigkeit der internationalen Übertragungen der Liturgie zu Weihnachten und zu Ostern. Sie gestatten es Millionen von Gläubigen aller Welt, gemeinsam mit dem Papst zu beten, und Millionen anderer Menschen, unseren Glauben zu erfahren. So auch beim Kreuzweg am Karsamstag oder anderen großen Gebetsveranstaltungen wie im Oktober 1986 in Assisi oder im Juni 1987 an der Pfingstvigil zum Anlaß des vom Papst vorgebeteten Rosenkranzes in Verbindung mit den großen Marienheiligtümer der Welt.

Der Papst kündigte ebenfalls an, daß die Kommission ein Dokument zur Anleitung und Unterstützung der Familien zu einem fruchtbaren Gebrauch der Massenmedien in Vorbereitung hat. Es soll ihnen helfen, Bildern und Botschaften zu widerstehen, welche die moralische Faser der Familie und der Gesellschaft zerstören anstatt zu stärken.

Der Päpstlichen Kommission für die Instrumente der Sozialen Kommunikation wurde empfohlen:

– kontinentale bzw. regionale Treffen zu

fördern, um geeignete Kommunikations-Strategien und -Strukturen in der Kirche zu begünstigen;
- Priorität soll der Entwicklung und der Ermutigung von Bildungsprogrammen in den Kommunikationen überall auf der Welt zukommen;
- was die „Filmoteca Vaticana" betrifft, sollen planifizierte Studien- und Forschungsprogramme entwickelt werden, insbesondere soll eine Welt-Filmographie des religiösen Kinos erarbeitet werden, es soll ein System legalen Depots aller Filme und elektronischer Aufnahmen in der Vatikanstadt und Außenstellen eingerichtet werden, es sollen die Fonds über die Tätigkeit des Papstes und des Hl. Stuhles angereichert werden, schließlich soll der Bestand erweitert werden mit Filmen und audiovisuellem Material aus aller Welt mit besonderem Bezug auf das Leben der Ortskirchen;
- vorrangige Aufmerksamkeit der Ausrichtung und den Projekten der Kommunikation in Afrika widmen und der Entwicklung qualifizierten Personals auf diesem Gebiet im Kontinent;
- einen vermehrten Impuls der Zusammenarbeit mit Laien-Fachleuten der Kommunikationen geben und der Ausbildung von Fachleuten auf lokaler Ebene;
- den effektiven Informationsaustausch in der Kirche vermehren;
- Im Studium der Technologie fortfahren für Fernseh-, Radio- und Datenübertragungen im Dienst der Kirche überall in der Welt;
- die schon begonnene Orientierungsdokumentation komplettieren, wobei es um folgende Themen geht: Pornografie und Gewalt, Kriterien für eine ökumenische und interreligiöse Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Massenmedien, ein modernisierter Nachtrag zu „Communio et progressio".

Die Teilnehmer an der Versammlung haben insbesondere auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Medien-Ausbildung der Seminaristen verwiesen und der Zusammenarbeit der modernen Massenmedien für die ethische Animation und die Evangelisierung der Kultur im integralen Dienst des Menschen. (Internationaler Fidesdienst, 25. 3. 87, Nr. 3558, ND 95).

5. Sekretariat für die Nichtchristen

Die Mitglieder des Sekretariates für die Nichtchristen wurden zum Abschluß der Vollversammlung am 28. April 1987 von Papst Johannes Paul II. empfangen. Thema der Vollversammlung war „Dialog und Verkündung". Der Papst sagte dazu u. a.:

Eure Versammlung muß deshalb nochmals die Verpflichtung der katholischen Kirche sowohl zum Dialog als auch zur Verkündigung des Evangeliums bekräftigen. Es darf keine Alternative zwischen dem einen oder dem anderen geben. Selbst in Situationen, wo die Glaubensverkündigung schwierig ist, müssen wir den Mut haben, von Gott zu sprechen. Denn er ist das Fundament dieses Glaubens, der Grund unserer Hoffnung und die Quelle unserer Liebe. (L'Osservatore Romano n. 101 v. 29. 4. 87).

AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

1. STAGO-Tagung 1986

Am 15. November 1986 begann die Jahrestagung der Studentischen Arbeitsgemeinschaft der Orden (STAGO). Die Tagung war durch Sr. Gertrudis Lüneborg OSF, Fr. Winfried Pauly C. Ss. R. und Fr. Gerhard Peter SAC vorbereitet worden. Als Referenten wirkten P. Heinrich Jürgens SJ und Sr. Roswitha Bach IBMV.

„Der Boden, auf dem ich stehe, als Mensch, als Glaubender, als Ordenschrist. Der Keim, aus dem ich lebe."

Auf dieses Thema wollten sich die Teilnehmer einlassen, als die Tagung mit einer eutonischen Übung zum innerlichen Ankommen begann und mit dem Kennenlernen in gemütlicher Runde Ausklang.

P. Jürgens erläuterte die Persönlichkeitsgrundstrukturen jedes Menschen anhand der verschiedenen Ich-Schichten, die in Form von Antriebs- und Bremssätzen Einfluß nehmen; sie waren Gegenstand von Besinnung und Gespräch.

Die musikalischen Talente trugen zu einer besinnlichen, feierlichen Atmosphäre während der Eucharistiefeier bei. Zwei Sendschreiben aus der Geheimen Offenbarung wurden ausgelegt: Christus lobt diese Gemeinden für ihr Zeugnis, mahnt sie aber, ihre Schwächen zu überwinden, damit sie durch wahre Umkehr ihm näher kommen. Schließlich wurde das christliche Gottesbild umrissen: der Gott des Alten und Neuen Bundes, der in der menschlichen Geschichte anwesend ist, auf den Juden und Christen gleichermaßen vertrauen. Das Vertrauen und der Glauben, daß jeder Mensch aus der Kraft seiner Liebe hervorgegangen und zum Dienen berufen ist, läßt den Menschen erkennen, daß „ich bin, weil Du, Gott, bist!" Der Mensch darf sein, weil Gott für ihn da ist.

Die Berufungsgeschichte Elischas: Er wird von Elia zum Prophetendienst beauftragt und stellt sich der Spannung als unreif zu gelten und doch Verantwortung zu übernehmen, als Elia ihn bevormunden will. Danach erklärte P. Jürgens das „Angst-Kreuz"-Schema von Fritz Riemann (aus seinem Buch „Grundformen der Angst"), um die Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsentfaltung und konkreter Lebenssituation in der eigenen Gemeinschaft besser zu erkennen.
Wonach und wie richten wir uns auf ein Ziel aus?
Das geschieht in drei Schritten:

1. Wahrnehmung der konkreten Situation.
2. Wahrnehmung der Absicht, die ich verfolge.
3. Beurteilung der Situation und Entscheidung.

Die wesentlichen Aussagen der sieben Sendschreiben wurden von P. Jürgens prägnant und präzise herausgearbeitet. In kreativer Auseinandersetzung damit entstanden persönlich verfaßte Sendschreiben an die eigene Gemeinschaft, zwei Bilder und eine Pantomime. Letztere verwies in eindringlicher Weise auf die Spannung zwischen egoistischer, falsch verstandener Selbstverwirklichung und der Verweigerung sich einander Zeit zu schenken.

Ein anderer Christus wird nur derjenige, der sein persönliches Charisma entfaltet, aber gleichzeitig seine Brüder und Schwestern in ihrer Einmaligkeit anerkennt und schätzen lernt, was nur in täglicher Einübung geschehen kann.

Eine letzte Eutonie-Übung mit Sr. Bach wollte in die Verantwortung am je eigenen Platz entlassen. Die Tagung wurde mit einer Eucharistiefeier beendet.

2. STAGO-Tagung 1987

Die Tagung der Studentischen Arbeitsgemeinschaft der Orden (STAGO) des Jahres 1987 findet vom 17. bis 22. November im Tagungshaus Leinach bei Würzburg statt. Als Thema dieser Tagung ist vorgesehen: „Ordensleben im Spannungsfeld von Charisma und Tradition". Anmeldungen zu dieser Tagung sind zu richten an Sr. M. Ruth Arnold IBMV, Ballplatz 1–3, D-6500 Mainz 1 (Tel.: 06131–232401). Anmeldeschluß ist der 31. Oktober 1987. Gebühr pro Teilnehmer: 195,–DM.

„Tradition bewahren heißt nicht: Asche aufheben, sondern: eine Flamme am Brennen erhalten" (J. Jaures). Das Wort „bewahren" (lat.: conservare) gewinnt bei jungen Menschen seit einigen Jahren immer mehr einen positiven Klang: bewahren der Schöpfung – wiederentdecken althergebrachter Lebensgewohnheiten – zurück zu den Anfängen. Die beiden Pole „Charisma

und Tradition" werden bei dem Treffen der Ordensstudenten in den Blick genommen. Tradition muß als Erfahrungsschatz für das Heute dienen.

Es geht um Themen wie: Charisma der Gemeinschaft – Generationenproblematik – Säkulare alternative Lebensformen – Jesus als normatives Vorbild – Neue geistliche Bewegungen. – Die Tagung wird geleitet und begleitet von P. Dr. Egid Börner OFM (München) und Dr. Judith Velten SDR (Esthal).

NACHRICHTEN AUS DEN ORDENSVERBÄNDEN

1. Franziskaner

In Trier ging am 9. Mai 1987 die Konferenz der Provinziäle der Franziskaner aus Mitteleuropa (deutscher, niederländischer und französischer Sprachraum) im St.-Josefs-Stift zu Ende.

Auf dem Generalkapitel von 1985 hatte sich der Gesamtorden drei Schwerpunkte seiner künftigen Arbeit gesetzt. Der erste Schwerpunkt wird umschrieben mit kontemplativer Dimension. Das Wort Kontemplation meint Sehen und Schauen. Die Franziskaner wollen das Wort aktualisieren: zuerst einmal neu die Menschen, vor allem die Jugend unserer Zeit, sehen lernen, ehe sie Konzepte und fertige Inhalte an sie heranbringen. Mit einem neuen Sehen (Kontemplation) soll es möglich sein, zuerst an den Menschen ihren persönlichen Wert und was Gott mit und an ihnen wirkt, zu entdecken.

Der zweite Schwerpunkt der Franziskaner ist die ihrer Berufung entsprechende Option für die Armen bzw. Gerechtigkeit und Friede, für deren Einsatz in der Dritten Welt sie bekannt sind. Es ging jetzt aber um ihre Verwirklichung in Mitteleuropa. Wir haben in Europa nicht nur soziale Randgruppen, sondern mehr noch Beziehungs-Arme, vor allem auf weite Strecken Jugendliche. Sie werden oft nur als Objekt der Werbung und der Industrie und nicht als Subjekt gesehen, schnell lediglich von der Leistung her, was sie bringen, beurteilt, und häufig genug sind sie nicht geliebt. Die Ordensvertreter rangen mit der Frage, was sie tun können. Deutlich wurde, daß sie ein neues Sehen ohne Ängste lernen wollen und andere ermuntern möchten, mit ihnen die Jugend gern zu haben.

Genau hier gewinnt dann auch der dritte Schwerpunkt, nämlich die Evangelisierung bzw. die Aus- und Weiterbildung im missionarischen Geist einen spezifischen Akzent: sich von den Menschen unserer Tage, und daher auch von der Jugend, evangelisieren zu lassen. Gemeint ist damit, daß von der Jugend her unser Selbstverständnis eines Lebens nach dem Evangelium neu gesehen wird, ehe wir das Evangelium verkünden.

Zwei junge Franziskaner, einer aus Elsaß-Lothringen und einer aus dem Rheinland, die seit Jahren unter der Jugend leben und arbeiten, berichteten von der ernüchternden geistlichen und religiösen Lage vieler Jugendlicher. Sie zeigten jedoch auch positive Wege auf. Mit institutionellen Maßnahmen allein ist mit der Jugend nicht weiterzukommen, wenn nicht zuerst ein Leben mit ihnen geführt wird, das selbst authentisch ist. Auf diesem Weg ist auch Jesus erschließbar, der sich uns als der Weg angeboten hat.

Viele Jugendliche sehen keinen Weg angesichts der Perfektion der Gesellschaft, der Rationalisierung der Arbeit, der Organisation von Leben und Manipulation von Werten; mitunter triften sie ab in Sekten oder Okkultismus oder auch in resignatives Konsumverhalten, vergnügt am Augenblick.

Den Franziskanern wurde durch ihre beiden jungen Mitbrüder deutlich, daß sie zuerst den Standort der Jugend finden müssen, um dann einen Weg mit ihr gehen zu können. Mitunter sitzen Jugendliche, so machte der rheinische Vertreter deutlich, zwischen zwei Stühlen: einer offenen Ge-

sellschaft, die alles anbietet, und einer mehr geschlossenen Kirche, die zuviel festlegt. Die Kunst der Mitte wird von vielen kirchlichen Mitarbeitern gesucht und versteht sich als verantwortlicher Weg mit der Jugend, auf dem ein jeder geschätzt und anerkannt wird. Ähnlich sieht es der französische junge Franziskaner. Er zeigte drei Gefahren auf: die Liebe lediglich zu sich selbst (Narzismus), die Relativierung der Lebensansichten und der Verlust von globalem Lebenssinn, woraus Indifferentismus entsteht. Jugend will im Grunde aber weiterkommen, und auch hier ist der Weg-Gedanke ein Schlüssel.

Was können die Franziskaner konkret tun? Zum einen diente die Tagung der Bewußtmachung dieser drängenden Fragen. Verstärkt aber wollen sie sich darum bemühen, ihre Häuser zu öffnen und Zeit zu haben für die Jugendlichen, um so ihre oben genannten drei Schwerpunkte zu verwirklichen. Der Orden der Franziskaner, der selbst in Franziskus von Assisi, einen jugendlichen Ordensgründer aufweist, steht schon in vielfältiger Beziehung zu Jugend und kann so helfen, die Beziehungs-Armut der Jugend in eine Beziehungs-Freude zu führen.

Die Franziskaner verabschiedeten in Trier eine Ermunterung an alle Franziskaner in Mitteleuropa, vor allem an die in der Jugendarbeit Tätigen, folgenden Inhalts:

„Die Brüder Provinziäle der Germanischen und Frankophonen Franziskaner-Konferenz haben sich der Frage unseres Verhältnisses zur Jugend auf ihrer Frühjahrstagung zu Trier 1987 zugewandt. Sie ließen sich von zwei jungen Franziskanern, die aktiv in der Jugendarbeit stehen, die Probleme und Erwartungen der Jugend deutlich machen. Die Brüder Provinziäle ermuntern alle Brüder unserer Konferenzen, die mit den Jugendlichen einen Lebensweg gehen, zuversichtlich ihren Auftrag wahrzunehmen und die Fragen der Jugendlichen für wichtig zu halten, um von ihnen her unsere Spiritualität zu vertiefen. Jene Brüder, die nicht mehr in der Jugendarbeit stehen, bitten wir um Toleranz und Gebet."

Die Tagung der Höheren Oberen der Franziskaner hatte ihren Reiz auch in der Anwesenheit der Höheren Oberen aus der DDR und aus Ungarn. Noch vor zwei Wochen wurde ein Franziskaner zum Primas von Ungarn bestellt. Die DDR und Ungarn gehören zur Germanischen Provinzialenkonferenz; sie ist eine Ost und West übergreifende Konferenz.

Es zeigte sich auf der Tagung, daß wichtige Lebensfragen Mitteleuropas in Ost und West ideologie- und systemübergreifend sind und alle angehen.

Bei der Jugend treffen wir eine psychologische Zerbrechlichkeit an als Folge der neuen und verstärkt feststellbaren Beziehungsarmut, die aus Scheidung der Eltern, aus ihrer Situation als Einzelkinder, wegen des Lebens in rationalisierter und pluralistischer Gesellschaft etc. herrührt; vor allem aber aus dem Ungeliebtsein. Klagen hilft hier nicht. Positives Denken und Verhalten und schon kleine Schritte der Beziehung im Alltag bringen uns große Schritte weiter im Miteinander.

Die Konferenz der Franziskaner aus dem deutschen und niederländischen Sprachraum unterhält in Bonn-Bad Godesberg eine gemeinsame Missionszentrale, die wegen ihres Engagements für die Dritte Welt und die Befreiungstheologie von sich reden machte. Am Ende der Tagung wurden Projekte dieser Zentrale für die Dritte Welt besprochen und verabschiedet in ansehnlicher Zahl für Bildungsmaßnahmen, Kirchenbauten, katechetische Einrichtungen, Unterstützung Benachteiligter, Unterricht von Kindern in Slums, Hilfe für Waisenhäuser, Ausbildung für volksnahe Bibelarbeit.

Um die Missionsarbeit unter den eigenen Mitgliedern zu verstärken, hat der Orden durch eine internationale Gruppe einen Kurs für Evangelisierung und Mission er-

stellt, vor allem auch zum Einsatz in der neuen Aufgabe der Re-Evangelisierung Europas. Der Kurs ist über die Missionszentrale der Franziskaner in 5300 Bonn 2, Albertus-Magnus-Straße 39, oder über die Interfranziskanische Arbeitsgemeinschaft (INFAG), 5451 Waldbreitbach, St.-Marienhaus, erhältlich, auch für Nicht-Ordensmitglieder (P. Dr. Herbert Schneider OFM).

2. Steyler Missionare

In nur sechs Jahren hat die Gesellschaft der Missionare vom Göttlichen Wort ihr missionarisches Wirken auf vier Länder Südost-Afrikas ausgedehnt und dort je eine Mission eröffnet mit Missionspersonal aus verschiedenen Ländern und Kontinenten: Botswana, Kenia, Sambia und Simbabwe (Internationaler Fidesdienst, 6. 5. 1987, Nr. 3565, ND 141).

3. Salesianer Don Boscos

Salesianer-Missionare der Inspektorei Philippinen leisten in Papua-Neuguinea Vorarbeit für die Evangelisierung der Ureinwohner. Das den Salesianern anvertraute Gebiet Araimiri liegt an der Südküste, umfaßt zwischen 150 und 180 km², ist gebirgig und dicht bewaldet. Die dort lebenden rund 6000 Menschen befinden sich auf einer äußert primitiven Kulturstufe. In ihren Sprachen gibt es kein Wort, das dem Begriff „Gott" entsprechen würde. Der Religion nach sind sie unter die Animisten einzuordnen. Alles beherrschende Realität ist der Dorfverband, der eine Art Ersatz für die schwache Familie bietet (Internationaler Fidesdienst, 21. 2. 87, Nr. 3551, ND 48).

4. Weiße Väter

Die Weißen Väter – auch Afrikamissionare genannt – zählten am 1. Januar 1987 weltweit 2718 Mitglieder sowie 97 Aspiranten. Gut die Hälfte davon, 1466 Mitglieder, sind heute noch in Afrika, dem ursprünglichen Einsatzgebiet des Missionsordens zu finden. 1220 Ordensmitglieder arbeiten in 12 Ländern Europas sowie in Kanada und den USA; dazu zählen die am Generalat in Rom tätigen 46 Weißen Väter. Nur 32 Weiße Väter sind bei den jungen Kirchen außerhalb Afrikas: insgesamt 14 Patres, 2 Brüder und ein Seminarist sind in vier Ländern Asiens tätig; 8 Patres und ein Novize befinden sich in zwei lateinamerikanischen Ländern; und 6 Patres bilden zwei Gemeinschaften in Australien. Die Weißen Väter wurden 1868 von Kardinal Lavigerie gegründet, der im Jahr zuvor Erzbischof von Algier geworden war. Sein Ziel war die Befreiung der Afrikaner von jeder Art Sklaverei. 1878 vertraute Papst Leo XIII. dem neuen Orden die Evangelisierung im Gebiet der großen Seen Zentralafrikas an. Und allmählich weitete sich die Arbeit der Weißen Väter auf ganz Afrika aus (Internationaler Fidesdienst, 21. 2. 1987, Nr. 3551, ND 49).

MARIANISCHER WELTKONGRESS 1987 IN KEVELAER

Aus Anlaß des Marianischen Weltkongresses in Kevelaer (vgl. OK 28, 1987, 79) hat der Kardinal-Staatssekretär Agostino Casaroli folgendes Schreiben an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz gerichtet:

Mit Freude hat der Heilige Vater durch das örtliche Sekretariat des kommenden Internationalen Marianischen Kongresses in Kevelaer im September 1987 erfahren, daß die Gläubigen in Ihrem Land durch eine intensive marianische Pastoral auf dieses wichtige geistliche Ereignis im Leben der Kirche vorbereitet werden sollen. Wenn es sich auch hierbei um einen internationalen Kongreß handelt, den sich die ganze Kirche zum Anliegen macht, so bedeutet er doch für die Ortskirchen des jeweiligen Gastlandes eine ganz besondere Gnadenzeit.

Das pastorale Thema des Kongresses lautet: „Maria – Mutter der Gläubigen."

Durch die gläubige Annahme ihrer Sendung als Mutter Christi in allen Bereichen ihres Lebens ist Maria zum Vorbild eines jeden Gläubigen geworden; sie ist für uns Wegbegleiterin und Mutter auf unserer Pilgerschaft als Volk Gottes. So lädt das Thema des Kongresses dazu ein, die Stellung und Bedeutung Mariens in der Heilssendung der Kirche neu zu bedenken und für das Leben der Gläubigen heute fruchtbar zu machen.

In hervorragender Weise hat das II. Vatikanische Konzil im letzten Kapitel der Dogmatischen Konstitution über die Kirche die Aufgaben der Gottesmutter im Geheimnis Christi und der Kirche herausgestellt; Papst Paul VI. hat danach im Jahre 1974 in seinem Apostolischen Schreiben „Marialis Cultus" die pastoralen Aspekte zur „rechten Gestaltung und Förderung der Marienverehrung" eingehend behandelt. Dort spricht der Papst von der notwendigen „trinitarischen, christologischen und ekklesiologischen Ausrichtung der Marienverehrung" und nennt dabei vier Leitlinien für deren konkrete Ausgestaltung: biblisch, liturgisch, ökumenisch und anthropologisch. Der Heilige Vater Johannes Paul II. empfiehlt nun allen Seelsorgern, Bischöfen wie Priestern, den Theologen und Lehrern, den Laien im Dienst der Glaubensverkündigung zusammen mit den Marianischen Vereinigungen und den Ordensgemeinschaften sehr nachdrücklich, diese beiden richtungsweisenden Dokumente zur Vorbereitung auf den kommenden Kongreß erneut aufmerksam zu lesen, zu bedenken und für das religiöse Leben auszuwerten. Sie sind eine unerschöpfliche Fundgrube vielfältiger Anregungen für den täglichen pastoralen Dienst.

Es bedarf dazu keines eigenen Seelsorgeprogramms; man sollte sich vielmehr darum bemühen, bei den gewöhnlichen pastoralen Initiativen in den Gemeinden ihren jeweils möglichen marianischen Bezug stärker hervorzuheben und den Gläubigen bewußt zu machen. Ich möchte hierfür nur einige Beispiele anführen:

– Wer mit Jugendlichen über ihre Lebensberufung vor Gott spricht, wird dabei ihre Aufmerksamkeit auch auf die Berufung Mariens in Nazaret und auf ihr hochherziges Jawort lenken, das sie von da an in Treue durchgehalten hat.

– Wer Mitchristen verdeutlichen will, daß sie wie Licht und Salz in der Welt wirken sollen, ja, Gottes Antlitz den Menschen sichtbar machen können, dem liegt auch der Hinweis auf Maria nahe, die durch ihre leibliche wie geistige Mutterschaft zur Vermittlerin Gottes geworden ist.

– Wer in der Erwachsenenkatechese einem müdegewordenen Glauben neue Impulse zur Vertiefung, Belebung und aktiven Bezeugung zu geben versucht, kann auf Maria verweisen, von der es heißt: „Sie bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach" (Lk 2,19), und die den Menschen ausdrücklich aufgetragen hat: „Was er (Jesus) euch sagt, das tut!" (Joh 2,5).

– Wer einsamen, leidenden und verzweifelnden Menschen einen Weg zu Trost und neuer Hoffnung schenken möchte, schaut zusammen mit ihnen auf Maria unter dem Kreuz ihres geliebten Sohnes (vgl. Joh 19,25), auf das starke Herz der Gottesmutter, die Christus uns allen zur Mutter gegeben hat (vgl. Joh 19,27).

– Wer dem suchenden Menschen unsere Heilserfüllung in Gott darlegen will, wer die Antwort unseres Glaubens auf die bohrende Frage nach dem Schicksal der Verstorbenen zu erläutern hat, wird gern auch auf die frohe Botschaft von der endgültigen Vollendung Mariens in Gottes Herrlichkeit hinweisen.

Wer in seinem Dienst in der Seelsorge und Verkündigung während der Monate der Vorbereitung auf den Marianischen Kongreß in Kevelaer so vorgeht, wird entdekken, wie das Leben und Wirken der Mutter Jesu mit allen Phasen unseres eigenen

christlichen Lebens vielfältig verknüpft ist. Glaubensbesinnung, gemeinsames Gebet und liturgische Feier lassen dann auf dem Grund unserer Seele das Bild der Mutter neu aufleuchten: Wie das Bild unserer leiblichen Mutter ruht dort still, aber prägend auch das Bild unserer Mutter im Glauben: Maria – die Mutter der Gläubigen. Ein so vorbereiteter Mensch wird dann die Botschaft des Marianischen Kongresses selbst tiefer verstehen und in Freude und Dankbarkeit aufnehmen können.

PERSONALNACHRICHTEN

1. Neue Ordensobere

Schwester Justina Lumcerova (45) ist zur Äbtissin der Trappistinnen-Abtei Maria Frieden in Dahlem in der Eifel gewählt worden. Die Abtei wurde im Jahre 1953 gegründet (KNA).

Zum neuen Generalabt der Olivetaner wurde P. Maurizio Benvenuto gewählt.

Die irische Brüdergemeinschaft vom hl. Patrizius wählte Fr. Aegnus Kavanagh zum neuen Generalsuperior.

Die Missionare von den heiligen Herzen Jesu und Mariä wählten den Italiener P. Antonio Palmiero zum neuen Generaloberen.

2. Berufungen und Ernennungen

Pater Germar Pawelletz OP (48) ist zum neuen Verbandspräses der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung Westdeutschlands (KAB) gewählt worden (KNA).

Der Erzbischof von München-Freising, Kardinal Friedrich Wetter, ist vom Papst zum Mitglied der Kongregation für das Katholische Bildungswesen ernannt worden (L'Osserv. Rom. n. 74 v. 29. 3. 1987).

Zu Konsultoren der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute wurden ernannt: P. Domingo Andrés CMF, P. Velasio De Paolis C. S., P. Gianfranco Ghirlanda SJ, P. Francisco Iglesias OFM-Cap., P. Aldo Poggi SSP , P. Celso Voncan OFM (L'Osservatore Romano n. 90 v. 15. 4. 1987).

3. Heimgang

Am 14. April 1987 starb im Alter von 65 Jahren P. Ludwig Münz SAC. P. Münz wurde am 9. Juli 1950 zum Priester geweiht und ein Jahr später in die Pallottinermission nach Australien ausgesandt. Dort wirkte er seelsorglich als Missionar, als Novizenmeister, als Dozent für Philosophie und Rektor des Studienhauses in Kew. Am 29. Mai 1962 wurde er zum Provinzial der Limburger Provinz ernannt; diese Aufgabe erfüllt er bis 1977. Es folgte am 4. November 1977 seine Wahl zum Generalsuperior; er leitete die Gesellschaft der Pallottiner bis 1983. Nach Ablauf seiner Amtszeit in Rom kehrte er nach Deutschland zurück, wo er vor allem an der Theologischen Hochschule der Pallottiner in Vallendar als Spiritual und Exerzitienleiter wirkte.

Am 20. Februar 1987 starb im Alter von 90 Jahren P. Heinrich Bliestle MSF. Der Verstorbene war von 1959 bis 1971 Generaloberer der Kongregation der Missionare von der hl. Familie. Nach Ablauf seiner Amtszeit wählte er seinen Wohnsitz in der Schweiz.

Am 24. Februar 1987 starb in Avignon P. Louis de Peretti CRIC. Der Verstorbene war von 1957 bis 1976 Generaloberer der Augustiner-Chorherren-Kongregation von der Unbefleckten Jungfrau Maria.

Am 5. März 1987 starb in Rom Pater Dr. Eugen Brammertz OSB. Der Verstorbene war Sekretär des Abtprimas der Benediktiner und zugleich theologischer Berater bei der deutschsprachigen Wochenausgabe des „L'Osservatore Romano". Der Verstorbene stand im 71. Lebensjahr. R.I.P.

Joseph Pfab

Neue Bücher

Bericht

Neuerscheinungen homiletischer Literatur

vorgestellt von Klemens Jockwig CSsR, Hennef/Sieg

Fünf Veröffentlichungen aus dem Bereich der Homiletik sollen hier in einem kurzen Bericht vorgestellt werden. Es geht um eine wissenschaftliche Monographie, um eine Homiletik, die von dem Begriff „Gestalt" ausgeht, sodann um eine Gesamthomiletik sowie um zwei Bücher mit ausformulierten Predigten.

„Worin besteht die Heilsmacht der Verkündigung?"[1] Die Beantwortung dieser Frage bildet den Gegenstand vorliegender Untersuchung. Sie setzt ein mit sprachphilosophischen Überlegungen zum menschlichen Sprechen, seinem Wesen, seinen Funktionen und Leistungen. Die Auseinandersetzung mit der Sprachphilosophie geschieht im Hinblick auf die theologische Problemstellung des vorgegebenen Themas. Diese „philosophisch-theologische Orientierung zum Sprechen der Verkündigung" bildet den größten Teil und den Schwerpunkt der Untersuchung. Der sich daran anschließende Teil, der der ausdrücklichen Beschäftigung mit dem alt- und neutestamentlichen Verständnis von Verkündigung dient, wird aus der Sicht des Hauptteils der Arbeit bewußt knapp ausgeführt. Dem Verf. geht es in seiner Untersuchung vor allem darum, dem Inhalt der Verkündigung seine ihm zustehende Priorität zu sichern. Er sieht in der sprachphilosophischen Gegenüberstellung von semantischer und pragmatischer Ebene der Sprache die Gefahr einer Trennung von Inhalt und Wirkung zugunsten der einseitigen Betonung des Wirkungsprozesses der Verkündigung. Die Heilswirksamkeit der Verkündigung darf nicht so dargestellt werden, daß sie mehr oder weniger unabhängig von dem zu vermittelnden Inhalt ist. „Wenn einerseits Verkündigung auf Glauben zielt und andererseits christlicher Glaube bestimmt ist als ein Glauben an einen bestimmten Inhalt, so folgt daraus: Die Verkündigung entfaltet ihre Wirksamkeit kraft ihrer Inhaltlichkeit. Die Wahrheit und Tatsächlichkeit des in der Verkündigung Ausgesagten ist es, was diese durch Gottes Gnade zum Heil sein läßt. Damit ist jede Alternative von „Inhaltlichkeit" und „Gnadenhaftigkeit" der Verkündigung als unhaltbar abgelehnt... Nur so sind „Zeugnis" und „Anspruch" in der Lage, den ganzen Menschen zu engagieren: nicht aufgrund einer merkwürdigen Kraft der Sprache, sondern aus der Kraft des Inhalts der Verkündigung, aus der Kraft von Leben, Tod und Auferstehung Christi" (347f.). Das Buch bietet eine gute Zusammenfassung der sprachphilosophischen Theorien, die auf die Theologie, besonders auf die der Verkündigung, in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten einen starken Einfluß ausgeübt haben. Der Hinweis auf die primäre Bedeutsamkeit des Inhalts der Verkündigung ist mit Blick auf die jüngste Theologiegeschichte sicher notwendig. Mit diesem Hinweis steht der Autor aber heute innerhalb der westlichen Theologie keineswegs mehr allein.

Im zweiten Buch,[2] das die Homiletik von dem vielschichtigen Begriff „Gestalt" her entfaltet, geht es hauptsächlich um die Vermittlung von Inhalten, um dessen Aufnahme, Verarbeitung und Wirkung. Wie entsteht die Gestalt einer Predigt? Der Weg geht über folgende Stufen: Innerung (Meditatiton, Gebet) – Auslegung (Exegese, Durchdenken) – Vergegen-

---

1 THOMASSEN, Jürgen: *Heilswirksamkeit der Verkündigung.* Kritik und Neubegründung. Reihe: Themen und Thesen der Theologie. Düsseldorf 1986: Patmos Verlag. 380 S., kt., DM 48,–.

2 MEYER ZU UPTRUP, Klaus: *Gestalthomiletik.* Wie wir heute predigen können. Stuttgart 1986: Calwer Verlag. Hauptband 201 S., kt., DM 24,80; Werkstattheft 95 S., kt., DM 14,80.

wärtigung (Bedeutsamkeit für die Gegenwart) – Gestaltung (Ausdrucksmöglichkeiten menschlicher Kommunikation). Der erste Teil des Buches stellt wichtige homiletische Ansätze der jüngeren Vergangenheit dar, die ihre Schwerpunkte zuerst im „Inhalt" und dann in der „Situation" sahen. In der Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen arbeitet der Autor die soeben genannten Stufen oder Dimensionen einer Gestalthomiletik heraus. Im zweiten Teil gibt der Verf. unter der Dimension der „Vergegenwärtigung" eine Anleitung zur Predigtvorbereitung anhand von Predigtbeispielen. Der dritte Teil behandelt die Dimensionen „Innerung" und „Auslegung". Hier werden Meditation, Exegese und Vergegenwärtigung des Predigttextes ausführlich erörtert und mit Beispielen belegt. Im vierten Teil, „Erzählen und Besprechen", geht es um die sprachliche Gestaltung der Predigt. Dieses Buch bietet eine Fülle von Ideen, Anregungen und Zusammenhängen. Der Autor arbeitet mit vielen Zeichnungen, „Konstruktionsbildern" und Schaubildern. Viele zeichnerische Darstellungen von Ansätzen und Strukturen, sowie typologisch geordnete Predigtbeispiele sind in einem eigenen „Werkstattheft" zur Gestalthomiletik zusammengestellt.

Alles in allem ein interessantes Arbeitsbuch für Predigtlehrer und Prediger. In dem Bemühen, den vielschichtigen Predigtvorgang durchsichtig zu machen, verliert sich der Autor m. E. manchmal zu sehr an seine Lust, Strukturen zu entdecken und aufzuzeigen.

Die hier vorliegende Homiletik von Alois Schwarz,[3] der Lehrbeauftragter für Homiletik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Wien und Pfarrer in einer Pfarrei Niederösterreichs ist, diese Homiletik ist im guten Sinne des Wortes ein praktisches Arbeitsbuch. In den Kapiteln 1 (Persönliche Betroffenheit vom Wort Gottes), 2 (Die Erschließung der biblischen Botschaft oder eines theologischen Themas) und 6 (Liturgie als Ort der Predigt) gibt Schwarz eine zusammengefaßte Theologie der Verkündigung. Kapitel 3 behandelt den Themenkreis „Hörer der Predigt". Hier werden auch die altersspezifischen Zielgruppen bedacht. Kapitel 4 und 5 behandeln didaktische und methodische Fragen der Predigtvorbereitung und des Predigtvollzuges. Predigtplan und Predigt-Vortrag sind die Themen von Kapitel 7 und 8. Die Predigtnacharbeit wird im anschließenden 9. Kapitel behandelt.

Dieser Aufbau ist durchsichtig und bezeugt ein eindeutiges didaktisches Konzept. Es wird kaum ein wichtiges Thema der Homiletik ausgelassen, dennoch sind mir einige wichtige Themen zu kurz gekommen. Das Problem des Vermittlungsprozesses, der kommunikativen Vorgänge, der Selektion und der Rezeption kommen in ihrer Bedeutung zu wenig zur Sprache. Das Thema Predigt als Sprachgeschehen hätte in einem eigenen Kapitel behandelt werden müssen. Es wird hier unter dem Kapitel „Der Predigtplan als Predigthilfe" zu oberflächlich behandelt. Dasselbe gilt m. E. für die hier angestellten Überlegungen zur Grundbefindlichkeit der heutigen Hörer. Hier und an anderen Stellen geht es dem Autor zu schnell um praktische Predigthinweise. Dabei zeigt es sich, daß es heute wohl kaum mehr möglich ist, daß ein einzelner eine den berechtigten Ansprüchen gerecht werdende Homiletik verfassen kann. Der Untertitel des Buches lautet: „Neue Homiletik." Hätte Schwarz statt „neue" Homiletik „praktische" Homiletik geschrieben, könnte ich ihm zustimmen.

Am Schluß dieses kurzen Berichtes stehe der Hinweis auf zwei Bücher, in denen wortwörtlich ausgearbeitete Predigten veröffentlicht werden.[4]

---

3 SCHWARZ, Alois: *Praxis der Predigterarbeitung.* Neue Homiletik. Graz, Wien, Köln 1986: Verlag Styria. 174 S., geb., DM 29,80.

4 GABEL, Helmut – LEDERER, Walter: *Korinther-Predigten.* Würzburg 1986: Echter Verlag. 168 S., kt., DM 22,–.

Hünenberger Predigten. Predigten zum Thema „Christsein heute – eine Herausforderung". Von Heinz ALTORFER-EMMENEGGER u. a. Luzern, Stuttgart 1986: Rex Verlag. 116 S., kt., DM 17,80.

H. Gabel, Subregens am Priesterseminar in Würzburg, und W. Lederer, Pfarrer in Höchberg bei Würzburg, haben zu jeder Perikope der beiden Korintherbriefe, die in den drei Lesejahren an Sonn- und Feiertagen als zweite Lesung vorgeschrieben ist, in diesem Buch eine Predigt vorgelegt. Diese Predigten wollen keine vollständige Exegese der einzelnen Perikopen bieten. Manchmal wird auch bewußt vom zentralen biblischen Thema eines Textes abgewichen, um einen anderen Gesichtspunkt für die Verkündigung zu betonen. Dies geschieht vor allem an jenen Sonntagen, wo mehrmals das gleiche Grundthema von den Perikopen angesprochen wird. Die Vor- und Nachteile solcher wortwörtlich vorgelegten Predigten für andere Prediger sind hinreichend bekannt. Dennoch sind solche Veröffentlichungen für den „Alltag" der Predigtvorbereitung notwendig, eben um von verschiedener Sicht her an den biblischen Text herangehen zu können. Daß Vorstellungen, Erfahrungen, Gedankengänge und sprachlicher Ausdruck weitgehend von einem christlichen „Binnenraum" stammen, ist die Hauptursache dafür, daß man derartige Bücher mit einem zwiespältigen Gefühl zur Hand nimmt.

Dieser Gefahr, in gewisser Hinsicht weltfremd zu klingen, entgehen zum größten Teil die „Hünenberg-Predigten". Es sind Predigten, die aus Anlaß des zehnjährigen Jubiläums der Schweizer Pfarrei Hünenberg gehalten wurden. Dozenten, Schriftsteller, Journalisten, Jugendpädagogen, Frauen und Männer sprechen zu den Themen: Familie–Kirche–Umwelt–Jugend–Dritte Welt–Christ und Politik–Spiritualität. Die Verschiedenheit der Predigerinnen und Prediger gibt diesem Buch eine anregende Vielfältigkeit. Vorstellungshorizont, Erfahrungswelt und Sprache sprechen von Menschen, die bewußt in der heutigen Welt leben. Dies bekommt den Predigten ausgezeichnet.

Besprechungen

Geistliches Leben und christliche Praxis

HOLTZ, Leonard: *Geschichte des christlichen Ordenslebens.* Zürich, Köln 1986: Benziger Verlag. 405 S., kt., DM 38,–.

Das Buch, auf dessen Erscheinen ich, da ich es angekündigt bekommen hatte, schon recht gespannt war, füllt eine Lücke, und es wird sicher von vielen Ordensleuten zur Hand genommen werden. Viele von ihnen werden sich noch an die beiden früheren Bücher des Verfassers erinnern (Schwestern in der Nachfolge Christi; Schwestern in der Kirche Christi, beide Kevelaer, 1966 und 1967). Das zweitgenannte der beiden Bücher war bereits eine Art Ordensgeschichte. Sie könnte freilich heutigen Ansprüchen nicht mehr genügen, und der Verfasser wäre der Erste, der dies selbst sagen würde. Inzwischen sind auch viele Jahre vergangen, und die Orden haben samt der Kirche in Deutschland mancherlei Erfahrungen gemacht, die auch neues Licht auf die Art und Weise wirft, wie die eigene Geschichte gesehen wird. So war wohl schon seit längerer Zeit im Verfasser der Plan zu einer neu geschriebenen Ordensgeschichte gereift. Diese sollte nicht wissenschaftliche Kirchengeschichtsschreibung, sondern umsetzende Informationsmöglichkeit für die Nichthistoriker werden. Das Ergebnis der Planung liegt nun vor, ein Buch von fast 340 Seiten Text und über 60 Seiten Anmerkungen, Tabellen und Registern. Der Verfasser führt den Leser, bevor er mit einem Überblick über die Ordens- und Kirchengeschichte und mit den Einzelberichten beginnt, auf eine sehr geschickte Weise in die Art und Weise ein, wie man wohl Geschichte am besten lesen sollte. Da ist die Rede von den Schwierigkeiten, wie Geschichte zu erzählen sei (20f.), davon, was sie „lehren" und was ihre Kenntnis bewirken kann (24ff.); der Autor geht dann auf das Umfeld von Ordensleben in der Kirche ein – seine allgemeinmenschlichen Grundlagen (26–29), auf Askese als Grundimpuls (32), er reflektiert voll berechtigter Skepsis die Theorie von R. Hostie (16–18) über Entstehen, Aufblühen und Vergehen von Orden. – Nach diesen Einführungen beginnt er

mit der kontinuierlichen Darstellung, die mit Jesus einsetzt und mit der nachkonziliaren Zeit aufhört. Er teilt die Ordensgeschichte in vier Hauptepochen ein (bis etwa 700, das Mittelalter bis 1300, Entwicklungen und Neuanfänge von etwa 1300 bis 1800; das Ordensleben in der Weltkirche des 19. und 20. Jahrhunderts). Dabei ist die Erzählweise aufgelockert; statt in Kapiteln wird der Stoff in 40 „Berichten" dargeboten und öfter durch persönliche Reflexionen kommentiert. Grundtenor und Tonfall berühren sympathisch. Sie sind getragen von dem Bestreben, offen und kritisch Hell und Dunkel zur Sprache zu bringen; dabei bricht überall das überzeugte Engagement des Verfassers für Kirche und Ordensleben durch. Auch wer sich schon öfter mit Ordensgeschichte befaßt hat, wird in dem Buch immer wieder Vertiefungen und Erweiterungen seines „historischen Gesichtskreises" aufspüren können. Vor allem für eine Erst-Unterrichtung junger Ordensleute wird das Buch künftig sehr gute Dienste tun. Das heißt nicht, daß hier und dort nicht Aussagen wären, die man mit Fragezeichen versehen könnte. So werden manchmal ein wenig zu unkritisch gängige Topoi wiederholt (Sittenlosigkeit der Antike, 50), es werden schnelle Wertungen von Einzelentwicklungen (gemessen an einem Idealbild?) vorgenommen (75, 79, 81, 127, 149, 183), es wird doch öfter auch „positiv" vereinfacht (63, 118–121), es gibt gelegentliche Ungenauigkeiten (Apostel Johannes auf Patmos, 60; mehr als die Hälfte aller Christen außerhalb der katholischen Kirche [?], 192, stabilitas loci bei den Benediktinern, 76). Der Verfasser empfindet bei allem Willen zur Offenheit wenig Sympathie für die Neuzeit, die „statt Gottes den Menschen in den Mittelpunkt" stelle (168). Gelegentlich geraten die Aussagen über das Ordensleben allzu emphatisch (was heißt konkret: „alles verlassen" als Sachaussage, was „restlose Selbstentäußerung"?). Schließlich scheint mir die nachkonziliare Zeit als Periode von Verwirrung und Ratlosigkeit ein wenig (!) zu düster gezeichnet. All das sind eher Tupfer in einem vielfarbigen Bild, die man so oder so sehen mag. Auch die Fülle von Aufzählungen von einzelnen Orden und ihrer Gründung erschwert die Lektüre öfter (114–117; 160; 232f.; 236f.; 268–271). Demgegenüber wiegen die positiven Züge des Werkes aber weit schwerer, besonders auch das Verwobensein von Ordensgeschichten in Kirchen- (und Profan-)geschichte. So wird das Buch seinen Weg machen, und es sind ihm viele interessierte Leser zu wünschen – die müssen freilich Fleiß und Beharrlichkeit mitbringen. P. Lippert

MÜLLER, Beda – KERVINGANT, Marie de la Trinité: *Einheit wächst im Herzen.* Der Beitrag des Mönchtums zur Ökumene. Mit einer Biographie der Trappistin Maria-Gabriella Sagheddu. München, Zürich, Wien 1986: Verlag Neue Stadt. 160 S., kt., DM 18,–.

Den ursprünglichen Kern dieses Buches bildet die Biographie der sardischen Trappistin Maria-Gabriella Sagheddu (1914–1939), die sich schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ganz unter den Gedanken und das Gebet für die Einheit der Christen gestellt hatte. Berichtet wird dieses Leben von der Äbtissin des französischen Zisterzienserinnenklosters Notre-Dame des Gardes, Marie de la Trinité Kervingant. Von dem Benediktiner Beda Müller aus Neresheim stammt der grundlegende Beitrag zum Thema „Mönchtum und Ökumene", der mit in die deutsche Ausgabe dieser Veröffentlichung aufgenommen wurde. Er bietet u. a. auch überblicksartig Informationen über Klöster und Kommunitäten, die im deutschsprachigen Raum ökumenisch ausgerichtet sind.

LAPIDE, Pinchas: *Ein Prophet für San Nicandro.* Eine ungewöhnliche Glaubensgeschichte. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 224 S., Ln., DM 32,–.

Pinchas Lapide, der bekannte jüdische Theologe, wendet sich mit einem Tatsachenbericht an die Leser.

Der Inhalt des Buches: Donato Manduzio, Sohn eines Weinhändlers aus San Nicandro, Appulien, lernt das Alte Testament kennen. Seine Begeisterung, die in ihm durch die Lektüre geweckt wird, treibt ihn an, auch andere zum Lesen und Leben nach dem Alten Testament zu bewegen. Die Folge: In San Nicandro bildet sich eine neue Gemeinde der Kinder Israels, die sich trotz Anfeindungen seitens der offiziellen Kirche durchsetzt und behauptet. Die ungewöhnliche Geschichte endet damit, daß 78 Einwohner des Dorfes die jüdische Religion annehmen und nach Israel auswandern.

Auf das Nachwort, das Pinchas Lapide der Erzählung beifügt, muß doch eigens eingegangen werden (S. 210ff.; bes. S. 215ff.). Pinchas Lapide spricht dabei von der Berechtigung und Notwendig-

keit einer Judenmission. Er kann doch wohl nicht ruhigen Gewissens sagen, daß eine solche Mission im Verständnis der römisch-katholischen Kirche nicht notwendig wäre, da die Juden ja am Ende der Tage doch bekehrt werden würden. Die Berufung auf die sogenannte Judenerklärung des 2. Vatikanums in „Nostra aetate" (s. LThK Supplement Bd. II S. 406ff.) ist ein Irrtum. Bei aller Klarheit darüber, daß das jüdische Volk auserwähltes Volk bleibt, bleibt auch das Wort Jesu bestehen: Macht zu Jüngern alle Völker. Der Sinn ist: Alle sollen in das volle Licht der frohen Botschaft Jesu eintreten. Die Methoden der Judenbekehrung im Lauf der christlichen Jahrhunderte muß dabei allerdings entschieden verurteilt werden. E. Grunert

Gedanken für den Alltag. Minuten der Besinnung. Hrsg. v. Norbert KUTSCHKI. Bd. 1 2. Aufl. 1985. Bd. 2 1986. Würzburg: Echter Verlag. Je 128 S., kt., DM 16,80.

Das Angebot derartiger Veröffentlichungen ist groß. So ist anzunehmen, daß die Nachfrage danach entsprechend ist. Aus der Reihe morgendlicher, kurzer Besinnungen des Bayerischen Rundfunks hat einer der verantwortlichen Redakteure eine Auswahl getroffen und in diesen beiden Bändchen veröffentlicht. Relativ kurze Texte, ein bis zwei Seiten jeweils, bekannter oder weniger bekannter Schriftsteller, Philosophen, Theologen und Verfasser spiritueller Bücher wollen einen Impuls für das alltägliche Leben geben. Viele werden in diesen Bändchen gerne und interessiert lesen. Die Quellenangabe ist unter dem einzelnen Text zu finden. Leider haben es sich der Herausgeber oder der Verlag zu leicht gemacht, wenn die Texte ohne jede Überschrift oder erkennbare Ordnung abgedruckt werden. Wäre es tatsächlich ein unzumutbarer Arbeitsaufwand gewesen, die Texte nach Themen zu ordnen und dies dann auch eindeutig kenntlich zu machen? Die Brauchbarkeit dieser beiden Büchlein wäre damit aber erheblich gesteigert worden. K. Jockwig

HÖLSCHER, Hermann: *Gesprächspartner Gott.* Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 215 S., kt., DM 19,80.

Der Autor, Steyler Missionar in São Paolo, legt in diesem Buch 605 kurze, einprägsame Sätze aus der Bibel mit Anregungen zur Besinnung vor. Sie sind in fünf Themengruppen zusammengestellt, von denen er die vier ersten (Gott – Jesus Christus – Wir selbst – Gottes Anrufe) „als das an uns gerichtete Wort Gottes", die fünfte als „unsere Antwort im Licht der Offenbarung" verstanden wissen möchte (12). Dieses Buch liegt in der portugiesischen Originalausgabe bereits in der 4. Auflage vor und ist zweifellos geeignet, auch deutschsprachigen Lesern zum Hinhören auf das Wort Gottes als der wesentlichen Voraussetzung für das Gespräch mit Gott zu verhelfen. H.-J. Müller

Frère Roger in seinem Tagebuch. Alles vom andern verstehen. Herderbücherei, Bd. 1317. Freiburg 1986: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

FRÈRE LEONARD, Taizé: *Wir sind einander anvertraut.* Wege aus der Verlassenheit. Herderbücherei, Bd. 1312. Freiburg 1986: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 8,90.

FRÈRE LEONARD, Taizé: *Wohin die Hoffnung führt.* Neue Wege in eine neue Welt. Herderbücherei, Bd. 1261. Freiburg 1986: Herder Verlag. 157 S., kt., DM 8,90.

Die drei Bücher, die in dieser Rezension zusammenfassend vorgestellt werden, stammen von Autoren aus der ökumenischen Brüdergemeinschaft von Taizé. Das erste von ihnen bietet eine Zusammenstellung von Eintragungen aus den bereits früher in mehreren Bänden veröffentlichten Tagebüchern des Priors von Taizé, Frère Roger. Der Verfasser der beiden anderen ist Frère Leonard, ein 47 Jahre alter Holländer, der seit 1978 als Mitglied einer Kommunität in New York lebt; seine Niederschriften entstanden vor allem auf Reisen durch die Vereinigten Staaten. Alltägliche Erlebnisse, vor allem Begegnungen mit Menschen, Beobachtungen und die eigenen Gedanken dazu sind hier niedergeschrieben. Sie sind bei Frère Roger wie bei Frère Leonard immer Erfahrungen des Glaubens: eine sehr konkrete Spiritualität. Der Leser begegnet auf diese Weise ganz unterschiedlichen Menschen, in denen der Geist Jesu über die Grenzen der Konfessionen hinweg lebendig ist. Die Kreativität dieses Geistes könnte nicht besser deutlich gemacht werden. In den Büchern findet sich keine wissenschaftliche Theologie und auch keine systematische Spiritualität,

keine Analyse sozialer Probleme mit anschließenden Therapievorschlägen. Die Veröffentlichungen haben allein den Sinn, eigene Glaubenserfahrungen mit anderen Menschen zu teilen, um die Hoffnung auf die Wirksamkeit des Wortes Gottes zu belegen. Sie sind so selbst Ausdruck der grundlegenden Bereitschaft zum Teilen, wie sie in Taizé gelebt wird. Joh. Römelt

GUTIERREZ, Gustavo: *Aus der eigenen Quelle trinken.* Spiritualität der Befreiung. Reihe: Fundamentaltheologische Studien, Bd. 12. München 1986: Chr. Kaiser i. Gem. m. d. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz. 152 S., kt., DM 24,80.

Es ist der „Altmeister" der Befreiungstheologie, der hier eine Betrachtung über die „Spiritualität der Befreiung" vorlegt (der eben zitierte Untertitel scheint nicht zum spanischen Original zu gehören). Das Buch bietet keinen systematischen oder methodischen Diskurs zum Thema. vielmehr werden im ersten Teil Erwägungen vorgelegt, die sich ganz aus der revoltierenden Wehmut gegen das Elend der Vielen und der Kleinen speisen: „Wie können wir singen dem Herrn auf fremder Erde?", 14–43. Das zweite Kapitel („Hier gibt es keinen Weg mehr") handelt im ersten Abschnitt von der „Begegnung mit dem Herrn" (44–64); vom „Wandeln nach dem Geist" (64–82); vom „Volk auf der Suche nach Gott" (83–105). Das dritte Kapitel schließlich („Frei, um zu lieben") behandelt einzelne christliche Haltungen (Umkehr: Forderung der Solidarität; Verdanktheit: Klima der Wirksamkeit; Geistige Kindschaft: Bedingungen für das Engagement an der Seite der Armen; Gemeinschaft – aus der Einsamkeit – (105–149). In diesem letzten Teil wird der Versuch, christliche Spiritualität und Option für die Armen zusammenzudenken, am deutlichsten, bis hin zu graphischen Veranschaulichungen (149). Dreierlei scheint mir in bezug auf das Klima des Buches kennzeichnend zu sein: einmal die z. T. harte, kritische Sprache im ersten Teil; die intensiv biblisch orientierte Art der Darlegung; die große Vertrautheit mit der geistlichen Tradition, insbesondere mit Teresa von Avila. Das Buch ist keine leichte Kost; nicht wenige werden aber den Versuch als sinnvoll erfahren, sich dem Buch zu stellen und so zu versuchen, von den Armen und den Lehrern, die wie Gutierrez in ihrer Mitte wirken, etwas zu lernen. P. Lippert

STEINER, Rudolf: *„Erkenne dich im Strome der Welt."* Wege zur Bewußtseinserweiterung. Vorgestellt v. Gerhard WEHR. Reihe: Herderbücherei „Texte zum Nachdenken", Bd. 1328. Freiburg 1986: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

In der Reihe: „Texte zum Nachdenken" stellt Gerhard Wehr den anthroposophischen Erkenntnisweg vor, der mit seinen besonderen Methoden der Meditation und Geistesschulung den „Jünger" die Erscheinungen des Lebens und ihre Zusammenhänge erkennen läßt. Vor Jahren noch wurde die Anthroposophie als eine Sekte unter andern Sekten angesehen. In Wirklichkeit muß sie als ein ernst zu nehmender Kulturfaktor angesehen werden. Mit einer selbstgenügsamen Innerlichkeit ist es nicht getan; sondern – so meint der Verfasser – mit dem „Ora" muß sich das „Labora" verbinden.

Von vornherein muß Steiner – trotz aller Einwände – als christlicher Esoteriker verstanden werden. Sein Erkenntnisweg wie sein praktisches Tun ist an Christus orientiert. Seine Christus-Anschauung fußt auf dem Johannesevangelium und auf den Briefen des Apostels Paulus.

Das Vokabular und die Begrifflichkeit ist allerdings nicht die Sprache der Theologen. Er hat einen ihm eigenen Weg zu Christus gefunden. Nach dem Verfasser sind es drei Punkte, die für Steiners Verständnis des Christentums bedeutend sind: Das Christentum ist
1. eine historische Tatsache, keine Ideologie;
2. eine mystische Tatsache, die für den Einzelnen zur Gewißheit werden kann.
3. Das historische Ereignis, als „das Mysterium von Golgatha" verstanden, ist für Steiner eine irdisch-kosmische Tatsache... es ist nicht nur unser Glaube an Christus gefragt, sondern unser Denken (und) unser Umgang mit dieser Erde,... diese irdisch-kosmische Christustatsache hat ethische Konsequenzen für den Umgang des Menschen mit der Erde, z. B. für die Ökologie (S. 13ff.).

Um mancher Schwierigkeit zu begegnen, die christliche Leser und Theologen den Gedanken Steiners gegenüber haben, stellt der Verfasser fest: „Nicht jede aus der kirchlichen Überlieferung be-

kannte Vokabel, die in anthroposophischen Texten vorkommt, läßt sich mit den traditionellen dogmatischen Aussagen voll in Deckung bringen... Er wandte sich nicht an ein kirchlich-konfessionell beheimatetes Publikum... Andererseits beschäftigen sich große Teile seiner Veröffentlichungen mit zentralen christlichen Themen... Vor diesem Hintergrund ist noch eine andere Klarstellung nötig. Sie bezieht sich auf den anthroposophischen Erkenntnisweg" (S. 14ff.)

Steiner greift, um sich verständlich zu machen, auf eine Unterscheidung zurück, die er von Thomas von Aquino übernimmt: auf den Unterschied zwischen geoffenbarten Wahrheiten und solchen, die der Mensch auch in bezug auf Gott mit seiner Vernunft allein finden kann. Wohl sehr zum Mißvergnügen aller protestantischen Theologen, die Karl Barth folgen, aber ganz im Sinne des Vernunftoptimismus eines Thomas von Aquino vertritt er die Befähigung des Menschen, Gott aus den Werken der Schöpfung zu erfassen.

Und schließlich eine Mahnung, die Steiner an alle richtet, die sich auf seinen Erkenntnisweg einlassen möchten: „...sorgfältig an sich zu arbeiten, um nicht zu einem Phantasten zu werden, der einer möglichen Täuschung, Selbsttäuschung verfallen kann" (S. 120).

Ohne Führung eines Erfahrenen geht es auch hier nicht, wie in der christlichen oder islamischen Mystik. E. Grunert

Exegese und Biblische Theologie

ROBINSON, John A. T.: *Wann entstand das Neue Testament?* Paderborn 1986: Verlag Bonifatius Druckerei. 383 S., kt., DM 32,–.

In seinem erstmals 1976 (4. Auflage 1981) in Englisch veröffentlichten Buch (Redating the New Testament), das nunmehr in deutscher Übersetzung vorliegt, vertritt John A. T. Robinson die provozierende These, daß alle Schriften des Neuen Testaments vor dem Untergang Jerusalems am 26. September 70 geschrieben worden seien. Ein gewichtiges Argument für diese These ist die Nichterwähnung der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels im Neuen Testament. Um diese These aufrecht erhalten zu können, muß er bestreiten, daß Mt 22,7 auf die Zerstörung Jerusalems anspielt. Im Anschluß an K. H. Rengstorf vertritt er die Auffassung, der Evangelist füge hier einen antiken Topos ein. Das dürfte jedoch kaum einsichtig gemacht werden können, da Mathhäus zu diesem Zweck die Parabel vom königlichen Hochzeitsmahl (22,1–9) wohl nicht zerstört hätte. Eine Erinnerung an den Untergang der Stadt ist demgegenüber weitaus wahrscheinlicher. Daß Matthäus dabei nur andeutend formuliert, liegt daran, daß Jesus der Sprecher der Parabel ist. Aus demselben Grund sprechen die Evangelien von der Zerstörung der Stadt und ihres Tempels auch nur als zukünftigem Ereignis.

Auch das Schweigen der übrigen Schriften, die normalerweise nach 70 n. Chr. angesetzt werden, kann die ihm von Robinson zugewiesene Beweislast nicht tragen. Denn diese Schriften sind in der Regel Gelegenheitsschreiben, die zu bestimmten Problemen in der Gemeinde Stellung nehmen. Wenn Paulus – mit Ausnahme von 1 Kor 10f. und dort aufgrund des Fehlverhaltens der Korinther – nicht vom Herrenmahl berichtet, so kann man daraus keineswegs schließen, daß es in den anderen Gemeinden keine Herrenmahlfeier gegeben habe. Wenn also neutestamentliche Schriften sich über einen solch wichtigen Vollzug christlichen Lebens ausschweigen können, dann gilt das erst recht von der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem. Dagegen spricht nicht einmal der Hebräerbrief, der wegen seiner Antithese zwischen Christus und dem alttestamentlichen Hohenpriester und dem Tempelkult die Erwähnung der Zerstörung des Tempels eher vermeiden mußte. Sein Vergleich schließt das Wissen seiner Adressaten um die Zerstörung Jerusalems keineswegs aus.

Um seine These vor Angriffen zu schützen, weist Robinson immer wieder eine Argumentation aus der theologischen oder organisatorischen Entwicklung, die die Schriften widerspiegeln, zurück. Neben den Argumenten, die der Verfasser aus seinen Beobachtungen im Neuen Testament zugunsten seiner Hypothese von der Frühdatierung aller neutestamentlichen Schriften ins Feld führt, beruft er sich immer wieder auf Autoritäten aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Darunter ist vor allem G. Edmundson, der in Anschluß an römische Archäologen sehr frühe Datierun-

gen bevorzugte. Ganz abgesehen davon, daß man so unterschiedliche Methoden wie die der Archäologie und der Chronologie schriftlicher Zeugnisse nicht vermengen darf, ist ein solches Vorgehen immer der Gefahr ausgesetzt, die Texte der eigenen Theorie gefügig zu machen.

Auffällig ist es auch, daß Robinson seine Autoritäten so gebraucht, daß sie seiner These günstig sind. Das gilt z. B. für den Kirchenhistoriker Eusebius und Irenäus. So weist er die Aussage des Irenäus zurück, die Johannesoffenbarung sei um 95 n. Chr. geschrieben worden, obwohl er darin mit Eusebius übereinstimmt, der sie mit der Verfolgung unter Domitian verbindet. Hauptgrund für diese Entscheidung ist, daß zwei weitere Aussagen des Irenäus über die Johannesoffenbarung nicht haltbar seien, nämlich daß der Apostel Johannes der Verfasser sei und die Offenbarung und das vierte Evangelium denselben Verfasser gehabt hätten.

Die Frühdatierung aller Schriften des Neuen Testaments hat nach Robinson als ein Nebenergebnis, daß es keine pseudonyme Verfasserschaft im Neuen Testament gibt. Der älteste Brief des Neuen Testaments ist nach seinem Urteil der Jakobusbrief (ca. 47–48). Paulus habe den ersten Timotheusbrief im Herbst 55 nach dem ersten Korintherbrief (Frühjahr 55) und vor dem zweiten Korintherbrief (Frühjahr 56) geschrieben. Dieses Beispiel macht bereits deutlich, welche Entwicklungen Robinson Paulus in seinem theologischen Denken zumutet. Die Ergebnisse Robinsons sind nur mit Hilfe seiner unzureichenden Methoden zu erreichen. Eine Chronologie, die nicht mögliche Lehrentwicklungen und veränderte soziologische Gegebenheiten berücksichtigt, wird geradezu notwendig willkürlich.

Trotz der vorgetragenen Kritik gegen die Thesen Robinsons war es wohl richtig, das Buch ins Deutsche zu übersetzen. Denn seine Argumente können dazu zwingen, die eigene Position noch besser zu reflektieren und zu präzisieren. Das dürfte letztlich auch im Sinn des Verfassers sein, der betont, daß seine Ausführungen eine Anfrage sein wollen, die keine letzten Antworten geben. Ein Personenregister ist eine willkommene Hilfe für alle, die sich mit den Thesen Robinsons auseinandersetzen wollen. H. Giesen

Die Bergpredigt. Jüdisches und christliches Glaubensdokument. Eine Synopse der Texte mit einer Einleitung hrsg. v. Günther B. GINZEL. Reihe: Lambert Schneider Taschenbücher, Serie Tachless: Zur Sache, Bd. 3. Heidelberg 1985: Verlag L. Schneider. 147 S., kt., DM 19,80.

In den letzten Jahren haben sich mehr und mehr Menschen mit den Inhalten der Bergpredigt beschäftigt. Dieses großartige Dokument, das uns der Evangelist Matthäus überliefert, spielt auch eine große Rolle im christlich-jüdischen Dialog. Wie nun G. B. Ginzel haben sich auch andere jüdische Theologen zur Bergpredigt geäußert (z. B. P. Lapide). Ihm geht es in diesem Buch vor allem darum, das zu betonen, was Christen und Juden verbindet. Dabei verschweigt er auch das Trennende nicht. Als Jude kann er natürlich nicht in Jesus den Messias und Gottessohn sehen, der für uns Christen im Vordergrund steht.

Der Hauptteil des Buches stellt jüdische Texte aus dem Alten Testament, dem Frühjudentum und aus dem Rabbinismus synoptisch mit dem Text der Bergpredigt zusammen, um so zu zeigen, daß sich die Lehre der Bergpredigt, soweit sie sich auf Jesus zurückführen lasse, durchaus im Rahmen der frühjüdischen und rabbinischen Theologie verstehen lasse. Texte, die sich nicht ins Aramäische zurückübersetzen lassen, sind für ihn nicht authentische Jesusworte. Diese hermeneutische Voraussetzung ist allerdings nicht unanfechtbar. Um Jesus ein Wort sachlich absprechen zu können, müßte vor allem gezeigt werden, daß ein bestimmter Gedanke – nicht eine bestimmte Formulierung – sich in der aramäischen Sprache nicht ausdrücken läßt. Denn eine gute Übersetzung kann oft keine wörtliche Wiedergabe sein.

Der Verfasser hat dennoch selbstverständlich recht, daß Jesu Gesetzesverständnis wie seine Gesetzeskritik den Rahmen des innerjüdisch Möglichen nicht sprengt. Für uns Christen ist allerdings entscheidend, daß die Bergpredigt eingebettet ist in Jesu Heilsangebot von der Herrschaft Gottes. Das ermöglicht auch die Überzeugung, daß die Gebote der Bergpredigt grundsätzlich erfüllbar sind. Dagegen spricht nicht, daß viele Christen sie tatsächlich nicht halten, wie gerade die Juden während der Nazizeit so schmerzhaft erfahren mußten. H. Giesen

KLIESCH, Klaus: *Apostelgeschichte.* Reihe: Stuttgarter Kleiner Kommentar – Neues Testament, Bd. 5. Stuttgart 1986: Verlag Katholisches Bibelwerk. 166 S., kt., DM 19,80.

Lukas erzählt in seinem Buch, der Apostelgeschichte, über die Anfänge der Kirche. Der uns sonst nicht bekannte Verfasser ist ein gebildeter Heidenchrist, der mit großem Interesse den Anfängen des Christentums nachging. Wie für das Lukasevangelium wird er dabei auch Quellen benutzt haben, die uns jedoch nicht überliefert sind. Da Lukas seinen Quellen seinen eigenen Stil aufprägt, ist eine Quellenscheidung nur mit Mühe möglich. Der vorliegende Kommentar legt sein Interesse auf den jetzt vorliegenden Text, der um 80–90 n. Chr. entstanden ist. Der Verfasser des hier vorliegenden „Stuttgarter Kleinen Kommentars zum Neuen Testament" sucht neben der Einzelerklärung in zahlreichen Exkursen wichtige zusammenhängende Themen so zu behandeln, daß der (auch theologisch nicht vorgebildete) Leser einen Zugang zur Gedankenwelt der Apostelgeschichte bekommt bzw. mit historischen Gegebenheiten vertraut gemacht wird. Im Anhang werden einige Literaturhinweise gegeben und Fragen zur Bibelarbeit gestellt, so daß sich der Kommentar auch für die Arbeit in der Gruppe bestens eignet. H. Giesen

PESCH, Rudolf: *Paulus ringt um die Lebensform der Kirche.* Vier Briefe an die Gemeinde Gottes in Korinth. Paulus – neu gesehen. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1291. Freiburg 1986: Herder Verlag. 254 S. kt., DM 12,90.

Ein Hauptanliegen R. Peschs ist es zu zeigen, daß 1 Kor keine literarische Einheit ist, sondern sich aus ursprünglich vier Briefen zusammensetzt. Im einzelnen rekonstruiert er einen „Vorbrief" (1,1–5,8 und 6,1–11), einen „Zwischenbrief" (5,9–13; 6,12–20; 10,1–11,34), einen „Auferstehungsbrief" (15,1–58) und einen „Antwortbrief" (7,1–9,27; 12,1–14,40; 16,1–24). Pesch räumt selbst ein, daß man nicht behaupten könne, „daß der 1. Korintherbrief der heutigen neutestamentlichen Forschung längst unstreitig als Briefkomposition gälte; es gibt nach wie vor ernsthafte Verfechter seiner Einheitlichkeit" (S. 72). In der Tat sprechen sich die meisten Autoren, die sich in neuester Zeit mit dem Thema ausdrücklich beschäftigt haben, für die ursprüngliche Einheitlichkeit von 1 Kor aus (z. B. U. Borse, H. Merklein, D. Lührmann, F. Lang). Ohne Zweifel verdient die Annahme, 1 Kor sei von Anfang an ein einheitlicher Brief solange den Vorzug, bis zwingende Gründe eine gegenteilige Entscheidung verlangen. Es müssen also wirklich gewichtige Argumente vorgetragen werden, um Teilungshypothesen zu begründen. Um eine solche Begründung bemüht sich Pesch, indem er die geläufigen literarkritischen Hinweise in 1 Kor aufspürt. Dazu gehören u. a. Dubletten, verdächtige Wiederholungen und Spannungen in den Aussagen. Außerdem sucht Pesch auch den Nachweis zu erbringen, daß ein Redaktor die vier Briefe zu einem zusammenstellen konnte. Außer den Mitteln der gängigen Literarkritik wendet Pesch bei seiner Analyse auch die Regeln der antiken Rhetorik an. Doch all der Aufwand beweist letztlich nur, daß 1 Kor aus vier Briefen bestanden haben kann. Der Nachweis, daß er tatsächlich aus vier Briefen zusammengesetzt ist, ist dem Verfasser jedoch nicht gelungen.

R. Pesch gibt dem Leser auch die nötigen Informationen, um die von ihm rekonstruierten Texte besser zu verstehen. Der Leser bleibt allerdings ganz auf seinen Gewährsmann Pesch verwiesen, da dieser sich nicht mit anderen Autoren auseinandersetzt: Es gibt weder Anmerkungen noch Literaturverweise. Das ist um so bedauerlicher, als Pesch nicht den derzeitigen Forschungsstand wiedergibt. H. Giesen

Die Briefe an die Korinther. Übersetzt und erklärt v. Friedrich LANG. Reihe: Das Neue Testament Deutsch, Bd. 7: Göttingen 1986: Vandenhoeck & Ruprecht. 382 S., kt., DM 48,–.

Die beiden Korintherbriefe vermitteln einen guten Einblick in die Probleme und Schwierigkeiten einer jungen paulinischen Gemeinde. Paulus nimmt zu ihnen Stellung, indem er von seiner Kreuzestheologie her argumentiert. Von daher ist seine Position zur schwärmerischen Überschätzung des Geistbesitzes, die sich in verschiedenen Auffassungen in Korinth niederschlägt, zu verstehen. Der erste Korintherbrief liegt uns nach Lang in seiner ursprünglichen Form vor. Für den zweiten nimmt er dagegen eine Briefkomposition an: 2 Kor 10–13 hält er für einen Teil des ursprünglichen „Tränenbriefes"; 2 Kor 1–7 sei ein ursprünglich selbständiger Brief, dem 6,14–7,1 zugewachsen sei;

2 Kor 9 schließlich sei eine Kollektenempfehlung an die Landgemeinden in Achaja, die nicht für Korinth bestimmt gewesen sei. Lang sieht allerdings selbst, daß der Brief auch ohne diese Hypothese erklärt werden kann. Er ist sich auch des Problems bewußt, daß es außerhalb des Neuen Testaments keine Parallele zu einem solchen Vorgehen gibt. Von daher scheint mir die von U. Borse in seinem Galaterbriefkommentar (Regensburger Neues Testament) vorgeschlagene Lösung besser zu sein, wonach Paulus selbst aufgrund von schlechten Nachrichten aus Galatien und Korinth 2 Kor 10–13 dem zuvor abgeschlossenen Brief 1–9 hinzugefügt habe, wobei nur der Briefschluß am Ende von 2 Kor 9 habe ausfallen müssen.

Neben seiner Kommentierung des Textes der Korintherbriefe bietet Lang dem Leser eine Reihe Exkurse, die vornehmlich theologische Fragen im Zusammenhang darstellen. Daß Paulus fest damit rechnete, zu denen zu gehören, die bis zur Parusie zurückbleiben (1 Thess 4,17; vgl. 1 Kor 15,1f.; 2 Kor 5,1–10), stimmt zwar mit der Meinung der Mehrheit der Exegeten überein, dürfte aber dennoch eine Fehlinterpretation sein. Denn nach Paulus war der Parusietermin völlig offen.

Bei seiner Interpretation von 1 Kor 13,3 setzt Lang sich auch mit dem textkritischen Problem auseinander, ob die Lesart „damit ich verbrannt werde" oder „damit ich Ruhm gewinne" den Vorzug verdiene (183). Dabei entscheidet er sich vor allem aus inhaltlichen Gründen für die erste Lesart, die zweifellos textkritisch schlechter bezeugt ist. Der Verfasser übersieht hier, daß „sich rühmen" bei Paulus auch positiv verstanden werden kann (vgl. 2 Kor 10,8; 13,10; 11,10; 12,1 u. ö.).

Richtig dagegen ist die Feststellung, daß das Schweigegebot für die Frauen in der gottesdienstlichen Versammlung (1 Kor 14,33b–36) nicht von Paulus sein kann, sondern als Einschub verstanden werden muß, der von einem Schreiber stammt, der die Position der Pastoralbriefe widergibt.

Insgesamt hat Lang uns einen wissenschaftlich gut fundierten und dennoch in leicht faßbarer Sprache geschriebenen Kommentar vorgelegt, der eine wirkliche Hilfe zum Verstehen der beiden Korintherbriefe bedeutet. Literaturhinweise sowie ein Namen- und Sachregister erleichtern zudem den Umgang mit dem Kommentar. Auf S. 372 wird ein Verfassername falsch wiedergegeben: „Smijewski" statt „Zmijewski". H. Giesen

HOLTZ, Traugott: *Der erste Brief an die Thessalonicher.* Reihe: EKK Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, Bd. 13. Zürich, Einsiedeln, Köln 1986: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Neukirchener Verlag, Neukirchen. 291 S., kt., DM 72,–.

Nach nunmehr fast 60 Jahren liegt uns in der Auslegung von T. Holtz wieder ein wissenschaftlicher Kommentar zum ersten Paulusbrief und damit zur ältesten Schrift des Neuen Testaments überhaupt vor. Paulus schreibt den Brief an die Gemeinde von Thessalonich, weil er von ihrem Glauben gehört hat, aber auch, weil er über Mängel an ihrem Glauben weiß. Das dürfte 50 oder 51 n. Chr. in Korinth gewesen sein.

Eines der Hauptprobleme der Thessalonicher ist das Geschick der Verstorbenen. Offenbar sind die Christen der Überzeugung, daß nur jene, die bei der Parusie noch leben, an der Herrlichkeit Gottes teilhaben werden. Paulus betont demgegenüber, daß die zum Zeitpunkt der Parusie bereits Verstorbenen keinen Nachteil gegenüber den noch Lebenden haben. Garantie dafür ist die Auferstehung Jesu (1 Thess 4,13–18). Im Einklang mit der modernen Exegese versteht Holtz die Antwort des Paulus so, daß dieser davon ausgehe, er werde auf jeden Fall noch unter den bei der Parusie Lebenden sein. Diese Auffassung hält jedoch kritischer Prüfung nicht stand. Paulus legt sich vielmehr bei der Frage, wann die Parusie sein wird, auf keinen Termin fest, auch nicht in dem Sinn, daß sie noch zu seinen Lebzeiten eintreffen werde. Das Datum der Parusie bleibt für ihn völlig offen. Es kann wohl schon sehr bald da sein. Deshalb fordert er zu Wachsamkeit (1 Thess 5,1–11) auf. (Zum Ganzen vgl. meinen Aufsatz „Naherwartung des Paulus in 1 Thess 4,13–18?", in: SNTU 10 [1985] 123–150).

Holtz verteidigt zu Recht, daß der Brief von Anfang an eine Einheit bildet und nicht ursprünglich zwei Thessalonicherbriefe erkennen läßt, wie gelegentlich behauptet wird. Schon in seinem ersten Brief sind die theologischen Grundgedanken des Apostels deutlich erkennbar. Ein wichtiges

Thema des Briefes ist die Danksagung an Gott, der in Christus zum Heil der Gemeinde gehandelt hat. Der Christ soll aus diesem Dank heraus leben. So verlängert sich der Dank auch in die Paränesen hinein, insofern christliches Handeln Ausdruck des Dankes an Gott ist, der sich in der Erfüllung des Willens Gottes als echt erweist.

Wie es in der Reihe „Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament" üblich ist, nimmt auch in diesem Kommentar die Wirkungsgeschichte des biblischen Textes einen breiten Raum ein. Sie hat ihren Ort vor allem in den guten Zusammenfassungen nach der Einzelerklärung der Perikope und im „Ausblick" am Ende des Buches. Eine frühe Wirkung des ersten Thessalonicherbriefes ist der zweite Thessalonicherbrief, wenn man diesen – wie eine wachsende Zahl von Forschern – für deuteropaulinisch hält. Hält man wie Holtz an der paulinischen Verfasserschaft von 2 Thess fest, gehört 2 Thess „wohl nicht in die Wirkungsgeschichte von 1 Thess, sondern in die Geschichte des Paulus mit seiner Gemeinde in Thessalonich, trotz aller Schwierigkeiten, die seine literarische Gestalt dem Verständnis zweifellos bereitet" (278). Holtz hat mit seiner Auslegung von 1 Thess der Exegese und den Verkündigern des Wortes Gottes einen großen Dienst getan. Dieses Urteil kann und soll nicht durch abweichende Beurteilungen im Einzelfall getrübt werden. Ein Sach- und Stellenregister helfen dem Leser beim Umgang mit dem Kommentar.

H. Giesen

HAHN, Ferdinand: *Exegetische Beiträge zum Ökumenischen Gespräch.* Gesammelte Aufsätze, Bd. 1. Göttingen 1986: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 354 S., Kt., DM 54,–.

Wie kaum ein anderer hat F. Hahn sich in den letzten zwei Jahrzehnten auf evangelischer Seite für eine Verständigung zwischen den Konfessionen eingesetzt. Eine solche Verständigung kann letztlich nur im Rückgriff auf die grundlegende Urkunde des christlichen Glaubens, die neutestamentlichen Schriften, gelingen. So behandelt Hahn denn auch als Exeget die wichtigen Themenkreise Schrift und Tradition, die Kanonfrage samt dem Problem des sogenannten Frühkatholizismus, Fragen des Amtsverständnisses und der Ekklesiologie sowie das rechte Verständnis des Herrenmahles. Abschließend würdigt er den Beitrag der katholischen Exegese zur neutestamentlichen Forschung und bringt einen Nachruf auf den bekannten katholischen Kirchenhistoriker Joseph Lortz, der sich um die Reformationsgeschichte sehr verdient gemacht hat.

Auch wenn die Schrift aus der mündlichen Tradition hervorgegangen ist, so ist sie dennoch nicht lediglich als erste Traditionsstufe der späteren Tradition vorgeordnet. Sie ist das einmalige apostolische Zeugnis über Jesus Christus. Der kirchlichen Tradition muß es deshalb immer um die Übereinstimmung mit dieser grundlegenden apostolischen Überlieferung gehen. Dem Gottesvolk hat sie den Reichtum der Bibel zugänglich zu machen.

Im Bezug auf den sogenannten Frühkatholizismus gilt es, zunächst eine Begriffsklärung vorzunehmen. Statt Frühkatholizismus zieht Hahn mit Recht den Begriff nachapostolische Zeit vor. Sie beginnt mit dem Tod des Herrenbruders Jakobus und dem Tod des Petrus Anfang bzw. Mitte der sechziger Jahre. Außer den paulinischen Briefen entstanden alle neutestamentlichen Schriften in dieser Zeit. Die nachapostolische Zeit ist dadurch charakterisiert, daß sie der apostolischen noch sehr nahe ist und daß sie sich zugleich darum bemüht, das Apostolische zu bewahren und für die folgende Zeit festzuhalten. In dieser Zeit gibt es zwar Ansätze für eine Entwicklung, die man aus der Retrospektive als frühkatholisch bezeichnen könnte.

Hahn legt auch Wert darauf, daß man nicht den konfessionellen Gebrauch von „katholischer Kirche", wie er zur Reformationszeit verwendet wurde, zum Kriterium dafür macht, was frühkatholisch ist. Das gilt auch im Blick auf das Selbstverständnis der römisch-katholischen Kirche seit dem zweiten Vatikanischen Konzil.

In der apostolischen und nachapostolischen Zeit gibt es ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl aller Glaubenden. Das sich zu dieser Zeit ausbildende Amt hat nur dienende Funktion zur Weitergabe und Wahrung des apostolischen Erbes. Besondere Bedeutung für die Einheit der Kirche hatte auch das Apostelkonzil, weil es den Weg freimachte für die Heidenmission, die nun allseits anerkannt wurde. Das Ziel der Einheit der Kirche und der Kirchengemeinschaft ist allen neutestamentlichen Schriften gemeinsam, wenn es sich auch je und je verschieden artikuliert.

Im einzelnen behandelt Hahn im Rahmen des ekklesiologischen Themenkreises noch die „neutestamentliche(n) Grundlagen für eine Lehre vom kirchlichen Amt", „die Petrusverheißung Mk 16,18f." sowie die Problematik von „Charisma und Amt". Neben den exegetischen Untersuchungen zum neutestamentlichen Abendmahlsverständnis geht Hahn auch dem Opferverständnis des Neuen Testaments nach. Folge des hereinbrechenden endzeitlichen Handeln Gottes ist es, daß der Kult und die Opferpraxis ihre Bedeutung verlieren. Jesu Sterben stand unter dem Vorzeichen seiner Hingabe für die Seinen und ist somit nicht als Opfer verstanden. Auch das Herrenmahl stand ursprünglich in keinerlei Verbindung mit dem Opfergedanken. Es geht auf die Mahlfeiern Jesu, sein Abschiedsmahl und die österlichen Gemeinschaftsmähler zurück und wurde zum genuinen christlichen Gottesdienst. Die christlichen Mahlfeiern wurden dann zwar schrittweise mit den Kategorien alttestamentlicher Opferhandlungen beschrieben. Doch noch lange Zeit wurde das im Zusammenhang mit Jesu eigenem Opfertod gesehen. Erst in der mittelalterlichen Meßopferlehre werden daraus Konsequenzen gezogen, gegen die die Reformation protestierte.

F. Hahn hat mit seiner Veröffentlichung der Aufsätze, die sich mit Fragen beschäftigen, die für das ökumenische Gespräch von zentraler Bedeutung sind, einmal mehr einen Dienst an der Einheit der Kirche geleistet, zumal wenn sich die Leser von ihnen inspirieren lassen. Leider fehlen jegliche Register, die die Arbeit mit diesem wichtigen Buch erleichtern könnten. H. Giesen

SCHNACKENBURG, Rudolf: *Die sittliche Botschaft des neues Testaments.* Bd. 1: Von Jesus zur Urkirche. Reihe: Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Supplementband 1. Freiburg 1986: Herder Verlag. 272 S., geb., DM 48,–.

R. Schnackenburg hatte 1954 ([2]1962) die neutestamentliche Ethik unter demselben Titel als Einzelband im „Handbuch der Moraltheologie" veröffentlicht. Nunmehr liegt der erste Band eines auf zwei Bände geplanten Werkes vor. Im ersten Teil behandelt der Verfasser die sittlichen Forderungen Jesu im Rahmen seiner Botschaft von der Herrschaft Gottes, während der zweite Teil des Buches die Reaktion der Urkirche auf die sittliche Botschaft Jesu darstellt.

Einleitend diskutiert Schnackenburg das Verhältnis biblischer Ethik zur rationalen theologischen Ethik. Dabei betont er zu Recht, daß es nicht ausreicht, die biblischen Aussagen als reine Paränese abzutun, da auch die rationale Ethik nur im Rahmen eines größeren Sinnzusammenhanges möglich ist.

Die ethischen Forderungen Jesu können zweifellos nur richtig verstanden werden, wenn sie von der theologischen Mitte seiner Verkündigung Jesu, der Herrschaft Gottes und der Offenbarung seines alle Menschen liebenden Vaters, her gesehen wird. Den Forderungen geht immer das Heilsangebot voraus, auf das der Mensch durch Umkehr und Glauben sowie durch die Nachfolge Jesu antworten soll. In diesem Rahmen sind auch die extremen Forderungen der Bergpredigt zu deuten, in denen Jesus den Menschen den Willen Gottes vor Augen führt. Neben der Gottesherrschaft als grundlegendem Motiv sittlichen Handelns sind noch das Lohnmotiv (Belohnung und Strafe), die Nachahmung Gottes sowie weisheitliche Motive zu nennen, die jedoch alle letztlich eingebettet sind in das Motiv der Gottesherrschaft. Das gilt auch für das Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe. Ein eigenes Kapitel ist den Weisungen Jesu zu gesellschaftlichen Problemen gewidmet (Recht, Macht und Staat; Arbeit, Reichtum und Armut; Frau, Ehe und Familie). Dabei sucht Schnackenburg immer wieder die Bezüge zum Judentum, aber auch zu gegenwärtigen gesellschaftlichen Problemen aufzuzeigen. Das trifft noch mehr für den zweiten Teil seines Buches zu.

Hier zeigt er zunächst die veränderte Situation der Jüngergemeinde nach Ostern auf, wofür die Geisterfahrung und die Erfahrung der Gemeinschaft von entscheidender Bedeutung sind. Die neue eschatologische Situation, die durch den Tod und die Auferweckung Jesu eingetreten ist, spielt nun eine entscheidende Rolle. Daß es eine brennende Naherwartung der Parusie Christi gegeben habe, die es zum Beispiel Paulus als sicher erscheinen ließ, daß er am Tag der Parusie noch lebe, wie R. Schnackenburg mit der Mehrheit der derzeitigen Exegeten meint, wage ich allerdings zu bezweifeln. Vielmehr dürften alle neutestamentlichen Schriftsteller, die sich dazu äußern, den Parusietermin völlig offen gelassen haben, so daß er nah sein konnte, aber nicht mußte. In diesem Verständnis haben die sogenannten Naherwartungsaussagen auch Bedeutung für uns heute.

Die Urkirche verstand sich als Verwalterin des Erbes Jesu, wie Schnackenburg an der Gesetzesfrage, der Nachfolge Jesu und am Hauptgebot der Liebe aufzeigt. Das Leben der Urkirche in der Welt zeichnet der Verfasser an den Themen Gottesdienst und Frömmigkeit; Sexualität, Ehe und Familie; die Sklavenfrage und am Verhältnis zum Staat auf. Was in den Ausführungen nicht deutlich wird, ist, in welcher Weise die Botschaft Jesu von der Herrschaft Gottes auch noch in nachösterlicher Zeit motivierend ist, wenngleich das Heilsangebot Gottes nun unter einem anderen Namen erscheinen kann.

Da Schnackenburg nicht nur neuere Werke zur neutestamentlichen Ethik zu Beginn angibt, sondern jedem Unterabschnitt wichtige Literatur vorausschickt, gibt er die Möglichkeit, sich mit der jeweiligen Problematik noch besser vertraut zu machen. Demselben Ziel dienen auch zwei Register (Bibelstellen und Sachregister). Durch seine übersichtliche Darstellung macht er es auch denen leicht, sich schnell und zuverlässig über ethische Fragen im Neuen Testament zu informieren, die sich für ausführliche Monographien keine Zeit nehmen können. H. Giesen

RONAI, Alexander – WAHLE, Hedwig: *Das Evangelium – ein jüdisches Buch?* Eine Einführung in die jüdischen Wurzeln des Neuen Testaments. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1298. Freiburg 1986: Herder Verlag. 192 S., kt., DM 9,90.

Wer das Neue Testament, zumal die Evangelien, wirklich verstehen will, kommt ohne Grundkenntnisse über das Judentum zur Zeit Jesu nicht aus. Denn Jesus wie seine ersten Anhänger waren Juden. Sie lebten entsprechend ihrem jüdischen Glauben, nahmen an den Wallfahrtsfesten in Jerusalem teil und waren im jüdischen Brauchtum zu Hause. Im vorliegenden Buch nehmen ein orthodoxer Jude und eine katholische Ordensschwester zum Hintergrund von Aussagen in den Evangelien Stellung. So finden wir Aussagen zur Kindheit Jesu, zu seiner Taufe, Lehre, Stellung zum Gesetz, seiner Stellung zu den Heiden, zum Abendmahl und schließlich zur Trennung der Christen vom Judentum jeweils aus jüdischer und aus christlicher Sicht. Das Buch vermag sicherlich erste Hilfen zu einem tieferen Verstehen der Evangelien zu bieten und kann deshalb auch empfohlen werden. H. Giesen

Glaube und Lehre

Gott. Im Auftrag des Direktoriums der Salzburger Hochschulwochen. Hrsg. v. Paulus GORDAN. Köln 1986: Styria Verlag i. Gem. m. Butzon & Bercker, Kevelaer. 296 S., kt., DM 28,–.

Vorliegender Band enthält die vormittägigen Plenarvorlesungen der Salzburger Hochschulwochen des Jahres 1985 zum Thema „Gott". Folgende zentrale Themen der Gotteslehre wurden in diesen Hauptvorlesungen behandelt: Der unbekannte Gott: Gott in der Ahnung der Völker (Hans Waldenfels). Der Gott der Philosophen (Hermann Krings). Der Gott der christlichen Offenbarung (Walter Kern). Gott ohne Welt – Welt ohne Gott (Heinrich M. Schmidinger). Jesus: Gott und Mensch (Ferdinand Hahn). Gottlose Religiosität (Bernhard Grom). Alter und neuer Atheismus (Ferdinand Reisinger). Gotteserfahrung als Schicksalsfrage für Christen heute (Corona Bamberg). Sodann ist noch die Festrede des Münchener Generalintendanten August Everding über das Thema „Gottes Welttheater" in diesem Band veröffentlicht. Leider werden die zahlreichen Lehrveranstaltungen der Nachmittage nicht dokumentiert. Die hier veröffentlichten Hauptvorlesungen bieten ein gedrängtes Kompendium zu den angegebenen wichtigen Themen der Gotteslehre. Den Verantwortlichen der Salzburger Hochschulwochen ging es bei den Veranstaltungen des Jahres 1985 darum, „dem sprachlosen, Sinn und Mitte suchenden religiösen Gefühl, das weite Kreise, nicht zuletzt der Jugend erfaßt hat, zur Bewußtheit und zum Wort zu verhelfen und dadurch zugleich dem An-Spruch des sich offenbarenden Gottes Gehör zu verschaffen" (S. 8). Dieses Buch kann vor allem den Religionslehrerinnen und -lehrern der Sekundarstufe zwei sowie den in der religiösen Erwachsenenbildung Arbeitenden empfohlen werden. K. Jockwig

BISER, Eugen: *Die glaubensgeschichtliche Wende.* Eine theologische Positionsbestimmung. Graz, Wien, Köln 1986: Verlag Styria. 348 S., kt., DM 39,80.

Die in der Geistesgeschichte sich heute zumindest anbahnende Wende, die markiert werden kann durch die Erkenntnis des Ungenügens rationalistischer, gar rein empirischer Weltorientierung und durch die Hinwendung zu neuer, welthafter wie religiöser Erfahrung, hat längst auch das christliche Glaubensbewußtsein und die es reflektierende Theologie erreicht. Der bekannte Religionsphilosoph und Theologe auf dem Guardini-Lehrstuhl in München versucht in der ihm eigenen umfassenden Kenntnis geistiger Zusammenhänge und tiefsinnigen Entdeckung der Hintergründe eine Analyse der Situation im Bereich des Glaubens. Die Stichworte, unter denen dies geschieht (Vorzeichen, Diagnose, Symptome, Hemmnisse, Perspektiven, Prozesse und Prognosen), zeigen die Spannweite der Überlegungen und lassen von vornherein Bedeutung und Gewicht dieser Darlegung ahnen. V. Hahn

SCHÖNBERGER, Rolf: *Die Transformation des klassischen Seinsverständnisses.* Studien zur Vorgeschichte des neuzeitlichen Seinsbegriffes im Mittelalter. Reihe Quellen und Studien zur Philosophie, Bd. 21. Berlin, New York 1986: de Gruyter. 423 S., DM 178,–.

Eine in vielerlei Hinsicht herausragende Dissertation, die unter der Leitung von Prof. R. Spaemann bei der philosophischen Fakultät der Universität München entstand und angenommen wurde, ist anzuzeigen.

Die Intention des Verf. ist es, die Vorgeschichte des neuzeitlichen Seinsbegriffes im Mittelalter aufzuweisen. Zwar gibt es zu diesem Thema schon zahlreiche Studien aus dem Bereich der Mediävistik, aber diese sind fast ausschließlich monographischer Art oder verfolgen einen komparatistischen Zweck; Schönberger legt nun aber auf den „argumentativen Austausch der Autoren selbst das Schwergewicht" (S. 12). Wir haben also nicht nur eine philosophiegeschichtliche, sondern eine mehr philosophische Arbeit vor uns.

Die Einleitung bietet einen Überblick über die Diskussion der Seinsfrage heute, wobei der Bogen sehr weit gespannt ist. Heidegger, Wittgenstein, Russel, um nur einige wenige zu nennen, kommen zu Wort und zwar in treffsicherer Weise. Sorgfältig werden die verschiedenen Richtungen dokumentiert. Die in der Seinsfrage in der ausgehenden Hochscholastik vorgenommene Weichenstellung wird angesprochen und sorgfältig erörtert. Heidegger formulierte die Frage: „Ist das Sein ein bloßes Wort und seine Bedeutung ein Dunst, oder birgt das mit dem Wort ‚Sein' Genannte das geistige Schicksal des Abendlandes?" (S. 6).

Es kann hier nicht der Platz sein, die Ergebnisse S.s zu referieren. Er hat jedenfalls einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion geleistet.

Kein Menschenwerk ist vollkommen. Ob S. Meister Eckhart und seiner Analogielehre wirklich gerecht wurde, kann bezweifelt werden. Die Forschung zeigt, daß Meister Eckhart nicht von einem philosophischen, sondern einem pastoralen Ansatz herkommt (K. Ruh, A. M. Haas). Papst Johannes Paul II. hat in einer Ansprache am 28. September 1985 (L'Osservatore Romano vom 29.9.1985) Meister Eckhart als einen Gewährsmann und Zeugen für die Beurteilung moderner Mystik angerufen und vorgestellt. Die von K. Flasch unzureichend dargestellte „Intention" des Meisters war eben keine philosophische, wenngleich er ein philosophischer Kopf war. Auch ist zu bedauern, daß der Verf. nicht mehr die Ergebnisse von B. Mojsisch berücksichtigen konnte (Hamburg 1983). Schönberger hat seine These 1983 vorgelegt.

Der Wert der Arbeit wird dadurch aber in der Substanz nicht tangiert. Die Frage nach dem Sein, die nicht tot zu kriegen ist, steht in einem neuen Licht da. L. Schmitz

BOFF, Leonardo: *Das mütterliche Antlitz Gottes.* Düsseldorf 1985: Patmos-Verlag. 262 S., kt., DM 29,80.

Das hier behandelte Thema interessiert seit einigen Jahren nicht nur feministische Theologinnen. Der bekannte brasilianische Theologe greift dieses vielschichtige Thema „das Weibliche im Chri-

stentum" auf. Es sei im Folgenden vor allem der Hauptgedankengang seiner Ausführungen aufgezeigt, ohne auf eine kritische Diskussion der vorgelegten Thesen einzugehen. Boff geht davon aus, daß sich zur Zeit die Bestimmung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander, zu sich selbst und zur Umwelt in einem tiefgreifenden Wandel befindet. In einem ersten Hauptteil des Buches analysiert Boff die Aussagen der Anthropologie über „das Weibliche". Die zusammenfassenden Grundaussagen betreffen die Differenz der Geschlechter, ihre „Einschließlichkeit" (d. h. jeder Mensch ist in spezifischer Proportion zugleich männlich und weiblich), ihre wechselseitige Verwiesenheit, die Geschichtlichkeit ihrer Beziehung zueinander, ihre jeweils geschichtlich spezifische Verwirklichung sowie die geheimnisvolle Einheit der Geschlechter in ihrer Differenz. Dem schließt sich die „theologische Meditation" des Weiblichen an. Hier geht Boff vor allem jenen beiden Fragen nach: „Inwiefern stellt das Weibliche einen Weg zur Erkenntnis Gottes da?" Und: „Wie gibt sich Gott im Weiblichen zu erkennen?" Dabei muß beachtet werden, daß Gott Urbild und Quelle sowohl „des Männlichen" als auch „des Weiblichen" ist. Wenn man theologisch nach dem Sinn des Weiblichen fragt, so lautet nach Boff die Antwort darauf: „In der Schöpfungsordnung findet das Weibliche seinen Sinn darin, daß es das Weibliche Gottes offenbart, insofern alles Existierende – in dem, was es ist, und in der Art und Weise, wie es ist – Gott zu erkennen gibt" (103).

Boff geht dann den Konsequenzen für die Bestimmung des Weiblichen und Männlichen nach, die sich aus dem christlichen Glauben an die Inkarnation ergeben. In der Inkarnation des „Sohnes Gottes" im Mann Jesus von Nazareth „wird das Männliche vergöttlicht und verewigt. Indirekt ist auch das Weibliche (insofern es im Männlichen eingeschlossen ist) davon betroffen und wird zur höchsten Fülle der Realisierung erhoben" (105).

Nun stellt Boff die hypothetische Frage: „Welche göttliche Person könnte dazu bestimmt sein, direkt das Weibliche anzunehmen und zu vergöttlichen" (ebd.)? Von dieser Frage her meint er, daß der Heilige Geist die göttliche Person sei, „die dem Weiblichen entspreche". Nach Boff hat der Heilige Geist die heilsgeschichtliche Aufgabe, „direkt und ausdrücklich das Weibliche und implizit auch das Männliche hypostatisch zu vergöttlichen". „Läßt sich die Sendung des Heiligen Geistes in der Geschichte benennen, wie sich die Sendung des Wortes als die Vergöttlichung des Männlichen benennen läßt? Oder wird das Weibliche erst am Ende der Geschichte vom heiligen Geist erfaßt und vergöttlicht? Wir meinen, daß wir einer eschatologischen Antizipation dieses unsäglich beglückenden Ereignisses im Geheimnis Marias begegnen" (105) Von diesem theologisch hypothetischen Ansatz her vertritt dann Boff folgende Hypothese, die sicherlich die zentrale Aussage dieses Buches ist, die aber gleichzeitig die am meisten angreifbare Aussage darstellt: „Die Jungfrau Maria, Mutter Gottes und Mutter der Menschen, realisiert auf absolute und eschatologische Weise das Weibliche, weil der Heilige Geist sie sich zum Tempel, zum Heiligtum und zum Tabernakel gemacht hat und zwar auf eine so reale und wahre Weise, daß sie als hypostatisch mit der dritten Person der Dreifaltigkeit verbunden gelten muß" (106). Von dieser Hypothese her behandelt dann Boff die theologischen Aussagen und die kirchlichen Lehren über Maria.

Das Buch bietet hinreichend Stoff zu den theologischen Aussagen über das Wirken des Heiligen Geistes, über die Bedeutung Marias in der Heilsgeschichte und über das Wesen des Weiblichen. Die theologische Hypothese, daß der Heilige Geist hypostatisch von Maria Besitz ergriffen hat, ist aber im Hinblick auf die Christologie so mißverständlich, daß sie eher verwirrend als klärend wirken kann.

K. Jockwig

DURRWELL, François Xavier: *Der Geist des Herrn.* Tiefe Gottes – schöpferische Weite. Salzburg 1986: O. Müller Verlag. 240 S., kt., DM 26,80.

Das Buch, dem die Übersetzer ein Vorwort mit auf den Weg gaben (9f.), ist seit längerer Zeit wieder eine Veröffentlichung des elsässischen Redemptoristen, die uns in deutscher Sprache erreicht. F.-X. Durrwell, den jungen Theologiestudenten nicht immer hinreichend bekannt, hat mit seiner Theologie Epoche gemacht oder, anders gesagt, auch die jetzt Jungen zehren von den theologisch-geistlichen Durchbrüchen, die ihm gelangen, und sie tun dies vermutlich, ohne dies zu wissen. Denn ohne F.-X. Durrwell hätten wir wohl die Auferstehungsvergessenheit, unter der Theologie und Spiritualität gleichermaßen lange litten, noch nicht so leicht überwunden. Bei dem nun vorliegenden Buch handelt es sich um eine reich ausgefaltete bibeltheologische Monographie über den

Heiligen Geist (als den „unaussprechlich-vertrauten" Geist, den „Geist Gottes", den „Geist Christi", den „Geist Christi in der Kirche"). – Die Art der Darlegung ist von einem überwältigenden bibeltheologischen Reichtum. Darin liegt vielleicht auch die Problematik des Buches. Nicht jeder Leser, auch nicht jeder am Thema Interessierte, wird aus dieser Art des Schreibens vollen Gewinn ziehen können. Bei manchen könnte der Eindruck entstehen, hier handle es sich doch um eine im letzten recht fremdartige Welt. Auch fehlt z. B. etwas, das oft konkret-schmerzlich erlebt wird und das auch eine Geist-Dimension hat: die mögliche Konflikthaftigkeit von Charismen. ... Das Buch wird manchen Lesern sehr zusagen, andere wird es eher ratlos lassen. Doch kann man sich von ihm auf eine mehr intuitive Weise sagen lassen, was es um den vielfältig wirkenden Gott in seinem Geist ist, was es uns bedeuten könnte. P. Lippert

SCHIFFER, Ludolf: *Berufen zur Freiheit.* Ein Aspekt der Gotteserkenntnis. Kevelaer 1986: Verlag Butzon & Bercker. 134 S., kt., DM 17,80.

Der Verfasser, seit 1977 Pfarrer in Leverkusen-Alkenrath, will in seinen Überlegungen über die recht verstandene menschliche Freiheit einen Aspekt der Gotteserkenntnis bedenken und damit einen Weg zur Erkennbareit Gottes zeigen. Sie hängt (im Positiven wie im Negativen) auch an der rechten Einschätzung der Freiheit, die er deshalb unter verschiedenen Gesichtspunkten bedenkt.

Kirchliche Lehren in ökumenischer Verpflichtung. Eine Studie zur Rezeption ökumenischer Dokumente. Hrsg. v. Hermann BRANDT. Stuttgart 1986: Calwer Verlag. 156 S., kt., DM 24,80.

Nachdem die Kirchen bereits einige Jahre in der Ökumene Erfahrungen miteinander machen konnten, ändern sich die Fragestellungen. Die vorliegende Studie, die vom Ökumenischen Studienausschuß der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und des Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes (DNK/LWB) erarbeitet wurde, setzt diese Situation der langjährigen Erfahrungen und auch der Bereitschaft, sich von Christen anderer Konfessionen befragen zu lassen und nicht nur defensiv abweisend zu reagieren, voraus. Die Frage, der man sich hier vor diesem Hintergrund stellt, ist jetzt: Wie werden neue Impulse in der eigenen Kirche (d. h. in den Kirchen der Reformation) integriert, wie verläuft der Prozeß der Rezeption? Und: Wer ist dafür verantwortlich? Drei Fallbeispiele (die Leuenberger Konkordie von 1973, die die Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft innerhalb der reformatorischen Kirchen Europas regelt; die gemeinsame deutsche Textfassung des Glaubensbekenntnisses 1971; die Südafrika-Erklärung der 6. Vollversammlung des lutherischen Weltbundes in Daressalam 1977; S. 19–42) machen in einem ersten Teil deutlich, daß man erst dann tatsächlich von Rezeption sprechen kann, wenn die Fortschritte in der Ökumene auf der Ebene der Gemeinden angenommen sind; entscheidend sind nicht allein die landeskirchlichen Gremien. Die beiden folgenden Teile befassen sich mit Lehre und Kirchenleitung in der Geschichte der lutherischen Kirchen (S. 57–90) und im Neuen Testament (S. 91–101). Dabei zeigt sich, daß die Notwendigkeit neuer Formulierungen des gleichen Glaubens immer schon gesehen wurde und sich damit auch das Problem der Balance von Konstanz und Variabilität in der Lehre schon früh eröffnete. Was ein Hauptergebnis der Gesamtstudie ist, ergibt sich schon hier: die Verantwortung für die Lehre ist mit dem Amt der Gemeindeleitung verknüpft, sie ist aber immer auch Angelegenheit des ganzen Volkes Gottes. In den „Einsichten, Konsequenzen und Empfehlungen" (S. 137–146) wird dies noch deutlicher formuliert: kirchliches Lehren ist ein „konziliarer Prozeß" (S. 138), an dem das ganze Gottesvolk beteiligt ist. Sowohl die Gemeinden, wie die theologischen Fakultäten (gerade auch in ihrer Forschung! und durch die Erstellung von Gutachten), wie auch die Bischöfe tragen dabei Verantwortung. Verschiedene Traditionen lassen den gleichen Glauben in unterschiedlicher Sprache formulieren: das erfordert zuerst einmal genaues Hinhören und die Sensibilität, zwischen einem berechtigten Pluralismus des Sprechens und seinen Grenzen (status confessionis) zu unterscheiden. Administrativer Druck auf Minderheiten sollte vermieden werden; zum anderen aber sollte bei Visitationen von Gemeinden doch auf die Übernahme von Ergebnissen der ökumenischen Gespräche (am deutlichsten erlebbar wohl im Gottesdienst) gedrungen werden.

Insgesamt gesehen stellt diese Studie wohl mehr eine Problemanzeige dar und die Autoren verstehen sie sicher nicht als die Lösung der aufgeworfenen Fragen. Diese stellen sich im konkreten

kirchlichen Leben auch sehr unterschiedlich. Es wäre aber sicher interessant und ertragreich, erstellte man für den katholischen Bereich eine vergleichbare Studie wie diese über die Akzeptanz von Ergebnissen des ökumenischen Prozesses in der Lehre der Kirche und darüber, wer tatsächlich die treibenden Kräfte für die Rezeption sind. Wenn dabei die Verzahnung von Lernen und Lehren verschiedener Gruppen und Funktionsträger in derselben Kirche als Thema und als Problem herausträte, wäre das sicher keine Überraschung. Joh. Römelt

BOFF, Leonardo und Clodovis: *Wie treibt man Theologie der Befreiung?* Düsseldorf 1986: Patmos-Verlag. 120 S., kt., DM 16,–.

Das Buch ist, vielleicht erstmals, eine geschlossene methodische Reflexion auf die schon so viel veröffentlichte, diskutierte, mißverstandene und bewunderte „Theologie der Befreiung". Das Buch bringt nichts Neues, insofern die alten Desiderate an Klärungen und Verdeutlichungen weithin auch nach Lektüre des Buches bestehen bleiben: sozialwissenschaftlich: Klärung der Dependenzproblematik; sozialethisch: Konkretion der künftigen, gewollten Gesellschaftsordnung (112–115 ist absolut zu wenig); ekklesiologisch: Klärung des Verhältnisses von „Gottesvolk" und empirischem „Volk" (= povo, kleine Leute, Arme); bibeltheologisch: Klärung des Armutsbegriffs; Klärung der Ursachen des Todes Jesu; Einordnung des Paulus und seiner Anliegen, die häufig ganz übersehen werden (vgl. 46f.); politisch-methodisch: Klärung des Revolutionsbegriffs (vgl. 37). Neben diesen, wohl nicht geringen, kritischen Anmerkungen bleibt es wohl ebenso die Aufgabe einer Rezension, auf das hinzuweisen, was schon oft gesagt werden mußte: die Theologie der Befreiung, mindestens in der Form, wie sie von den Brüdern Boff vorgelegt wird, ist kein religiös drapierter Kommunismus; sie ist nicht bloß horizontal gerichtet, also nicht „horizontalistisch"; sie muß zusammengelesen werden mit der konkreten Situation Lateinamerikas samt deren Leid-Erfahrung (die mehr und anderes ist als eine distanzierte, wenn auch präzisere, Analyse). Sie ist die vielleicht erste, an der „Peripherie" der Kirche entstandene, wenn auch dann wieder stark westlich geprägte, regionale Theologie (106f.). – Das Buch ist ferner insofern mit „Neuem" angereichert, als es innerhalb der Theologie der Befreiung drei Ebenen unterscheidet und beschreibt (20–31); als es über die Formen erzählend berichtet, wie Theologen ihr Arbeiten an der Theorie mit ihrer Praxis verbinden; als es eine „kurzgefaßte Geschichte der Theologie der Befreiung" bietet (81–94) und deren „Schlüsselthemen" herausarbeitet (56–81). Das Buch ist zudem leicht lesbar, weil klar geschrieben. Nur – die kritische Auseinandersetzung mit diesem Phänomen nimmt es dem Leser nicht nur nicht ab, es gibt außer bei Ausnahmen („schlecht verdauter Marxismus" [38f.]; „Versuchungen" [79f.]) auch wenig Starthilfe für eine kritische Auseinandersetzung. Wer das Buch aber genau liest, wird eine Fülle hilfreicher Aussagen darin finden, die so, d. h. in dieser Form und so knapp, wohl noch nicht geboten wurden. P. Lippert

Der Fall Boff. Eine Dokumentation. Hrsg. v. der Brasilianischen Bewegung für die Menschenrechte. Düsseldorf 1986: Patmos-Verlag. 214 S., kt., DM 26,–.

Ganz anders als das ebenfalls besprochene Buch der Brüder Boff über die Methode der Befreiungstheologie (Wie treibt man Theologie der Befreiung?) ist der vorliegende Dokumentarband gearbeitet. In einer Fülle dokumentierten Materials illustriert er die Genese, die Höhepunkte und Hintergründe des „Falles Boff", d. h. der Kontroverse um dessen Buch: Kirche: Charisma und Macht. Das fängt im ersten Teil, mit Rezensionen, Kritiken und Erwiderungen, wie ein eher kleinformatiges Theologengespräch an. Der zweite Teil („Kongreation für die Glaubenslehre in Rom", 54–161) zeigt, wie der „Fall" immer weitere Kreise zog. L. Boff übersandte das zunächst im eigenen Haus, d. h. im Gebiet von Rio, beanstandete Buch, „zur Information" nach Rom – das wurde der Auslöser für diese Phase der Entwicklung. Das Schlußwort der Glaubenskongregation, die Presseerklärung der Annahme durch Boff und ein Brief Boffs an den Papst bildet den knappen dritten Teil (164–173). Die dann doch noch getroffenen Disziplinarmaßnahmen werden im letzten Teil dokumentiert (176–184). Ein fünter Teil konnte zur Zeit der Abfsssung des brasilianischen Originals noch nicht geschrieben werden (1985). Dieser fünfte Teil könnte die fernere Entwicklung dokumentieren, d. h. das Gespräch der Regionalvorsitzenden der brasilianischen Bischofskonferenz CNBB mit Kurienkardinälen und dem Papst sowie die (eigentlich vorzeitige) Aufhebung des „silêncio penitencial". Was das Buch neben der Vermittlung der Details einer Kontroverse, die

auch (!) eine Geschichte von Mißverständnissen ist, vermittelt, ist der dichte Eindruck, daß es sich bei Leonardo Boff (und dies im Unterschied zu manchen mitteleuropäischen „Dissidenten") um einen grundkirchlichen und auch spirituellen Theologen, Christen und – Franziskaner handelt, der zudem geprägt ist von dem „substrato fundamental católico", diesem Grund-Humus des Katholischen, der in Südamerika so kennzeichnend ist, daß die Bischöfe in Puebla ihn eigens als kennzeichnend erwähnten. Das Buch zeigt Boff auch als einen theologischen Arbeiter, der nicht etwa nur weithin hörbarer Prophet ist, sondern auch ein mit Texten arbeitender Lehrer/Professor. Streckenweise liest sich das Buch spannend, streckenweise wirkt es deprimierend. Aber wer sich genauer mit der Thematik befaßt und um den guten Ausgang weiß, wird es mit Nutzen lesen – nur diese Art von Lesern freilich „brauchen" das Buch. P. Lippert

Religions- und Missionswissenschaft

KORVIN-KRASINSKI, Cyrill von: *Trina Mundi Machina.* Die Signatur des alten Eurasien. Mainz 1986: Matthias-Grünewald-Verlag. 464 S., Ln., DM 48,–.

Der Autor, Pater Cyrill von Krovin-Krasinski, Mönch der Abtei Maria Laach, faßt in diesem Werk das Ergebnis seiner Studien zusammen, die sich mit dem Bild vom Menschen und von seiner Welt befassen.

Geleitet werden seine Überlegungen von der Überzeugung, daß die uns Abendländern geläufige Zweiteilung: Mensch und Gott, Leib und Seele usw. abgelöst werden müßte von einer Dreiteilung: Leib. Seele. Geist. „Die mehrtausendjährige Erfahrung nicht nur asiatischer Völker und Religionen war und ist jedoch der Meinung, daß die geistige Liebe, die Freude, die Begeisterung, die geistige Wonne und Bewunderung, die intuitiven höheren Eingebungen, nicht allein die Frucht verstandesmäßiger und willensmäßiger Aktivität sein können... Die habituelle Vernachlässigung jener inneren triadischen Struktur des menschlichen Geistes hatte zur Folge, daß – seit dem Mittelalter – unsere Gefühlswelt entweder als eigenartig vom Willen „gesetzt" gilt oder – als positive bzw. negative Leidenschaften – in eine höhere bzw. niedere Seinsschicht unserer Psyche verdrängt zu sein pflegt (S.14)." „... Die Nicht-Berücksichtigung der triadischen Struktur jener einzigen Geistseele und die Identifikation des „Befehlswillens" (wie manche modernen Philosophen ihn nennen) mit dem „Liebeswillen" oder dem die Liebe gebärenden und reifen lassenden Urgrund des Geistes hat nach Ansicht der Vertreter Altasiens der westlichen Wissenschaft zwar erlaubt, mit dem Verstand die Welt zu erkennen, sie mit ihrem Willen zu beherrschen und lieblos zu manipulieren, dabei aber das pneumatische Herz des menschlichen Geistes zu einer quantité négligeable dekretiert" (S. 15).

„Die Erforschung seiner (d. h. unseres geistigen Ursprungs) Eigenschaften gehört nicht zur religiösen Mystik oder Theologie; sie ist Gegenstand einer wissenschaftlichen Anthropologie" (S. 15). Die Ansicht von einer dreiteiligen Struktur der menschlichen Geistseele ist nicht neu; auch im Abendland nicht.

Nur ist diese Ansicht mehr und mehr eingeschlafen, mit dem Ergebnis, daß „das aufgelöste triadische Ganze (Leib, Seele, Geist) dadurch auf dualistische Weise – seines Hauptes verlustig ging" (S. 16).

P. Cyrill meint, mit der Rückbesinnung auf den triadischen Charakter des Menschen würde im Dialog mit den asiatischen Denkern die Möglichkeit gegeben, sich näher zu kommen. Sein als Buddhist geborener und als Christ gestorbener mongolischer Meister sagte ihm einmal: „Paßt unsere asiatische triadische Spekulation nicht besser zu eurem Dreieinigen Gott und eurer Offenbarung als eure eigene zerstrittene Philosophie" (S. 16)?

P. Cyrill schließt daran die Bemerkung: „Würden diese bescheidenen Gedanken beide Seiten des angebahnten Dialogs zur gegenseitigen Besinnung anregen, dann wäre der Zweck dieser Veröffentlichung reich belohnt" (S. 16).

In drei Teilen verfolgt P. Cyrill nun die veilfältigen triadischen Äußerungen in den verschiedenen eurasischen Kulturen. Im ersten Teil bringt er überwiegend Ansichten der tibetisch-lamaistischen und altindischen Bio-logik und Anthropologie zur Darstellung.

Im zweiten Teil steht das Stichwort: Rehabilitation im Vordergrund. Rehabilitation der Materie und der Frau, besonders Rehabilitation des matriarchalischen Denkens.

Im dritten Teil geht es um das Fest in den verschiedenen Kulturen, um den Kult mit seinen vielfachen Äußerungen.

Seine Darstellung beschließt P. Cyrill mit einer religions- und kulturmorphologischen Analyse, in der nochmals der Zusammenhang zwischen Kosmozentrik und Anthropozentrik erörtert wird. „Die nun erreichten Ergebnisse scheinen die anfangs gestellte Behauptung in Frage zu stellen, daß nämlich heute nicht der Mensch, sondern wiederum der Kosmos im eigentlichen Zentrum aller Gebildeten wie Ungebildeten, Gläubigen wie Ungläubigen und ihrer Interessen steht" (S. 455).... „Und doch bleibt die Behauptung wahr, daß seit dem neuesten Sieg der Naturwissenschaft über die Geisteswissenschaft wiederum der Kosmos den Anthropos zu verdrängen beginnt" (S. 456). Die Abwendung vom Menschen ist aber die Folge und der Preis für eine andere Abwendung des Menschen, nämlich vom religiösen Glauben an die Offenbarung des ewigen Ratschlusses Gottes. Damit verbunden ist die absolute Emanzipation einer der drei wesentlichen Eigenschaften des Menschen, und zwar der Freiheit, die zur inhumanen Sklaverei führt, wenn sie sich zum Bösen statt zum Guten wendet. „Diese Abkehr von dem religiös verstandenen und gewachsenen ‚Anthropozentrismus' führte nicht mehr zum alten, um seine göttliche Mitte zentrierten Kosmos, sondern zum mit naturwissenschaftlichen Mitteln erforschten Weltall" (S. 457).

„Die heute reifende Philosphie belehrt uns, daß der wahre Kosmos nicht unmenschlich zu sein braucht; der Mensch ist ja in seiner dreifältigen pneuma-psycho-somatischen Ganzheit gleich kosmisch wie das aus Geist, Leben und Materie ganzheitlich zusammengefügte und gewachsene Weltall human ausgerichtet ist" (S. 460)
Erst am Ende des ganzen Buches versteht man seinen Titel: Trina mundi machina: Der Mensch in sich und das All um ihn ist bestimmt durch eine Triade: Geist, Seele, Körper. E. Grunert

Wie sollen wir mit der Schöpfung umgehen? Die Antwort der Weltreligionen. Hrsg. v. Adel Th. KHOURY und Peter HÜNERMANN. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1338. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 9,90.

Adel Theodor Khoury und Peter Hünermann haben hier ein Buch herausgegeben, dessen Aktualität man nicht erst aufzeigen muß.

„Wie sollen wir mit der Schöpfung umgehen?", ist der Versuch, sich in der gegenwärtigen ökologischen Krise anderen Religionen und deren Antworten zuzuwenden. Dahinter steckt die Einsicht, daß die Zerstörung unserer Umwelt ein Problem ist, das die ganze Welt betrifft. Im Dialog mit den Weltreligionen soll über die Motive einer gemeinsamen Verantwortung nachgedacht werden.

Dabei handelt es sich im vorliegenden Band keineswegs um eine vollständige Abhandlung, sondern das 160 Seiten starke Buch berichtet in kurzen Kapiteln über das Verhältnis von Mensch und Natur in den großen Weltreligionen und welche ökologischen Ansätze sich daraus ergeben.

Neben einer Darstellung von P. Hünermann über die „Menschliche Praxis im Licht christlichen Glaubens" am Schluß des Buches kommen die hinduistische und die buddhistische Auffassung zu Wort, die mit ihrer Rede von der Einheit der Wirklichkeit und der Auffassung vom Verhältnis zwischen Mensch und Natur auch einem Christen wichtige Einsichten in den angemessenen menschlichen Umgang mit der Natur vermitteln kann. Hier wird auch der Unterschied zum Christentum deutlich: „Schöpfung" bleibt eine christliche Grundaussage, die eine Grundaussage christlich-jüdischer Tradition ist, der sich die islamische angeschlossen hat.

So entfaltet der Beitrag über den Umgang des Menschen mit der Schöpfung nach der Tradition des Judentums vor allem die Schöpfungsfrömmigkeit des jüdischen Menschen: „Das Lob des Schöp-

fers und Erhalters der Welt und der Dinge im täglichen Brauchen, den sorgfältigen, die von Gott gesetzten Grenzen respektierenden Umgang mit den Dingen."

Mit reichen Belegen aus dem Koran zeigt der Aufsatz über den Islam und die Verantwortung des Menschen in der Schöpfung, wie der Mensch, zum Statthalter Allahs eingesetzt, dessen Gesetzen im Umgang mit der Schöpfung unterworfen ist" (9).

An diesem Kapitel wird auch der einführende Charakter des Buches deutlich. Obwohl das Hereinnehmen von Originalzitaten das Buch lebendig erscheinen läßt, wirken manche Stellen wie eine Aneinanderreihung von Zitaten, die in ihrer Zusammenstellung eines weiteren Kommentars bedurft hätten (so z. B. auf S. 102 die Erklärung der Schöpfungsgeschichte des Korans). Bei Muhammad Salim Abdullah, dem Autor dieses Beitrags, wird ansonsten aber recht anschaulich die Nähe islamischer Schöpfungsaussagen zu den christlichen Aussagen deutlich. Dieser Einleitungscharakter hat zur Folge, daß die Weltreligionen vorwiegend in ihrem positiven Beitrag zur Frage „Wie sollen wir mit der Schöpfung umgehen?" zu Wort kommen. Die Frage nach dem Anteil der Religionen an der ökologischen Krise bleibt offen und gehört in eine ausführlichere Darstellung. Positiv zu erwähnen sind auch die „Religionswissenschaftlichen Anmerkungen" von Adel Th. Khoury. Er führt mit seinem Beitrag von der „Lebenseinheit Gott – Mensch – Welt" in die frühesten Zeugnisse des Nachdenkens der Menschen über Schöpfung ein – in die Welt der Mythen. In kurzen einfachen Worten erklärt er den Sinn und die Funktion der Mythen. Aus dieser Erklärung wird die Grundproblematik des heutigen säkularisierten Menschen deutlich – das Auseinanderfallen der Lebenseinheit von Gott, Mensch und Welt: „Die Welt ist heute im Bewußtsein vieler Menschen nicht mehr das große Geheimnis, die Gabe Gottes an die Menschen, durch die er sie versorgt. Der Mensch glaubt, es allein schaffen zu können: Er erklärt sich selbst seine Welt und versorgt sie selbst" (23).

Alles in allem ist das Buch von Khoury und Hünermann ein lesenswertes Buch, welches sich mit Gespür in den Dialog mit den Weltreligionen einläßt. Es ist von der Einsicht getragen, daß es der Anstrengung aller Religionen bedarf, um uns aus der ökologischen Krise zu befreien. A. Krahnen

Korrespondenzkurs zum franziskanisch missionarischen Charisma. Hrsg. v. Andreas MÜLLER OFM u. a. Bonn 1987: Missionszentrale der Franziskaner. 23 Lehrbriefe, DM 70,–

Missionsdokumente der Kirche und des Ordens. Ergänzung zum „Korrespondenzkurs". Bonn 1986: Missionszentrale der Franziskaner. Ringbuch, DM 15,–.

Theologie der Befreiung. Anliegen – Streitpunkte – Personen. Materialien und Texte für die Erwachsenenbildung. Bonn 1986: Missionszentrale der Franziskaner. 119 S., kt., DM 10,–.

Gleich drei Materialsammlungen bzw- Unterrichtshilfen werden von der Missionszentrale der Franziskaner in Bad Godesberg vorgelegt. Da ist einmal ein umfangreicher „Korrespondenzkurs zum franziskanischen missionarischen Charisma". Er „. . . soll allen dienen, die der franziskanischen Familie angehören" (Faltblatt). Er behandelt in 23 Lehrbriefen eine weite Spanne franziskanischer Themen, von der „biblisch-prophetische(n) Grundlage der franziskanischen Mission" über geschichtliche Themen bis hin zu Fragen wie der nach der Befreiungstheologie, Inkulturation, der säkularisierten Gesellschaft und dem Marxismus (leider sind die einzelnen Briefe nicht mit Verfassernamen gezeichnet). Eine Materialsammlung von Dokumenten soll der Ergänzung dienen und enthält hauptsächlich innerfranziskanische Dokumente und Texte, die für Nichtfranziskaner sonst schwer zugänglich sind. Der eigene Band über die Befreiungstheologie stellt eine Art Erweiterung des Lehrbriefes 17 dar. Auf ähnliche Weise wie dort werden eine Reihe von Einzelaspekten zur Befreiungstheologie vorgestellt und eingeübt. – Die Stellungnahmen und Parteinahmen sind durchweg klar und deutlich. Der Benutzer wird immer wieder von neuen Ansätzen aus zu den Thesen des Materials hingeführt. Bei Durchsicht der Faszikel zu einigen aktuellen Fragen fiel auf, daß komplexe Sachverhalte in einfacher, öfter allzu einfacher Weise dargeboten werden. Das geht gelegentlich (LB 18/8) bis zur groben Vereinfachung. Eine echte Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen findet zu selten statt. Das Gesamtwerk macht immer wieder die Schwierigkeit deut-

lich, über all das Viele, das Christen heute bedrängt, zutreffend und umfassend, sachlich und prophetisch zugleich, zu reden. Das beeinträchtigt die Lesefreude bei einem Material, das viel Information und manch gelungenen Durchblick bietet, beträchtlich. P. Lippert

BADER, Dietmar: *Besuch bei einer jungen Kirche.* Erfahrungen in Brasilien. Düsseldorf 1987: Patmos-Verlag. 184 S., kt., DM 22,–.

Da meine Ordensoberen vor einigen Jahren einen Reiseauftrag für Brasilien für mich hatten, und ich das „grün-gelbe Land" (Anspielung auf die Nationalfarben) ein wenig kennen und nicht wenig lieben gelernt habe, stelle ich gern diesen Reisebericht vor. Der Verfasser konnte im Unterschied zu mir, nicht nur wochen-, sondern sogar monatelang „o nosso Brasil" kennenlernen. Seine Reise führte ihn vom Amazonas über Crateús (Nordosten) nach anderen Orten dieser am meisten geprüften Region (Fortaleza, Olinda, Recife, Salvador). Dann schwenkt der Bericht in das Ballungsgebiet von Rio (Nova Iguaçú), nach São Paulo, später dann noch in den Süden (Pôrto Alegre, Florianópolis) und zu den Wasserfällen von Iguaçú (mit einem Zwischenaufenthalt in Santiago de Chile). Das Buch ist unter all dem Vielen, das über Lateinamerika, hier über Brasilien, zu lesen ist, eine angenehme Besonderheit. Es erzählt wirklich, es enthält eine Fülle farbiger Details: Landschaftsbeschreibungen, Begebenheiten und Ereignisse, Protokolle von Sitzungen von Basisgruppen, Dialoge mit Priestern und Bischöfen, eigene ruhige, aber engagierte Reflexionen. Dabei hat das Buch den Vorzug, schon während der Ära der „Nova República" geschrieben zu sein, also nach der demokratischen Öffnung und nach den ersten, massiven wirtschaftlichen Enttäuschungen unter diesem System. Natürlich wird das Buch bei dem Leser, der das Land nie betreten hat, nicht so viele Erinnerungen auslösen, bis hin zu genannten (aber nicht nach Ordenszugehörigkeit erwähnten) Mitbrüdern, die darin vorkommen. So kann ich letztlich nicht präzise sagen, wie das Buch auf den „Normal-Leser" wirkt. Ich vermute aber, daß es doch einen farbigen Eindruck gibt – zu seiner ansprechenden Art fällt mir als Parallele nur ein Buch von Mariettta Peitz ein, das diese über eine Reise durch die Kirchen Südostasiens vor längerer Zeit schon schrieb (von uns seinerzeit besprochen). Diese Art „pastoraler/missionarischer Reiseberichte" mit einer Fülle solider Information in all dem Erzählten könnte man auch „narrative Missiologie" nennen. Davon könnten wir mehr gebrauchen. So ist dem Buch gute Aufnahme zu wünschen – bom proveito! P. Lippert

CHANG CH' UN-SHEN, A.B.: *Dann sind Himmel und Mensch in Einheit.* Bausteine chinesischer Theologie. Reihe: Theologie der Dritten Welt, Bd. 5. Freiburg 1984: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 24,–.

Dieser Band bietet eine relativ knappe Einführung in einige Aspekte moderner christlicher (katholischer) Theologie im chinesischen Kulturraum. Die Beiträge wurden ursprünglich für chinesische Leser geschrieben, so bleibt für den westlichen Leser wohl manches schwer verständlich. Der Autor ist Jesuit und derzeit Dekan der theologischen Fakultät der katholischen Fujen-Universität in Taipeh/Taiwan.

Hilfreich ist als erster Teil der Bericht über die letzten Jahrzehnte chinesischer Theologie (19–74). Dabei wird deutlich, wie sehr sich diese noch in der frühen Entwicklung befindet. Als erster Versuch einer Grundlegung wird ein Artikel von T'ien Liang aus dem Jahre 1959 angeführt: „Einfache Überlegungen zur Grundlegung einer chinesischen katholischen Kultur". Heute ist allerdings der Gedanke der Kindsehrfurcht, der 1959 die Basis der weiteren Überlegungen bilden sollte, abgelöst. Grundlegender und ergiebiger scheint die Vorstellung von der Einheit von Himmel und Erde zu sein, die auch als „Realisierung der schöpferischen Kraft des Himmels" in die Ethik ausstrahlt. Den Abschluß des ersten Teils bildet eine interessante Auflistung noch zu bearbeitender Themen.

Den zweiten Teil des Buches macht ein Aufsatz über „Die Kategorie der Einheit als Ergänzung zur Kategorie der Person" aus (75–90), in dem anhand eines Weltdiagramms die „Himmel-Mensch-Einheit"-Lehre deutlicher dargelegt wird. In ihrer christlichen Interpretation nimmt Jesus Christus als der „Himmel-Mensch" eine Schlüsselposition ein. Es folgen ein Aufsatz über Sakramententheologie (91–102) und ein Versuch über den Heiligen Geist (103–137).

Für den westlichen Leser sind die Beiträge dieses Buches eine Information über gegenwärtige chinesische Theologie. Anregungen und Fragen an die westlichen Theologen lassen sich noch nicht ge-

nau erkennen, dafür ist noch zu Vieles ungeklärt und die Sicht westlicher Theologie – wie sie sich in dem vorliegenden Buch spiegelt – überdies zu schematisch. Anderseits vermag der westliche Leser ohne weiteres Wissen um den Hintergrund der chinesischen Kultur und insbesondere des Konfuzianismus manche Begriffsfindung des Vf. nur zur Kenntnis zu nehmen, ohne den vollen Gehalt der Formeln mitvollziehen zu können. Auf die hoffnungsvollen Töne, die ab und zu in den Darlegungen des Verf. anklingen, sollte man aber wohl achten: offensichtlich schreitet die Inkulturation des Christentums im chinesischen Kulturraum bemerkenswert fort. Joh. Römelt

Moral und Pastoral

SCHLUND, Robert: *In dieser Zeit Christ sein.* Theologisch-pastorale Ortsbestimmungen. Freiburg 1986: Herder Verlag. 448 S., Ln., DM 48,–.

Der Untertitel „theologisch-pastorale Ortsbestimmungen" enthüllt sich erst beim näheren Zusehen in seiner Bedeutung: es handelt sich beileibe nicht um pastoral(-„theologische") Kurzaufsätze, die zu allerlei aktuellen Themen eine Position skizzieren, sondern um gründlich gearbeitete Einzelstudien, die von unterschiedlicher Länge sind, von denen eine aber z. B. den Umfang von über 80 Seiten erreicht. Die Themen sind jeweils der pastoralen Problemlage (aus dem Blickwinkel des Erzbistums Freiburg, dessen Generalvikar der Verfasser seit 1968 ist) entnommen; die Erstveröffentlichung erfolgte jeweils in den „informationen" des Erzbistums. Behandelte Themen sind z. B.: Christ-Werden von Kindheit an (Fragen zur „Tradierung des Christentums" heute); Die Familie als primärer Ort der religiösen Sozialisation und Erziehung; Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften; Anmerkungen zur Sache des § 218; die Ordnung der pastoralen Dienste und der Pastoral der geistlichen Berufe; Fragen zur Praxis des christlichen Sonntags, der „geistlichen Kommunion", von Friedenssicherung und Widerstandsrecht. – Es hat natürlich seine eigene Besonderheit, wenn derjenige, der den Bischof bei der Leitung eines Bistums vertritt, zu bestimmten pastoralen Fragen Stellung nimmt – ein nicht so unmittelbar dem Leitungsamt zugeordneter Beobachter würde z. B. bezüglich der Ordnung der Laiendienste anders sehen können (vgl. 195–209). Aber hiervon abgesehen bieten die Beiträge eine aufschlußreiche Erläuterung und Aufhellung mancher verwikkelter und gelegentlich in die Vereinfachung geratener pastoraler Praxisfragen. Das wird sehr deutlich aus den gründlich gearbeiteten Beiträge zum Fragenkreis Sonntag – Feier – Arbeit – Ruhe (Die Feier des Sonntags im Blickfeld des neuen kirchlichen Rechts, 243–290; Sonntäglicher Kirchgang, 291–315; Arbeit und Freizeit unter dem Anspruch „Mehr Mensch werden", 361–403 oder den Ausführungen über die geistliche Kommunion (Eine „vergessene Wahrheit", 317–340). – Die vorhin genannten drei Aufsätze hätten übrigens ein eigenes, profiliertes Buch ergeben! . . . Ihnen wünscht man mit anderen Teilen des Buches, daß sie nicht das Schicksal von Aufsätzen in Sammelbänden teilen, das so häufig anzutreffen ist: daß sie unbemerkt bleiben. P. Lippert

Christsein zwischen Entmutigung und Hoffnung. Zur Sendung der Laien in der Welt von heute. Hrsg. v. Karl HEINEN und Alfred BELLEBAUM. Reihe Glauben – wissen – wirken, Bd. 10. Limburg 1986: Lahn-Verlag. 170 S., kt., DM 22,80.

Hinter dem vergleichsweise eher blaß-abstrakten Titel verbergen sich die Referate des „Zweiten pallottinischen Symposions", das aus Anlaß des 150jährigen Gründungsjubiläums der Gemeinschaft der Pallottiner gehalten wurde. Im Blick auf die Bischofssynode 1987 wurde das Thema gewählt. K. Heinen stellt Anlaß der Leitidee vor (8–15). Dann folgen beachtliche bis hochinteressante Einzelreferate. Sie behandelt teilweise Sonderthemen wie Ehe/Familie und deren Spiritualität (Ehepaar Saucier, G. Siefer), teilweise Umweltprobleme (Heinen, Niederschlag, Orscheln), teilweise Grundsatzfragen (Bellebaum, Nitsche, Seeber). Mir erschienen die drei zuletzt genannten Beiträge sowie der Text von G. Siefer am interessantesten. Was Bellebaum schlicht und eingängig beschreibt, hilft, den schwierigen Prozeß der Säkularisierung besser verstehen, der uns doch alle hier in Westeuropa so oder so prägt. Nitsches Ausführungen, etwas abstrakter (sie nehmen sich Philosophiegeschichtliches vor!) ergänzen Bellebaums Darlegungen. Siefer reißt auf überzeugende Weise einige Papp-Fassaden zum Thema „christliche Familie" ein, ohne destruktiv zu sein; Seeber betont mit Recht, daß es keine regionale „Laienspiritualität" braucht, daß vielmehr christliche Spiritualität so sein muß, daß sich der „Laie" in ihr wiederfindet. – Alles in allem wichtige

Gedankengänge, die das Buch zusammen mit Heinens beiden Texten lesenswert machen. Eine kleine Frage zur Einleitung von P. Heinen: ist es wirklich so, daß die derzeitigen Fakten (nur) entmutigen, und das, was „trotzdem hoffen" läßt, nur der Glaube ist (13) – oder hilft der Glaube auch, vorhandene Ermutigungs-Elemente in der Welt der Fakten zu entdecken und daraufhin – als Glaube – auf Lösung zu hoffen? Jetzt aber das Resümee: ein Buch, für das ich dankbar war – denn von Monographien allein kann niemand leben, Umsetzungen braucht es auch. P. Lippert

Freund- und Feindbilder. Begegnung mit dem Osten. Hrsg. v. Peter-Michael PFLÜGER. Olten, Freiburg 1986: Walter-Verlag. 179 S., kt., DM 26,80.

Einstellungen, Urteile und Verhalten werden stark von vorgefaßten Meinungen bestimmt. Diese werden dann in dem einfach zu handhabenden Freund-Feindschema polarisiert. Nicht zuletzt erhält die große und kleine Politik daraus ihre gefährliche Nahrung. Die jahrzehntelangen Bemühungen um eine wirksame Abrüstung zeigen, wie tief solche Freund-Feindbilder gehen. Dem entgegenzuwirken, haben Tiefenpsychologen und Politologen zusammen mit Teilnehmern aus dem Ostblock auf einem 1985 von der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie veranstalteten Kongreß die Entstehung von Freund-Feindbildern, ihre Wirksamkeit sowie die Möglichkeiten ihrer Überwindung untersucht.

Für viele Teilnehmer wurde die Erfahrung, wie schwierig es ist, anderen Menschen, vor allem Fremden, vorurteilsfrei zu begegnen, zum eindruckvollsten Ergebnis dieses Kongresses. In diesem Buch werden die teilweise überarbeiteten Referate veröffentlicht. Ergänzt werden sie durch die eigens für diese Veröffentlichung verfaßten Beiträge von Ursula Baumgardt: Projektionen – Feinde oder Freunde des Menschen? und Mairo Jacoby: „Liebe eure Feinde" oder vom Umgang mit Feindbildern.

Dieses Buch kann vor allem jenen, die in der Pädagogik und Bildungsarbeit tätig sind, empfohlen werden. K. Jockwig

Mut zur Tugend. Von der Fähigkeit menschlicher zu leben. Hrsg. v. Karl RAHNER und Bernhard WELTE. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1308. Freiburg 1986: Herder Verlag. 256 S., kt., DM 9,90.

Der Originalband dieser Taschenbuchausgabe erschien 1979. Es sieht ganz so aus, als würden die viel verkannten und belächelten „Tugenden" heute als unerläßliche Ausdrucksformen echter Menschlichkeit ein neues Verständnis gewinnen. Die 25 Autoren, unter ihnen bekannte Namen wie K. Rahner, W. Dirks, O. H. Pesch, K. Lehmann, Y. Congar, H. Fries u. a., tragen auf sehr abwechslungsreiche Weise dazu bei, die Tugenden der Zivilcourage, der Selbsthingabe, der Geduld, der Heiterkeit usw. als Grundeinstellungen eines Menschen von Halt und Charakter darzustellen.
H.-J. Müller

KASCHIK, Gerhard: *Liebe und Partnerschaft.* Reihe: Meitinger Kleine Bücherei, Bd. 110. Freising 1986: Kyrios-Verlag Meitingen. 40 S., kt., DM 4,50.

„Wissen Sie, was Liebe ist?" Mit dieser Frage beginnt dieses lesenswerte Büchlein. Der Verf. ist Gesprächstherapeut im Bildungshaus der Diözese Hildesheim. Er nimmt die vielfältigen, oft gegensätzlichen Inhalte der Wort-Hülse „Liebe" unter die Lupe und versucht, behutsam und einfühlsam zum Kern des Geheimnisses der Liebe vorzudringen. Schade, daß er dabei nicht zur tiefsten Begründung der Liebe kommt: „Gott ist die Liebe" (1 Jo 4,16). H.-J. Müller

Wer keinen Mut zum Träumen hat... Hrsg. v. Bernhard KRAUS u. Gaby MELCHER. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1339. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

Im Rahmen einer neuen Taschenbuchserie des Verlages Herder mit dem Sammelnamen: „Schnekkenbücher" ist das vorliegende Bändchen das dritte. Voraufgegangen ist die Veröffentlichung von:

„Entdecke, was in dir steckt" (Herderbücherei Band 1275) und „Höchste Zeit zu leben" (Herderbücherei, Band 1304). Folgen soll: „Mach mehr aus deinem Jahr! Schritte gegen den Trott."

Für alle Bücher dieser Reihe gilt: Es sind nicht Erzeugnisse von irgend jemand, der einsam am Schreibtisch sitzt, sondern die Beiträge stammen von Jugendlichen, die ihre Erlebnisse und Erfahrungen, ihre Ängste und Hoffnungen beim Namen nennen.

Die beiden Herausgeber – auch dieses Bändchens – haben gelernt, Jugendlichen zuzuhören und mit ihnen in ihrer Sprache zu reden. So wird auch der vorliegende Band ein Beitrag für Jugendliche, die nach einem „erfüllten" Leben drängen.

Hier wird ihnen Mut zum Träumen gemacht. „Sinnlos und tödlich ist es, einem Fisch das Wasser zu nehmen, einem Vogel die Luft und mir die Träume" (Sabine Dziobek. S. 12). E. Grunert

ZALFEN, Wolfgang: *Spiel-Räume.* Mainz 1985: Matthias-Grünewald-Verlag. 108 S., kt., DM 15,–.

Das Buch bietet dem Praktiker eine Menge Spielbeschreibungen. Mitarbeiter von Sportvereinen, Jugendgruppenleiter, Sozialarbeiter sowie Lehrer und Erzieher können es als Handbuch für eine wertvolle Freizeitbeschäftigung verwenden. In der Einleitung erklärt der Autor die Verwendungsmöglichkeiten seiner zahlreichen Spielvorschläge: Wie sieht die Gruppe aus, mit der es ein Spielleiter zu tun hat?

Kennen sich die Teilnehmer? Sind sie zum Spielen motiviert, oder müssen sie erst noch dazu angeregt werden? Ist eine dem Zufall überlassene Gruppeneinteilung möglich, oder sind zum Beispiel große Altersunterschiede zu berücksichtigen?

Der Spielraum besteht aus den drei Elementen Spiel – Bewegung – Kommunikation. Das unverzweckte, spielerische Tun tut not in unserer Zeit. Sinn und Lebenserfüllung dürfen wir nicht allein in der Arbeit suchen. Spiel und Spaß wecken unsere schöpferischen Kräfte und die Freude am Leben. Deshalb lädt Zalfen Menschen aller Altersgruppen zum Mitmachen ein.

Das Buch zeichnet sich durch die kurzen und verständlichen Spielbeschreibungen aus. Ferner helfen viele Bilder, die Beschreibungen besser zu verstehen. Es ist auch angegeben, wie Spiele abgeändert oder erschwert werden können. Schließlich sind sie für die Eigenideen der Spieler offen.

Die Spiele sind nach den folgenden Kriterien gruppiert:
- durch Spielen kennenlernen
- spielend Vertrauen entwickeln
- Bewegungsgespräche entwickeln
- Fangen spielen
- Gruppen wettspielen miteinander
- zusammenspielen, um zu spielen

Es ist für den Laien schwer, allein auf der Basis einer gelesenen Spielregel zu beurteilen, wie sich das Spiel bewähren wird. Aber die Spiele reizen zum Ausprobieren, und die Mehrzahl der Spiele werden bestimmt zum Erfolg führen. Mir persönlich sind einige Spiele schon bekannt. Sie erinnern mich an schöne Erlebnisse in meiner Jugendgruppe. Es sind gemeinschaftsfördernde Spiele, die in der Jugendfreizeit wohltuend auflockern können. Sie haben auch den Vorteil, daß nur wenige oder überhaupt keine Hilfsmittel dazu notwendig sind. D. Oberson

Offenbarung durch Bücher? Impulse zu einer „Theologie des Lesens", Hrsg. von Walter SEIDEL. Freiburg 1987, 160 S. (Herderbücherei).

Vorliegendes Buch gibt die Referate einer Tagung wieder, die im Haus am Dom in Mainz stattfand und die der Frage nach dem Verhältnis der Christen und der Kirchen zum Buch nachging. Neben einer Einführung des Herausgebers bietet es 7 Referate namhafter Autoren sowie eine Art Selbstporträt der „Kleinen Glaubensbibliothek in der Herderbücherei", das 11 Seiten umfaßt.

Die gestellte Frage gewinnt an Aktualität angesichts des beispiellosen Siegeszuges der elektronischen Medien, mit und an denen Kinder bereits in der Schule lernen; welche Rolle werden da Bücher in der Zukunft noch spielen. Werden im nächsten Jahrhundert, wenn die Menschheit alphabetisiert ist, Menschen noch Bücher lesen? Und für Christen lautet die Frage: Geschieht die Offenbarung durch Bücher? Gibt es eine Theologie des Lesens.

E. Biser und H. J. Koppitz stellen in ihren Beiträgen eindringlich die Rolle des unmittelbar gesprochenen, durch kein Medium vermittelten Wortes heraus; auch das Buch ist und bleibt ein Medium. In wichtigen Bereichen des Lebens zählt nur das gesprochene Wort – bei Gericht z. B. muß die sog. materielle Unmittelbarkeit gewährleistet sein, insbesondere kann der Eid nur mündlich abgelegt werden. Auch im religiösen Bereich ist Mündlichkeit unverzichtbar: Taufe, Beichte, Ehe u. a. verlangen Mündlichkeit. Die Predigt soll frei gehalten werden. E. Biser spricht von Mißbrauch, wenn die Predigt verlesen wird. Die Religionsstifter, vor allem aber Jesus, schreiben keine Bücher, sondern sprechen zu ihren Schülern. Erst später wird die Lehre Jesu aufgezeichnet. Kein Mensch kann auf das gesprochene Wort verzichten, nur durch Sprechen mit einem Gegenüber kann er aus seiner Einsamkeit ausbrechen. Jesus Christus selbst ist in seiner eigenen Person das Wort, er selbst ist die Vollendung der Offenbarung Gottes. Ihm begegnet man nicht primär im Buch, sondern in der um den Altar versammelten Gemeinschaft, in der Kirche sich vollzieht. Demgegenüber bleiben alle Medien nur Behelfe.

Die Geschichte zeigt jedoch, daß Menschen bei Vorliegen einer bestimmten Disposition durch Lesen zum Glauben gelangen – Edith Stein ist dafür ein Beispiel.

Wie steht die kath. Kirche zum Buch? Sie hat in apostolischer Zeit den Kanon der Bibel festgelegt und ist an dieses Buch der Bücher gebunden. Sie verfügt jedoch auch über einen breiten Strom schriftlicher und mündlicher Überlieferung, der nicht abreißt, da in jeder Zeit Jesus Christus neu vermittelt werden muß. Hier hat auch das religiöse Buch seinen Platz. Da es in vorliegender Schrift um das Lesen geht, kommen die anderen Medien leider zu kurz.

Mit Recht betont die Redaktion der Herderbücherei, daß Lesen auch in unserer Zeit zu einem Heilsweg werden kann. Allerdings setzt dies bei einem Menschen Eigenschaften voraus, die man längst nicht bei jedem antrifft. L. Muth fordert in diesem Zusammenhang „eine moderne Buchpastoral". Jedoch bleibt festzuhalten, daß die Kirche den idealen Leser nicht einfach schaffen kann. Sie bleibt auf die natürlichen Voraussetzungen angewiesen. Dem II. Vatikanum wirft Muth zu Unrecht eine Vernachlässigung des Buches vor. In dem Dekret über die „sozialen Kommunikationsmittel" sollte es von Anfang an nur um die modernen Medien gehen, Bücher aber gibt es schon seit dem 15. Jahrhundert. Einen Index der verbotenen Bücher übrigens gibt es nicht mehr. – Insgesamt wird man dem Herausgeber recht geben müssen, daß es ohne Neubelebung einer Lesekultur um Kultur überhaupt schlecht bestellt wäre, auch um den Glauben lesender Menschen.

– Nach 30 Jahren Herderbücherei ist angesichts der vielen in diesem Band angekündigten Titel ein abschließendes Urteil noch nicht möglich. Drei Wünsche: Eine bessere Klärung der Bedeutung von Erfahrung im religiösen und theologischen Kontext, etwa im Sinne W. Ritters; eine stärkere Berücksichtigung der theistischen Religionen im interreligiösen Dialog; eine etwas breiter angelegte Präsentation der verschiedenen religiösen und mystischen Richtungen innerhalb der Christenheit – statt immer mehr Esoterik.

L. Schmitz

Verkündigung

KAMPHAUS, Franz: *Der Stein kam ins Rollen.* Worte, die zum Glauben reizen. Freiburg 1986: Herder Verlag. 192 S., kt., DM 19,80.

In dem vorliegenden Band sind 34 Predigten und 4 Hirtenbriefe des Limburger Bischofs Franz Kamphaus aus den Jahren 1982 – 1986 gesammelt. Themen sind u. a. die großen Feste des Kirchenjahres von Weihnachten bis Pfingsten, aber auch besondere Anlässe wie Priesterweihen oder der Tod des Vorgängerbischofs Wilhelm Kempf. Kennzeichnend für den Predigtstil des Verf. – der auch

bei der Übertragung in das geschriebene Wort unverkennbar bleibt – sind die natürliche Sprechweise und so manche originelle Formulierung. Was gesagt wird, ist lebensnah, auch persönlich; Lebenserfahrung verbindet sich mit dem christlichen Glauben. Man spürt, daß die schriftliche Fassung hinter der Predigt selbst zurückbleibt. Joh. Römelt

FISCHER-WOLLPERT, Rudolf: *Unser gemeinsamer Glaube.* Predigten über das Credo und zu dem Katholischen Erwachsenen-Katechismus. Regensburg 1986: Verlag Fr. Pustet. 91 S., kt., DM 12,80.

Mit diesem Buch fügt der Autor seinen zahlreichen Veröffentlichungen zu praktisch-theologischen Fragen eine sehr aktuelle Handreichung hinzu. Die hier erstellten Kurzpredigten können als Grundlage für Sonntagspredigten, Gottesdienste und Bildungsveranstaltungen zur Erweiterung und Vertiefung des Glaubenswissens und zu dessen Umsetzung in ein Leben aus dem Glauben gute Dienste leisten. Heinz J. Müller

BOFF, Leonardo: *Die befreiende Botschaft.* Das Evangelium von Ostern. Freiburg 1987: Herder Verlag. 96 S., kt., DM 10,80.

Diese Texte Leonardo Boffs gehen auf Vorträge zurück, die bei Einkehrtagen für Mitarbeiter in der Pastoral im Nordosten Brasiliens gehalten wurden. Konfrontiert mit der Not der dortigen Bevölkerung aufgrund einer Trockenperiode thematisiert der Verf. vor allem das Ärgernis des Kreuzes, die Solidarität Gottes mit den Leidenden und das Leiden und Sterben Jesu als eine Aufforderung zur Nachfolge. Den Leitfaden der biblisch gut fundierten und überblicksartigen Betrachtungen bilden die Tage von Gründonnerstag bis Ostersonntag. Den Abschluß macht noch einmal eine zusammenfassende Betrachtung zum österlichen Mysterium.

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

ABELN, Reinhard: *Ein zufriedenes Herz kannst du nicht kaufen.* Das Wichtigste im Leben ist nicht machbar. Reihe: Meitinger kleine Bücherei, Bd. 12. Freising 1987: Kösel-Verlag. 63 S., kt., DM 6,–.

BRAKKENSTEIN COMMUNITY: *Regel für einen neuen Bruder.* Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 37. Münsterschwarzach 1986: Vier-Türme-Verlag. 47 S., kt., DM 5,20.

BREITENBACH, Roland: *Mit dir will ich leben.* Auf dem Weg zur Ehe. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag. 108 S., kt., DM 14,80.

DOPPELFELD, Basilius: *Gemeinsam glauben.* Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 38. Münsterschwarzach 1987: Vier-Türme-Verlag. 63 S., kt., DM 6,40.

ENOMIYA-LASSALLE, Hugo M.: *ZEN – Weg zur Erleuchtung.* Einführung und Anleitung. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1368. Freiburg 1987: Herder Verlag. 127 S., kt., DM 7,90.

FELDMANN, Christian: *Liebe, die das Leben kostet.* Edith Stein – Jüdin, Philosophin, Ordensfrau. Freiburg 1987: Herder Verlag. 142 S., kt., DM 12,80.

FÖHR, Nikolaus – STIREN, Josef: *Seniorengottesdienste.* Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Die Geschichte von Josef und seinen Brüdern. Die Goldmosaiken im Markusdom von Venedig. Mit 44 Farbbildern von Helmuth Nils LOOSE und einem Nachwort von Gisela HELLENKEMPER-SALIES. Freiburg 1987: Herder Verlag. 80 S., geb., DM 34,–.

GIERATHS, Paul-Gundolf: *Neun Tage im Gebet* mit und zu Pater Titus M. Horten. Vechta: Dominikanerkloster. 16 S., geheftet, Preis nicht mitgeteilt.

GILHAUS, Hermann: *Schenk mir ein hörendes Herz.* Worte und Notizen zum Weiterdenken. Reihe: Theologie und Leben, Bd. 81. Freiburg 1987: Kösel-Verlag. 176 S., kt., DM 18,50.

Glauben ermöglichen. Zum gegenwärtigen Stand der Religionspädagogik. Festschrift für Günter STACHEL. Hrsg. v. Eugen PAUL und Alex STOCK. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag. 386 S., Ln., DM 48,–.

GOCKERELL, Nina – NEUMEISTER, Werner: *Ostern in Jerusalem.* Karwoche und Auferstehungsfeiern der christlichen Kirchen in der Heiligen Stadt. München 1987: Chr. Kaiser i. Gem. m. d. Verlag F. Pustet. 208 S., geb., DM 59,–.

GROSS, Engelbert: *Wenn in deiner Wüste sich der Himmel auftut...* Reihe: Offene Zeit, Bd. 19. Freising 1987: Kösel-Verlag. 71 S., kt., DM 14,80.

GRUBER, Elmar: *Er-löst.* Betrachtungen – Überlegungen – Gebete. München 1987: Don Bosco Verlag. 64 S., kt., DM 12,80.

GRÜN, Anselm: *Dimensionen des Glaubens.* Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 39. Münsterschwarzach 1987: Vier-Türme-Verlag. 77 S., kt., DM 8,40.

GUARDINI, Romano: *Das Christusbild der paulinischen und johanneischen Schriften.* Romano Guardini: Werke. Sachbereich: Christus und Christentum. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag i. Gem. m. d. Verlag F. Schöningh, Paderborn. 230 S., kt., DM 36,–.

HERR, Theodor: *Katholische Soziallehre.* Eine Einführung. Paderborn 1987: Verlag Bonifatius Druckerei. 268 S., kt., DM 29,80.

HERRAIZ-GARCIA, Maximiliano: *Beten mit der hl. Teresa.* Anleitung zum geistlichen Leben. Freiburg 1987: Herder Verlag. 286 S., kt., DM 29,80.

HOPPE, Rudolf: *Epheserbrief – Kolosserbrief.* Reihe: Stuttgarter Kleiner Kommentar, Bd. 10. Stuttgart 1987: Verlag Katholisches Bibelwerk. 168 S., kt., DM 19,80.

JASPERT, Bernd: *Benedikts Botschaft am Ende des 20. Jahrhunderts.* Münsterschwarzacher Kleinschriften, Bd. 40. Münsterschwarzach 1987: Vier-Türme-Verlag. 59 S., kt., DM 6,40.

KAUFMANN, Franz-Xaver – METZ, Johann Baptist: *Zukunftsfähigkeit.* Suchbewegungen im Christentum. Freiburg 1987: Herder Verlag. 165 S., geb., DM 19,80.

KLAUCK, Hans-Josef: *Judas – ein Jünger des Herrn.* Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 111. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 36,–.

KNOCH, Otto: *1. und 2. Thessalonicherbrief.* Reihe: Stuttgarter Kleiner Kommentar, Bd. 12. Stuttgart 1987: Verlag Katholisches Bibelwerk. 91 S., kt., DM 13,80.

KNOTZINGER, Kurt: *Antwort auf Medjugorje.* Graz, Wien, Köln 1987: Styria Verlag. 211 S., kt., DM 24,80.

KÖHLER, Oskar: *Als Petrus anfing zu ertrinken.* Glaubenswege am Ende des zweiten Jahrtausends. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1395. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

Frére LEONARD, Taizé: *Mit Augen, die sehen.* Geistliche Erfahrungen. Freiburg 1987: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 16,80.

LOHFINK, Norbert: *Das Jüdische am Christentum.* Die verlorene Dimension. Freiburg 1987: Herder Verlag. 272 S., kt., DM 29,80.

LORENZ, Erika: *Das Vaterunser der Teresa von Avila.* Anleitung zur Kontemplation. Freiburg 1987: Herder Verlag. 96 S., geb., DM 12,80.

LÜDEMANN, Gerd: *Das frühe Christentum nach den Traditionen der Apostelgeschichte.* Ein Kommentar. Göttingen 1987: Vandenhoeck & Ruprecht. 285 S., kt., DM 48,–.

MANGOLDT, Ursula von: *Sollen wir auf einen anderen warten?* Heilslehren und biblischer Glaube. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1367. Freiburg 1987: Herder Verlag. 126 S., kt., DM 7,90.

MARTINI, Carlo M.: *Seht die Frau.* Lebenswege mit Maria. Freiburg 1987: Herder Verlag. 144 S., geb., DM 19,80.

MITTLINGER, Karl: *Du bist eine von uns.* Neue Mariengedichte. Freiburg 1987: Herder Verlag. 64 S., geb., DM 12,80.

MORALDI, Luigi: *Nach dem Tode.* Jenseitsvorstellungen von den Babyloniern bis zum Christentum. Zürich, Köln 1987: Benziger Verlag. 335 S., kt., DM 24,80.

MOSER, Georg: *Mut zur Liebe.* Freiburg 1987: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 12,80.

MUSSNER, Franz: *Die Kraft der Wurzel.* Judentum – Jesus – Kirche. Freiburg 1987: Herder Verlag. 192 S., geb., DM 44,–.

NIPKOW, Karl Ernst: *Erwachsenwerden ohne Gott?* Gotteserfahrung im Lebenslauf. München 1987: Chr. Kaiser. 115 S., kt., DM 9,80.

NOORT, Edward: *Israel und das westliche Jordanufer.* Ein Reiseführer. Neukirchen-Vluyn 1987: Neukirchener Verlag. 384 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

NOUWEN, Henri J. M.: *Bilder göttlichen Lebens.* Ikonen schauen und beten. Freiburg 1987: Herder Verlag. 112 S., kt., DM 14,80.

ROCK, Martin: *Die Umwelt ist uns anvertraut.* Reihe: Sachbücher zu Fragen des christlichen Glaubens. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag. 124 S., Pp., DM 20,–.

Frère ROGER in seinem Tagebuch: *Jeden Augenblick neu.* Reihe: Herderbücherei, Bd. 1365. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

SCHILLING, Alfred: *Evangelium von einem Menschen.* Szenen aus dem Leben Jesu. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1357. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

SCHIWY, Günther: *Der Geist des neuen Zeitalters.* New-Age-Spiritualität und Christentum. München 1987: Kösel-Verlag. 117 S., kt., DM 22,–.

SCHMIDT, Gudrun: *Yoga oder Jesus?* Wahrheitssuche in Indien. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1366. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7.90.

SCHNEIDER, Michael: *Das neue Leben.* Geistliche Erfahrungen und Wegweisung. Freiburg 1987: Herder Verlag. 280 S., kt., DM 24,80.

SCHNEIDER, Severin: *Heute Psalmen beten.* Wege zum persönlichen Stundengebet mit dem „Christuslob". Würzburg 1987: Echter Verlag. 198 S., Kunststoff, DM 29,80.

SCHNURR, Otmar: *Nachtgebete mit Gott.* Einrede zur Bibel. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., geb., DM 19,80.

SCHWAIGER, Thomas: *Die Muschel am Ohr.* Lebenserfahrungen – Glaubenserfahrungen. München 1987: Don Bosco Verlag. 100 S., kt., DM 14,80.

SCHWEITZER, Friedrich: *Lebensgeschichte und Religion.* Religiöse Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter. München 1987: Chr. Kaiser. 264 S., kt., DM 35,–.

Sich auf Gott verlassen. Erfahrungen mit Gebeten. Hrsg. v. Rudolf WALTER. Wien 1987: Herder Verlag. 144 S., kt., DM 14,80.

Spuren entdecken. Zum Umgang mit Symbolen. Hrsg. v. Valentin HERTLE u. a. München 1987: Kösel-Verlag. 239 S., kt., DM 24,80.

STEIN, Edith: *Aus dem Leben.* Mit einer Weiterführung über die zweite Lebenshälfte von Maria Amata NEYER. Freiburg 1987: Herder Verlag. 407 S., kt., DM 24,80.

STEIN, Edith: Im verschlossenen Garten der Seele. Ausgewählt v. Andrés E. BEJAS. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1359, Texte zum Nachdenken. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

STUDHALTER, Kurt: *Selig die Melancholischen.* Luzern, Stuttgart 1987: Rex-Verlag. 36 S., Pp., DM 15,80.

Theorie der Sprachhandlungen und heutige Ekklesiologie. Ein philosophisch-theologisches Gespräch. Hrsg. v. Peter HÜNERMANN und Richard SCHAEFFLER. Reihe: Quaestiones disputatae, Bd. 109. Freiburg 1987: Herder Verlag. 181 S., kt., DM 42,–.

Der Tod des Sokrates. Eine Interpretation der platonischen Schriften Eutyhphron, Apologie, Kriton und Phaidon. Romano Guardini Werke. Sachbereich: Gestalt- und Wortdeutungen. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag i. Gem. m. d. Verlag F. Schöningh, Paderborn. 285 S., kt., DM 42,–.

Tradierungskrise des Glaubens. Hrsg. v. Erich FEIFEL und Walter KASPER. München 1987: Kösel-Verlag. 222 S., kt., DM 19,80.

UNTERGASSMAIR, Franz Georg – KAPPES, Michael: *Zum Thema: Wie wörtlich ist die Bibel zu verstehen?* Reihe: Handreichung für Erwachsenenbildung, Religionsunterricht und Seelsorge „Zum Thema". Paderborn 1987: Verlag Bonifatius Druckerei. 144 S., kt., DM 13,50.

Verheißung und Anstoß. Festschrift für Josef AMSTUTZ zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Pius BISCHOFBERGER u. a. Luzern 1987: Verlag Romero-Haus. 292 S., kt., sfrs. 28,50.

Vom Schicksal, das sich wendet. Märchen von Freiheit und Glück. Hrsg. v. Otto BETZ. München 1987: Kösel-Verlag. 116 S., geb., DM 26,80.

WALTER, Silja: *Die Patriarchenfrau.* Meditationen. Olten, Freiburg 1987: Walter-Verlag. 79 S., geb., DM 17,80.

Was alles Erkennen übersteigt. Besinnung auf den christlichen Glauben. Freiburg 1987. Herder Verlag. 112 S., kt., DM 14,–.

WEBER, Walbert: *P. Titus M. Horten OP (1882–1936).* Ein Lebensbild. Vechta: Dominikanerkloster. 24 S., geheftet, Preis nicht mitgeteilt.

Wir Kirchenträumer. Basisgemeinschaften im deutschsprachigen Raum. Hrsg. v. Walter LUDIN, Thomas SEITERICH und Paul Michael ZULEHNER. Olten, Freiburg 1987: Walter-Verlag. 202 S., kt., DM 24,–.

Wo nehmen wir die Vorbilder her? Ein Taschenbuch der Bistumspresse. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1377. Freiburg 1987: Herder Verlag. 126 S., kt., DM 7,90.

WOLFF, Hans Walter: *Studien zur Prophetie.* Probleme und Erträge. München 1987: Chr. Kaiser. 195 S., geb., DM 36,–.

ZERFASS, Rolf: *Grundkurs Predigt 1.* Spruchpredigt. Unter Mitarbeit von Klaus ROOS. Düsseldorf 1987: Patmos-Verlag. 192 S., geb., DM 29,80.

Zeuge des verborgenen Lebens. Pater Titus M. Horten (1882–1936). Vechta 1986: Vechtaer Druckerei und Verlag. 134 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude

Willi Lambert SJ, Augsburg

Ich freue mich, daß ich hier sein und Ihnen einige Gedanken zum Thema „Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude" mitteilen darf*. Da ich in den letzten zehn Jahren bei den Kursen in Regina Mundi eine Reihe Ihrer Mitschwestern kennengelernt habe, werden die Gedanken zu unserem Thema stark von diesem Hintergrund her geprägt sein. Ich hoffe, daß die Erfahrungen und Reflexionen, die sich auf diese Zeit beziehen und aus ihr kommen, Ihnen eine Hilfe sein können für die Deutung Ihrer eigenen Erfahrungen und für den Umgang mit Ihren Mitschwestern sowie für die Aufgabe, die Sie in Ihrer Ordensgemeinschaft haben.

Eine hoffnungsvolle Geschichte

Da wir im Kardinal-Döpfner-Haus tagen, möchte ich Ihnen zunächst eine sehr hoffnungsvolle Geschichte mitteilen, die mit dem Mann zusammenhängt, dem dieses Haus seinen Namen verdankt.

Als ich im Februar dieses Jahres in der Nacht vom 21. auf den 22. von Rom endgültig wegfuhr in Richtung Deutschland, da kam der Schlafwagenschaffner zu mir und fragte, ob ich ihm nicht bei der sprachlichen Verbesserung seines Fahrtberichtes helfen könne. Der neu aufgestellte Computer für die Verteilung der Schlafplätze funktioniere nicht, und dies müsse er in gutem Deutsch aufschreiben. Unser Gespräch ging ein wenig hin und her, und er merkte, daß ich ein Geistlicher war. Auf meine Nachfrage hin sagte er, er stamme aus Korsika. Nach ein paar Minuten sagte er plötzlich: „Dieser Kardinal Döpfner ist einfach zu früh gestorben. Das war ein großartiger Mann!" Dann fügte er noch hinzu: „Wissen Sie, einmal hat er gesagt: ‚Wenn ich in Rom bin, muß ich immer die Deutschen verteidigen, und wenn ich in Deutschland bin, muß ich immer die Römer verteidigen.'" Ich war einigermaßen sprachlos. Ein Schlafwagenschaffner nimmt den Kirchenmann und Menschen Julius Döpfner auf eine so sensible Weise wahr. Ein Schlafwagenschaffner aus Korsika spürt, unter welcher Spannung ein deutscher Kardinal leidet.

Ich denke, Sie können verstehen, daß dieses Erlebnis während der Fahrt von Rom nach Deutschland für mich zu einer Symbolgeschichte geworden ist. Es ist die Geschichte von den Spannungen, in denen wir leben. Damit ist es auch die Geschichte des alltäglichen Kreuztragens. Das biblische Wort „Nehmt täglich euer Kreuz auf euch" kann etwas zurückhaltender, aber damit auch konkreter übersetzt werden in den Satz: „Nehmt täglich eure Spannungen auf

* Der folgende Beitrag wurde als Referat auf der Jahresversammlung der VOD am 10. Juni 1987 in Freising gehalten.

euch!" So schmerzlich das tägliche Kreuz sein mag, so hoffnungsvoll ist diese Geschichte von den täglichen Spannungen. Hoffnungsvoll, weil sie von einem einfachen Menschen mit einem offenen Auge und einem wachen Gespür erzählt wurde. Hoffnungsvoll auch, weil das Evangelium ein christliches Durchleben dieser alltäglichen Spannungen seligpreist.

Der Gang der Emmausjünger als Weg zu Hoffnung und Freude

Das Thema „Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude" wurde mir ohne jedes Satzzeichen geliefert, das heißt, es ist nicht ganz klar, ob ein Ausrufezeichen oder ein Fragezeichen oder ein Gedankenstrich dahintersteht. Ist das Ordensleben wirklich Berufung zu Hoffnung und Freude? Vom Katechismus und von den Exerzitien des heiligen Ignatius her ist die Antwort klar. Auf die Frage, wozu der Mensch auf Erden sei, lautet die Antwort schlicht: Der Mensch ist auf Erden, um Gott zu loben. In den letzten Jahren erschien eine Fülle von Büchern und Artikeln mit der Frage nach dem Sinn des Lebens. Die einfache und doch auch nicht immer leicht zu gebende Antwort des Glaubens lautet: Der Mensch hat dann den Sinn des Lebens gefunden, wenn er ins Danken, ins Loben, in die Freude geraten ist. Und man könnte hinzufügen, daß Hoffnung die typische Weise der Freude in diesem Erleben ist. Ist in dieser Zeit nicht alle Freude eine Art von Vorfreude?! Oder biblisch ausgedrückt: wie der Heilige Geist, so ist uns die Freude als Angeld, als „Vorauszahlung" gegeben. Die Einladung zu einem Leben aus Freude und Hoffnung gilt für alle und für jeden Christen. Für die Christen in Ordensgemeinschaften gilt sie auf je eigene und verschiedene Weise.

Wie nun umgehen mit dem Thema „Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude"? Sicher gäbe es die Möglichkeit, vieles zu erzählen und mitzuteilen, was zu Dankbarkeit und Freude und Hoffnung ermutigen könnte.

Vor einiger Zeit fiel mir frühmorgens nach der Messe auf der Straße ein kleiner Bub auf, der lustig und fidel vor sich hinpfiff. Ich fragte ihn: „Na, was ist denn, du freust dich schon heute morgen in aller Frühe?" Die Antwort kam prompt: „...ja, und vor allem darüber, daß ich in der dritten und nicht mehr in der ersten Klasse bin!" Der Bub hatte reagiert, als wenn er nur darauf gewartet hätte, daß ihn jemand nach dem Grund seiner Freude befrage.

Läge so nicht auch in uns Ordenschristen vieles sozusagen abrufbereit, das von Freude und Hoffnung und Dankbarkeit erzählen könnte? Vielleicht viel, viel mehr als wir zunächst vermuten würden. Vielleicht wäre es auch wirklich sinnvoll und notwendig, uns öfters Geschichten der Hoffnung und der Freude zu erzählen, statt allzuviel über Nöte und Mißstände zu reden. Was ist es allein schon für ein sichtbares Hoffnungszeichen, das wachsende Verständnis und die immer bessere Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Ordensgemeinschaften sehen zu dürfen. Diese Versammlung hier ist ein beredter Ausdruck dafür.

Statt viele solche und ähnliche Hoffnungszeichen vor Augen zu stellen, möchte ich einen anderen Weg für den Umgang mit unserem Thema wählen. Die Geschichte vom Gang der Emmausjünger soll uns bei unserem Anliegen helfen. Sie scheint mir dafür sehr geeignet zu sein. Warum? – Es geht um die Geschichte von Jüngern, von Berufenen; es geht um ein Wegstück, das sehr viel mit Hoffnung zu tun hat, freilich zunächst mit enttäuschter Hoffnung; es geht schließlich um einen Weg, auf dem Hoffnung neu ersteht.

Wir wollen die Jünger und den auferstandenen Herrn auf ihrem Weg begleiten und dabei besonders auf sieben Etappen und Wendepunkte dieses Weges achten. Sie können uns Erkenntnisse, Hinweise und Fragen für unseren eigenen Weg geben.

1. Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude ist Berufung, sich richten zu lassen

„Doch sie waren wie mit Blindheit geschlagen" (Lk 24,16)

Es ist ein hartes Gerichtswort, das da über die Emmausjünger ausgesprochen wird: Ihre Augen sind gehalten und blind, und sie erkennen Jesus nicht. Mit dieser Aussage ist einer der großen Schmerzen Jesu ausgesprochen: Sie haben Augen und sehen nicht! Sie haben Ohren und hören nicht!

Die Emmausgeschichte stellt eine klare Diagnose der Herzensblindheit der Jünger. Sie stellt die Jünger unter das Gericht der Wahrheit.

Sich von Gott richten lassen

Wie den Emmausjüngern so sagt das Evangelium auch jedem Ordenschristen und jeder Ordensgemeinschaft, daß unser Leben unter dem Gericht Gottes steht. Dabei ist der doppelte Sinn des Wortes „richten" zu sehen. Zum einen bedeutet es Gericht, Schuldspruch und kritische Anfrage. Zum anderen hat dieses Wort auch den Sinn von herrichten. In diesem Sinn sagt eine Mutter zu ihrem Kind, bevor es in die Schule oder in die Kirche geht: „Komm her und laß dich mal richten!" In diesem zweifachen Sinn also gilt es, unser Ordensleben unter das Richten Gottes zu stellen. Im folgenden möchte ich einige Stichworte nennen, die eine kritische Anfrage des Geistes Gottes an unser Ordensleben darstellen.

Nicht selten begegne ich Schwestern, die unter Überarbeitung leiden. Es klingt seltsam, wenn man den Satz hört: „Die ist eine gute Schwester, sie arbeitet für zwei!" Was ist das für ein Leben, wo jemand für zwei arbeiten muß, um *eine* zu sein? Es tut weh, wenn man in einem Brief lesen muß: „Es sieht so aus, daß wir Fünfzigjährigen Schritt halten müssen mit den Zwanzigjährigen, und das geht ziemlich an die Substanz. Ich kann es fast nicht mehr mitvollziehen. Seit über 30 Jahren kenne ich nur Streß und Gejagtwerden. Ich bin nervlich total am Ende und sehe ohne Hilfe keinen Ausweg!"

Sicher ist es so, daß eine ganze Reihe von Gemeinschaften hier umgedacht hat. Sicher ist es auch so, daß manche Oberinnen wirklich bemüht sind, Schwestern die Arbeit zu erleichtern. Aber dann kann es sein, daß es für eine Schwester, die sich vielleicht sehr über Arbeitsüberlastung beklagt hat, eher schwierig ist auszusteigen, weil die Angst vor Minderwertigkeit sie hindert: „Ja, was denken da die anderen, wenn ich jetzt vom vierten in den zweiten Gang herunterschalte?!"

Ein anderes Wort kann uns unter das Gericht des Geistes stellen: Unerleuchtete Vermittlung des geistlichen Reichtums.
Aus dem sinnvollen Anliegen heraus, daß ein Mensch nicht nur um sich selber kreist und dauernd bloß an seine eigenen Gefühle, Gefühlchen und Wehwehchen denkt, ist manchesmal eine Art Erziehung zur Gefühlsarmut geschehen. Es ist nicht nur eine Schwester, die mir in Exerzitien sagte: „Wenn wir Gefühle zeigten oder gar weinten, dann wurde das von der Novizenmeisterin äußerst unangenehm kritisiert." Dann kann es geschehen, daß mit 50 Jahren plötzlich ein ganzer Dammbruch an Gefühlen losbricht und alles überschwemmt, weil zuwenig darauf geachtet wurde, daß das Empfinden auch zu den Kräften gehört, die – wie alle Kräfte – ihre Pflege, ihre Kultivierung, ihre Aufmerksamkeit brauchen.

Ich darf auch daran erinnern, daß manche Weise, wie Gehorsam verstanden und weitergegeben und gefordert wurde, etwas Unerlöstes an sich hat. Ich denke da beispielsweise an einen Ordenschristen, der mir erzählte: „Ich war jahrelang im Ausland und kehrte dann wieder in meine Heimatprovinz zurück. Der Minister kaufte mir ein Eisenbahnbillet, das nur bis zur Staatsgrenze gültig war. Dort mußte ich dann betteln und schauen, wie ich weiterkomme." Oder ich denke an eine Schwester, die in ihrem früheren Beruf eine gute Stellung gehabt hatte. Sie fühlte sich aber zum Ordensleben berufen, trat ein, tat in der Küche die Dienste, die ihr aufgetragen wurden. Das war kein Problem für sie. Das war mit einberechnet in ihre Berufsentscheidung. Als ihr aber von der Küchenoberschwester eines Tages in einer ganz bestimmten Tonlage gesagt wurde, nach welcher Seite man hier den Putzlumpen auszuwinden habe, da wurde es ihr doch etwas viel, das nur mit Humor hinzunehmen. In dem Ton lag die Botschaft: Du kannst eher an deiner Berufung zweifeln, als infrage zu stellen, daß hier der Putzlumpen in dieser Richtung und nicht in einer anderen ausgewunden wird.

Sicher gäbe es noch eine Fülle von Stichworten und Beispielen, die aber alle nur das eine besagen würden: Manches, was in unseren Ordensgemeinschaften schief läuft und worunter wir leiden, ist auch die Folge von Versäumnissen, Begrenztheit, Dummheit, ja Schuld.

Gericht als Zeichen der Hoffnung

Wenn Ordenschristen sich immer neu unter das Gericht Gottes stellen, dann können sie auch für andere Menschen ein Zeichen der Hoffnung sein. Gehört nicht zu den großen Nöten unserer Zeit der furchtbare Zwang zur Selbst-

rechtfertigung?! Lebt nicht jeder Politiker, jeder Gewerkschaftler, jeder Kirchenmann, jeder Mensch unter der Devise: Nur ja nicht Fehler zugeben! Lieber die unmöglichsten Argumentationen erfinden, Schweigegelder geben, Vernebelungsaktionen starten als zugeben: „Ja, da habe ich, da haben wir etwas falsch gemacht, etwas übersehen usw.!"

Wie sehr zeigt dagegen Wahrhaftigkeit in einer Beziehung, daß von ihr Befreiung ausgeht. Ist nicht die frohe Botschaft des Sakramentes der Versöhnung die, daß wir eingeladen sind, zu Wahrheit und Wirklichkeit unseres Lebens zu stehen – nicht, um dann fertiggemacht zu werden, sondern damit „Zeiten des Aufatmens" (Apg 3,20) kommen dürfen. Was könnte es für ein befreiendes Zeugnis für die Welt, für die Politik, für die Menschen sein, wenn sie wahrnehmen könnten, daß Christen, daß Ordensgemeinschaften, daß die Kirchen sich nicht aus ängstlichem Besorgtsein um Prestige und Ansehen um die Wahrheit herumdrücken.

2. Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude ist Berufung zum Klagen

„Was denn?" (Lk 24,19)

Die beiden Emmausjünger, dies ist offensichtlich, befinden sich in einer großen Traurigkeit und Verwirrung des Herzens. Jesus, der unerkannt dazukommt, tröstet die Jünger nicht mit einem schnellen Trost über ihre Traurigkeit hinweg. Im Gegenteil. Er stellt sich geradezu dumm, um die Jünger dazu zu bringen, daß sie alles aussprechen, was sie bedrückt. Als Kleopas ihn fragt, ob er so fremd in Jerusalem sei, daß er als einziger nicht wisse, was in diesen Tagen dort geschehen sei, reagiert Jesus nicht mit den Worten: „Moment, jetzt seid mal ruhig, denn der einzige, der weiß, was wirklich geschehen ist, das bin ich. Und ich werde das euch jetzt erklären, und ihr hört zu." Nein, er reagiert vielmehr wie vielleicht eine Mutter, die schon sieht, was ihrem weinenden Kind fehlt, aber zunächst einmal fragt: „Ja, was ist denn los? Erzähl doch!" In diesem Sinn ermutigt Jesus die Jünger, ihre Trauer, ihre Klage, ihren Schmerz auszusprechen.

Klagepsalmen singen

Ist damit nicht auch für uns gesagt, daß wir auf unserem Weg, der ein Hoffnungsweg und einWeg zur Freude ist, manchesmal nur weiterkommen, wenn wir die Erlaubnis und die Ermutigung zum Klagen in Anspruch nehmen. Dazu könnte uns auch der Titel eines jüngst erschienenen Buches motivieren: „Frisch geklagt ist halb gelitten!" Dieses frische, christliche Klagen könnte uns so manchesmal vielleicht helfen, von dem ewigen Gejammer wegzukommen. Das oft fruchtlose Geklage und dauernde Geschimpfe kommt nicht selten daher, daß jemand nie so ganz richtig sein Herz hat ausschütten können. Also sagt die Emmausgeschichte zu uns: „Frisch geklagt ist halb gelitten!"

Wir könnten wohl alle eine ganze Klagelitanei verfassen und beten. Ich will nur zwei oder drei Beispiele nennen, die zeigen können, daß es für einen Ordenschristen echten Grund zum Klagen geben kann.

Denken wir an die junge Schwester, die sagt: „Ach, wie war das in der Jugendgruppe so wunderschön, als wir uns um das Wort Gottes geschart haben an unseren Bibelabenden. Wir haben uns ausgetauscht, wir haben einander erzählt, wie die Worte Gottes in unserem Leben wirken wie in einem Sauerteig. In dieser geistlichen Atmosphäre ist auch meine Berufung zum Ordensleben gewachsen. Ich bin danach eingetreten in der Hoffnung, daß das, was gesät wurde in meinem Leben, weiterwachsen könne. Und jetzt muß ich die Erfahrung machen, daß wir unfähig sind, uns über das Wort Gottes in einer persönlichen Weise auszutauschen." Ist es nicht verständlich, wenn ein solcher Mensch mit Tränen in den Augen klagt?!

Oder wenn jemand sagt: „Jahrelang, jahrzehntelang habe ich nie ein Wort des Dankes gehört. Wenn die nur die Dankeshymnen, die sie an meinem fünfundzwanzigjährigen Profeßjubiläum ausgesprochen haben, ein bißchen auf die letzten 25 Jahre verteilt hätten." Und, und, und...

Klage als Zeugnis

Sicherlich gibt es ein Klagen von Ordenschristen, das kein gutes Zeugnis für das Evangelium ist. Manchesmal kann man sich sogar beschämt fühlen, wenn man ein solches Jammern von Ordenschristen hört. Man kann dann innerlich nur wünschen, daß keine christliche Familie und kein arbeitsloser und kein schwerkranker Mensch in der Nähe ist... Und doch gibt es eben auch die Kunst des christlichen Klagens. Anders und mit den Seligpreisungen Jesu ausgedrückt: Es gibt eine Traurigkeit, aus der wahre Freude erwachsen kann. Eine Freude, die aus einer bloßen Naivität kommt, aus einer Unkenntnis der Nöte unserer Zeit erwächst, ist wohl kein sehr überzeugendes Zeichen christlicher Hoffnung. Wenn man dagegen dem Gesicht eines Menschen ansieht, daß er um die Not des menschlichen Lebens weiß, um den Schmerz des Menschseins, und wenn mitten in diesem Schmerz die Blume der Hoffnung und Freude erblüht, dann ist dies ein Leuchtzeichen für die Menschen. Eine Freude, die durch bloße Harmonisierung oder Bagatellisierung erkauft ist, kann nicht ansteckend wirken. Viel eher kann da glaubhaft und überzeugend klingen, was mir eine Schwester einmal erzählte: „Wenn ich ganz unten bin, wenn ich auch fast nicht mehr beten kann, wenn ich nicht einmal mehr Worte finde, um meine Not auszudrücken, – dann pfeife ich dem lieben Gott." Ob in einem solchen „Pfeif-Gebet" nicht das kleine Senfkorn Hoffnung verborgen liegt, das wächst bis zu einem Baum, in dessen Schatten resignierte Menschen ausruhen und in dessen Schweigen unbehauste Menschen ein Stück Heimat finden können?!

3. Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude ist Berufung zum Sinn des Schmerzes

„Mußte nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?" (Lk 24,26)

Die Frage: „Mußte nicht der Messias all dies erleiden?" ist innerhalb der Emmausgeschichte sicher ein Wendepunkt auf dem Weg der Jünger. Es ist dies ein Wort, das zugleich die große Krise der Jünger, deren Umkehr und Befreiung bedeutet. Ihre ursprünglichen Hoffnungen waren ganz anders gewesen. Sie hatten sich das Reich Gottes auf Erden und den Messias ganz anders vorgestellt: „Wir aber hatten gehofft...!" – Ich muß an einen Juden denken, der Christ geworden ist und der uns sagte, warum er glaube, daß es für Juden so schwierig sei, an den Messias zu glauben. Er sagte: „Wir sind ein Volk, das gelitten hat wie vielleicht kein anderes Volk, und wo alles danach schreit, daß dieses Leiden endlich aufhöre. Und da kommt der Erlöser, der Messias in der Gestalt des leidenden Gottesknechtes auf uns zu. Nein, so nicht!" Und doch sagt die Emmausgeschichte, daß wir die Erlösung und den Erlöser nur finden können, wenn wir das geheime Muß, den verborgenen Sinn des Schmerzes entdecken.

Schmerz, der Schmerz heilt

Es war eine meiner geistlichen Entdeckungen während der letzten Jahre, für die ich sehr dankbar bin, erkennen zu dürfen, daß wir uns das eigene Leben und das der Mitmenschen manchesmal dadurch schwer machen, daß wir nicht bereit sind, einen Schmerz auf uns zu nehmen. Ich möchte dies etwas verdeutlichen: Hinter jeder Wut, die wir verspüren, oder hinter jeder Depressivität steckt normalerweise ein Schmerz. Die erste kindliche Reaktion wäre zu sagen, daß einem etwas wehtut. Ein Beispiel: Ich war gelegentlich wütend bzw. innerlich gelähmt, wenn jemand mir dreimal eine Frage gestellt hatte und jedesmal, wenn ich anfing, die Antwort zu geben, mich unterbrach. Mein ganzer Bauch war voll Wut und Traurigkeit. Seit einiger Zeit versuche ich, in solchen oder ähnlichen Situationen zu mir selbst zu sagen: „Du, Seele, tut es dir jetzt nicht eigentlich weh, wenn dir das Wort abgeschnitten wird? Tut es weh? Ja? – gut, dann laß es dir ein wenig wehtun, wenn es dir eben wehtut." Durch ein solches Selbstgespräch kann man etwas näher an den eigenen Schmerz herankommen. Dies wiederum kann helfen, daß unfruchtbare Gefühle wie Wut und Depressivität langsam zu weichen beginnen. Es gibt einen Schmerz, der heilend ist.

Und es gibt auch einen Schmerz, der uns näher zu Jesus Christus bringen kann. Ich erinnere mich an Exerzitien, in denen ich einmal eine Kreuzbetrachtung vorlegte. Nach der Meditation erzählte jemand im Austauschkreis folgendes Erlebnis: „Mir war während der Meditation plötzlich mein Seminar vor Augen, so ein großer, alter Kasten mit vielen Wendeltreppen, und auf jeder Etage, wenn man gerade um die Ecke herumkam, schaute einem ein Bild

entgegen. Auf einem Stockwerk war es das Bild eines großen Eselskopfes, der einen mit großen Augen anschaute. Unter diesem Bild stand hingeschrieben: ‚Jetzt sind wir zwei!' Diese Erinnerung war plötzlich in der Betrachtung da. Aber das Entscheidende und andere war an diesem Tag, daß ich nicht vor jenem Bild stand, sondern vor dem Kreuz. Von diesem Kreuz her kam das Wort: ‚Jetzt sind wir zwei!' Jetzt sind wir zwei, du in deinem Leid und ich; du in deinem Schmerz und ich." – Ist dies nicht Hoffnung für uns, den Schmerz als etwas wahrnehmen zu lernen, das uns in die Nähe Jesu Christi bringt, in die Nähe der gekreuzigten und auferstandenen Liebe Gottes?! Wieviel Schmerz gibt es im Leben eines Ordenschristen und im Leben von Kommunitäten und Ordensgemeinschaften! Wieviel von diesem Schmerz bleibt unfruchtbar, weil wir uns verzweifelt dagegen wehren und uns von ihm nicht in die Nähe Jesu bringen lassen!

Durchlittenes als Hoffnungszeichen

Wenn man einen Christen fragt, wie die Liebe Gottes in seinem Glauben ausschaue, dann wird er irgendwann dastehen müssen wie Johannes der Täufer auf dem Bild des Grünewald-Altares und auf die gekreuzigte Liebe schauen und zeigen müssen. Sicherlich mag dieser Hinweis und dieser Blick für uns selbst und für die Menschen manchesmal ein Ärgernis, eine Torheit sein. Aber ist es nicht doch für dieselbe Welt, die voller Angst und Not ist, auch ein Hoffnungszeichen, wenn jemand einen Schmerz, den ihm die Wirklichkeit zufügt, durchlebt, durchleidet und nicht daran zugrundegeht. Ist nicht die Versuchung, alle Schmerzen möglichst schnell wegzubekommen, in unserer Zeit besonders groß?! Haben wir nicht viele chemische und andere Mittel gefunden, um allzu schnell einem Schmerz auszuweichen? Sicher gehört es auch zu unserem Leben, Gott-sei-Dank, daß wir Schmerzen lindern dürfen und können, aber es gibt doch auch einen Schmerz, der uns näher an die Wirklichkeit heranführt, der uns selber wirklicher werden läßt. Und suchen die Menschen unserer Zeit nicht eben genau nach anderen Menschen, deren Gesicht vom Realismus der Liebe etwas ausstrahlt?!

4. Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude ist Berufung zur Sehnsucht

„Brannte nicht unser Herz?" (Lk 24,32)

Wenn der Text des Evangeliums vom Herzbrennen der Jünger spricht, dann wird hier die Sehnsucht des Menschen angesprochen. Jesus versucht, diese Sehnsucht des menschlichen Herzens freizulegen. Er legt diese Sehnsucht frei durch die Worte, die er spricht, und auf eine ganz eigene, seltsame Weise seines Verhaltens: „Er tat, als wolle er weitergehen." Durch dieses Verhalten provoziert Jesus die Emmausjünger, zur Sehnsucht ihres Herzens – wenn auch etwas ungeschickt – zu stehen: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!" Manchesmal hat Jesus versucht, durch direkte Fragen zum Quell

der Sehnsucht in den Herzen der Menschen vorzustoßen: „Was willst du, daß ich dir tue?“ Erlösung, Heilung und Sehnsucht hängen also aufs Engste zusammen.

„Das Verlangen nach dem Verlangen“

Wie sehr die Herzenssehnsucht für den Weg eines Ordenschristen bedeutsam ist, das zeigt ein Abschnitt aus den Schriften von Ignatius, wo er auf die Aufnahme von Kandidaten zu sprechen kommt. Er sagt, man solle bei den Vorgesprächen danach fragen, ob der Kandidat in sich eine Sehnsucht verspüre, dem kreuztragenden Herrn zu folgen. Wenn der Kandidat dann einfach und ehrlich sage, daß er das nicht so sagen könne, dann solle man ihn fragen, ob er wenigstens das Verlangen nach dem Verlangen (das „desiderium desiderii“) in sich verspüre. Wie muß der heilige Ignatius an die Kraft der Sehnsucht geglaubt haben, daß er sagen kann: Bereits die Sehnsucht nach der Sehnsucht, dem kreuztragenden Herrn nachfolgen zu können, genüge für den Anfang des Weges des Ordenslebens!

Juliana von Norwich sagt einmal, die wahre Buße in unserem Leben sei unsere natürliche Sehnsucht nach Gott. Sie bringe uns zur Umkehr, sie bringe uns zu Gott. Die gleiche Wahrheit ist in dem Wort von Nelly Sachs ausgedrückt, die Sehnsucht sei der Anfang von allem. Wenn dies alles stimmt, ergeht dann nicht an uns die Frage, ob wir aus der Sehnsucht leben?! Ist uns dann nicht gesagt, daß wir betend, meditierend auf die Quellen der Sehnsucht in uns lauschen müssen, wenn wir nach neuem Leben suchen?! Heißt Erneuerung des Ordenslebens dann nicht zu einem wesentlichen Teil, sich zum Sehnen des Innersten unseres Wesens zu bekennen?!

Das Hoffnungszeichen der Erwartung

Es gibt für mich einen anschaulichen Vergleich, der zeigen kann, wie ein Ordenschrist Hoffnungszeichen werden kann. Manchesmal, wenn ich mit der Bahn fahre, dann schaue ich aus dem Fenster des noch stehenden Zuges. Man kann dann gelegentlich einen Menschen sehen, der dasteht und irgendwohin schaut, wo man selber nicht hinsieht. Wenn dann das Gesicht eines so wartenden Menschen plötzlich aufleuchtet, kann man geradezu an seinem Gesicht ablesen, wen er erwartet hat, und wer da kommt: jemand, auf den er sich sehr gefreut hat.

Könnten Ordenschristen nicht auf eine ganz eigene Weise für Mitchristen und Mitmenschen solche „Bahnhofsmenschen“ sein? Wäre es nicht ein Hoffnungszeichen mitten in dieser Welt, wenn Menschen an uns sehen könnten, nach wem wir Ausschau halten? Wieviel Sehnsucht wird dem Götzen der sogenannten Realität geopfert? Wie sehr könnte dagegen das Bekenntnis zur eigenen Herzenssehnsucht auch die Quellen der Freude anderen Menschen sichtbar und zugänglich machen?!

5. Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude ist Berufung, den Herrn zu sehen

„Da gingen ihnen die Augen auf" (Lk 24,31)

Die Worte: „Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten den Herrn" markieren den Gipfel und Wendepunkt des Weges. Da erst sind sie wirklich angekommen, wohin sie wollten mit ihren Hoffnungen: beim Herrn zu sein. Daraufhin läuft alles in dieser Offenbarungsgeschichte. Darum wird sie bis ans Ende der Zeit weitererzählt.

Der Gott der Überraschungen

Es gehört zu den schönsten Erlebnissen in Exerzitien, jemanden sagen zu hören: „Der Herr hat meine Seele berührt." Wenn jemand vielleicht nach vielen, vielen Jahren innerer Dürre, Trockenheit, Not und Nacht auf eine neue Weise vom Geist Gottes bewegt wird, dann ist dies Grund zur Mitfreude. Dann wird auch auf eigene Weise sichtbar, warum jemand sich auf den Weg des Ordenslebens eingelassen hat.

Für solche Erfüllungen von Hoffnungen ist es nie zu spät. Der mystagogische Schriftsteller Johannes Tauler sagt einmal, wenn Menschen vor dem vierzigsten bzw. fünfzigsten Lebensjahr viel von mystischen Erfahrungen redeten, dann solle man eher etwas vorsichtig sein. Was für eine Ermutigung für alle, die über 40 und 50 Jahre sind!

Ich denke da an eine Frau, die einmal sagte: „Ich war in meinem Leben von Gott so reich beschenkt worden, daß ich glaubte, mein Lebensbogen und dieses Beschenktsein ginge jetzt allmählich zuende. Und da bekam ich in meinem fortgeschrittenen Alter zu spüren, daß ER jeden Tag und jedes Jahr mich neu beschenkt mit seinen Gaben und mit sich selber."

Die Emmausgeschichte sagt uns, daß die Offenbarung der Liebe Gottes immer, in jedem Augenblick, im alltäglichsten Tun, beim Brechen des Brotes, bei einer liebevollen Begegnung mit einem Menschen geschehen kann. Sicher sind die Zeiten des Gebetes, der Meditation auf eine eigene Weise ein Raum für die Begegnung mit Gottes Liebe. Und sicher gehört zu den großen Gewissensfragen für einen Ordenschristen die, ob er sich den Zeitraum für das betende Dasein schenken läßt und nimmt. Ohne diesen Raum des inneren Hörens kann Gottes Wirklichkeit in uns nicht Wurzel fassen. „Der Glaube kommt vom Hören", sagt Paulus. Im Hören des Herzens zeugt Gottes Geist immer neu das göttliche Leben in uns.

Maria für die Welt sein

Was kann ein Mensch für einen anderen Menschen mehr sein als Bote Gottes? Was kann jemand einem anderen an Größerem schenken als das Evangelium Jesu Christi? Biblisch gesprochen: Maria für Elisabeth zu sein, ist die Erfüllung menschlicher Begegnung. Als Maria, die das göttliche Leben in

sich trägt, ihrer Base Elisabeth begegnet, da beginnt der ihr von Gott geschenkte Johannes, sich in ihrem Leib vor Freude zu bewegen. Kann man nicht sagen, die Welt, das ist Elisabeth. Die Welt, das ist eine Elisabeth, die auf Maria wartet. Die Welt, das ist eine Elisabeth, die in ihrem Innersten göttliches Leben empfangen hat. Aber dieses göttliche Leben ist so unspürbar, so unbeweglich, so unwahrnehmbar wie ein Kind in den ersten Monaten nach der Empfängnis. Aber wenn da ein „Maria-Mensch" kommt, dann kann es geschehen, daß in dem „Elisabeth-Menschen" das göttliche Kind vor Freude anfängt zu springen. Wenn die Emmausjünger mitten in der Nacht nach Jerusalem eilen, dann geschieht dies, weil das göttliche Kind in ihnen sie dazu treibt.

6. Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude ist Berufung zum Gang in der Nacht

„Noch in derselben Stunde brachen sie auf." (Lk 24,33)

Es ist schon seltsam: Zunächst versuchen die Jünger, den Herrn zum Bleiben zu bewegen mit der Begründung, es sei schon spät, und der Tag neige sich dem Ende zu. Und dann haben sie offensichtlich keine Schwierigkeit, Stunden später aufzubrechen und mitten in der Nacht nach Jerusalem zurückzueilen. Bedeutet dies nicht, daß Hoffnung mitten in der Nacht entstehen kann? Gegen alle Hoffnung, so steht es bei Paulus, hat Abraham voll Hoffnung geglaubt, daß er der Vater vieler Völker werde. Für die Hoffnung ist man nie zu alt. Für die Hoffnung ist es nie zu spät. Für die Hoffnung ist es nie zu dunkel.

„Kauf dir einen Acker in Anatot!"

Wenn eine Ordensgemeinschaft, eine Kommunität, ein Ordenschrist vom Gefühl der Resignation und der Hoffnungslosigkeit überwältigt wird, dann kann es gut sein, sich an Jeremias zu erinnern, wie er in einem Schlammloch, einer Zisterne gefangen sitzt. In diesem Schlammloch gefangen, ergeht an ihn das Wort Jahwes: „Kauf dir einen Acker in Anatot!" (Jer 32,7). Man muß sich vorstellen, was der Name Anatot in jener Zeit bedeutete, um die Aufforderung Jahwes verstehen zu können. Anatot, nicht weit weg von Jerusalem, ist besetztes Land. Und da kommt ein Vetter von Jeremias zu diesem und sagt, er könne ihm einen Acker im Gebiet von Anatot verkaufen. Das wäre so ähnlich, wie wenn heutzutage jemand sagen würde, er habe ein paar Ölfelder im Iran und im Irak zu verkaufen, ohne zu erwähnen, daß alle paar Tage Sprengstoffanschläge auf diese Ölquellen gemacht würden. Und in dieser Situation sagt Jahwe zu Jeremias: „Kauf dir einen Acker in Anatot!" Wo alle urteilen würden, das sei verrückt, da soll Jeremias ein Zeichen der Hoffnung setzen. Das Hoffnungszeichen, das Jeremias setzt, ist nicht Ausdruck von Starrsinn oder Dummheit oder Fixierung oder uneinsichtigem Eigenwillen, sondern von Vertrauen auf Jahwes Wort.

Stehen wir Ordensleute nicht ebenfalls unter der Aufforderung Gottes: „Kauft euch einen Acker in Anatot!"? Kann dies nicht zum Beispiel heißen, daß man, während man noch dabei ist, ein großes Werk aufzugeben, irgendwo ein neues, kleines „Pilotprojekt" starten könnte?! Ist es nicht immer neu eine Gewissensfrage an uns, Ausschau zu halten, wo mitten in manchem Aufhören und Zuendegehen ein kleine Neuanfang möglich ist?

Hoffnungslicht für die Welt

Vor einiger Zeit sprach ich mit einer Schwester, die sagte, in ihrer Zeit des Studiums habe sie mit den Studenten bei allen Demonstrationen gegen die Aufrüstung und für den Frieden mitgemacht. Als Grund dafür gab sie an, daß sie manche Nächte nicht geschlafen habe vor Angst, daß ein Atomkrieg ausbrechen könne. Selbst wenn jemand diese Angst nicht für sich nachvollziehen kann, weil sie ihm übertrieben erscheint, so gilt es doch, die Ängste und Sorgen vieler junger Menschen ernstzunehmen. Es gibt so viele Menschen, die nach Zeichen der Hoffnung hungern und Ausschau halten.

Ich möchte die Geschichte von einem solchen Hoffnungszeichen für andere Menschen erzählen. Ein Mitbruder, Pater Windey in Indien, ging eines Tages in ein Dorf, das in einer sehr schwierigen Situation war, um mit den Menschen dort zu leben. Das Problem war, daß alle paar Jahre eine Überschwemmung kam und alles, was die Menschen aufgebaut hatten, wieder zerstörte. Pater Windey sprach mit all diesen Leuten und fand heraus, daß es zwei Grundhaltungen gab, von denen diese Menschen beherrscht waren. Die eine lautete: Es hat ja alles doch keinen Wert. Es ist alles immer wieder umsonst! Die andere bestimmende Haltung war: Jeder für sich! Verteidige das Wenige, das du hast, gegen die anderen! Pater Windey versuchte nun in vielen Gesprächen, diesen Menschen neuen Mut zu geben. Er motivierte sie dazu, von neuem ein Dorf wieder aufbauen zu wollen. Dieses sollte 300 Meter entfernt auf einer Anhöhe liegen, wo es nicht mehr von einer Überschwemmung bedroht sein würde. Es wurde auch festgelegt, daß nicht jeder für sich, sondern alle für jeden bauen würden. So war schließlich der festgesetzte Tag für den Beginn gekommen. Das Material war schon gesammelt und die Bausteine lagen bereit. Am Morgen, zum vereinbarten Zeitpunkt, um 9 Uhr, kommt Pater Windey und lädt die Leute ein, jetzt mit dem Bau zu beginnen: „Also, jetzt, auf geht's, fangen wir an, unser Dorf zu bauen!" – Schweigen – „Ja, ist denn irgendetwas unklar?" – Keine Reaktion, keine Antwort. – Da fängt Pater Windey, wie das Pädagogen manchesmal tun, an, selber zu arbeiten, Er nimmt einen Stein auf, läuft ein paar Meter und schaut zurück in der Hoffnung, jetzt würden die anderen mitkommen. – Nichts! Er schleppt den Stein zu dem Hügel und kommt wieder zurück. Er fragt: „Was ist los? Sagt doch wenigstens irgendetwas!" – Kein Wort! – Und so schleppt er, Stein um Stein, vor dem versammelten Volk den ganzen Morgen und den ganzen Nachmittag das Baumaterial auf den Hügel. Bis um 5 Uhr. Da bricht er zusammen. In diesem Augenblick steht das ganze Dorf auf und fängt an, die neue Heimat

zu bauen. Von diesem Ort ist inzwischen eine Dorfbau-Aktion ausgegangen, durch die Hunderte von neuen Siedlungen in gemeinschaftlicher Selbsthilfe aufgebaut wurden. – Ist dieses Ereignis nicht ein Zeichen dafür, was es heißt, sich einen Acker in Anatot zu kaufen? Ergeht von daher nicht an uns die Frage, wo unser Anatot sei, das es beherzt zu kaufen gilt, um so Hoffnungszeichen für andere Menschen zu sein?

7. Ordensleben als Berufung zu Hoffnung und Freude ist Berufung zur Gemeinschaft (Communio)

„...und fanden die Elf und die anderen Jünger versammelt" (Lk 24,33)

„Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen!" – Das ist die Botschaft der Emmausgeschichte. Wir sind, wie es in der Schrift einmal heißt, zur gemeinsamen Hoffnung berufen, zum gemeinsamen Hoffen. Jesus hat seine Jünger nicht in einem theologischen Fernkurs ausgebildet, an dessen Ende dann jeder gesondert seine Missio Canonica zugesandt bekam, sondern Jesus hat seine Jünger zu sich gerufen, damit sie bei ihm seien und er sie zu Aposteln mache. Wer ihm nachfolgen wollte, der mußte wohl oder übel mit den anderen, die auch bei ihm waren, einen gemeinsamen Weg gehen.

Zugehörigkeit schafft Zusammengehörigkeit

Die Zugehörigkeit zu Jesus schafft die Zusammengehörigkeit untereinander. Dies ist das Gemeinschaftsprinzip aller christlichen Gemeinsamkeit. Dies ist auch der innerste Grund für das Zusammensein in einer Ordensgemeinschaft. Im dritten Meßkanon beten wir: „...und erfülle uns mit seinem Heiligen Geist, damit wir ein Leib und ein Geist werden in Christus." Von einer solchen Sehnsucht ist der christliche Wunsch nach wahrer Gemeinschaft getragen. Wenn jemand einer Ordensgemeinschaft beitritt, dann lebt in ihm mehr oder weniger deutlich die Erwartung, daß solche „communio" ein Stück weit wirklich und sichtbar werde. Das Wort aus dem Epheserbrief „ein Leib und ein Geist, wie euch durch eure Berufung auch eine gemeinsame Hoffnung gegeben ist" (Eph 4,4) ist ein Fundament für jede christliche Gemeinschaft, für jede Ordenskommunität.

Das Zeugnis der „Kunst zu lieben"

Was für ein Zeugnis wäre für die Menschen von heute erlösender als das einer echten Gemeinschaft? Wieviele Menschen stehen heute allein! Wieviele Menschen möchten gar nicht mehr die ausdrückliche lebenslange Bindung an einen anderen Menschen! Viele Ehen zerreißen. Und wir müssen voll Trauer hinzufügen: Wie groß ist oft die Beziehungsnot in Kommunitäten! Dies zeigt, wie sehr der Titel eines Buches berechtigt ist – „Die Kunst zu lieben". Eine Hauptaussage dieses Buches ist, daß Gemeinschaft, daß Beziehung, daß Part-

nerschaft ein Kunstwerk ist. Diese Beziehungen scheitern daran, daß sie nur von der Verliebtheit des Anfangs und der Begeisterung des Augenblicks leben. Nur wenn Gemeinschaftsleben als „Kunsthandwerk" begriffen wird, wird deutlich, daß Gemeinschaft ein großer Lernprozeß ist. Stehen wir da in unseren Gemeinschaften nicht noch sehr am Anfang des Einübens in Begegnung, Konfliktfähigkeit, Bereitschaft zu gegenseitiger Korrektur, Teamarbeit usw.? Einander auf dem Lebensweg Begleiter sein zu können, darum ginge es. Wenn Klöster etwas an sich hätten von der Herberge in Emmaus, und wenn Ordenschristen etwas an sich hätten von den beiden Emmausjüngern, wären dies nicht Hoffnungszeichen für die Welt? Wenn die Kommunitäten etwas von der Kunst, gemeinsam zu lieben, ausstrahlten, wären sie dann nicht die biblische „Stadt auf dem Berge"?

Schlußbemerkung: Der Ort der Hoffnung

Als in mir die Idee aufstieg, das Thema des Ordensleben als einer Berufung zu Hoffnung und Freude von der Emmausgeschichte her zu verstehen, da war dies für mich selber eine Überraschung und schenkte mir manche Einsicht, für die ich dankbar bin. Zugleich aber dachte ich immer wieder auch, ob diese Gedanken nicht doch zu dunkel, zu schwer und zu belastend seien. Aber dann wurde mir klar, daß der Ort, wo die Hoffnung entsteht, ja die Dunkelheit, Resignation und Hoffnungslosigkeit ist. Es ist doch so, wie in einem Hörspiel, in dem der Prophet Jeremias dem verzweifelnden Zidkija zuruft: „So verzweifle doch endlich. Die Hoffnung liegt jenseits der Verzweiflung!" So ist es also: D e r Ort der Hoffnung, das ist das Schlammloch, in dem Jeremias sitzt. Der Ort der Hoffnung, das ist der Glutofen, in dem die drei Jünglinge singen. Der Ort der Hoffnung, das ist schließlich das Grab Jesu Christi. Und wenn wir nach der Hoffnung und Freude suchen, dann sind wir immer wieder eingeladen, an ein Grab zu gehen, an Sein Grab. Dieses Grab ist mitten in unserem Leben und Erleben. Mitten in unserem Leben geschieht Sterben und Auferstehung. Das Zeugnis eines Ordenschristen mag dies zum Schluß etwas verdeutlichen:

„Ich bejahte den Tod – und erlebte die Auferstehung. Ich bejahte Schmerzen und Leid – und erlebte Wonne und Freiheit im Herzen. ...Was bedeutet für mich der Tod? – Ich muß gestehen, er ist für mich explodiert, d. h. er hat sich für mich in allerkleinste Bestandteile aufgelöst – in Stunden, Minuten, Sekunden meines Alltags. Ich lebe diesen Tod als ununterbrochene Begegnung mit Gott, als Vereinigung mit Gott.

Das tägliche Sterben ist für mich zum Durchbruch ins ewige Leben, zum Himmel auf Erden geworden, so daß ich jetzt schon auferstanden bin und daher nie mehr sterben kann, weil ich nur noch dieser Ewigkeit, dieser wahren Wirklichkeit, dieser Gottesliebe lebe."

125 Jahre Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz – 125 Jahre Dienst für Staat und Gesellschaft

Richard Schicker, Waldbreitbach

Wenn wir anläßlich des bedeutenden, erfreulichen Geburtstagsfestes eine der hier ansässigen Ordens- und Hilfsgemeinschaften gebührend würdigen wollen, müssen wir in der Gesellschafts- und Sozialgeschichte hier im mittleren Wiedtal zurückgehen in die entscheidenden Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts.

In der Bedeutung des Werdens der Kongregation der Franziskanerbrüder vom hl. Kreuz ist eines hervorzuheben: In der Suche nach neuen Wegen zur Fürsorge und Linderung der Not, an der alle Gesellschaftsschichten teil hatten und die selbstverständlich vom Episkopat begrüßt wurde, waren vorwiegend Laien führend und richtungsweisend engagiert.

So auch Jakobus Wirth, dessen Lebenswerk wir heute gemeinsam mit der Leitung und den Mitgliedern der Kongregation feiern.

Als 1848 nach langer, lästiger Reglementierung Versammlungs- und Vereinsfreiheit wieder garantiert wurden, war er gerade 18 Jahre. In den Folgejahren taten sich für ihn neue, wenn auch schwerliche, mit Risiken behaftete Wege des sozialen Wirkens auf. Mit einem mutigen Entschluß machte er sich ans Werk und gründete in unserem Tal die Ordensgemeinschaft der Franziskaner vom hl. Kreuz.

Von der Kreuzkapelle, in der seit Jahrhunderten ein wundersames Kreuz von den Gläubigen der Pfarrei verehrt wurde, ging ein Aufbruch von 2 Ordensgemeinschaften aus, die sich den Regeln des hl. Franziskus verschrieben.

Die Menschen in diesem Lande, unsere Großeltern und Eltern, sahen unter den Händen zweier einfacher, schlichter Mitbewohner, Margarete Flesch und Peter Wirth, wie sich eine geistige, diakonische Kraft entfaltete.

Im Zeichen der Barmherzigkeit wuchs, oft gegen den Strom öffentlicher Volksmeinung, gegen Skepsis weltlicher und geistiger Obrigkeit, in unserer Region ein Werk der Nächstenliebe.

Die allen sichtbaren Mißstände, körperlicher, geistiger Kräfteverschleiß der Menschen, ihre angeborenen Behinderungen und Leiden, geschwächte Körperfunktionen, Folgen von Seuchen und Kriegen, wurden vielfach als gegeben und unabwendbar angesehen.

---

* Festansprache zum Festakt anläßlich des 125jährigen Jubiläums der Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz, Hausen, am 12. Juni 1987 von Bürgermeister Richard Schicker, Waldbreitbach

Einige junge Männer, die sich im Zeichen des Kreuzes in der Verantwortung vor Gott fühlten, erkannten in der Linderung dieser Nöte, verbunden mit persönlichem Rat, seelsorglichem Beistand gerade in ihrem näheren Umfeld, eine Herausforderung der Zeit.

Wenn wir im Zyklus des Festrahmens 750 Jahre Kirchspiel Waldbreitbach in dieser Woche des Festjahres mit einem besonderen Akzent den Geburtstag der Ordensgemeinschaft der Franziskanerbrüder vom hl. Kreuz feiern, in dieser Stunde versuchen, die Lebenslinien der auf der Grundlage christlicher Nächstenliebe tätigen Brüdergemeinde aufzuzeigen und am heutigen Abend dafür gemeinsam in der Klosterkirche den Dankgottesdienst feiern, müssen wir auch ansprechen Tätigkeit, Wirken und Einfluß des „Deutschen Ordens", der, beauftragt von der Kirche, seit dem 12. Jahrhundert bei uns wie im ganzen christlichen Abendland den Glauben verbreitete, bestärkte und verteidigte. Er hat unter der Losung „Heilen und Helfen" über viele Jahrhunderte ein Zeichen der Christianisierung und Mildtätigkeit gesetzt.

Ich wage die These, daß dieser Orden der Urheber der späteren Siedlung Hausen, des Hausener Hofes, die Wurzeln legte für die Entfaltung und Ausbreitung der neuen, der jungen Hilfsgemeinschaft unserer Franziskanerbrüder. Denn die Existenz des Hausener Hofes – die auch die spätere Besiedlung des Dorfes Hausen nach sich zog – ermöglichte es, durch das Vermächtnis Ihres Mitbruders Josef Kröll, aus der bescheidenen, engen Kreuzkapelle auszuziehen und das zweistöckige Elternhaus als neue Behausung zu übernehmen.

Am 125. Stiftungsfest unserer Franziskanergemeinschaft meine ich, wir dürfen feststellen: Die Idee, die Sendung, die Kraft von Johannes Peter Wirth aus Niederbreitbach – Bruder Jakobus genannt – hat 1862 mit der Gründung der Kongregation eine Nachfolge als „helfende Gemeinschaft" eingeleitet, unterstützt von seinen überzeugten Partnern der ersten Jahre, Bruder Aloisius (Johann Zimmermann), Niederbreitbach, Bruder Josef (Lorenz Kröll), Hausen, und seinem getreuen – zuverlässigen – Antonius Weber aus Roßbach.

Nicht übersehen dürfen wir heute den wirkungsvollen, klugen Beistand von Pfarrer Gomm, Waldbreitbach. Sie alle haben die Weichen gestellt für eine heute über unser Land, bis nach Übersee reichende Bewegung, in der viele Mitbrüder unter dem Signum des Kreuzes unserer kleinen Kapelle – und ich weiß von was ich spreche – segensreich im wahrsten Sinne des Wortes tätig sind.

Es ist anzunehmen, daß sie auch Impulse auffingen aus ihrer weiteren Heimat.

Im Koblenzer Raum ging von einem Kreis einflußreicher Bürger und Kaufleute – auch auf Anregung des Publizisten Josef Görres – ein kraftvolles Engagement aus. Teilweise nach dem Vorbild unserer französischen Nachbarn

entwickelte sich ein reges, caritatives Wirken. Starke Anregung gaben, so ist zu vermuten, auch der Sozialreformer Adolf Kolping und Bischof Emanuel Ketteler, die allenthalben neues Sozialverhalten und flankierende Maßnahmen des preußischen Staates forderten.

Letztlich mündeten alle Initiativen, ob nun von den Borromäerinnen aus Lothringen oder den Diakonissen von Kaiserswerth, in einem Ziel: Milderung der Not und der sozialen Unzulänglichkeiten, der Unterversorgung und der Massenarmut, wie sie inzwischen durch die Industrialisierung weiträumig auftrat.

Hohe Priorität hatte bei allen Hilfsorganisatoren die bis dahin sehr schwach ausgeprägte Versorgung und Pflege der seelisch Kranken und die Erhaltung ihres Lebensmutes. Daß hier zu wenig geschah, spürten alle: die Gemeinde, Bezirk, die Städte, der Staat war ohnmächtig, er war überfordert. Im hiesigen Kirchspiel stellte sich die Lage nicht besser dar als in anderen strukturschwachen Gebieten.

Die Kinder blieben, um den Erhalt der elterlichen Höfe zu gewährleisten, im Hause. Wenn dies die Familie auch zusammenhielt, weiterführende Ausbildung war nicht möglich. Daher mangelte es später wegen der fehlenden Qualifikation an guter Existenzgrundlage. Die spärlichen Erträge der Höfe mußten nicht arbeitsfähige Familienmitglieder mit versorgen.

Waisen und Vollwaisen waren angewiesen auf die Fürsorge der Gemeinden. Für sie wurden Verpflegungs- und Versorgungskontrakte innerhalb des Dorfes abgeschlossen, und die Kinder auf 2 oder auf 4 Jahre öffentlicher Ausschreibung an den Wenigstnehmenden in Kost und Pflege übergeben.

Nicht anders wurde gehandelt, wenn das Dorf gefordert war, gebrechliche, alte, alleinstehende Mitbewohner zu versorgen.

Diese Hilfsbedürftigen verdingte man für 40 bis 50 Taler jährlich. Es gab Jahre, meine Damen und Herren, da war die Gemeinde überfordert. Man habe, so lautete ein Bericht eines Ortsschöffen, an das Amt schon so viel soziale Pfleglinge „...daß wir dem hochlöblichen Bürgermeisteramt mitteilen müssen, keine neuen Verpflichtungen mehr übernehmen zu können".

Weiter heißt es wörtlich: „...der Bittsteller muß sehen, wie er durchkömmt."

Diese Situation seiner Mitmenschen und die Hilflosigkeit des Staates vor Augen erkannte der junge Gründer Jakobus Wirth, daß hier für einen Christen die Pflicht zu mitmenschlichem Handeln vorgegeben war. Gemeinsam mit seinen Mitbrüdern folgte er dieser Pflicht.

Der eingeschlagene Weg war, wie die Entwicklung zeigt, richtig und bald für das nähere soziale Umfeld unverzichtbar: Denn nach 10 bis 12 Jahren war das neu errichtete Haus eine Heimstatt für 163 Kranke, Betreuungs- und Pflegebedürftige geworden.

Sie kamen nicht nur aus der näheren Umgebung, sondern aus allen auch weit entfernten Gebieten des Reiches. Von den 21 körperlich-geistig geschwächten Kindern im Alter von 9 bis 14 Jahren kamen nach einer heute noch einzusehenden Heimliste 11 Kinder aus dem Landkreis Neuwied.

Die junge Klosterfamilie erfüllte ihre Aufgabe mit viel Fleiß und Umsicht. Sie arbeitete sich durch unermüdlichen Einsatz, auch unter persönlichem Verzicht, bald eine solide wirtschaftliche Grundlage, die wurde jedoch auch von schmerzlichen Rückschlägen und Enttäuschungen heimgesucht.

Bruder Jakobus, für alle ein Vorbild, starb allzu früh an einer unheilbaren Infektion, die er sich in der Krankenpflege zugezogen hatte, im besten Mannesalter.

Zudem hatte das Kloster, wie viele andere kirchliche Institutionen im Lande, scharfe Einschränkungen und strenge Auflagen zu erfüllen. Die Ausweitung des Kulturkampfes traf die Brüdergemeinde empfindlich, z. B. das Verbot der erzieherischen und schulischen Betreuung ihrer Kinder schmerzte sie sehr. Sie mußten sie entlassen und einem unbekannten Schicksal überlassen.

Die spezielle Pflege von Kranken und Hilfsbedürftigen war weiterhin erlaubt, da die psychisch Schwachen der Gesellschaft wohl eine unangenehme, beschwerliche Last waren. Bemerkenswert ist hierbei, daß für diese Pflegetätigkeit das St. Josefshaus ein spärliches Honorar von täglich 3,5 bis 5 Silbergroschen erheben durfte, während die Pflegesätze in den Akutkrankenhäusern damals in Koblenz und Bonn doppelt so hoch waren. Die für die Pflegeabrechnung tätigen Mitarbeiter hier im Hause werden bestätigen können, daß sich diese Verhältnisse bis heute eben noch nicht geändert haben.

Die Familien in unseren Dörfern wußten daneben einen anderen Hilfsdienst des Hauses sehr zu schätzen: Die Arbeit in der Krankenpflegepraxis hatte den Brüdern Kenntnisse und Erfahrungen vermittelt, die es ihnen möglich machten, den hiesigen Kranken durch häusliche ambulante Betreuung zu helfen.

Wieviel Pflegestunden, Tageseinsätze, Nachtwachen bei Schwerstkranken, Beistand und Hilfeleistung in der Sterbestunde bei unseren Familien mögen es wohl gewesen sein?

In nicht wenigen Fällen unter argen Strapazen, mangelhaften, primitiven Bedingungen, in ärmlichen, unzulänglichen Gegebenheiten der häuslichen Ausstattung der Betroffenen.

Unsere Brüder, vielfach damals schon mit Namen landauf, landab bekannt, angeleitet von der umsichtigen Hausleitung, haben dabei außer praktischer Hilfestellung geistige, menschlich-seelische Hilfe vermittelt, indem sie den schmerzlich geprüften Angehörigen auch verdeutlicht haben, daß Schmerz, Not und Leid, auch der Verlust eines lieben, verdienstvollen Mitmenschen, zu unserer aller Leben genau so zählt wie Erfolg, Freude und Glück und –

real gesehen – einbezogen sein sollte in unser aller Lebensraum, in Alltag und Familie.

Die Leitung der Gemeinschaft blieb neben dem caritativen Wirken stets auf der Höhe der Zeit: 1898–1902 geplant und vorbereitet wurde 1905 der große Hauptneubauflügel errichtet, der die Aufnahmekapazität auf 500 Personen erweiterte.

Diese Bauten waren bereits mit für damalige Zeiten in unserer Region nicht selbstverständlichen Einrichtungen versehen: Zentralheizung, elektrisches Licht, Klosettanlagen mit Wasserspülung, Aufzug und Transporttechnik; die Energie lieferte eine eigene Turbinenanlage an der Wied, ein Komplex mit integrierten Versorgungsbetrieben und eigenen Werkstätten war entstanden.

Dies alles brachte die vielen hier noch sehr einfach lebenden Menschen erstmals mit moderner Technik und hochwertiger Ausstattung in Verbindung.

Mit der fast gleichzeitigen Fertigstellung der Pflegeanstalten St. Antoniushaus und der Lungenheilstätte hatten wir in dieser Zeit hier einen nachhaltigen strukturellen Einschnitt zu registrieren, der nach heutiger Beurteilung einmalig für den Gesamtwirtschaftsbereich unserer Heimat ist.

In gewisser Weise war dies eine Entschädigung für das nach 30 Jahren zäher Bemühung letzten Endes doch gescheiterte Projekt einer Wiedtaleisenbahn, welche die bessere, wirtschaftliche Betreibung des Erzbergbaus sichern sollte. Die Anlage wäre – wie aus anderen Beispielen bewiesen – heute längst stillgelegt.

Erste sichtbare Anerkennung der Arbeit der Franziskanerbrüder durch den Staat wurde der Gemeinschaft zum 50. Stiftungsfest zuteil. 1912 hatte die Kongregation schon 318 Mitglieder, betrieb 16 Zweigniederlassungen, darunter 3 Pflegeanstalten, 1 Waisenhaus, 3 sogenannte Arbeiterkolonien und 6 Ambulantstationen. Der Wirkungskreis war das gesamte Reichsgebiet sowie Niederlassungen in Lugano und Rom.

Mein Vorgänger, Bürgermeister Holter, konnte damals 20 Brüder ob ihrer Verdienste im sozialen Bereich für den kaiserlichen Kronenorden vorschlagen. Seinerzeit spielte natürlich bei der Einstufung in die unterschiedliche Rangstufe der Dienst beim Militär eine erhebliche, bedeutende Rolle. Die Befürwortung war um so einfacher, wenn in der Vorschlagliste berichtet werden konnte, daß die Kandidaten an einem wichtigen Gefecht oder an einer entscheidenden Schlacht im Feindesland teilgenommen hatten. Bei Bruder Gerhard, nun in Weeze am Niederrhein, war dies nicht der Fall. Seine Zuverlässigkeit, der ehrliche Charakter und das in ihn gesetzte hohe Vertrauen als Verwalter reichten alleine nicht aus. Er bekam nur den Kronenorden in Bronze, da in den Beurteilungspapieren, welche nach Berlin eingereicht wurden, militärisch präzise aber abwertend testiert war: „An einer Schlacht hat er nicht teilgenommen, aber am 2. März 1871 einmal die feindliche Grenze überschritten."

In der Wilhelminischen Zeit genügte dies freilich nicht.

Nun, im Inferno des 1. Weltkrieges, hatte die Brüdergemeinschaft als Auswirkung neuer, kriegerischer Schlachten den Verlust von 27 Mitbrüdern zu beklagen. Ein nachhaltiger Schmerz für die Klosterfamilie, die auch an den unsicheren, wirtschaftlich labilen Jahren von 1920 bis Anfang 1930 schwer zu tragen hatte, aber die Bewältigung ihrer Aufgaben und den weiteren erfolgreichen Ausbau ihrer Einrichtungen und Ziele mutig anging.

Einen schweren Rückschlag aber stellte das folgenschwere Brandunglück im Januar 1934 dar. Den Pflegern gelang es, mit Mut und Umsicht eine Panik unter den fast 600 Heiminsassen zu vermeiden, während ihre Mitbrüder versuchten, eine Ausbreitung des Brandherdes einzudämmen. Eine Ausdehnung des Feuers auf die Kirche und den Pflegetrakt konnten die in der Nacht angerückten 6 Löschzüge verhindern. In gewisser Hinsicht war dieser Brand ein unheilvolles Signal.

Noch waren in diesen Löschzügen jüdische Mitbürger als Feuerwehrmänner integriert. Sie hatten, wie alle Mitglieder der Wehr, auch ihren Mann gestanden.

Theo Levy, ein Viehhändler aus Waldbreitbach, hatte sich, speziell bei dem Brandunglück im Kloster, beispielhaft und mutig verhalten. Wenige Monate später aber nach diesem Ereignis war er plötzlich für die Machthaber eines neuen brutalen Regimes und deren Helfer nicht mehr würdig, den freiwilligen Ehrendienst zu erfüllen. Wie viele andere Leidensgenossen mit ihm mußte er bald ebenso Demütigung und Diskriminierung ertragen, als Folge der geplanten Rassenpolitik, die eigens für „Fremd- und Schlechtrassige", wie es hieß, von den Nationalsozialisten durchgesetzt wurde.

Warum erzähle ich dies? Nun – Demütigungen und Diskriminierungen, meine Damen und Herren, waren zu diesem Zeitpunkte, entgegen den Abmachungen im Konkordat, auch schon geplant für religiöse Gemeinschaften, für Klöster und Ordenseinrichtungen; sie waren die ersten, die unter dem gezielt angesetzten Kirchenkampf zu leiden hatten.

Grundbesitz und Vermögen wurden lt. geheimen NSDAP-Papieren damals schon 1934 vertraulich erfaßt. Die Überwachung durch die Geheime Staatspolizei setzte ein, gezielte und flankierende Maßnahmen wurden auf alle Konfessionen gerichtet.

Eines der ersten Opfer dieser Attacken wurde etwa 2 Jahre nach der geschilderten großen Brandkatastrophe unsere Klostergemeinschaft, die Franziskanerbrüder von Hausen/Waldbreitbach.

Schmähungen, Gehässigkeiten, Verunglimpfungen sind eigentlich sehr mäßige Bezeichnungen für die Welle der Agitation, die unsere und andere Gemeinschaften wegen der Übertretung einzelner über sich ergehen lassen mußten.

Mit ausgefeilter Propaganda, beispielloser Hetzkampagne, welche die uneingeweihte Bevölkerung verunsicherte, wurden die Arbeiten, die Verdienste

der kirchlichen Orden in ein böses, trübes, ja fades Licht gestellt. Letztlich war es das Ziel, Wirken und Einfluß der Kirche in Mißkredit zu bringen.

Eine böse, bittere Kampagne, gegen die es trotz zunächst zaghafter Empörung, auch aus dem Munde unserer Bischöfe, in dieser Diktatur keinen Schutzdamm gab. So mußten die Gemeinschaft in Hausen/Waldbreitbach und weitere andere Klostergemeinschaften erleben, daß ihre innere Stabilität empfindlich geschwächt und als Folge eines Erlasses Immobilien, Werte und Vermögen, wie es hieß – „nun der deutschen Volksgemeinschaft nutzbar gemacht wurden".

Mit nachfühlbarem Schmerz, resignierend, verließ die Gemeinschaft der Brüder am 11. oder 12. August 1937, durch öffentliche Schauprozesse gemartert und schutzlos gestellt, das in harter Arbeit, mit viel Schweiß und hohem Verzicht errichtete Musterhaus, sie verließen ihre Heimat. Ebenfalls St. Marienwörth, Bad Kreuznach, mußte aufgegeben werden.

Weder die Kirche noch der einheimische Klerus noch die Bürgerschaft unserer Dörfer, gestandene Männer und Frauen, waren mutig, waren stark genug, erfolgreich zu reagieren oder mindestens einen Protest an gewichtiger Stelle der Staatsführung anzubringen.

Ein Kapitel unserer näheren Heimat, das den Namen Waldbreitbach in aller Welt publiziert hat.

Ein Kapitel aber auch als Zeugnis mangelnden Widerstandswillens. Zeugnis schwacher, ohnmächtig gedrosselter Aufbäumungsbereitschaft, die jede Opposition ersticken läßt und dann, wie geschehen, wirkungslos bleiben muß.

Unserer Brüdergemeinschaft waren durch die fürchterliche Geißelung der Naziherrschaft grausame Wunden geschlagen worden – mit nachhaltiger Wirkung –, die bis in die heutigen Tage vielleicht noch spürbar sind. Der Propagandaapparat der Machthaber unterdrückte seinerzeit jede Anteilnahme – jede Bezeugung von Solidarität der Heimat, der Kirche, der Gesellschafft um das Schicksal der Klostergemeinde. Die Angst vor Repressalien war stärker.

Verunsichert durch die Methoden der Gestapo zog die Klostergemeinde sich bescheiden nach Ebernach zurück. Ihre auf humane – mitmenschliche Betreuung und Hilfe ausgerichteten Pflegekonzepte wurden allerdings durch verwerfliche, mörderische Verfahren der Diktatur unterlaufen. Unterstützt durch zuverlässige Helfer der Gesundheitsbehörden setzten die Machthaber auch während des Krieges durch den bevollmächtigten Reichskommissar „zur Vernichtung unwerten Lebens", wie es sich nannte, mit Raffinesse, durch ausggeklügelte, sogenannte Verlegemethoden der Patienten von Anstalt zu Anstalt getarnt, die eingeleiteten Aktionen der Euthanasie fort.

Auch hier im ehemaligen Mutterhaus des St. Josefshauses, an dessen Eingang zum Krankenhaus heute noch die von den Erbauern, Bruder Pankratius und Bruder Innozenz, angebrachte, eingemeißelte Schrift zu lesen ist: „Quelle des Trostes, Heil der Kranken", wurden, es klingt makaber, mit Zwang und

Druck auf die neuen Hausherren nach einem peinlich geordneten Organisationsplan die armen, an sich schon schwer geprüften Pfleglinge mit grauen, unfreundlichen Omnibussen, deren Fenster verblendet waren, in die für die Rheinlande bestimmte Vernichtungs-, ja Todesanstalt Hadamar verbracht.

Kein Ruhmesblatt dieser unserer Geschichte, deren Folgen – auch atmosphärisch – dazu beigetragen haben, daß die Heil- und Pflegeanstalten – die 100 Jahre und mehr im wahrsten Sinne hervorragende Samariterdienste geleistet hatten – empfindlich belastet waren.

Unsere Ordensgemeinschaft – die bis zu ihrem heutigen Jubiläum diesen Prozeß der Demütigung in beachtenswerter, fester Haltung durchgestanden hat – hat nach dem Zusammenbruch des auf politische Willkür aufgebauten Machtgefüges im Jahre 1947 hier in Hausen wieder ihren ursprünglichen Besitz zurück erhalten. Sie hat mit ungebrochenem Mut und ohne Scheu des Risikos, wie in den Gründerjahren, hier im St. Josefshaus 1947 wieder neu begonnen.

Wenige Jahre nach Ihrer Rückkehr konnte der Staat, die Gesellschaft, wieder Ihr unverzichtbares Angebot der Hilfe in Anspruch nehmen, der Hilfe zur Bewältigung der gewaltigen Probleme, besonders in der Gesundheitsvorsorge.

Sie stellten dazu bereit Ihr Wissen, Ihre Erfahrung, Ihr Können.

Mit realem, wachem Blick für das Notwendige sind Sie wieder in unserem Lande zu einem unverzichtbaren Partner der Gesundheitsbehörde, der Ärzteschaft, der Gesellschaft überhaupt – weit über den regionalen Bereich unseres Einzugsgebietes hinaus – gewachsen. Sie geben den Ärmsten der Gesellschaft Obhut und Pflege, fragen nicht nach Herkunft, nach Schwere und Umfang der Last des mit der Betreuung verbundenen speziellen zeitlichen und materiellen Aufwandes. Sie stellen den Pflegedienst und bilden diesen zudem noch hervorragend aus.

Ein wichtiger Beitrag, um den dem Hause Anvertrauten eine menschenwürdige Behandlung – ein menschliches Umfeld und ein wenig Stabilisierung des Lebensmutes zu garantieren.

Dies alles gehört,– abgesehen von den für unseren Raum bedeutenden wirtschafts- und arbeitsmarktpolitischen Auswirkungen – auch dazu, daß der soziale Leistungsumfang in etwa mit der allgemeinen Wohlstandsentwicklung Schritt hält; ist Voraussetzung dafür, daß die soziale Gesundheitsvorsorge in ihrem Wachstum nicht untergeht in der Wucherung der wachsenden Wirtschaft, der steigenden Einkommen und der steigenden Staatseinnahmen; ist Vorraussetzung, daß der sozialen Hilfe, auf die so viele angewiesen sind, die angemessene Bedeutung erhalten bleibt.

Daß unsere Brüder – die Jubilarkongregation – dieses Vakuum erfüllt mit ihren vielen Einrichtungen, auch in Marienwörth, in Ebernach, in Baarle-Nassau/Holland, in Vila Itoupava/Brasilien und in den vier Niederlassungen

in USA, die eine eigene Region bilden, und alle Kraft konzentriert auf die Befriedigung dieser Bedürfnisse, dafür haben wir zu danken.

Sie haben die Herausforderung der Zeit angenommen, haben nicht gescheut Konfrontation mit Hilfslosigkeit, mit körperlichen Leiden und Schmerz, Konfrontation mit seelischem Leid, Angst und Unsicherheit.

So gebührt Ihnen Anerkennung und Dank, daß sich die Jubelkongregation vorbehaltlos in den Dienst der Gesellschaft und der Gemeinschaft gestellt hat.

Hierzu für die Zukunft Gottes Segen zu wünschen, daß – um mit Bruder Jakobus zu sprechen – „... die Barmherzigkeit Gottes weiter alles weise fügen möge", sollte uns allen ein besonderes Anliegen sein.

Die Bedeutung der Bibel für unsere missionarische Arbeit

Neue Wege und Möglichkeiten*

Ludger Feldkämper SVD, Stuttgart

Einleitung

Der Titel des Referates spricht Allgemeines und Grundsätzliches aus, wogegen der Untertitel auf Konkretes und auf Beispiele abhebt. Ich möchte, um dem Thema gerecht zu werden, induktiv vorgehen. Von einigen konkreten Beispielen ausgehend möchte ich zu allgemeinen Beobachtungen über die Hl. Schrift für unsere missionarische Arbeit kommen.

Da es bei der missionarischen Arbeit um die „unsere" geht, habe ich diese nicht, wie im Missionsdekret des II. Vatikanischen Konzils Ad Gentes Nr. 6, auf die Erstverkündigung eingeschränkt verstanden, sondern wie in Evangelii Nuntiandi im weiteren Sinne der Evangelisierung.

Wir werden uns im Folgenden zunächst mit den neuen Wegen beschäftigen, d. h. mit dem, was man als de facto neu bezeichnen kann im Hinblick auf die Bibel in der missionarischen Arbeit (A). Im zweiten Teil geht es dann um die neuen Möglichkeiten aufgrund der neuen Sicht der Bibel und der Missionsarbeit (B). Schließlich werden wir versuchen, zusammenfassend etwas zur Bedeutung der Bibel für unsere missionarische Aufgabe zu sagen.

A. Neue Wege

„Wir haben etwas Neues gemacht." So ist ein Interview mit Joseph Kardinal Malula, Erzbischof von Kinshasa, überschrieben.[1] „Unsere Leute fangen an, mit der Bibel zu leben." „Wir sind gerade über die Bibel auf dem Weg, ein Volk, eine Gemeinschaft zu werden." „Die Bibel ist zu einer ganz wichtigen Quelle christlichen Alltags geworden." Mit diesen Sätzen beleuchtet der Kardinal die Bedeutung der Bibel in der missionarischen Situation seines Landes.

Diesen Worten möchte ich einige Beispiele hinzufügen, und zwar Kontrastbeispiele, die Wachstum und Entwicklung eines neuen Trends außer acht lassen, aber gerade deshalb das Neue besser veranschaulichen können.

---

* Referat anläßlich der Mitgliederversammlung des deutschen katholischen Missionsrates in Würzburg vom 1. bis 3. Juli 1987

1 *Herder Korrespondenz* 39/12 (Dez. 1985) 563–567.

I. Drei Kontrastbeispiele

1. Philippinen – Interkonfessionelle Zusammenarbeit

Aus den Anfängen der Bibelgesellschaften auf den Philippinen um 1898 wird aus der Stadt Vigan, 4000 km nördlich von Manila, berichtet: Am tradionellen Versammlungsort, der Hahnenkampfarena, versuchten die Kolporteure der Amerikanischen Bibelgesellschaft mit Hilfe des modernen Mittels des Filmes, Bibeln zu verteilen und Interesse dafür zu wecken. Der Kauf einer Bibel oder eines Bibelteiles galt als Eintrittskarte zu den Vorstellungen.[2]

Der offensichtliche Erfolg dieser Werbung erregte den Widerstand eines katholischen Priesters. Er lud zu einer Gegen-Filmvorführung ein und forderte die Leute auf, die von der Bibelgesellschaft gekauften Bibeln mitzubringen. Für jede ihm übergebene Bibel gewährte er freien Eintritt zur Filmvorführung. Die auf diese Weise gesammelten Bibeln wurden dann öffentlich verbrannt.

Hier sei daran erinnert, daß von Anfang an die Bibelgesellschaften mit einem starken missionarischen Engagement auftraten und so vielfach mit der missionierenden katholischen Kirche in Konkurrenz gerieten. Aus diesem Grund und wegen etwaiger polemischer Benutzung der Bibel wurden nicht nur die Bibelgesellschaften abgelehnt. Auch die Bibel als „Missionsmittel" erfreute sich keiner besonderen Hochschätzung. Die Frage: „Ist es heilsnotwendig, die Bibel zu lesen?" wurde entsprechend in der katholischen Kirche mit „nein" beantwortet.[3]

In dem oben erwähnten Ort Vigan wurde 1978 ein nach Johannes Paul I. benanntes bibelpastorales Zentrum gegründet. Vom April 1979 bis September 1983 konnten etwa 270 bibelpastorale Veranstaltungen durchgeführt werden (Bibeltage, Bibelwochenenden, Bibelkurse bis zur 10tägigen Dauer, biblische Exerzitien, Bibelfestivals, usw.), an denen 13000 Interessenten teilnahmen. Während dieser Zeit wurden zweimal ein Angebot der philippinischen Bibelgesellschaft von insgesamt 57000 Exemplaren des Neuen Testaments zu herabgesetzten Preisen dankbar angenommen und im Rahmen der vom Bibelzentrum veranstalteten Seminare verteilt. Am Tag der feierlichen Übergabe der vollständigen interkonfessionellen Ilokano-Bibel in der Kathedrale von Vigan konnten 1200 vollständige Bibeln verkauft werden.[4]

So hatte sich die Hoffnung der Väter der philippinischen Bibelgesellschaft auf ein „bibelliebendes Volk" erfüllt. Von der inzwischen möglich gewordenen

---

2 Zitiert aus: *WORLD ALIVE,* Bulletin des John Paul I Biblical Center, Vigan, Ilocos Sur, Philippinen, 1 (Dezember 1979) 10.

3 Vgl. *Denzinger-Schoenmetzer,* 1430. So auch nachzulesen in alten Dogmatikhandbüchern wie: *Johannes Perrone SJ,* Praelectiones Theologicae, Volumen III, De locis theologicis, Regensburg 1854, 153–161; *J. B. Heinrich,* Dogmatische Theologie, Erster Band, 2. Auflage, Mainz 1881, 828–832.

4 Informationen darüber in dem oben Nr. 2 erwähnten Bulletin *WORLD ALIVE.*

Zusammenarbeit der Konfessionen in der gemeinsamen Sache der Bibel haben sie damals wohl noch nichts ahnen können.

2. *Südafrika – Bibel und Katechismus*

Aus der Südafrikamission wird um 1900 folgende Aussage eines Missionars berichtet:

> „Was soll ein Kaffer mit der Bibel machen? Wir plagen ihn nicht mit Bibellesen und Bibelforschung, sondern sagen ihm kurz: Das hast du zu glauben und das hast du zu tun, und das ist vollständig hinreichend[5]."

Man mag den historischen Wert dieses Zeugnisses anzweifeln. Unbestreitbar ist jedoch, daß in der katholischen Missionsarbeit der Vergangenheit der Katechismus eine größere Rolle spielte als die Bibel. In seinem Buch „Die religiöse Unterweisung in den Heidenländern" hat Johannes Thauren 1935 darauf aufmerksam gemacht, daß „der Katechismus, die elementare Zusammenfassung der katholischen Wahrheit, praktisch wichtiger als die Bibel" ist[6].

Die historischen Gründe für diese Tatsache erklärt Joseph Andreas Jungmann wie folgt:

> „Die Katechismen, die in der Zeit der Glaubensspaltung entstanden, waren notgedrungen Schutzdämme gegen die Häresie. Es waren Notbauten..., klare Begriffe und die Betonung der Unterscheidungslehren waren damals besonders wichtig[7]."

Damit stimmt überein, was Kardinal Zoungrana, der zweite Präsident der Katholischen Welt-Bibelföderation, in einem Artikel „La Bible et le Continent Africain" sagt:

> „Die jungen Kirchen sind seit den Tagen ihrer Gründung tief geprägt worden durch die Vorstellungen und Praktiken jener Epoche, nämlich durch den Katechismus. Das Unangemessene lag darin, daß man sich das christliche Leben vorstellte als eine Doktrin, die man glauben, und als eine Moral, die man praktizieren müsse, und daß man ein wenig vergaß, daß es ebenso ein ständiger Anruf des Geistes ist, der im Wort Gottes, und zwar gelesen im Zusammenhang mit den Zeichen des täglichen Lebens, gehört wird[8]."

---

5 *Aus G. Warneck,* Evangelische Missionslehre, 3. Abt. 2. Hälfte, Gotha 1900, 189, Anm. 1 zitiert von *Th. Ohm,* Die Heilige Schrift als Missionsmittel, ZM 27 (1937) 87, Anm. 8.

6 Zitiert von *Th. Ohm,* a.a.O., 88.

7 *J. A. Jungmann,* Katechetik, Wien 2, 1955, 75, zitiert in: *W. Bühlmann,* Die Bibel in der katholischen Weltmission, in: *Joh. Beckmann* (Hrsg.), Die Heilige Schrift in den katholischen Missionen, Schöneck-Beckenried, 1966, 9, Anm. 32.

8 *P. Zoungrana,* „La Bible et le Continent Africain", in: La Documentation Catholique, 4 juin 1978, 509–511.

Rolle und Bedeutung der Katechismen haben sich in den letzten 50 Jahren geändert. Gerade ein Jahr vor Erscheinen seines Artikels „Die Hl. Schrift als Missionsmittel", in dem Thomas Ohm noch die geringe Bedeutung der Bibel in der missionarischen Aufgabe der katholischen Kirche im Vergleich mit dem Katechismus beklagte,[9] hatte Joseph Andreas Jungmann sein epochemachendes Werk, „Die Frohbotschaft und unsere Glaubensverkündigung", Regensburg 1936, veröffentlicht. Zumal die nach dem Ersten Weltkrieg aufkommende Bibelbewegung hat „zu einem neuen Ernstnehmen des Wortes Gottes als Grundlage und Inhalt nicht nur der Bibel, sondern auch des Katechismus geführt".[10]

Um eine an der Bibel orientierte Katechese bemühen sich seit langem Theoretiker und Praktiker. Ja, man geht noch weiter. Im Zusammenhang mit der vielfach beschworenen neuen Evangelisierung ist immer wieder von der Rolle der Bibel die Rede. In Lateinamerika spricht man anläßlich der 500-Jahrfeier der Evangelisierung des Kontinents vom Katechismus als dem Buch der ersten, und von der Bibel als dem Buch der zweiten Evangelisierung.

P. César Herrera, Regionalkoordinator für Bibelpastoral in Lateinamerika, sagt dazu:

> „Die Bibel ist dazu bestimmt, in dieser neuen Ära der Evangelisierung die Hauptrolle zu spielen. Die erste Evangelisierung der Völker Lateinamerikas geschah im Gefolge des Konzils von Trient und mit dem Katechismus als Hauptmissionsmittel... Nach dem II. Vatikanischen Konzil gilt für das dritte Millenium, daß die Bischöfe der ganzen Welt alles tun sollen, um die Hl. Schrift allen leicht zugänglich zu machen" (Offenbarungskonstitutionen 22; Paul VI. in den Ansprachen zur Gründung der WCFBA). „Die Bibel müßte sozusagen das Handbuch werden für alle Christen in dieser neuen Ära der Evangelisierung[11]."

3. Mexiko – Bibelverbreitung und Inkulturation

Der erste Bischof von Mexiko, Juan de Zumarraga, schrieb im Nachwort zu seiner Doctrina brevis 1543: „Wollte Gott, daß die Hl. Schrift in die Sprachen aller Völker des gesamten Erdkreises übersetzt wäre, damit nicht nur die Indianer, sondern auch die anderen barbarischen Völker sie lesen und verstehen könnten[12]."

Diese Wünsche des Bischofs blieben nicht unerfüllt – auch wenn ihre Erfüllung vielleicht lange auf sich warten ließ. Allein der Verlag Editorial Verbo Divino in Spanien hat in den etwa 25 Jahren seiner Existenz fast 20 Millionen Bibeln, hauptsächlich für Lateinamerika, herausgebracht. Und die dritte Ge-

9 A.a.O. (vgl. oben Anm. 5) 87f.

10 *Th. Filthaut,* Katechetische Erneuerung, LThK, Bd. 6, Freiburg 1961, Sp. 38.

11 *WORD-EVENT* XVI/1&2 (1965) 6.

12 Zitiert in: *M. Meinertz,* Bibel und Mission, ZMR (1950) 14.

neralversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe hat bekanntlich in Pueblo, Mexiko, 1979, in Abwandlung des Konzilswortes von der Hl. Schrift als der „Seele der Theologie",[13] von der Bibel als der „Seele der Evangelisierung" gesprochen.[14]

Wichtig scheint mir auch folgender Zusammenhang: Drei Jahre nach dem oben zitierten Wunsch Bischof Zumarragas wurde im Jahre 1546 in Kolumbien die erste der sogenannten „neuen religiösen Bewegungen" gegründet, die heute auf allen Kontinenten zu einer neuen Herausforderung für die missionarische Arbeit werden. In Afrika, zum Beipsiel, gibt es nicht weniger als 10000 solcher Bewegungen mit 10 Millionen Anhängern, davon allein 3500 in Südafrika. Viele dieser Bewegungen berufen sich dabei gerade auf die Bibel, und zwar nicht so sehr als Glaubens- und Moralhandbuch, sondern als Lebensbuch, das sie aus den Gegebenheiten ihrer eigenen jeweiligen Kultur verstehen und sich zu eigen machen.[15]

II. Dreifache Situationsbeschreibung

Neue Möglichkeiten, neue Wege, neue Herausforderungen. Die oben angeführten Beispiele sollten uns dies exemplarisch und schlaglichtartig veranschaulichen.

Die so entstandene neue Situation läßt sich durch folgende drei Stichpunkte charakterisieren.

1. Übersetzertätigkeit

In den Jahrzehnten seit dem II. Vatikanischen Konzil ist gerade auch unter Katholiken eine rege Übersetzertätigkeit der Bibel in Gang gekommen. Genauere Zahlen liegen uns darüber leider immer noch nicht vor. P. Walbert Bühlmann hat einen Abschnitt seines Beitrages „Die Bibel in der katholischen Weltmission" mit „Unwissenheit über katholische Bibelübersetzungsarbeit in den Missionen" überschrieben.[16] Angeregt durch diesen Hinweis ist P. Piet Rijks, CSSp, im Generalsekretariat der Katholischen Welt-Bibelföderation dabei, intensiv und systematisch Informationen über katholische und interkonfessionelle Bibelübersetzungen zu sammeln. Die erste Auflistung solcher Übersetzungen, die auch liturgische Perikopen, Leben-Jesu-Darstellungen, usw. umfaßt, ist 1986 für den pazifischen Raum erschienen.[17]

---

13 II. Vatikan. Konzil, Offenbarungskonstitution *DEI VERBUM* Nr. 24.

14 *PUEBLA*, Dokumente der III. Vollversammlung der Lateinamerikanischen Bischöfe, Nr. 372.

15 *H. W. Turner*, New Mission Task – Worldwide and Waiting, MISSIOLOGY 13 (1985) 5–21.

16 A.a.O. (vgl. oben Anm. 7), 15–19.

17 *P. Rijks, CSSp*, Guide To Catholic Bible Translations, Vol. 1 The Pacific, WCFBA, Stuttgart, 1986

Im Augenblick werden von 573 vom Weltbund der Bibelgesellschaften betreuten Übersetzungsprojekten 161 mit Beteiligung von Katholiken durchgeführt.[18] Nach der Weisung des II. Vatikanischen Konzils[19] wurde das möglich durch die Richtlinien für interkonfessionelle Zusammenarbeit in der Bibelübersetzung, die Pfingsten 1968 vom Vatikanischen Einheitssekretariat und dem Weltbund der Bibelgesellschaften herausgegeben wurden und nach den Erfahrungen von fast 20jähriger Zusammenarbeit am 16. November, dem Todestag Kardinal Beas, in zweiter Auflage veröffentlicht werden sollen.

Trotz der guten Zusammenarbeit auf dem Gebiet Bibelübersetzung, wird man sich katholischerseits mit der Herstellung interkonfessioneller Bibeln nicht vollends zufrieden geben. Die Bibelgesellschaften, als ein weltweites Verlagsunternehmen im Dienste der Kirchen, haben herkömmlicherweise am Prinzip der Bibeln ohne Anmerkungen festgehalten. Die katholische Tradition dagegen, die in der Offenbarungskonstitution des II. Vatikanischen Konzils wieder aufgegriffen wurde, spricht von „Übersetzungen der Hl. Texte, die mit den notwendigen und wirklich ausreichenden Erklärungen versehen sind, damit die Kinder der Kirche sicher und mit Nutzen mit den Hl. Schriften umgehen, und von ihrem Geist durchdrungen werden".[20] Hier ist jedoch zu erwähnen, daß sich die Bibelgesellschaften in mehreren Ländern und Regionen um sogenannte Studienbibeln mit exegetischen Anmerkungen bemühen.

Zweifellos wurde die intensive Übersetzertätigkeit unter Katholiken notwendig durch die muttersprachliche Liturgie und auch die Bibelübersetzungen, die an erster Stelle für den liturgischen Gebrauch bestimmt sind, haben eine „missionarische Dimension", insofern die Feier der Liturgie ein wesentlicher Teil, wenn nicht gar der wichtigste, der Evangelisierung der Kirche ist. Andererseits wird man eine andere Art von Bibelübersetzung einen „missionarischen Bibeltyp" nennen dürfen, nämlich die Übersetzung vom Typ der „dynamischen Äquivalenz" wie „Die Gute Nachricht". Durch diese Übersetzung sollen gerade diejenigen angesprochen werden, die mit der „Kirchensprache" noch nicht oder nicht mehr vertraut sind. Die Erfahrung mit Bibelarbeit unter einfachen Leuten zeigt, daß diese Art der Übersetzung dabei viel brauchbarer ist als die der sogenannten „formellen Korrespondenz".

In Veröffentlichungen der Bibelgesellschaften wird darauf hingewiesen, daß die Bibel, oder wenigstens Teile davon, zwar nur in etwa 1500 der circa 5000 Sprachen in Übersetzung vorliegen, daß aber etwa 80–90% der Weltbevölkerung die Bibel in ihrer Sprache zugänglich ist.[21] Missionare müßten davon überzeugt sein, daß alle Menschen das Recht haben, Gottes Wort in ihrer ei-

18 World Translation Progress Report 1987, *UNITED BIBLE SOCIETIES*, London.

19 Vat. II., Offenbarungskonstitution *DEI VERBUM*, Nr. 22.

20 Ebd. Nr. 25

21 Vgl. dazu ausführlich: *E. A. Nida*, „Bible Translation for the Eighties", International Review of Mission LXX (1981) 130–139.

genen Muttersprache zu hören und zu lesen. Zwei Schwierigkeiten stehen dieser noch zu erfüllenden Aufgabe entgegen: Mangel an Zeit und Geld. Aber bei diesen Schwierigkeiten stellt sich dann die Frage nach unseren Prioritäten.

Ein letzter Hinweis im Zusammenhang mit Bibelübersetzungen und -veröffentlichungen, der ebenfalls besonders Missionare angeht: Bibeln für Angehörige anderer Religionen. Die Offenbarungskonstitution des II. Vatikanischen Konzils sagt ausdrücklich:

> „Darüber hinaus sollen mit entsprechenden Anmerkungen versehene Ausgaben der Hl. Schrift geschaffen werden, die auch Nicht-Christen gebrauchen können und die ihren Verhältnissen angepaßt sind. Die Seelsorger und die Christen jeden Standes sollen auf jede Weise ... für ihre Verbreitung sorgen."[22]

Nach unseren Informationen hat man sich von katholischer Seite mit diesem Anliegen noch nicht ernstlich befaßt.

Daß wir im Zeitalter des Dialogs den heiligen Schriften anderer Religionen Aufmerksamkeit schenken sollten, müßte zu einer Selbstverständlichkeit geworden sein. In einem Land wie Indien ist man daran besonders interessiert. Schon vor einigen Jahren wurde dort ein Seminar dem Wert und der Autorität dieser Schriften gewidmet.[23] Auch auf der dritten Vollversammlung der Katholischen Welt-Bibelföderation 1984 in Bangalore kam dieses Thema sowohl in den Diskussionen als auch in den para-liturgischen Gottesdiensten zur Sprache.[24]

2. *Hunger nach dem Wort Gottes*

Das zweite Phänomen, das die neue Situation in der missionarischen Kirche bezüglich der Hl. Schrift kennzeichnet, ist, wie allgemein bekannt, das wachsende Interesse an der Bibel in der Kirche weltweit, zumal unter den Laien. Scheint in unseren Breiten der Bibelfrühling der Jahre nach dem Konzil wieder abgeklungen zu sein,[25] so entdeckt man in den Schwesterkirchen der sog. Dritten Welt einen bisher nie dagewesenen Hunger nach dem Wort Gottes. Besonders greifbar ist er in den Bewegungen wie der Charismatischen oder Gemeindeerneuerung, im Neokatechumenat, im „Marriage Encounter", in der Bewegung für eine Bessere Welt, usw. Die Mitglieder solcher Bewegungen und Gruppen zeigen sich dem Wort Gottes gegenüber besonders aufgeschlossen.

---

22 Vat. II., Offenbarungskonstitution *DEI VERBUM*, Nr. 25.

23 *D. S. Amalorpavadass*, Research Seminar on Non-Biblical Scriptures, Bangalore, 1974.

24 *R. J. Delaney* (Hrsg.), WCFBA III Plenary Assembly, Stuttgart 1985, 27–31.281293.

25 *U. Ruh*, Die Bibel lesen, Herder Korrespondenz 39/12 (1985) 541–543.

Das Interesse an der Hl. Schrift ist auch ein ausgeprägtes Merkmal der Basisgemeinschaften. Beim ersten Lateinamerikatreffen für das katholische Bibelapostolat in Bogotá, Kolumbien, im Juli 1985,[26] suchten die Delegierten Brasiliens finanzielle Unterstützung für ein Projekt von acht Millionen Bibeln für die 200000 Basisgemeinschaften und 100000 Bibelgruppen. Bei einem Besuch in einer der Favelas von São Paulo sagte der Familienvater uns spontan: „Welche Hoffnung hätten wir ohne die Bibel und ohne die Kirche?"

Das Neuheitserlebnis im Umgang mit der Bibel in den sog. Jungen Kirchen darf sicher als ein Zeichen der wirksamen Gegenwart des Gottesgeistes in Kirche und Welt von heute angesehen werden. Ob die Konzilsväter diesen Bibelfrühling vorausgesehen haben, als sie im VI. Kapitel der Offenbarungskonstitution die Weisung gaben, die Hl. Schrift solle allen an Christus Glaubenden weit offen stehen und leicht zugänglich sein?[27]

Das wachsende Interesse an der Bibel, vor allem unter den Laien, ist eine Herausforderung für die missionarische und pastorale Arbeit der Kirche: Immer noch treten Katholiken zu protestantischen Gruppen und Sekten über, weil sie „dort die Bibel lesen können". Es ist bedrückend noch 20 Jahre nach dem Konzil die Meinung anzutreffen, die Bibel sei ein „protestantisches Buch". Der Erfolg der Sekten ist wohl kaum allein der Möglichkeit der Bibellektüre und des Bibelgesprächs zuzuschreiben; aber die Bibel ist dabei sicher ein wichtiger Grund.

Nach einer unter Laien oft gehörten Klage sind viele Priester entweder nicht interessiert oder nicht in der Lage, sie in den verantwortlichen Umgang mit der Hl. Schrift einzuführen. Natürlich ist auch hier wie bei anderen Verallgemeinerungen Vorsicht geboten. Aber immer wiederkehrende gleiche Klagen entbehren gewöhnlich nicht jeglicher Grundlage.

Die neben der Interessenlosigkeit beklagte Unsicherheit oder Unbeholfenheit mag daher rühren, daß in den Priesterseminaren neben der Exegese bisher kaum eine Einführung in die Bibelpastoral gegeben wurde. Der vom Theologiestudenten und Priesteramtskandidaten erlernte Umgang mit der historisch-kritischen Methode ist für viele Laien uninteressant. Was die meisten von ihnen wollen und brauchen, ist ein lebensbezogener Umgang mit der Hl. Schrift. Die exegetischen Methoden, die selbstverständlich ihre Bedeutung behalten, sind nur ein Zugang zur Hl. Schrift, die durch andere, auch Laien verständliche Weisen des Umgangs ergänzt werden müssen.

Die bessere, mehr auf die Bibelpastoral ausgerichtete Ausbildung von Theologiestudenten und Priesteramtskandidaten ist jedoch nicht die einzige Lösung des Problems. Die Bibel als Buch der Glaubenserfahrungen des Volkes Gottes ist ja Buch des ganzen Volkes, also auch der Laien. Daher sind auch

---

26 Ausführlich darüber in dem in Anm. 11 genannten Doppelheft von WORD-EVENT.

27 Vat. II., Offenbarungskonstitution *DEI VERBUM*, Nr. 22 (Missionari Verbiti, I-00040 Nemi [Roma], Italien).

sie dazu berufen, andere in die Hl. Schrift einzuführen. Dieser Überzeugung und diesem Verlangen entspricht der immer mehr und immer stärker werdende Ruf nach soliden Ausbildungsmöglichkeiten gerade für Laien.

Innerhalb der Katholischen Welt-Bibelföderation ist schon auf der II. Vollversammlung im Jahre 1978 der Ruf nach bibelpastoralen Zentren in Afrika für Afrika, in Asien für Asien, usw. laut geworden. Jetzt hat sich das Exekutivkomitee der Föderation hinter den Plan eines fünfmonatigen bibelpastoralen Kurses gestellt, der von August bis Dezember dieses Jahres erstmalig in Nemi bei Rom durchgeführt wird.[28] Teilnehmer sind nicht nur Priester und Ordensleute, sondern auch Laien, die wenigstens zwei Jahre auf dem Gebiet der Bibelpastoral gearbeitet haben und sich weiter darin betätigen werden.

Die bessere biblische Ausbildung der Laien ist auch gerade wegen des sich überall verbreitenden Fundamentalismus ein Gebot der Stunde. Bei aller Berechtigung des Bemühens um die Bedeutung der Heiligen Schrift für uns hier und heute, darf nicht übersehen werden, daß sie aus einer Zeit und Kultur stammt, die nicht die unsrige ist, und daß Gott in seiner Weisheit (die uns manchmal als Torheit anmutet) beschlossen hat, durch diese oft befremdlichen Schriften zu uns zu sprechen. Wer die „historische" Dimension des inspirierten Gotteswortes übersieht, nimmt letztlich wohl die Inkarnation des Wortes nicht ernst.

3. Auslegung der Bibel im Kontext des Lebens

Das besagt zunächst, daß es hier nicht um den exegetischen Zugang zur Bibel geht. Rein exegetisches Interesses geht den meisten Laien ab. Sie wollen vielmehr wissen, was der Text, die Botschaft, für sie hier und heute bedeutet. Es geht also um den Gegenwartsbezug, um die Relevanz des Textes. Papst Paul VI. spricht in diesem Zusammenhang von einer doppelten Treue, der die Kirche bei der Aufgabe der Evangelisierung verpflichtet ist: „Diese Treue gegenüber einer Botschaft, deren Diener wir sind, und gegenüber den Menschen, denen wir sie unversehrt und lebendig vermitteln müssen, ist der Kernpunkt der Evangelisierung."[29] Eine nur am Text orientierte Auslegung, die den Empfänger der Botschaft außer acht läßt, ist nicht verantwortbar. Kardinal König sagte 1978 in Malta zur Eröffnung der II. Vollversammlung der Katholischen Welt-Bibelföderation: „Unsere Aufgabe ist es nicht, allein und in erster Linie ein Buch zu interpretieren, sondern das Leben, aber das geschieht im Licht des Wortes, das uns in der Bibel in hervorragender Weise zugänglich ist."[30]

---

28 *Bibelpastorales Zentrum DEI VERBUM*, Missionari Verbiti, I-00040, Nemi (Roma), Italien.

29 Paul VI., Apostolisches Schreiben *EVANGELII NUNTIANDI* Nr. 4.

30 Die Rede Kardinal Königs im Wortlaut und vollem Umfang in: *R. J. Delaney* (Hrsg.), WCFBA II Plenary Assembly, Stuttgart 1979, S.

Das Verhältnis Bibel und Leben ist zunächst zu verstehen als eine Bewegung „von der Bibel zum Leben": das Leben im Licht des Wortes deuten. Aber auch das umgekehrte Verhältnis gilt: „Vom Leben zur Bibel." Da dem Volk das Instrumentarium der historisch-kritischen Methode abgehe – so betont P. Carlos Mesters – steht als einziges Mittel der Interpretation das Leben, bzw. die Erfahrung mit dem Leben, zur Verfügung.

Lektüre der Bibel im Kontext des Lebens bedeutet aber auch, daß das Leben umgestaltet wird durch die Kraft des Wortes, die uns durch die Bibel zugänglich ist. Hier wiederum kommt den Laien eine besondere Aufgabe und Kompetenz zu. Papst Paul VI. nennt „die weite und schwierige Welt der Politik, des Sozialen und der Wirtschaft, aber auch der Kultur, der Wissenschaften und Künste, des internationalen Lebens und der Massenmedien, ebenso gewisse Wirklichkeiten, die der Evangelisierung offenstehen wie Liebe, Familie, Kinder- und Jugenderziehung, Berufsarbeit, Leiden, usw." das eigentliche Feld der Evangelisierung und Tätigkeit der Laien. Diese Wirklichkeiten, so fährt er fort, können in den Dienst der Erbauung des Reiches Gottes treten durch „vom Evangelium geprägte Laien".[31] Hier greift er wohl auf einen Gedanken aus dem Dekret über das Apostolat der Laien zurück, in dem es heißt: „Nur im Licht des Glaubens und in der betenden Versenkung in Gottes Wort wird es möglich, ... richtig zu beurteilen, welche Bedeutung und welchen Wert die zeitlichen Dinge in sich selbst und in Hinordnung auf das Ziel des Menschen haben."[32]

B. Neue Möglichkeiten

Die neue Sicht der Bibel und der Missionsarbeit

Noch 10 Jahre vor Verabschiedung dieses Konzilstextes hatte ein Missionar sich über mangelndes Interesse an der Hl. Schrift beklagt und eine neue Sicht der Bibel gefordert: „Das erste, was wir tun sollten, wäre, die Missionare selber zu bekehren... Der erste Grund, warum sich niemand kümmert um die Frage der Bibel in der christlichen Erziehung, ist, daß im Herzen niemand an ihren Nutzen glaubt... Wir wurden ja nie dazu erzogen, unsere Frömmigkeit in biblischen Worten auszudrücken. Es war doch immer das Gleiche: Die Hl. Schrift war eine Vorratskammer von Argumenten, von Beispielen, von schönen Worten, um damit unsere theologischen Thesen zu beweisen und zu illustrieren... Das erste, was wir also tun sollten, wäre den Missionaren einen neue Sicht der Bibel zu geben und vor allem ihnen zu helfen in ihrem täglichen Leben aus der Bibel zu leben..."[33]

---

31 Paul VI., *Evangelii Nuntiandi,* Nr. 70.

32 Vat. II., Dekret über das Apostolat der Laien *APOSTOLICAM ACTUOSITATEM,* Nr. 4.

33 Zitiert in: *W. Bühlmann,* a.a.O. (vgl. Anm. 7), 16, Anm. 73.

I. Die neue Sicht der Bibel

Die „neue Sicht der Bibel", die sich seit der Enzyklika Pius XII. „Divino Afflante Spiritu" (1943) angebahnt und im II. Vatikanischen Konzil (1962–65) offiziell durchgesetzt hat, wollen wir kurz bedenken und skizzenhaft darstellen.

Zur allgemeinen Einleitung, in der dem Theologiestudenten ein Globalverständnis der Bibel geboten wird, gehören herkömmlicherweise die Traktate: Offenbarung, Inspiration, Text, Kanon, Hermeneutik. Wir wollen uns an dieses Schema halten bei der Frage nach der „neuen Sicht der Bibel".

1. Offenbarung

Das gewandelte Offenbarungsverständnis, das für die Sicht der Bibel von eminenter Bedeutung ist, drückt sich im ersten Kapitel der dogmatischen Konstitution Dei Verbum aus:

> „Gott hat in seiner Güte und Weisheit beschlossen, sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens kundzutun (vgl. Eph. 1,9)... Das Offenbarungsgeschehen ereignet sich in Tat und Wort, die innerlich miteinander verknüpft sind: die Werke nämlich, die Gott im Verlauf der Heilsgeschichte wirkt, offenbaren und bestärken die Lehre und die durch Worte bezeichneten Wirklichkeiten; die Worte verkündigen die Werke und lassen das Geheimnis, das sie enthalten, ans Licht treten."[34]

Das Verhältnis von Wort und Ereignis ist hier von besonderer Bedeutung. Es ging den Konzilsvätern darum,

> „den neuscholastischen Intellektualismus zu überwinden, für den Offenbarung hauptsächlich die Vorlage geheimnisvoller übernatürlicher Lehren bedeutete".[35]

Was die Bibel bezeugt, ist also Gottes Offenbarung in der Geschichte, im ganz konkreten Leben. Darum geht es auch in den Aussagen der Pastoralkonstitution Gaudium et Spes, wonach der Kirche allzeit die Pflicht obliegt, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten".[36] Und die Interpretation der Bibel steht letztlich, nach dem oben zitierten Wort Kardinal Königs, im Dienst der Auslegung des Lebens.

2. Inspiration

Früher dachte man bei Inspiration an einzelne, inspirierte Autoren. Mit Hilfe aristotelisch-thomistischer Denkkategorien stellte man sich den Vorgang der

---

34 Vat. II., Offenbarungskonstitution *DEI VERBUM*, Nr. 2.

35 *Josef Ratzinger*, Kommentar zu Nr. 2 der Offenbarungskonstitution, LThK, Das zweite Vatikanische Konzil, Bd. 2, 507.

36 Vat. II., Pastoralkonstitution *GAUDIUM ET SPES*, Nr. 4.

Inspiration als ein Zusammenwirken zwischen Gott und dem menschlichen Autor vor. Seit mindestens 25 Jahren halten anerkannte Katholische Bibelwissenschaftler wie J. L. McKenzie, D. J. McCarthy, Luis Alonso-Schökel, Norbert Lohfink, Pierre Grelot und andere diese Sicht der Dinge für zu einfach. Sie sehen die inspirierten Autoren als Glieder von Gemeinschaften (Israel, die Kirche), deren Glaubensüberzeugungen sie, mit einem besonderen Charisma begabt, formulieren. Man spricht in diesem Zusammenhang von „Soziologie der Inspiration"[37] und in analogem Sinne von der Gemeinschaft als dem Autor der inspirierten Bücher.

Als praktische Schlußfolgerung ergibt sich: Wenn die Bibel als inspiriertes Gotteswort in den Glaubenserfahrungen von Gemeinschaften, dem Volk Gottes wurzelt und sie also von ihrem Ursprung her ein Buch der Gemeinschaft ist, dann ist auch die Gemeinschaft mit ihren Erfahrungen im ganz konkreten Leben der Ort, in dem die Bibel „sachgemäß" gelesen wird. In der Bibel selbst liegt somit die Rechtfertigung für den gemeinsamen Umgang mit der Bibel, wie er in Bibelkreisen und Basisgemeinschaften praktiziert wird.

3. Text

Bei ihrem Versuch der Rekonstruktion des ursprünglichen biblischen Textes sind die Textkritiker seit langem folgender bemerkenswerten Tatsache auf die Spur gekommen: Neben der Sorge, den Text unverändert weiterzugeben, ihn also „festzuschreiben", zeigt sich schon seit den ersten Anfängen seiner Überlieferung das Bemühen, den Text den Lesern verständlich zu machen, ihn also in gewissem Sinne „fortzuschreiben". Dieses zweifache Bemühen setzt sich noch heute fort:

> „An der Frage der Fortschreibung der biblischen Botschaft scheiden sich heute die Geister in der Kirche... Während die einen ihr Augenmerk vornehmlich auf die biblische Tradition richten und den Bibeltext bis in den Wortlaut hinein zu wiederholen trachten, fassen die anderen gleichzeitig die gegenwärtige Situation ins Auge, und suchen den Bibeltext vor allem zu aktualisieren. Diese Spannung innerhalb der Kirche ist nicht erst von heute, sie findet sich bereits in der Bibel."[38]

Was in der Bibelarbeit der Basisgemeinschaften geschieht, mag bei solchen, die an der Festschreibung interessiert sind, ein Schmunzeln oder ein Stirnerunzeln hervorrufen. Es fragt sich nur, ob dieser Umgang mit der Schrift als Fortschreibung der biblischen Botschaft nicht von der Bibel selbst her zu rechtfertigen ist.

---

37 Vgl. *Luis Alonso-Schökel,* The Inspired Word, New York 1965, „The Author and the Inspired Community: The Sociology of Inspiration", 217–233.

38 *H. Zahrnt,* Warum ich glaube: Meine Sache mit Gott, München 1977, 115f.

4. Kanon

In den traditionellen Handbüchern wurde die Geschichte des Kanons und des Problems der deuterokanonischen Bücher ausführlich dargelegt. Später stellte man die Frage nach dem „Kanon im Kanon". Seit einiger Zeit hat sich das Interesse wiederum verlagert. Vor allem englisch-sprachige Forscher bemühen sich um eine Kanonkritik, die sich mit der Traditions- und Redaktionsgeschichte darin trifft, daß sie in dem einen Kanon der normativen biblischen Schriften eine Fülle, einen Reichtum, einen Pluralismus von verschiedenen Theologien und Darstellungsweisen findet.

Auch diese neue Sicht hat praktische Konsequenzen. Wenn man heute von „Theologien im Kontext" spricht, von der afrikanischen, lateinamerikanischen, asiatischen, usw., so ist auch dieses Bemühen von der Bibel her zu rechtfertigen.

5. Hermeneutik

Früher ging man stillschweigend von der Annahme aus, daß ein Text eine fest umschriebene bzw. umschreibbare, authentische, überall gleiche Bedeutung habe, nämlich: was der Autor mit seinem Text sagen wolle. Durch die Anwendung angeblich neutraler Methoden war diese dann zu erheben. Diese Sicht hat sich der Natur des geschriebenen Wortes als nicht entsprechend erwiesen. „Die moderne Hermeneutik hat erkannt, daß ein Text als solcher eine eigene Sinnbedeutung (Textbedeutung) hat, die über das hinausgeht, was der Autor sagen wollte (Autorenbedeutung), oder was die ursprünglichen Hörer von ihm verstanden haben (Zuhörerbedeutung)."[39]

Die praktischen Implikationen dieser Sicht lassen sich, auf einen bestimmten biblischen Text angewandt, wie folgt beschreiben:

> „Das macht einen Text, wie z. B. das Johannesevangelium, schon von seinem Charakter her vieldeutig. Er umschließt eine schier unerschöpfliche Zahl von Sinnbedeutungen, die nach und nach aktualisiert werden, wenn jeweils andere Leser mit unterschiedlichen Vorverständnissen oder Horizonten dem Text begegnen. In eben diese Begegnung von Text und Leser, oder besser gesagt in der Verschmelzung der beiderseitigen Horizonte, kommt der Sinn des Textes zum Vorschein. Dabei werden die Leser, je nach ihrem unterschiedlichen Horizont, auch verschiedene Sinnbedeutungen in einem Text erkennen."

Diese sich immer mehr durchsetzende Sicht ist auch für die Bedeutung der Bibel in der missionarischen Kirche eminent wichtig. Sie ist eine Wiederentdeckung der Bibel als Buch des Volkes.

---

39 *G. M. Soares-Prabhu,* Wir werden bei ihm wohnen. Das Johannesevangelium in indischer Deutung. Herder 1984, 13.

40 Ebd. S. 13.

II. Die neue Sicht unserer missionarischen Arbeit

Der „neuen Sicht der Bibel" wäre nun die „neue Sicht der missionarischen Arbeit" gegenüberzustellen. Es hieße aber Eulen nach Athen tragen, wollte ich mich über den Wandel des Verständnisses von Mission und missionarischer Arbeit ausführlich äußern, wozu mir auch die nötige Kompetenz eines Missiologen fehlt. Deshalb möchte ich nur einige Punkte nennen.

Missionarische Arbeit ist längst nicht mehr auf die früher sogenannten Missionsländer beschränkt. Die Einsicht hat sich durchgesetzt, daß auch Frankreich, Deutschland, Europa Missionsländer sind. „Mission in sechs Kontinenten"; „Von der Westkirche zur Weltkirche", das sind griffige Formeln, die die augenblickliche Situation und Diskussion zum Ausdruck bringen.

Ein Missiologe, von mir nach seinem Verständnis der missionarischen Aufgabe der Kirche heute befragt, faßte es in etwa drei Stichwörtern zusammen: Humanisierung, Enteuropäisierung, und Reich-Gottes-als-eschatologische Gestalt(ung)-der-Welt.

1. Humanisierung

Das heißt: Förderung und Pflege des Humanum, der Menschen- und Personenwürde; das heißt: die Befreiung zur eigenen Identität, Hilfe zur Selbstfindung. Denn: „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch: Gloria dei – Homo vivens" (Irenäus).

2. Enteuropäisierung

Damit meint er: die Förderung des Heranwachsens der Kirche, verstanden als Heilszeichen und Sakrament der Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott, bestehend aus eigenständigen, authentischen, in Kommunikation miteinander stehenden Ortskirchen, die sich gegenseitig bereichern und so zur „katholischen" Kirche (im ursprünglichen Sinne des Wortes) werden.

3. Reich Gottes als eschatologische Gestalt(ung) der Welt

Das will wohl besagen: die Welt als die Schöpfung Gottes, zu der Gott unterwegs ist; die Welt als Ort und Ziel der Missio Dei; die Welt, die Gott zu sich heimholt, damit er „alles in allem ist" (vgl. 1 Kor 15,28); die Welt also, in der sich das Reich Gottes verwirklicht.

Wenn mit diesen Stichworten die missionarische Arbeit der Kirche von heute annähernd zutreffend beschrieben ist, müssen wir jetzt die Frage hinzufügen, welche Bedeutung die Bibel für diese so beschriebenen Aufgaben hat. Dazu möchte ich nun drei Vertreter der Jungen Kirchen zu Wort kommen lassen, die auf ihre Weise je Relevantes zu unserem Thema gesagt haben.

C. Die Bedeutung der Bibel für unsere missionarische Aufgabe

I. Drei Zeugnisse

1. Indien: George M. Soares-Prabhu, SJ

Suche nach einer indischen Hermeneutik

Vielen ist der indische Jesuit und Exeget durch die Herausgabe eines Bändchens über die Interpretation des Johannesevangeliums aus indischer Sicht bekannt.[41] In einem Diskussionspapier unter dem Titel: „Commitment and Conversion: A Biblical Hermeneutic for India Today"[42] legt er grundsätzliche Überlegungen zur Lektüre der Bibel im indischen Kontext vor.

Zunächst demaskiert er dann die historisch-kritische Methode der Exegese als „westlich":

> „Die historisch-kritische Methode wird immer noch dargelegt als wertfreie, kulturell neutrale Methode, die überall normativ ist. Und doch spiegelt sie in ihrem extremen Individualismus, ihrer Aufsplitterung und Ausrichtung auf eine intensive und unverantwortliche Produktion um der Produktion willen auffälligerweise die wirtschaftliche Gesellschaft wider, in der sie praktiziert wird. Denn biblische Exegese im Westen ... ist in ein Stadium höchster Privatisierung geraten. Sie ist längst kein Gemeinschaftsunternehmen mehr ... Vielmehr basiert sie auf den höchst persönlichen Einsichten individueller Wissenschaftler, die sich nicht ihrer Kommunität, sondern ihrer exegetischen Zunft gegenüber verantwortlich fühlen."

> „Die Bibel ist zum Privateigentum der Bibelwissenschaftler geworden. Das Ergebnis davon ist, daß die Exegese ihre sozialen Verankerungen und ihre sozialen Anliegen verloren hat. Die Botschaft der Bibel hat keine Bedeutung mehr."

Das sind kritische Worte, die den pastoralen Bemühungen vieler Exegeten sicher nicht gerecht werden. Soares-Prabhu erkennt trotzdem die Berechtigung dieser „westlichen" historisch-kritischen Methode an.

> „Die historische Kritik ist nicht überflüssig, noch können wir ihre Errungenschaften ignorieren. Aber wir müssen uns der Grenzen dieser Methode bewußt werden, wie auch der Gefahr ihres ideologischen Mißbrauches."

Das eigentliche Anliegen seiner Reflexionen ist aber eine indische Methode der Auslegung, die sowohl kritisch als auch relevant ist, treu gegenüber dem Text und antwortend auf die spezifischen Fragen des indischen Auslegers.

41 Vgl. Anm. 39.

42 Mir nur vervielfältigt auf englisch zugänglich; obwohl ohne Jahresangabe, dürfte diese Diskussionsvorlage aus den Jahren 1982 oder 1983 stammen.

Eine indische Auslegung der Bibel, so meint er, ist eine Lektüre der Bibel vom indischen Standpunkt aus, eine Lektüre, die geleitet ist durch Empfänglichkeit und Empfindungsvermögen, die durch die indische Kultur geprägt sind; eine Lektüre, herausgefordert von den Fragen, die sich aus der indischen Situation her ergeben. Der indische Exeget muß also fest verwurzelt sein in der indischen Kultur und der indischen Situation. Er muß die Bibel mit zwei Augen lesen, einem indischen und einem christlichen; in seiner Auslegung müssen sich die indischen und die christlichen Traditionen die Waage halten.

Es würde hier zu weit führen, konkreter auf seine Ausführungen über die indische Situation und die indische Kultur einzugehen. Nur zwei Beispiele seien erwähnt.

Auf dem Hintergrund der indischen Situation, in der es 85% der Bevölkerung am Existenzminimum fehlt, müsse eine Auslegung der Bibel vom Engagement für die Armen geleitet sein, da die Bibel ein revolutionärer Text ist und bleibt, der den Armen die Frohe Botschaft verkündet. Diese Dimension, meint Soares-Prabhu, spiele in der westlichen Exegese kaum eine Rolle.

Aus indischem Vorverständnis würde auch eine Auslegung der ersten beiden Kapitel der Genesis anders ausfallen als im Westen. Eine indische Lektüre der Bibel hätte nicht den Segen im Schöpfungsbericht der Priesterschrift: „Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch" (Gen 1,28) als angemessene Beschreibung der Beziehung der Menschheit zum Kosmos aufgegriffen. Diesen Text hat die westliche Exegese zu einem Freibrief für die Legitimierung weltherrscherlicher Ausbeutung der Welt durch die Menschheit gemacht, deren unheilvolle Auswirkungen wir erst jetzt mit steigender Panik gewahr werden. Eine indische Exegese hätte eher in der jahwistischen Beschreibung des Ursprungs der Menschheit, die geschaffen ist, den Garten des Universums „zu bebauen und zu hüten" (Gen 2,15), einen Hinweis auf die Berufung des Menschen gesehen.

2. Malawi: Augustin Kalilombe, WF

Die Rolle des afrikanischen Exegeten

In seinem Artikel „Die Rolle des afrikanischen Exegeten in der Kirche in Afrika heute"[43], geht es Bischof Kalilombe in erster Linie um Aufgabe, Funktion und Arbeit des afrikanischen Exegeten im afrikanischen Kontext. Aber auch seine Überlegungen implizieren ein grundsätzliches Verständnis der Bedeutung der Bibel in der missionarischen Kirche Afrikas. Er geht dabei nicht von der westlichen Exegese aus, sondern vom Aussehen des Christentums in Afrika als einer importierten Religion und somit eines Christentums aus zweiter Hand.

---

43 *P.-A. Kalilombe*, „The Role of the African Biblist in the African Church of Today" in: Biblical-Pastoral Bulletin of the WCFBA Africa Service, Nr. 4 (1981) 27–34.

Kalilombe sieht die eigentliche Aufgabe des afrikanischen Exegeten in dem Bemühen um eine authentische Ortskirche. Dem afrikanischen Bibelspezialisten komme dabei eine Schlüsselfunktion zu, weil die Bibel die Grundlage ist für das authentische Leben in der Kirche.

Die Herausforderung an den afrikanischen Exegeten bestehe keineswegs darin, Programme für das kirchliche Leben zu entwickeln, um sie der Hierarchie zur Gutheißung und dem gläubigen Volk zur Verwirklichung vorzulegen. Der afrikanische Exeget müsse sich selbst, seine Zeit und sein Wissen so vielen Leuten wie möglich zur Verfügung stellen, nicht, um sie zu belehren, sondern um auf sie zu hören: auf das einfache Volk, die Un- oder Weniggebildeten, die Mehrzahl der Bevölkerung. Er müsse alles tun, ihre Nöte zu entdecken, ihre Sorgen, ihre Sprache, ihre Standpunkte, aber auch ihre besonderen Schwierigkeiten, die volle Botschaft der Schrift zu verstehen. Aus diesem Kontakt mit den Leuten heraus müsse er zur Hl. Schrift zurückkehren, von der er meinte, daß er sie schon kenne. Aber wahrscheinlich wird die gleiche Bibel nun anders zu ihm sprechen, wird zu einer lebendigen Botschaft Gottes an diese konkreten Menschen werden.

Kalilombe sieht also die Aufgabe des Bibelspezialisten bei der Schaffung einer authentischen Kirche nicht als die eines Einzelgängers, sondern immer in Beziehung zum Volk. Der Exeget und Diener des Wortes versteht sich als sein Führer, als Pilger auf dem gleichen Weg, als Interpret und Schriftführer.

Darüber hinaus weist er dem afrikanischen Exegeten noch eine weitere Aufgabe zu: den des Austausches unter den Ortskirchen. Er sagt: „Im Dienste seiner Mitchristen kann er den wervollen Dienst tun, die ortsgebundene Erfahrung der weiteren Kommunität der Kirche mitzuteilen. Es ist in der Tat ein Jammer, daß ein Großteil der reichen, geistlichen und theologischen Schätze in dunklen Ecken der Kirche verborgen bleiben, nur weil niemand da ist, der sie bemerkt und sie neu formuliert in einer kosmopolitischen Sprache zum Nutzen der weiteren kirchlichen Gemeinschaft."

3. Brasilien: Carlos Mesters, O.Carm.

Die Bibel – das Haus des Volkes

Das dritte Zeugnis stammt von dem in Brasilien tätigen Karmeliten, Carlos Mesters, dem wohl bekanntesten Animator der bibelpastoralen Arbeit in den letzten 20 Jahren. In der Form einer Erzählung geht es ihm in dem folgenden „Gleichnis von der Tür"[44] um die Bibel als dem Buch des Volkes.

Er erzählt von einem Haus, dem sogenannten Haus des Volkes, in dem sich alle „zu Hause" fühlten. Man traf sich dort, unterhielt sich, spielte, tanzte – alles mit großer Selbstverständlichkeit.

---

44 *C. Mesters,* Das Gleichnis von der Tür, in: Missionsjahrbuch der Schweiz 50 (1984) 3–5.

Eines Tages kamen durch eine Seitentür zwei Gelehrte herein, die die Vergangenheit und die Geschichte des Hauses studierten. Sie entdeckten vieles, wovon das Volk nichts wußte. Sie machten sich zu Verteidigern des Hauses gegen seine Angreifer. Das Volk konnte über all das nur staunen. Aber das neue Wissen über die Vergangenheit und über die Angriffe halfen nicht, ihm das Haus näher zu bringen, es ihm lieber zu machen. Das Volk fühlte sich immer weniger darin zu Hause, kehrte immer weniger ein und aus, bis die Haupttür eines Tages vom Windstoß fast zugeschlagen wurde. Das Haus verödete, es hörte auf, Haus des Volkes zu sein. Einem der beiden Gelehrten tat diese Ruhe offensichtlich wohl – er konnte ungestört seinen Forschungen nachgehen! Der andere stellte sich immer mehr Fragen über das, was da vor sich ging: das Haus war nicht mehr Haus des Volkes. Fröhlichkeit und Leben waren von ihm gewichen. Er kam zu keiner klaren Antwort auf diese Fragen.

Da geschah es eines Nachts, daß ein Obdach suchender Bettler den Haupteingang wiederentdeckte und so die Nacht in dem großen Haus verbrachte. Er erzählte von seiner Entdeckung, und immer mehr seinesgleichen machten sie sich zunutze. Immer mehr kamen, übernachteten dort, hielten sich dort auf. Immer mehr wurde es ihr Haus. Eines Tages wurden sie von den Gelehrten entdeckt. Während einer der beiden sich in seiner Ruhe, in seiner Forschung, gestört sah, tat es dem anderen wohl, so viel Freude, so viel Lebendigkeit, so viel Menschlichkeit zu sehen. Das Haus war wieder zum Haus des Volkes geworden!

Ein Vergleich zwischen diesen drei Zeugnissen drängt sich auf. Alle drei sind Zeugnisse aus den sogenannten Jungen Kirchen, oder besser, unseren jüngeren Schwesterkirchen in Asien, Afrika und Lateinamerika, die bis vor kurzem als Missionskirchen galten. Sie stammen von ausgebildeten Exegeten, die sich berufsmäßig mit der Bibel auseinandersetzen. In allen drei Zeugnissen wird Kritik geübt an der Exegese, am Typ des Exegeten und am Umgang mit der Bibel selbst als einem Buch von Spezialisten. Auf dem Hintergrund dieser Gemeinsamkeiten heben sich die unterschiedlichen Akzentsetzungen ab: Bibel und Kultur (Soares-Prabhu), Bibel und Kirche (Kalilombe), Bibel und das authentische Leben des Volkes (Mesters). Im Anschluß an diese drei Zeugnisse wollen wir das bisher Gesagte zusammenfassen.

II. Zusammenfassung

1. Die Bibel – das große Buch von Gott und Mensch

Die Bibel erzählt von Männern und Frauen, die in ihrem jeweiligen Kontext gleiche oder ähnliche Probleme hatten wie wir. Sie spricht von den menschlichen Wirklichkeiten wie Liebe, Tod, Treue, dem Bösen. Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in der Bibel seinen Widerhall findet. In der Bibel findet sich der ganze Reichtum des Menschen und somit der ganze Reichtum seiner Leser. Wie kein anderes Buch handelt es von der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst des Menschen von heute, besonders der Armen und

Bedrängten aller Art".[45] Daher steht kaum etwas in der Bibel, mit dem man sich nicht irgendwann im Laufe seines Lebens identifizieren könnte, von dem man sich nicht angesprochen fühlte.

Wie kein anderes Buch ein Spiegel des Menschen, ist sie gleichzeitig das Zeugnis gläubiger Menschen, die in ihrem konkreten Leben Erfahrung machen konnten mit dem lebendigen, gegenwärtigen, freien und liebenden Gott. Somit ermöglicht es die Bibel dem Menschen wie kein anderes Buch, einerseits zu sich selbst zu kommen, seine Identität zu finden, aber gleichzeitig Gott zu suchen und ihn zu finden.

In der Literaturform der Erzählung ist die Bibel offen in dem Sinne, daß sie etwas vorlegt, daß sie einlädt, bewegt, herausfordert, aber nichts auferlegt und aufzwingt. Die Bibel respektiert die Freiheit des Menschen und ermöglicht so seine freie Selbstentfaltung. Die Bibel gibt keineswegs auf jede Frage eine Antwort. Sie ermutigt aber dazu und ermöglicht es, das Ja Gottes zum Leben zu entdecken und so auf den Anspruch des Lebens zu antworten.

Die Bibel in der Form der Erzählung respektiert aber auch die Freiheit Gottes. Anders als die Formulierungen des Dogmas, schließt sie Gott nicht ein in ein festes Schema. In unserer Welt mit ihren Integrismen und Fundamentalismen zeigt uns die Bibel die Freiheit Gottes.

In der Bibel geht es letztlich um das Zusammen von Gottes und des Menschen Freiheit in der Geschichte. Diese ist immer offen auf die Zukunft hin. Gleichzeitig berechtigt sie auf Grund schon gemachter Erfahrungen zu immer neuer Hoffnung, ermutigt zum Engagement und ermöglicht so Leben und volle Humanisierung.

2. Die Bibel – Buch der Gemeinschaft, der Kirche

Gläubige Menschen wachsen zu einer christlichen Gemeinschaft zusammen, wenn sie sich gemeinsam dem Wort Gottes stellen und sich so mit ihrem Leben auf das Wort Gottes einlassen. „Was wir gehört und gesehen haben vom Wort des Lebens, das teilen wir einander mit, damit wir Gemeinschaft miteinander haben" (Joh. 1,1–3).

Gemeinschaften sind echt und eigenständig, wenn sie ihren Mitgliedern ermöglichen, von ihren eigenen Voraussetzungen und Vorverständnissen her miteinander zu sprechen, als gläubige Menschen ihrer Situation und ihrer Kultur entsprechende Antwort auf Gottes Wort in der Schrift und im Leben mitzuteilen. So geschieht auch „kontextuelle Theologie". Dann nimmt, durch Gottes Geist, das Wort wieder Fleisch an. Dann schafft das Wort Gemeinschaft im Geiste.

Wenn das Wort Gottes in den je verschiedenen Kulturen eine authentische Antwort erhält, dann entsteht endlich das eine „buntgewirkte Gewand" (vgl.

---

45 Vat. II., Pastoralkonstitution *GAUDIUM ET SPES*, Nr. 1.

Ps 45,14), in das sich die Kirche kleidet. Dann haben wir es nicht mehr mit einer monochromen oder monokulturellen Theologie zu tun. Dann erklingt das eine Verbum Salutis als Verbum Liberationis (Lateinamerika), Verbum Incarnationis (Afrika) und Verbum Revelationis (Asien) zusammen zu einem vollen Akkord.[46]

Wir dürfen uns hier das bedeutungsvolle Wort Pauls VI. in Erinnerung rufen: „Wird es im Grunde je eine andere Form der Mitteilung des Evangeliums geben als die, in der man einem anderen seine eigene Glaubenserfahrung mitteilt?"[47]

3. Die Bibel – das Buch der Gottesherrschaft

Das Ziel von Mission als Teilhabe an der Missio Dei ist nicht nur der Mensch, der neu- und umzugestalten ist nach Gottes Bild und Gleichnis; nicht nur die Gemeinschaft, die letztlich teilnimmt an der Lebensfülle des dreifaltigen Gottes-in-Gemeinschaft. Das Ziel ist letztendlich die Errichtung der Gottesherrschaft selbst, wodurch die ganze Welt an der Fülle Gottes teilhat, so daß „Gott herrscht über alles und allen" (I Kor 15,28). Die Schrift verkündet, daß diese Herrschaft Gottes schon begonnen hat (Mk 1,14), daß sie sich durchsetzen wird (vgl. Mk. 4), daß die Gewalttätigen es an sich reißen (Mt. 11,12). Die Gottesherrschaft verlangt den Einsatz aller Talente (Mt. 25,14–30). Gott, der die Welt allein schuf durch sein Wort, will die neue Welt schaffen unter Mithilfe aller, die sich auf Sein Wort einlassen, Menschen, die vom Evangelium geprägt sind.

Dies ist nicht bloße Theorie, sondern reale Möglichkeit. Das zeigt die Erfahrung. Die Bibel hat ihre Bedeutung und ihre Chance im missionarischen Auftrag der Kirche, wenn sie allen zugänglich ist, auch und zumal den Laien, wenn sie gelesen wird in Gemeinschaft, wenn sie gelebt wird im Kontext des konkreten Lebens.

Schluß

Von Hieronymus stammt das Wort „Die Schrift nicht kennen, heißt Christus nicht kennen", und in der Formel „Christus verkünden" faßt Paulus seine missionarische Aufgabe zusammen. Beide Worte gelten heute noch. Die Schrift, deren Mitte Christus ist, wird uns in der Kirche und durch sie geschenkt, damit wir Ihn kennen und lieben, in Ihm leben, aber auch, Ihn bekannt machen. „Christus" heißt der neue Mensch, die neue Gemeinschaft und die neue Schöpfung, zu deren Verwirklichung sich Gott engagiert hat (Missio Dei). Wir sind angerufen zur Mitarbeit in der Kraft des Wortes.

---

46 Vgl. dazu *W. Bühlmann*, Weltkirche. Neue Dimensionen – Modell für das Jahr 2001, 1984, S. 37.52.67.

47 Paul VI., Apostolisches Schreiben *EVANGELII NUNTIANDI*, Nr. 46.

Leben mit der Bibel in der Dritten Welt

Fritz Lobinger, Aliwal/Südafrika

Wir wollen zunächst unsere Themenstellung klären. Es geht uns nicht um alle Arten von Leben mit der Bibel. Wir konzentrieren uns vielmehr auf das Leben mit der Bibel in Basisgemeinden oder, wie man in Afrika lieber sagt, den „Kleinen Christlichen Gemeinschaften". *

Woher beziehe ich meine Informationen über das Leben mit der Bibel in der Dritten Welt? Zum Teil aus eigener Erfahrung, Basisgemeinden zu gründen und dabei einfachen Menschen zu helfen, die Bibel zu benützen. Etwas weniger aus dem gleichen Versuch mit Gebildeten. Ich beziehe mich weiterhin auf die sehr vielen Versuche, Pfarrer und Pastoralarbeiter in Kursen dazu zu bewegen und zu befähigen, Basisgemeinden zu gründen und dabei die Bibel zum Zentrum zu machen. Ich beziehe mich sehr stark auf meine systematischen Untersuchungen, was denn eigentlich mit der Bibel wirklich passiert in diesen Basisgemeinden.

Ich habe dabei in mehreren Diözesen immer wieder die Versammlungen von Basisgemeinden besucht. Es waren etwa sechzig solcher Besuche. Dabei habe ich natürlich immer auch Fragen gestellt, und habe dann auch immer aufgezeichnet, was ich beobachten konnte. Ich habe solche Besuche besonders in Südafrika gemacht, aber auch in Zambia, Tanzania, Kenya und Zaire, dazu auch in Brazil und Mexiko, auch auf den Philippinen. Ich habe viel gelernt bei den jahrelangen Anstrengungen, zusammen mit meinem Freund Oswald Hirmer vom Lumko Institut die Auswirkungen von Bibelmethoden zu studieren und neue Methoden zu schaffen, zu veröffentlichen und zu verbreiten.

Eine weitere sehr wertvolle Quelle waren die Seminare, die wir mit Missionaren abhielten zum speziellen Studium von bestehenden Basisgruppen. Dabei wurden jeden Abend jeweils mehrere Basisgemeinden besucht und am nächsten Tag die Beobachtungen systematisch zusammengestellt und analysiert. Schließlich habe ich so viel als möglich gelesen über Basisgemeinden und deren Bibelmethoden in der Dritten Welt.

Ich möchte das Folgende in drei Teile gliedern: Was beobachten wir über das Leben mit der Bibel in den Basisgemeinden der Dritten Welt? Was haben wir daraus gelernt? und schließlich: Was bedeutet diese neue Weise, mit der Bibel zu leben? Ich lege aber den Schwerpunkt auf den zweiten Teil und kürze dafür lieber die anderen beiden Teile.

---

* Bei diesem und dem folgenden Beitrag handelt es sich um Referate des Apostolischen Administrators Msgr. Fritz Lobinger von Aliwal (Südafrika), die auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 2./3. Juli 1987 in Würzburg gehalten wurden.

Was beobachten wir über das Leben mit der Bibel in der Dritten Welt?

1. *Es wird ungeheuer viel mit der Bibel gearbeitet in den Basisgemeinden.*

Wenn wir das Ausmaß der gemeinschaftlichen Benützung der Bibel in der Kirchengeschichte in einer Kurve darstellen könnten, dann würden die Basisgemeinden einen noch nie dagewesenen steilen Anstieg dieser Kurve nach oben bedeuten.

2. *Es gibt zwar viel Oberflächlichkeit in der Art und Weise wie die Bibel in den Basisgemeinden benützt wird, aber diese ist nicht gewollt.*

Wir haben sehr oft beobachtet, daß die Bibel nicht die Rolle spielte, die sie hätte spielen können. Sehr oft ging es an Routine heran. Oder es fehlte die Tiefe, die Erfahrung, Gott sprechen zu hören, oder man war damit zufrieden, daß ein paar Leute viele gute Dinge sagten, ohne zu merken, daß die vielen scheuen Teilnehmer ausgeschaltet blieben. Oder es wurden nur fromme Floskeln wiederholt. Oft wurde nichts als gepredigt. Und oft machte es uns traurig, daß hier Leute in Not zusammenkamen, die nicht viel von der Bibel bekamen, obwohl sie leicht hätten mehr bekommen können. Wir waren auch oft traurig, weil Pfarrer die besseren Methoden auf ihrem Schreibtisch liegen hatten und die Leute mit dummen Methoden hungern ließen.

Die oberflächliche Behandlung der Schrift überwiegt bei weitem die Fälle von guter Verwendung der Bibel, sowohl hinsichtlich Gottesbezug als auch was Weltbezug betrifft. Es wird viel falsch gemacht, sehr viel, viel mehr als unvermeidbar.

Trotzdem ist es nicht gewollte Oberflächlichkeit. Ich könnte von keiner dieser Fehlbenützungen sagen, daß ich den Verdacht gehabt hätte, sie sei eine Flucht gewesen von der Verantwortung oder vor der Begegnung mit Gott. Die Fehler waren Unbeholfenheiten, Unwissenheiten, Nachlässigkeiten, oder Faulheiten. Sie waren also kein Ausweichen vor Gott, keine Flucht vor Gott. Von jeder dieser Versammlungen konnten wir uns hernach sagen: wenn die Gruppe wüßte wie man es besser macht, würde sie es tun.

3. *Trotz aller Schwächen ist die Bibelarbeit sehr fruchtbar für Basisgemeinden.*

Bei der erwähnten Analyse der oberflächlichen Verwendung der Schrift müßten wir trotzdem immer sagen: die Bibel hat dieser Versammlung trotz all die-

ser Mängel etwas Wichtiges gegeben. Sie war die Mitte. Sie war das Zeichen der Anwesenheit Gottes. Sie sagte den Anwesenden, daß das Ganze nicht nur von der Person des Gruppenleiters ausging.

Darüber hinaus sagten uns die Teilnehmer der Kleingemeinden immer wieder sie hätten diese Versammlungen gern, weil sie gelernt hätten, mit der Bibel umzugehen.

Dazu kommen natürlich die Versammlungen, wo die Bibel gut verwendet wurde, wo durch das Schriftgespräch die Augen geöffnet wurden für die Teilnahme Gottes am Ringen um Gerechtigkeit, oder wo durch das Bibelteilen die Anwesenheit Gottes in der Runde der Nachbarn gespürt wurde, oder wo man das offene Horchen auf Gottes Wort lernte. Viele schauen jetzt die Bibel mit ganz anderen Augen an. Früher war es für sie das Pfarrerbuch, jetzt steht es in der Mitte ihrer Lebenserfahrung. Für viele, besonders in Brasilien und auf den Philippinen, erscheint der ganze Sozialkonflikt nur deshalb als eine Sache Gottes, weil sie in der Basisgemeinde die Bibel unter diesem Blickwinkel gelesen haben. Ohne die Bibelarbeit der Basisgemeinden wäre so vieles nicht erreicht worden.

4. *Es wird unglaublich viel schöpferisch produziert durch die Bibelarbeit der Basisgemeinden*

Nehmen wir als erste Erfahrung einen Besuch beim Schriftenstand einer Pfarrei in Brasilien. Es wimmelt von Kleinschriften, die alle für die Benützung der Bibel in den Basisgemeinden geschrieben wurden. Nehmen wir als zweites Beispiel eine Besuchsfahrt zu Kleinen Christlichen Gemeinschaften in Afrika, wo kaum irgend etwas gedruckt ist, wo aber immer wieder etwas anderes versucht wird, um das Bibelteilen zu ermöglichen oder zu verbessern.

Alles zusammengenommen können wir sagen, daß eine gigantische Suchbewegung im Gange ist, verstreut auf viele, viele Länder, eine Suche nach Wegen, um die Schrift zur Mitte der Kleingemeinden zu machen. Eine oft unbeholfene Suche, und manchmal eine geniale. Jedenfalls eine völlig neue Seite des Wachstums der Kirche.

5. *Wir haben mit Erstaunen immer wieder beobachtet, daß die bestehenden Mängel in der Verwendung der Bibel sich eigentlich leicht beheben ließen.*

Wir haben es nicht mit einer übermenschlichen Aufgabe zu tun. Es geht um Dinge, die man in kurzer Zeit verbessern kann, mit wenig Aufwand. Ein kurzer Wochenendkurs, eine Handreichung von einer halben Seite, ein paar Stunden einer Tagung können die meisten Mängel wesentlich verringern.

Arbeitshilfen, die schon bestehen, müssen nur bekannt gemacht werden. Andere können leicht beschafft oder können schnell geschaffen werden. Ein wenig gemeinsames Nachdenken könnte oft eine große Verbesserung bringen.

Aber nun zur Frage, was wir aus den paar Jahren so verschiedenartiger und weit verstreuter Pionierarbeit bisher lernen konnten. Es wird dabei sicher kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Andere könnten sicher noch mehr hinzufügen. Was also sind die wichtigsten Dinge, die wir für das Leben mit der Bibel in den Basisgemeinden lernen konnten?

Was haben wir gelernt?

6. *Es gibt keine Bibelmethode, die für alle Basisgemeinden zu allen Zeiten paßt.*

Oft hat man gemeint, das gäbe es. Wenn man die Berichte über solche Basisgemeinden liest, dann heißt es: das ist unsere Methode die Bibel zu benützen, das sind die Stufen unserer Methode. Oder andere sagen, sie seien eigentlich nicht ganz zufrieden. Sie sähen ein, daß ein gewisser Aspekt bei ihrer Methode zu kurz komme. Sie seien aber sicher, bald die richtige Methode zu finden.

Unser Lumko team ist jedenfalls nach einigen Jahren zu der Einsicht gekommen, es sei unmöglich, eine Methode zu entwickeln, die alle Aspekte genügend zum Tragen bringt. Die Aspekte sind zu verschieden, die Zeit, die in einer einzigen Abendversammlung auf die Bibelarbeit verwendet werden kann, ist zu kurz (von ein bis eineinhalb Stunden Gesamtdauer nur etwa die Hälfte).

Die Aspekte sind zu verschieden, sagten wir. Wir meinen dabei die wichtigsten Vorgänge, von denen wir wünschen, daß sie beim Leben mit der Bibel tatsächlich stattfinden:

- Ehrliches, betendes Horchen auf das, was Gott uns sagen will.
- Offenes Mitteilen dessen, was Gott Dir und mir sagt, damit wir uns als Bruder und Schwester im Glauben erfahren.
- Suchen, ob irgendeine Verbindung besteht zwischen einem gegebenen Bibeltext und den vielen Problemen unserer Umwelt.
- Ein gegebenes Lebensproblem genau analysieren und dann sehen, was Gott in einem Bibeltext dazu sagt.
- Verstehen, was in einem gegebenen Text eigentlich gemeint ist.
- Mehr wissen von all dem, was uns in der Bibel gesagt wird.

Man kann unter diesen Vorgängen nicht einen einzigen als den immer einzig wichtigen erklären und dabei also alle anderen eliminieren. Die Lösung kann nur darin bestehen, mehrere Methoden als berechtigt anzuerkennen.

7. Jede Basisgemeinde soll abwechseln zwischen mehreren Bibelmethoden.

Das darf aber wiederum nicht so kompliziert werden, daß das Ganze undurchführbar wird.

Sie haben vermutlich die Bibelhilfen gesehen, die in Brasilien von Belo Horizonte an die Basisgemeinden verschickt werden. Sie enthalten immer zwei verschiedene Hilfen. Die eine zielt auf den Brückenschlag zwischen Leben und Bibel ab, die andere auf tiefere Glaubenseinsicht aus der Bibel.

Vielleicht haben Sie auch die Vier-Methoden-Karte von Lumko gesehen, bei der wiederum angenommen wird, daß gewöhnlich nur zwischen zwei dieser Methoden abgewechselt wird.

Weil ich mehr mit dem Entstehen dieser Vier-Methoden-Karte verbunden war, will ich näher auf sie eingehen.

Die Vier-Methoden-Karte löste eine Ein-Methoden-Karte ab, auf der die verschiedenen Schritte dieser Sieben-Stufen-Methode für den Leiter abgedruckt waren.

Zunächst, wie schon gesagt, meinten wir immer noch, man müßte die eine richtige Methode suchen. Dann merkten wir, daß man mehrere Methoden braucht und verbreiten also mehrere solche Karten. Aber die vielen Helfer dieser Kleingemeinden vergessen über den vielen anderen Sorgen leicht, daß es noch andere Methoden gibt. Sie vergessen oder verlieren die verschiedenen Karten. Sie brauchen ein leicht sichtbares Zeichen dafür, daß man zwischen den Methoden abwechseln muß, also eine einzige Karte mit mehreren Methoden. Auch ist es nicht so leicht, sich die Namen von verschiedenen Methoden zu merken. Darum wählten wir lieber vier Farben, damit man leichter sagen kann: wäre es nicht Zeit, wieder einmal die grüne Methode zu nehmen?

Welche vier Methoden haben wir ausgewählt?

- Eine Methode mit Schwerpunkt auf persönlicher Glaubenserfahrung, = die Sieben-Stufen-Methode. (gelb)
- Eine Methode mit Schwerpunkt auf Suche nach irgendeiner sozialen Verantwortung, = die „Group-Response"-Methode. (grün)
- Eine Methode mit Schwerpunkt auf Abhilfe für das Problem eines der Mitglieder der Gruppe, = Sehen – Urteilen – Handeln („Look-Listen-Love"-Methode). (rot)

– Eine Methode mit Schwerpunkt auf sozialen Problemen der weiteren Umgebung oder der Gesellschaft,	=	„Life-Bible-Notes“ = Formular zum Ausfüllen, für die Vorbereitungsversammlung der Leiter vieler Basisgemeinden. (blau)

Bevor ich inhaltlich auf die vier Methoden etwas eingehe, einige Grundsätze, die allen diesen Methoden zugrunde liegen:

1. Sie müssen so leicht sein, daß durchschnittliche Gemeindemitglieder jede der Methoden leiten können, also Leute mit Volksschulbildung. Es geht bei diesem Grundsatz nicht in erster Linie darum, viele zu finden, die eine solche Versammlung leiten können, es geht vielmehr um den Grundsatz der Gleichheit. Wir wollen keine Methoden, die dazu führen, daß die weniger Gebildeten einen Nachteil und die Gebildeten einen Vorteil haben.

Wenn wir sagen, die Methode müsse leicht sein, dann meinen wir damit auch, daß man z. B. die einzelnen Schritte von der Karte ablesen kann. Das mag stupide klingen, es hat aber mehrere Vorteile: fast jeder kann die Versammlung leiten; der Schwerpunkt des Gruppengeschehens liegt nicht beim Leiter, sondern bei der Gruppe, und der Leiter achtet meist nur darauf, daß alle teilnehmen können und wann man zum nächsten Schritt weitergehen kann; es kann auch nicht so leicht schiefgehen.

2. Die Methoden müssen ohne Vorbereitung möglich sein. Nur die 4. Methode braucht Vorbereitung, aber auch nicht für den einzelnen Leiter.

3. Man muß die Methoden in ganz kurzer Zeit lernen können, d. h. in ein oder zwei Stunden.

4. Jede Methode muß zu einem gemeinsamen Suchen, Beten, Handeln führen, also ein Gemeinschaftsakt werden (keine Predigt, kein Vortrag). Nun zu den inhaltlichen Schwerpunkten der vier Methoden:

Gelb (7-Stufen-Methode): Die Leute brauchen Glaubensgrundlage. Ohne die kommt eine Inangriffnahme drohender sozialer Übel sowieso nicht in Frage. Sie brauchen gegenseitiges Vertrauen, sie sollen sich näherkommen, sich kennnenlernen, sich aus dem Glauben heraus gegenseitig annehmen. Wiederum, ohne das kommt auch ein sozialer Einsatz nicht in Frage (es sein denn, aus Wut oder Verzweiflung).

Grün (Group-Response-Methode): Die Leute brauchen Hilfe, die ihnen die Augen öffnet für soziale Probleme. (Nachbarschaftsprobleme oder menschliche Probleme sehen sie leichter, aber nicht soziale Probleme.) Das kann die 7-Stufen-Methode nicht zugleich leisten, denn dort wird der Blick stark auf die persönliche Glaubenserfahrung gelenkt, nun aber soll der Blick sofort weg von sich selbst, weg von persönlicher Glaubenserfahrung gelenkt werden auf die Probleme um uns herum. Deshalb wird bei dieser Methode sofort nach der Vertiefung des Textes die Frage gestellt: welche Probleme un-

seres Stadtviertels oder unseres Dorfes sind unserem Text ähnlich? (Die theologische Frage, wie man diese Frage verantworten kann, muß hier übergangen werden.) Das führt dann zur Aktion. Was die Methode leicht macht, ist die Tatsache, daß man von einem gegebenen Text ausgehen kann, gewöhnlich also vom Evangelium des folgenden Sonntags. Sobald das nicht der Fall ist, muß man ja schon wieder fragen, woher man den Text bekommt.

Rot (Look-Listen-Love-Methode): Wiederum geht es um die Hauptschwierigkeit, daß Leute im frommen Bereich stecken bleiben wollen, obwohl sie von einer Menge von sozialen Übeln umgeben sind. Die Methode baut darauf auf, daß Leute ohne Schwierigkeit das erzählen, was sie tief bewegt, also auch eine Mißhandlung, ein Unrecht, ein Problem, das man nicht lösen kann. Erzählen ist zunächst leicht. Außerdem wird nur erzählt, was man persönlich erlebt hat. Das hat den Vorteil, daß die Gruppe leichter sich aufrafft, einem ihrer eigenen Mitglieder zu helfen. Es geht ja um die Überwindung der Angst und um die Überwindung der Apathie.

Es ist auch noch interessant an dieser Methode, daß sie zwar eine Bibelmethode ist, daß aber gewöhnlich die Bibel gar nicht aufgeschlagen wird. Man behandelt die Bibel so, wie Jesus selbst sie gewöhnlich verwendet hat. D. h. man geht von einer bestimmten Lebensfrage aus. Dann fragt man, welche Emotionen diese Frage bei uns auslöst, und dann was Gott dabei fühlt. Es geht um Emotionen, nicht um Gedanken. Dabei kann man von einer Durchschnittsgruppe nicht erwarten, daß sie zu einem eben erst erzählten Vorfall eine treffende Bibelstelle findet. Die Leute versuchen einfach, aus dem vagen Schatz der bisher gehörten biblischen Botschaft heraus zu sagen, was wohl Gott bei diesem Vorfall fühlen wird. Die Bibel bleibt dabei gewöhnlich geschlossen und trotzdem kommt sie zu Wort. Daraus folgt dann die Aktion der Gemeinde.

Blau (Life-Bible-Notes): Diese Methode ist nicht für eine einzelne Basisgemeinde gedacht, sondern für eine Pfarrei, die aus einem Netz von vielen solchen Kleingemeinden besteht. Der Schwerpunkt liegt darin, daß es soziale Probleme gibt, bei der die einzelne Basisgruppe überfordert ist. Sie verkennt entweder das Problem, sie ist in Gefahr es falsch zu analysieren, sie ist in Gefahr, aus Angst zu sagen, es sei nichts zu machen, und wenn sie wirklich erfolgreich aktiv wird, ist sie in Gefahr, bedroht zu werden, usw. Nur ein Netz von Basisgemeinden kann wagen, solche Fragen anzupacken.

Wir sind auf diese Methode gekommen, als ich in Mindanao die Buschpfarreien besuchte, die sich die Mühe machten, für Hunderte von Basisgemeinden solche Bibel-Reflektionshilfen auszuarbeiten. Ein bewundernswerter Einsatz, aber die Methoden der Ausarbeitung waren zu kompliziert. Sie brauchten die ungeheuere Begeisterung mehrerer Pfarrer. Unter schwierigsten Bedingungen setzten sie sich trotzdem hin und arbeiten vier oder mehr biblische Vorträge aus. Viel zu kompliziert. Setzt zuviel Begeisterung voraus. Und bei Vorträgen kommt gewöhnlich gar nicht viel heraus.

Wie also kann man der Leitungsgruppe eines solchen Netzes von Basisgemeinden helfen, mit durchschittlichem(!) Einsatz und Talent und in kurzer Zeit solche Bibel-Reflektionshilfen selbst zu schaffen? Ein Vorschlag ist diese blaue Methode. Wir kommen später noch (Punkt 11) auf die Wichtigkeit dieser Methode zurück.

8. Die Basisgemeinden müssen lernen, ihre Verwendung der Bibel kritisch zu betrachten und entsprechend die Methoden zu wechseln.

Wir meinen damit etwas sehr Einfaches. Das Leitungsteam einer Basisgruppe muß sich angewöhnen, ab und zu sich zu fragen: was kommt bei unserem Bibelteilen heraus? Sind wir zu einseitig geistlich orientiert? Sind wir zu einseitig aktionsorientiert? Haben wir genug gegenseitiges Vertrauen? Packen wir die bestehenden Probleme an?

Entsprechend diesen Fragen und Antworten können sie dann öfter eine andere Methode wählen. Natürlich wird der Pfarrgemeinderat diese kritische Evaluierung des Lebens der Basisgemeinden wach halten. Er besteht ja aus den Basisgemeinden und ist für sie da.

9. Einfachheit ist ein Segen. Einfaches ist leichter, fruchtbarer und schafft mehr Einheit.

Bei unseren vielen Seminaren zum Vergleich mehrerer Basisgemeinden haben wir immer wieder gestaunt darüber, wie wenig bei komplizierten Methoden herauskam. Mehrmals kam es vor, daß wir fünf Basisgemeinden besuchten, daß wir dann in vielen Stunden die ganzen Beobachtungen zusammentrugen und analysierten, daß wir dabei eine Gruppe sahen, bei der ein oder zwei Leiter eine Menge Vorbereitung, eine Menge Material und eine Menge „input" (Vortrag) verwendeten. Und was herauskam war das Unbehagen der Basisgemeinde, „überfahren" zu werden, das Unbehagen der Leiter darüber, daß ihre Ideen nicht ankamen, und eine Menge Unklarheit, keine Gemeinschaftlichkeit, keine Grundlage zum Handeln.

Daneben stand dann das Beispiel einer anderen Basisgemeinde, bei der mit einfachen und guten Mitteln viel mehr erreicht wurde.

Einfachheit ist so wichtig, weil sie die Sache durchführbar macht. Einfachheit ist wichtig, weil sie das Ganze durchschaubar macht und man sich damit identifizieren kann: wir haben es gemacht. Einfachheit ist wichtig, weil sie jedem erlaubt, mitzumachen und das schafft Gleichheit und Einheit, zwei so hohe Reich-Gottes-Werte.

10. Besonders für den Weltbezug der Bibel sind Methoden wichtig, die ein gemeinsames Reflektieren und Handeln mehrerer Basisgemeinden ermöglichen.

Wir sprachen schon über ein Beispiel einer solchen Methode, die „blaue" aus der Vier-Methoden-Karte („Life-Bible-Notes").

In Brasilien sind ähnliche Methoden schon seit langem gängig und in vielen dortigen Basisgemeinden blieben sie vielleicht die einzig geübten (was auch Nachteile haben kann). Ein Bibel-Zentrum erforscht, welches die wichtigen Lebensfragen sind. Das Zentrum hat fähige Leute, die wissen mit welcher Geschichte oder Zeichnung man das Lebensproblem auf packende Weise aufreißen kann. Das Zentrum gibt die Analyse-Fragen. Es folgt, von Fachtheologen ausgesucht, die richtige Bibelstelle, und die besten Fragen zur Vertiefung und zur Verbindung mit dem behandelten Lebensproblem. Tausende von Basisgemeinden bekommen Woche für Woche ihre Reflektionshilfe vom Zentrum.

Die Methode hat ohne Zweifel eine große Kraft. Einige Nachteile hat sie auch, denn eine Stadt hat oft ihre eigenen Probleme, die nicht gerade mit dem Problem zusammenfallen, das das Zentrum ausgesucht hat. Die Basisgemeinden dieser Stadt brauchen eine Methode, mit der sie selbst solche Reflexionshilfen ausarbeiten können.

Wir in Afrika haben allen Grund, auf diese Methode zu schauen, weil unsere Kleinen Christlichen Gemeinden sehr in Gefahr sind, bei der Nachbarschaftshilfe stehen zu bleiben. Sozialprobleme, die über die Nachbarschaft hinausgehen, werden kaum angepackt. Genau hier kann uns eine Methode der genannten Art helfen. Und weil wir nicht so viele Bibelzentren haben, weil wir auch nicht warten sollen bis sie entstehen, sollten wir Wert legen auf Methoden, die so einfach sind, daß auch das Netz von Basisgemeinden einer einzigen Pfarrei ein Sozialproblem anpacken kann.

Diese Art von Methode ist auch deshalb interessant, weil sie eine fruchtbare und theologisch gesunde Bewegung von Evangelisierung schafft. Wer sieht ein Lebensproblem mit gläubigen Augen? Eine kleine Gruppe. Sie bringt es zur Kirche, zur Leitungsgruppe eines Netzes von Basisgemeinden. In ihrer Mitte steht der Priester. Seine Weihe zur Verkündigung, zur Evangelisierung wird hier gut sichtbar. Er hört, fühlt, sucht, verbindet Bibel und Leben, aber nicht allein, sondern mit dieser Gruppe von Leitern von Basisgemeinden und deshalb mit diesen Gemeinden selbst. In dieser Gruppe trägt er als Theologe und als Ordinierter etwas bei, was sein Spezifisches ist. Seine Teilnahme an der Ausarbeitung dieser Bibel-Reflektionshilfen macht sein Priestertum viel klarer als wenn man einzig auf die Sakramente oder auf die Sonntagspredigt schaut. Seine Berufung zum Weltdienst wird so sichtbar und möglich.

Zugleich wird klarer, ob die Weltverantwortung nur beim einzelnen Christen liegt (wie man manchmal zu hören meint) oder bei der Kirche, und wer dann

Kirche ist. Wenn Pfarreien oder Gruppen von Pfarreien auf diese Weise ihren Weltdienst ausüben, dann kann man sagen, es sei die Kirche, die diesen Dienst ausübt, und man hat es dann nicht auf die Bischöfe oder den Papst abgeschoben. Von vielen Teilen Brasiliens oder der Philippinen kann man das sagen. Wir müssen uns um solche Methoden annehmen, damit es auch in anderen Teilen der Kirche Wirklichkeit werden kann.

11. Es kommt nicht allein auf die Bibelmethoden an, sondern auch auf das gesamte Selbstverständnis der Gemeinde.

Ich will mit diesem Satz daran erinnern, daß man nicht nur auf die Bibelmethoden starren darf. Wenn es zum Beispiel in einer Pfarrei eine oder ein paar verstreute Basisgruppen gibt, diese aber eine Art Randerscheinung bilden, eine Art Sondergruppen, eine Art weltzugewandte Vereine, dann stimmt all das nicht mehr, was wir vorher gesagt haben. Es mag theoretisch stimmen, aber es kommt nicht zum Tragen.
Anders gesagt: wenn in einer Pfarrei alle Aufgaben bei den Hauptamtlichen liegen und den paar Basisgruppen nur das Protestieren überlassen wird, kann man das nicht durch neue Bibelmethoden verbessern. Man muß dann zuallererst die ganze Frage, wer und was Gemeinde ist, anpacken.

12. Unsere Methoden müssen sich nach den Menschen richten, nicht umgekehrt.

Eine Binsenwahrheit, aber ich will sie trotzdem sagen, weil wir hier in einer Erste-Welt-Situation zusammengekommen sind, obwohl wir über Dritte-Welt-Methoden sprechen. In der Ersten Welt hört man aber immer wieder, daß die Leute nicht frei über die Bibel reden können, daß sie ihre Glaubenserfahrung nicht aussprechen können, daß fast alle Bibelmethoden unbrauchbar sind. Kann man nicht noch mehr erfinderisch sein? Kann man nicht Methoden einführen, die es dem nicht-spontanen Deutschen und Schweizer auch möglich machen, teilzunehmen? In der Dritten Welt schärfen wir immer wieder ein, die Pfarrer dürften nie sagen, die Leute könnten das und jenes nicht. Auch wenn sie Analphabeten sind, können sie mit der Bibel arbeiten. Man muß eben die Methoden ändern. Vielleicht müßte man auch in der Ersten Welt noch mehr Mut haben und noch mehr erfinderisch sein auf diesem Gebiet.

Was bedeutet diese Benutzung der Bibel?

Ich muß mich hier sehr kurz fassen. Es ging ja auch nicht um eine theologische Analyse der Benützung der Bibel in der Dritten Welt. Trotzdem dürfen wir nicht schließen, ohne kurz zu bedenken, was hier eigentlich vor sich geht.

Evangelisierung erscheint in einem anderen Licht, wenn man so mit der Bibel lebt.
Der ganze Vorgang verändert sich.
Die Rollen, die mit Evangelisierung verbunden sind, verändern sich: die Rolle der Glieder der Kirche, die Rolle der Gemeinschaft, die Rolle der Ordinierten.
Der Inhalt der Evangelisierung verändert sich.
Die Auswirkung, die Frucht der Evangelisierung verändert sich.
Der oft diskutierte Weltbezug der Evangelisierung kommt auf diese Weise über die Theorie hinaus.
Der Prozeß der Wahrheitsfindung in der Kirche wird durchsichtiger, und es wird dabei vor allem klarer, wie die Gesamtheit der Kirchenglieder mit den Ordinierten in diesem Prozeß sich ergänzen und zusammenwirken.

Ein wirklich bedeutungsvoller Vorgang in der Kirche. Wie lange wird er anhalten? Wird er nicht verebben? So fragen sich viele. Ich meine, es sei Aufgabe der Lokalkirche, der Institute, der Theologen und auch der Missionsgenossenschaften dazu beizutragen, daß diese wertvolle Bewegung auf ein tieferes Leben mit der Bibel hin noch weiter verfeinert und vertieft wird und wir hoffen dürfen, daß so ein bleibender Schritt getan wird, damit die Kirche einen wertvolleren Dienst in der Welt leistet.

Möglichkeiten und Grenzen für den pastoralen Austausch zwischen afrikanischen und deutschen Gemeinden

Fritz Lobinger, Aliwal/Südafrika

Wie sie wissen, habe ich mich zunächst gesträubt, dieses Thema zu übernehmen. Der Grund war, daß ich in diesem Thema nicht recht zu Hause bin. Ich habe zwar dauernd mit dem pastoralen Austausch zu tun, aber ich habe nicht systematisch über diese Frage nachgedacht oder sie mit anderen immer wieder überlegt. Ich habe zwar dann doch zugesagt, bin mir aber dieser Schwäche sehr bewußt.

Noch etwas, was mich zögern machte, und das bringt uns bereits ins Thema, ist meine persönliche emotionale Haltung zu pastoralem Austausch. Ich will ihn dauernd erreichen mit meinen Nachbardiözesen, und es gelingt kaum. Ich will ihn intensivieren zwischen Nachbarpfarreien, und es geht so schwer. Und wenn ich die Kirche anderer Länder anschaue, dann geht es dem pastoralen Austausch dort oft noch schlechter. Dann kommen Sie zu mir und sagen, ich sollte über den pastoralen Austausch zwischen Kontinenten sprechen. Da mußte ich zunächst nein sagen.

Das hat aber bereits mit unserem Thema zu tun. Wenn pastoraler Austausch nicht nur ein Knüller sein soll („Vielleicht zieht was Fremdes besser"), dann muß er zwischen Nachbargemeinden und Nachbardiözesen beginnen, wenn er ernst gemeint ist. Er ist dann naturgemäß dichter mit den Nachbargemeinden und weniger dicht mit Nachbardiözesen oder gar Kontinenten.

Möglichkeiten des Austausches

Ich will gern einige Möglichkeiten aufzählen. Ich verstehe darunter Dinge, von denen ich mir schon oft gedacht habe: was hier afrikanische Gemeinden tun, das könnte und sollte man eigentlich auch in deutschen Gemeinden tun.

Ich zähle also einige solche Möglichkeiten des Austausches auf.

1. Bewußtseinsbildung als Gruppengeschehen.

Ich nenne zunächst einige konkrete Anlässe, wo Bewußtseinsbildung wichtig ist:

- Der Pfarrer wird abgezogen und kann nicht mehr ersetzt werden. Soll man es einfach bekannt geben? Soll man einen Rundbrief ins Pfarrblatt setzen, oder soll man in Versammlungen Bewußtseinsbildung versuchen?
- Ein Pastoralplan wird entworfen. Wie spricht man mit den Gemeinden? Durch Predigten? Durch eine Postwurfsendung? Durch die Pfarrbriefe?

Durch Gespräche in der Kirchenhalle? Durch Gespräche in den Nachbarschaften?

- Die soziale Haltung der Kirche muß überdacht werden. Wie macht man es? Wie schaltet man alle Kirchenglieder ein? Wie hilft man ihnen, ihre bisherige Haltung vielleicht in Frage zu stellen?
- Die Liturgie soll lebendiger werden...

Das sind nur einige Beispiele dafür, was wir mit Bewußtseinsbildung in unserem Zusammenhang meinen.

In diesen Fällen hat man den Eindruck: hier sollte die Deutsche Kirche etwas eintauschen von afrikanischen Gemeinden. Um beim konkreten Fall zu bleiben: wenn der Pfarrer abgezogen wird und nicht mehr ersetzt werden kann, dann muß doch als Erstes das Bewußtsein der Gemeinde angesprochen werden. Wenn man als Erstes eine Ersatzperson ins Pfarrhaus setzt (häufige deutsche Lösung?), hat man das Bewußtsein der Gemeinde noch mehr verdorben, als es schon der Fall war, und hat eine Chance der Bewußtseinsbildung verspielt. Und man braucht doch Chancen, man braucht doch einen Kairos für die Bewußtseinsbildung. Bewußtseinsbildung klappt schlecht als vorausgeplantes Projekt. Sie klappt viel besser, wenn man auf die Chancen wartet, auf die Vorfälle, wie etwa das leere Pfarrhaus. Das leere Pfarrhaus ist eine Chance und drum muß es zunächst leer bleiben und eine Phase der Bewußtseinsbildung muß beginnen.

Die Methoden und Grundsätze der Bewußtseinsbildung sind doch bekannt. (Man wundert sich allerdings, warum dann Deutsche Gemeinden so oft das Wort „Vorträge" darunter verstehen.) Die Grundsätze, das Abc der Bewußtseinsbildung heißt:

* Warte auf den Kairos. Bewußtseinsbildung kommt an, wenn sie von den Leuten gewollt wird, nicht wenn der Planer sie will.
* Alle die zum Umdenken eingeladen sind, sollen in den Prozeß aktiv eingeschaltet werden.
* Sie müssen aus ihrem Versteck herausgelockt werden. D. h. jede passive, nur zuhörende Teilnahme, bei der die eigentlichen Gefühle versteckt bleiben, muß vermieden werden. Irgendeine Form muß gefunden werden, damit die Gefühle frei herausgesagt werden. Nur wer spricht, ist verwundbar. Nur wer sich verwundbar macht, ist bereit, seine Ideen zu verteidigen, zu durchdenken, und vielleicht zu ändern.
* Die Freiheit der Meinungsbildung muß ganz hoch eingeschätzt werden. Nur freigewähltes Umdenken zählt. Kein Überreden zählt.
* Alle Informationen müssen zugänglich gemacht werden.

Sicher ist es in Deutschland viel, viel schwieriger, Leute zum Diskutieren zusammen zu bringen, und man müßte daher manches anpassen. Vermutlich

geht es aber nicht so sehr um die Frage, wie man Leute trifft, sondern um eine grundsätzlich verschiedene Einschätzung der Bewußtseinsbildung, und deshalb erwähne ich sie. Ich habe den ausdrücklich geleiteten Vorgang der Bewußtseinsbildung als ersten Punkt aufgezählt, weil er so grundlegend ist. Man hat den Eindruck, daß es in der Dritten Welt mehr Pfarrer gibt, die mit den Methoden der Bewußtseinsbildung vertraut sind als in Deutschland. Wäre das also nicht etwas, was man eintauschen könnte?

2. Bibelteilen.

Es braucht nicht eigens betont werden, daß afrikanische Methoden des Bibelteilens in das Pastoral Deutschlands übernommen werden können, weil das ja schon so weitgehend geschehen ist. Die Sieben-Stufen-Methode von Oswald Hirmer aus Lumko ist in so vielen Exemplaren verbreitet worden und hat sich überall bewährt.

Interessant ist bei dieser Übernahme einer Bibelmethode: aus Afrika kommt, was Beziehungen schafft. Was an der Sieben-Stufen-Methode wichtig ist, ist ja gerade, daß sie Beziehung schafft, zu Gott und zur Runde der Gemeindemitglieder. Afrika schätzt Beziehung, Europa schätzt Korrektheit. Wir brauchen beides.

3. Die Einbindung der Ämter in die Gemeinde.

Überall sind wir uns klar, daß eine Gemeinde nicht bloß versorgt werden darf, sondern daß die Gemeinde ihre eigenen Dienstträger hervorbringen muß, also eine Vielfalt von Diensten und Ämtern, die nebenberuflich ausgeübt werden. Darüber sind wir uns klar. Wo die Wege verschieden sind, das ist die Einbindung dieser Dienste und Ämter in die Gemeinde.

Ganz konkret gesprochen:
Europa neigt mehr dazu, die Träger dieser Dienste und Ämter zentral auszubilden, etwa in einem Diözesanzentrum oder einer anderen Institution.

Afrika neigt mehr dazu (es ist hier aber kaum möglich, von einer gesamtafrikanischen Weise zu sprechen), sie innerhalb der Pfarrei auszubilden.

Das ist zwar auch eine technische Frage, eine Frage der Anreisemöglichkeit, denn in Afrika wäre das allein schon schwierig. Aber im Letzten ist es mehr eine Frage menschlicher Beziehungen. Wieder kommen wir zum gleichen Punkt zurück: Afrika schätzt Beziehung, Europa Leistung. Ausbildungsleistung scheint höher zu sein bei der Ausbildung an einem zentralen Kurs. Also wählt Europa den Weg der zentralen Ausbildung. Fragt sich noch, ob Qualität der Ausbildung wirklich höher ist, denn welche Art von Qualität meinen wir?

Menschliche Beziehung wächst besser, wenn in der Pfarrei ausgebildet wird,

und siehe da, Afrika ist wieder einmal mehr interessiert, wie die Menschen miteinander auskommen.

Es ist aber doch wahr, daß auch für Europa das Zukunftsbild darin besteht, daß die Gemeinden ihre Leitungsteams haben, und daß diese Leitungsteams mehrerer Gemeinden mit einem hauptamtlichen Priester oder einem hauptamtlichen Team zusammenarbeiten und zusammenwachsen müssen. Das Zukunftsbild besteht auch für Europa nicht darin, daß man einzelne, aber sehr effektiv arbeitende Leiter haben wird.

Es kommt nur das Team als Zukunftsbild in Frage. Also werden menschliche Beziehungen ausschlaggebend sein. Also muß die ganze Frage der Ausbildung darauf ausgerichtet sein. Also müßte doch die Devise heißen: lieber halb so gute Ausbildung, aber mit doppelt so guten zwischenmenschlichen Beziehungen.

Bei der Ausbildung und Weiterbildung von liturgischen Teams, von Kommunionspendern, von Pfarrgemeinderäten und auch Diakonen sollte die Rangordnung also heißen: was die Zentren an Ausbildung geben, darf nur subsidiär sein für das, was man vor Ort lernt. Ausbildung für Dienste ist Gemeindebildung. Gemeindebildung kommt vor Effizienz.

Ein hochgebildeter irischer Pater war Sekretär eines schwarzen Bischofs. Ich fragte ihn einmal, wie sie miteinander auskämen und wie sie sich ergänzten. Er sagte mir: jedesmal wenn es um menschliche Beziehungen geht, ist er mir überlegen, und wenn es um organisatorische Dinge geht, bin ich ihm voraus. – Diese Unterhaltung kommt mir in den Sinn, wenn bei einem Beispiel nach dem anderen, das ich bringe für pastoralen Austausch, die menschliche Seite der Schwerpunkt ist.

Ich habe vor kurzem einen interessanten Artikel gelesen, vom früheren anglikanischen Bischof von Südindien, Lesslie Newbigin, zum Thema: „Kann der Westen bekehrt werden?“ (International Bulletin for Missionary Research, January 1987, 1–7) Am Schluß seines Artikels fragt er sich, was der Westen tun müsse, um sich zu bekehren und die erste seiner Antworten ist: der Westen muß die Theologie entklerikalisieren. Es hat mich sehr beeindruckt, und so wie ich es verstehe, bedeutet es nicht, daß man die Theologischen Fakultäten schließt, sondern daß man die Vorgänge stärkt, wo Theologie im Volk betrieben wird. Das wären aber dann solche Vorgänge wie die drei eben vorgeschlagenen:

– Miteinander reden (Bewußtseins-bildung);

– miteinander Bibelteilen (Evangelisierung);

– miteinander arbeiten (örtliche Leitungsteams örtlich ausbilden).

Grenzen des pastoralen Austausches

Auch hier kann ich nichts anderes bieten als einen persönlichen Eindruck. Das Lumko team, dem ich noch bis vor kurzem angehörte, bekam immer mehr Einladungen nach Deutschland. Wir fühlten uns geehrt. Aber wir hatten auch ein ungutes Gefühl:
Deutschland hat bestimmt hundertmal so viel Theologen, Experten, Zentren als irgendein afrikanisches Land. Ist es dann richtig, die Arbeit in Afrika zu beschneiden, um in Deutschland zu helfen? Ist es nicht auch falsch, das zu tun? Denn was man selbst entwickelt hat, ist doch um so wertvoller.

Man muß also schon eine Grenze setzen für manche Arten des pastoralen Austausches und man sollte nicht einseitig auf die Möglichkeit setzen, die wenigen existierenden Fachleute der Dritten Welt nun auch noch in Deutschland einzusetzen.

Das rührt an etwas, was ich nicht recht verstehe, was aber mit der Frage des pastoralen Austausches zu tun hat: wie kommt es, daß pastoraler Fortschritt dort rascher zu sein scheint, wo es wenige Mittel gibt (nicht nur Afrika, sondern Lateinamerika, Philippinen etc.) und dort langsamer, wo es viele gibt? Ich weiß die Antwort nicht. Aber vielleicht hat es doch etwas mit der oben erwähnten Beobachtung zu tun, daß in Afrika und der Dritten Welt die menschlichen Beziehungen höher bewertet werden.

Ist es nicht erstaunlich, daß besonders in Deutschland die Welle der Gruppendynamik lange Zeit überhaupt nicht begann und auch dann nur sehr langsam? Auch andere Bewegungen, die auf menschliche Beziehungen aufgebaut sind, wie bestimmte Eheseminare wie Marriage Encounter, fanden in Deutschland wenig Echo. Ist das nicht doch bedeutsam? Wenn es stimmt, daß deutsche Gemeinden menschliche Beziehung wichtiger nehmen sollten, dann lassen sich doch sicher Mittel finden, Mittel hier entwickeln, die das verbessern können. Sicher ist auch das eine Überlegung des pastoralen Austausches.

Vergleichende Pastoral – ein neuer Weg der Begegnung in der Weltkirche

Hermann Janssen, Aachen*

In den Beschlüssen der Diözesansynode Rottenburg-Stuttgart 1985/86 steht folgender bemerkenswerte Satz:

„Die Kirchen der Dritten Welt sind uns nicht Objekte der Betreuung und Gebiete für vorzuzeigende Projekte, sondern wir sind uns bewußt, daß unser Glaube auch von dem Glauben der anderen lebt."[1]

Die Feststellung scheint mir weniger eine Zustandsbeschreibung zu sein, sondern eher eine Richtungsweisung für unsere wachsende Partnerschaft mit den sog. Jungen Kirchen. Ohne Zweifel hat gerade die deutsche Ortskirche sehr viel für die Unterstützung der Missionsarbeit und für die Entwicklungshilfe geleistet. Sind wir uns aber über Gebet und Spenden hinaus schon tatsächlich bewußt, daß unser Glaube auch von dem Glauben der Christen in Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika lebt?

Der folgende Beitrag möchte an eine neue Entwicklung in der deutschen Pastoraltheologie erinnern, die im vergangenen Jahrzehnt angeregt worden ist. Es geht um die Grundzüge wie auch um die Grenzen und Chancen einer Vergleichenden Pastoral.

1. Auf dem Weg zu einer Vergleichenden Pastoral

An dem missionswissenschaftlichen Lehrstuhl in Münster wurden neben missionshistorischen und missionstheologischen Fragen auch Aspekte der Missionspastoral behandelt. Gemeint ist damit die Ausbildung von Missionaren für die pastorale Arbeit in den sog. Missionen. Es ging z. B. um die Vorbereitung für das Taufkatechumenat, bei der auch kulturelle Elemente der Initiation Eingang fanden. Die Missionspastoral bediente sich dabei vor allem der Ergebnisse der ethnologischen und linguistischen Forschung. Heute werden diese Studien der Adaptation nicht mehr an europäischen Universitäten absolviert. Die Ortskirchen in Afrika und Asien haben diese Aufgabe, die sie als „Inkulturation" bezeichnen, selbst in die Hand genommen. Afrikanische und asiatische Theologen sind davon überzeugt, daß es nicht mehr um die „Anpassung" einiger kultureller Elemente gehen kann, sondern um die „In-

---

* Dr. Hermann Janssen, Missionswissenschaftliches Institut Missio, Aachen, trug die folgenden Ausführungen als Co-Referat zu den Darlegungen von Msgr. F. Lobinger auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates am 3. Juli 1987 in Würzburg vor.

1 Kirchliches Amtsblatt, 18. Mai 1986, S. 503.

karnation des Evangeliums" in dem Gesamt der autochtonen Wertvorstellungen, Denkgewohnheiten, Urteilskriterien und Lebensmodelle (vgl. Evangelii nuntiandi Nr. 19). Die Missionspastoral wird somit zur Pastoral der Ortskirchen.

In Deutschland entwickelt sich dann etwa seit der Mitte der siebziger Jahre ein neuer Ansatz, der zunehmend an Wichtigkeit gewinnt: die „Vergleichende Pastoral". Vater dieser Idee ist der Münsteraner Pastoraltheologe Adolf Exeler. In seinem Vorwort zu der Veröffentlichung von Fritz Lobinger, „Auf eigenen Füßen: Kirche in Afrika" schreibt Exeler 1976: „Bis heute aber fehlt noch immer das, was ich – als Gegenstück zur „Vergleichenden Erziehungswissenschaft" – eine „Vergleichende Praktische Theologie" nenne: jenes Forschungsfeld, das die Erfahrungen der verschiedenen Kirchen – verschiedener Konfessionen und verschiedener Länder – miteinander vergleicht und dadurch für die Praxis der einzelnen Kirchen fruchtbar macht."[2]

Zwei Jahre später hat Exeler seine Idee ausführlicher thematisiert. In der Festschrift für die beiden Missionswissenschaftler Josef Glazik und Bernward Willeke schreibt er den Beitrag: „Vergleichende Theologie statt Missionswissenschaft? Provozierende Anfrage eines Nichtfachmannes." Grundlegend scheint mir darin folgender Ausgangspunkt zu sein: „In demselben Maße, wie es in der katholischen Kirche zur Partnerschaft zwischen den Ortskirchen kommt, wird die herkömmliche Missionswissenschaft, die eigentlich nur im nordatlantischen Raum zu Hause war, eine fragwürdige Sache. Statt dessen ist eine Vergleichende Theologie nötig, die in allen Kontinenten zu entwikkeln ist: Die Kirche eines jeden Kulturkreises soll in der Lage sein, ihre Theologie mit der Theologie anderer Kulturkreise zu vergleichen."[3]

Dieser Vorschlag impliziert ohne Zweifel, daß katholische Theologie nicht eine Art Welteinheitstheologie anstrebt, sondern daß sie eher die Vielfältigkeit der Glaubensreflektion in den verschiedenen Kulturkreisen und gesellschaftlichen Gegebenheiten fördert, um dadurch die verschiedenen, aber sich gegenseitig ergänzenden Charismen zum Tragen zu bringen. Vergleichende Theologie darf jedoch nicht auf die Vorführung der Vorzüge der eigenen Theologie eingeengt werden, vielmehr sollte der Vergleich auch die eigenen Defizite, Verengungen und Verdrängungen sichtbar werden lassen. Nur so kann eine fruchtbare Kreativität und letztlich eine größere Einheit in der Theologie erreicht werden.

Exeler ist sich bewußt, daß eine Vergleichende Theologie alle theologischen Disziplinen umfassen sollte, also auch die Fundamentaltheologie, die Dogmatik, die Exegese usw. Für seine eigene Fachrichtung der Pastoraltheologie nennt er u. a. folgende Bereiche, die sich für einen Vergleich anbieten:

---

2 *Lobinger, Fritz,* Auf eigenen Füßen: Kirche in Afrika, Düsseldorf 1976, S. 15.

3 *Exeler, Adolf,* Vergleichende Theologie statt Missionswissenschaft? In: Waldenfels, Hans (Hrsg.), „...denn Ich bin bei Euch", Perspektiven im christlichen Missionsbewußtsein heute, Köln 1978, S. 205.

- der Übergang von versorgten zu selbständigen Gemeinden
- der Zusammenhang von pastoralem und sozialem Engagement
- die Differenzierung der pastoralen Dienste und Ämter
- die theologische Erfassung und Verarbeitung der Glaubensreflexion des Volkes
- die kirchliche Verwaltung in armen und reichen Kirchen

Für die Religionspädagogik, die auch von Exeler vertreten wurde, stellte er folgende Liste auf:

- die Stellung der Jugend in der Kirche und Gemeinde
- die mystagogische Einführung in den Glauben
- die Kreativität der Kinder- und Jugendliturgie
- das Katechumenat, die Firmvorbereitung und die Bußpastoral
- die Katechese, der Umgang mit der Bibel usw.

2. Praktische Theologie auf den Philippinen und in Europa

Im Februar 1984 unternahm der Wiener Pastoraltheologe Paul M. Zulehner eine Studienreise in die Prälatur Infanta auf den Philippinen.[4] Bei der Analyse seiner Beobachtungen läßt er sich bewußt auf die von Exeler geforderte und heute schon akzeptierte These ein, daß die Praxis der vielen Ortskirchen nicht mehr einbahnig von Europa aus definiert werden darf, sondern sich dem Austausch zwischen den Kirchen auf allen Kontinenten aussetzen muß. Konkret bedeutet dies, daß Zulehner seine philippinischen Erfahrungen in fünf Themenbereiche zusammenträgt und dann jeweils die Frage stellt, was unsere Europäische Kirche und unsere Praktische Theologie aus diesen Erfahrungen lernen können. Es handelt sich um folgende Themenbereiche: „Politik aus Gottesverwurzelung", „Partizipation des Volkes", „Amtsstil", „Theologie" und „Solidarität mit den Verfolgten". Es kann hier nur zusammenfassend auf einige Bereiche hingewiesen werden.

– *Politik aus Gottesverwurzelung*

In drei diözesanen Pastoralkonferenzen (1973, 1978, 1983) hat Infanta versucht, ein pastorales Programm zu erarbeiten. In anschaulicher Weise wurde dargestellt, daß jede christliche Gemeinschaft für vier Bereiche verantwort-

4 *Zulehner, Paul M.*, Begegnung mit Infanta, Aufforderung zu vergleichender Pastoraltheologie. In: Der Traum des Vaters, Basisgemeinschaften auf den Philippinen. MISSIO-Reihe 9, Aachen 1985, S. 57–68.

lich ist, die sich wie vier Pole des Kreuzes denken lassen: Gott, die Kirche, die Gesellschaft und die Natur. Die gesellschaftliche Situation auf den Philippinen und die Tatsache, daß 87% der Fischer, der Landarbeiter und der Stammesbevölkerung verarmt sind, haben dazu gedrängt, daß die Prälatur bewußt eine Kirche der Armen sein will. Bei dieser politischen Option berufen sich die Christen nicht auf Marx, sondern ausdrücklich auf die Bibel und auf das Zweite Vatikanische Konzil. Es geht also um eine Politik aus christlicher Gottesverwurzelung.

Zulehner fragt sich: Was folgt daraus für uns, wenn wir Vergleichende Pastoraltheologie betreiben? Analog zu den Landarbeitern und Fischern auf den Philippinen, gibt es auch bei uns immer noch Gruppen, die unter einer ungerechten Verteilung der Lebenschancen leiden: die Alten, die Frauen, die kommende Generation... Unsere Antworten darauf sind oft nur politisch oder nur religiös. Müßten wir nicht sagen, daß es wirklich christliche Politik auf die Dauer nur aus einer tiefen Gottesverwurzelung gibt?

– Partizipation des Volkes

Jede Lösung von oben führt zu einer fatalen Apathie des Volkes, die nur durch Partizipation des Volkes überwunden werden kann. In Infanta versucht die Kirche, das Volk in zweifacher Weise zu beteiligen: durch sog. Volksorganisationen und durch Christliche Basisgemeinschaften. In den Volksorganisationen werden Laien geschult, ihre eigene Situation zu verstehen und selbst kleine Lösungsschritte zu gehen. In den Basisgemeinschaften sollten die Menschen die Heilige Schrift lesen, schweigend und betend auf Gott hören und das Erkannte auf ihre eigene Situation beziehen, um dann Sauerteig im Volk sein zu können. In Europa kommen wir aus einer Zeit, in der eine Kluft zwischen Klerus und Laien gewachsen ist, die heute noch durch die Unterscheidung von Experten und Volk verschärft wird. Zulehner fragt: Wie kommt es, daß es dort in Infanta weder Experten noch Geld gibt, dafür aber viele Basisgemeinschaften, während wir viel Geld und Experten zu haben scheinen, aber es immer mehr an Volk mangelt?

– Theologie der kleinen Gemeinschaften

Die Theologie von Infanta ist keine akademische Theologie, sondern eine pastorale Theologie; ihre Themen, ihre Entstehung und ihre Arbeitsweise sind anders. Die alltäglichen gesellschaftlichen Lebensverhältnisse geben die Themen auf. Es wird nicht gefragt, welche gesellschaftlichen Auswirkungen die Theologie hat, sondern umgekehrt, sucht man pastoraltheologische Antworten auf die alltäglichen Probleme. Armut, Verfolgung und Tod der Menschen sind Anfragen an die Bedeutung von Jesu Leiden und Sterben, sie sind Fragen an die Hoffnung, die mit Seinem Tod und Seiner Auferstehung gegeben sind.

Ausbeutung ist mehr als die sündige Tat eines Großgrundbesitzers, sie ist eine gesellschaftliche Sünde, eine himmelsschreiende Sünde, die die Kirche veranlassen muß, sich wie Gott auf die Seite der Armen zu schlagen. Diese Theologie, die in den Basisgemeinschaften, in Bibelgesprächen und Gottesdiensten entsteht, wird von den Fischern und Landarbeitern verstanden.

Zudem ist die Pastoral des Volkes reich an Symbolen. In vielen Gesprächen suchen die Menschen nach den „Zeichen der Zeit", die sie, weil sie am Meeresstrand wohnen, als „Fußspuren Gottes" im Sand bezeichnen. Sie sind davon überzeugt, daß Gott mit ihnen geht. „Gottes Reich" übersetzen sie mit „Traum des Vaters", weil sie aus der Heiligen Schrift wissen, daß Gott für sein Volk Liebe, Gerechtigkeit und Frieden ersehnt.

Unsere Theologie hingegen bleibt für das einfache Volk vielfach unverständlich. Sie bringt kaum etwas in Bewegung. Die Bibel wird exegetisch und dogmatisch zerdacht, so daß das Volk bestenfalls noch als Zuhörer daran beteiligt ist. Zulehner leugnet sicherlich nicht den Wert der akademischen Theologie, aber er ist von der Theologie der kleinen Gemeinschaften fasziniert, weil sie viel enger mit dem Leben des Volkes verbunden ist. Wir denken darüber nach, was andere später tun sollten, während die philippinischen Theologen beginnen darüber nachzudenken, was in den Gemeinden schon gelebt wird. Dann erübrigt sich die Frage, wie das theologisch Erdachte nachher ins Leben übersetzt werden könnte. Vielleicht liegt auch darin der Grund, daß die kontextuelle Theologie, die in vielen Ortskirchen der Dritten Welt entsteht, für westliche Dogmatiker, noch kaum interessant geworden ist, hingegen von unseren Pastoraltheologen zunehmend als Herausforderung verstanden wird.

3. Von den Jungen Kirchen lernen

Seit einigen Jahren werden auch in der deutschen Ortskirche Versuche unternommen, pastorale Modelle aus der Dritten Welt bekannt zu machen. Die Bildungsarbeit der kirchlichen Hilfswerke leistet dabei Pionierarbeit.[5] Viele Gruppen, einzelne Gemeinden und auch einige Diözesen haben sich besonders für die Entwicklung der Gemeindepastoral und für neue Wege der Bibelarbeit in den Jungen Kirchen engagiert. Drei veröffentlichte Ansprachen bzw. Pastoralbriefe von deutschen Bischöfen dokumentieren diese Entwicklung.

Bischof Hermann Josef Spital von Trier stellt 1985 in seiner Silvesterpredigt zunächst fest, daß die bewährten Traditionen früherer Jahrhunderte durch

5 Zu diesem Thema veröffentlichte das Internationale Katholische Hilfswerk MISSIO u. a. folgende Informations- und Arbeitshefte:
- Kleine Christliche Gemeinschaften in Afrika (1984)
- Kirchliche Basisgemeinschaften auf den Philippinen (1985)
- Bibel-Teilen (1986).

einen Traditionsbruch von nie gekanntem Ausmaß hinweggefegt wurden. Einen Weg zurück kann es nicht geben. Es gilt nun, neue Formen zu finden, in denen menschliches Miteinander gelebt werden kann. Die kirchlichen Beratungsstellen und Sozialstationen helfen sicherlich einzelnen Menschen, aber gleichzeitig stellen sie eine Anpassung an unsere Konsumgesellschaft dar. Vielleicht sind die sog. Selbsthilfegruppen wegweisend.

Mit dem Hinweis auf Lateinamerika sagt Bischof Spital: „Was wir brauchen, ist die Basisgemeinschaft, die Zelle, in der Menschen ihre gemeinsamen Probleme mit dem Blick auf das Evangelium lösen... Ich bin davon überzeugt und glaube, daß hier eine Chance für unsere Kirche liegt... Wenn sich überall in unseren Gemeinden Menschen zusammenfinden würden zu Gesprächskreisen, in denen die Beziehungsprobleme, mit denen wir alle mehr oder weniger zu tun haben, zur Sprache kommen könnten, in denen das Leben, unser wirkliches Leben vorkommen könnte und in denen wir im Licht des Evangeliums gemeinsam nach Lösungen suchen würden: Dann würde sich meiner festen Überzeugung nach der Grundwasserspiegel des Glaubens wieder heben, dann würden die Menschen unseren Glauben und unsere Glaubensgemeinschaft als fruchtbare Lebenshilfe erfahren."[6]

Ähnliche Überlegungen finden sich auch in dem Fastenhirtenbrief 1986 von dem Erfurter Bischof Joachim Wanke: „Was den Campesinos Südamerikas mit ihren Basisgruppen, was afrikanischen Christen oder katholischen Philippinos möglich ist, sollte auch uns Katholiken in Deutschland möglich sein: Wir können uns einander zuwenden und das, was jeder vor Gott allein zu tun und zu bestehen hat, gemeinsam tun... Meines Erachtens krankt das Leben in unseren Gemeinden und Familien an einer überempfindlichen Ängstlichkeit, uns nicht gegenseitig religiös zu belästigen. Ich sehe die Gefahr, daß wir in unserer vornehmen religiösen Zurückhaltung geistlich aushungern... Man kann allein nicht Kirche sein. Kirche wird dort lebendig, wo Christen den Entschluß fassen: Wir wollen gemeinsam glauben, hoffen und lieben."[7]

Ebenso eindeutig ist Bischof Josef Homeyer in einem veröffentlichten Brief, den er am 20. November 1986 an alle Priester, Diakone, hauptamtliche Mitarbeiter und an die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte im Bistum Hildesheim schrieb. Nach einer Analyse der heutigen kirchlichen Situation und einer Deutung im Licht des Glaubens kommt er zu folgender Schlußfolgerung: „Die vorrangige Aufgabe für die kommende Zeit... sehe ich in der Umwandlung der einzelnen Pfarreien zu einer ‚Gemeinschaft von Gemeinschaften': eine große Gemeinschaft, die sich aus vielen kleinen Gemeinschaften zusammensetzt... Natürlich werden solche Gemeinschaften nicht einfach die Probleme unserer modernen Gesellschaft lösen können.

---

6 *Spital, Hermann Josef,* Basisgemeinschaften – lebendige Zellen kirchlicher Erneuerung, Silvesterpredigt, Trier 1986, S. 6 und 8.

7 *Wanke, Joachim,* Gemeinsames Nachdenken über den Willen des Herrn. Hirtenbrief für die österliche Bußzeit, Erfurt 1986.

Aber schon eine einzelne Gruppe kann ein Zeichen unserer Hoffnung sein, die die Welt von der Kirche erwartet. Auch die Kirche als ganze ist ja nur ein Zeichen, nicht schon das Reich Gottes selbst.

Freilich werden diese Gemeinschaften nur dann ein Zeichen des Reiches Gottes bilden, wenn sie immer wieder zu den Quellen des Glaubens gehen. ... Eine unerläßliche Quelle ist dabei die Heilige Schrift. Gerade die jungen Kirchen in der Dritten Welt haben sie in den letzten Jahren entdeckt und daraus eine unerhörte Fruchtbarkeit empfangen."[8]

Das „Lernen von den Jungen Kirchen" liegt heute also schwerpunktmäßig in den Bereichen der Gemeindepastoral und der Spiritualität. Ein weiterer fruchtbarer Ansatzpunkt könnte meiner Meinung nach auch die Christologie werden.

4. Grenzen und Chancen einer Vergleichenden Pastoral

Auf dem Kongreß der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen in Wien hat Exeler 1980 auch auf Gefahren hingewiesen, die mit dem Vergleich verschiedener pastoraler Modelle verbunden sind: „... gerade weil ich der Überzeugung bin, daß eine Vergleichende Pastoral ein außerordentlich fruchtbares und anregendes Unternehmen sein wird, halte ich es für nötig, mit Umsicht vorzugehen ... Wo man zu oberflächlich und zu pragmatisch an die Sache heranginge, da bestünde die Gefahr, daß eine neue Form von Ausbeutung entstünde, indem nämlich eine zwar äußerlich reiche, aber innerlich noch recht kranke Kirche unter dem Deckmantel des partnerschaftlichen Dialogs dazu ansetzte, ihre Anregungen zur Gesundung aus den armen, aber jungen und vitalen Kirchen zu holen, ohne mit diesen in einen echten Dialog zu treten ... Wenn wir nicht unter dem Niveau bleiben wollen, das die Sache erfordert, kommen wir an einer beträchtlichen Anstrengung des Nachdenkens nicht vorbei."[9]

Die nordatlantische Universitätstheologie, muß sich, wenn sie sich auf einen ernsten Dialog mit der Kirche, den Theologien und den pastoralen Modellen in der sog. Dritten Welt einlassen will, zunächst einer demütigen Selbstbesinnung unterziehen. Wir müssen zugeben, daß unsere Kirche in ihrer Pastoral angewiesen ist auf verjüngende und heilende Impulse, die aus der Kirche in anderen Kontinenten kommen. Ein besonderes Problem stellt die Verkopfung unserer Theologie dar. Es ist uns kaum noch geläufig, daß auch Gebet, Liturgie, Meditation, Gemeindepraxis und soziale Praxis Quellen für die theologische Erkenntnis sein können.

---

8 Hirtenbrief des Bischofs von Hildesheim, 20. 11. 1986, S. 5 und 6.

9 *Exeler, Adolf,* Wege einer Vergleichenden Pastoral. In: Evangelisation in der Dritten Welt, hrsg. vom Missionswissenschaftlichen Institut Missio, Freiburg 1980, S. 94.

Diese notwendige Selbstkritik sollte uns allerdings nicht zu Übertreibungen und zu pessimistischen Selbstbezichtigungen verleiten. Auch in Europa gibt es lebendige, zukunftweisende Gemeinden und Gruppen. Es ist schließlich auch nur eine Halbwahrheit, daß die Jungen Kirchen pastoral und theologisch wegweisend sind. Wir sollten sie nicht idealisieren und überfordern. Die in der Dritten Welt weitverbreitete Neigung zum Populismus, d. h. zu einer Erwartung, als ob alles Heil vom Volk ausgehe, bedarf der dringenden Korrektur durch den Hinweis auf das für jede Theologie wichtige Zusammenspiel von Volk, Kirchenleitung und Fachtheologie.

Die wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen für eine Vergleichende Pastoral sind heute allerdings noch nicht bis in alle Einzelheiten reflektiert und ausgearbeitet.[10] In der Praxis ist daher noch mit Unsicherheiten zu rechnen, die nur in kleinen Schritten überwunden werden können. Wenn wir uns auf eine pastorale Begegnung und Partnerschaft einlassen wollen, gehört dazu in einem Anfangsstadium auch der Mut, mit noch unzulänglichen Mitteln zu arbeiten. Wie in vielen anderen vergleichenden Wissenschaften wird auch in der Vergleichenden Pastoral eine ausgebaute Methodologie erst ein zweiter Schritt sein.

Wäre es aber nicht schon jetzt angebracht, daß sich einige Gemeinden oder Regionen unter der pastoralen Leitung von Seelsorgern und Bischöfen sowie unter der fachlichen Begleitung von Pastoraltheologen und Missionswissenschaftlern auf ein gezieltes, kontrolliertes und zugleich mutiges Experiment der Vergleichenden Pastoral und der Partnerschaft mit Ortskirchen in der Dritten Welt einlassen?

10 Vgl. *Kramm, Thomas,* Was ist von einer „Vergleichenden Theologie" zu erwarten? Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 68 (1984) 1, S. 57–68.

Mitteilungen der Ordenskorrespondenz

(abgeschlossen am 15. September 1987)

VERLAUTBARUNGEN DES HEILIGEN VATERS

1. Botschaft zum Weltmissionssonntag

Am Pfingstfest, 7. Juni, veröffentlichte Papst Johannes Paul II. die diesjährige Botschaft zum Weltmissionssonntag:

(1) Die Synode über die Sendung der Laien

„Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat" (*1 Petr* 2,9).

Von diesem privilegierten Volk, das der Fürst der Apostel beschrieben hat, sind die Laien Mitglieder in jeder Hinsicht; mit ihnen wird sich die Generalversammlung der Bischofssynode im kommenden Oktober beschäftigen, gerade in dem Monat, da die Kirche im Gebet, in der Reflexion und in der Hilfe für ihre Missionen in der Welt eingesetzt ist.

Im Hinblick auf solch glückliches Zusammentreffen möchte ich die vorliegende Botschaft jenem breiten und auserwählten Teil des Volkes Gottes, den gläubigen Laien widmen – Männern und Frauen jeden Alters und Standes –, um in ihnen das Bewußtsein wiederzubeleben, Komponenten eines Volkes zu sein, das von seiner Natur her missionarisch ist. Denn die Kirche „ist da, um zu evangelisieren, d. h. um zu predigen und zu unterweisen, Mittlerin des Geschenkes der Gnade zu sein, die Sünder mit Gott zu versöhnen...", wie ich 1982 aussagte, an Papst Paul VI. erinnernd und seine selben Worte zitierend (Apost. Schreiben *Evangelii Nuntiandi,* 14; vgl. *Insegnamenti,* V, 3/1982, S. 569). Die Evangelisierung und die Mission also sind nicht etwas Fakultatives oder Supplementäres oder Marginales: die Kirche ist missionarisch geboren, und das Evangelisieren ist für sie Lebensgesetz (vgl. Dekr. *Ad Gentes,* 2–5).

(2) Die Taufberufung als missionarische Berufung

Von dieser unverzichtbaren Voraussetzung ausgehend, entsteht eine Frage: wem kommt es im Konkreten zu, die Mission aufzunehmen? Das zweite Vatikanische Konzil antwortet so: „Als Glieder des lebendigen Christus... ist allen Gläubigen die Pflicht auferlegt, an der Entfaltung und an dem Wachstum seines Leibes mitzuwirken, damit dieser so bald wie möglich zur Vollgestalt gelange. Deshalb mögen alle Kinder der Kirche ein lebendiges Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Welt besitzen" (Dekr. *Ad Gentes,* 36). Die Evangelisierung ist nicht der Hierarchie allein vorbehalten, sondern „jedem Jünger Christi obliegt die Pflicht, nach seinem Teil den Glauben auszusäen" (Dogm. Konst. *Lumen Gentium,* 17). Und die Wurzel dieser Pflicht ist im ersten der Sakramente des Glaubens. So sind alle Laien-Christen gerade kraft der Taufe vom Herrn zu einem effektiven Apostolat berufen: „Die christliche Berufung ist ihrer Natur nach auch Berufung zum Apostolat" (Dekr. *Apostolicam Actuositatem,* 2). Es ist eine Berufung, die auf der Taufgnade selbst gründet: durch die Taufe Christus einverleibt, werden die Christen des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi teilhaftig. Die Firmung stärkt sie mit der Tugend des Heiligen Geistes, während die Eucharistie in ihnen jene Liebe zu Gott und den Men-

schen mitteilt und nährt, die die Seele des ganzen Apostolats ist (vgl. Dogm. Konst. *Lumen Gentium,* 33; Dekr. *Apostolicam Actuositatem,* 3).

Von dort hat die Einladung ihren Ursprung, die ich an alle Laien erneuere, daß sie ihre ursprüngliche Würde von Jüngern des Herrn wieder entdecken und so den Sinn der apostolischen Verantwortung vertiefen und einen großherzigen Beitrag zum Werk der Evangelisierung leisten.

(3) Ein Körper, geeignet und geordnet

Doch wenn alle in der Kirche für die Mission verantwortlich sind, wenn alle zugleich deren „Subjekt" und deren „Empfänger" sind, geschieht dies nicht im gleichen Maß und auf die gleiche Weise, sondern nach den Besonderheiten der Position und Funktion innerhalb der Kirche selbst wie auch des empfangenen Amtes und Charismas. Verschieden sind die Gaben Gottes, doch immer überfließend, nicht ausschließend, sondern ergänzend, alle auf die einzige Gemeinschaft und Sendung ausgerichtet. Und wir sind gerufen, sie zu unterscheiden und zu werten mit evangelischer Weisheit nach den objektiven Erfordernissen und den Bedürfnissen selbst, welche sich unseren Tagen darbieten können. In der Nähe der Bischofssynode ermutige ich gerne die Laien, vor allem die Jugendlichen, die Wirklichkeit dieser göttlichen Gaben zu erkennen und mit persönlicher Verantwortung die Pflicht der Evangelisierung durch das Wort, das Zeugnis, die Aussaat jener Weisheit und jener Hoffnung auf sich zu nehmen, nach denen sich die Menschheit, oft unbewußt, sehnt.

Die laikalen Berufungen, die gerufen sind, der kirchlichen Gemeinschaft einen spezifischen Beitrag zu geben, stellen auch heute inmitten des Volkes Gottes einen starken und bedeutsamen Ausdruck der missionarischen Hingabe dar. Mehr als in der Vergangenheit wächst heute das Bedürfnis nach Personen, die sich total der missionarischen Tätigkeit weihen. „Denn durch eine *besondere* Berufung sind diejenigen gezeichnet, die, im Besitz der erforderlichen natürlichen Anlagen, nach Begabung und Charakter geeignet sind, die Missionsarbeit auf sich zu nehmen, seien es Einheimische oder Auswärtige: Priester, Ordensleute oder *Laien*" (Dekr. *Ad Gentes,* 23, vgl. 6). Ja, heute braucht die Kirche reife Laien, die Jünger und Zeugen Christi seien, Erbauer christlicher Gemeinschaften, Umwandler der Welt nach den Werten des Evangeliums.

An alle Laien, die schon an der missionarischen Aktion der Kirche beteiligt sind, möchte ich meinen Dank und Ermutigung richten und jeden von ihnen bei der jeweiligen Arbeit bestätigen.

(4) Die Katechisten

Diesbezüglich möchte ich vor allem an die so wohlverdiente Schar der Katechisten – Männer und Frauen – erinnern, welche einen unersetzbaren Beitrag für die Verbreitung des Glaubens leisten und gerufen sind, in unserer Zeit eine Aufgabe von größter Wichtigkeit zu versehen (vgl. Dekr. *Ad Gentes,* 17; Apost. Schreiben *Catechesi tradendae,* 66). Wie könnte man leugnen, daß ohne diese spezialisierten Arbeiter im Missionsland viele jetzt blühende Kirchen nicht aufgebaut worden wären? Sie sind und waren direkte Zeugen des Glaubens, manchmal auch die ersten im chronologischen Sinn; durch das Bringen der Botschaft werden sie so aktive Mitarbeiter bei der Sendung, das christliche Leben einzurichten, zu entwickeln und zu vermehren. Ihr Dienst greift in die tragende Struktur der Evangelisierung ein, weshalb die Kirche seiner nie entbehren können wird. Noch einmal wünsche ich, daß ihre Zahl und ihre Qualität immer größer werden mögen, für ein so wichtiges Werk, zuversichtlich, daß sie immer das Wohlwollen und die Hilfe finden mögen, die sie brauchen. Auch sie haben klarerweise das Recht auf einen angemessenen Unterhalt,

und wenn sie nicht von ihren zu armen Gemeinschaften erhalten werden können, wird die Solidarität der anderen Christen für sie sorgen müssen.

(5) Das Laien-Volontariat

Ich erinnere sodann an eine andere Form laikalen Missionseinsatzes, auf den die Kirche heute vor allem vieles setzt: jene des Laien-Volontariats. Es ist eine gültige Formel, die einen beachtlichen Beitrag zur Mission der Kirche erbringt, indem sie ihr den Weg der Evangelisierung erleichtert: ein Dienst von Laienchristen, welche sich verpflichten, einige Jahre ihres Lebens der direkten Mitarbeit für das Wachstum der Entwicklungsländer zur Verfügung zu stellen.

So versuchen sie neben dem Werk menschlicher Förderung, das sie gemeinsam mit anderen sozialen Kräften vollbringen, als Christen, den Brüdern nicht jene Fülle der religiösen und moralischen Entwicklung fehlen zu lassen, die man nur hat, wenn man sich total der Gnade Gottes öffnet. Vom Glauben und der evangelischen Liebe angetrieben, werden sie zu Zeugen der Liebe und des Dienstes für den Menschen in seiner Totalität des körperlichen und geistigen Seins.

Auch in dieser Hinsicht wünsche ich mir, daß aus Anlaß der Synode viele Teilkirchen diese Form der missionarischen Zusammenarbeit von ihnen entdecken und sich verpflichtet fühlen, diese Laienberufungen zu unterscheiden und zu fördern, welche viele mit Freude annehmen werden, bereit, sich aktiv in andere Gemeinschaften von Brüdern einzureihen.

An der Basis dieser Berufungen soll immer ein ausgewogener und harmonischer Einsatz stehen, der die sozio-kulturelle Entwicklung nie von dem Bekenntnis des religiösen Glaubens losreißt. Für einen Dienst, der sich schwierig und anfordernd zeigt, ist kluge Wahl, angemessene Vorbereitung, professionelle Kompetenz und vor allem eine reife Persönlichkeit erforderlich.

(6) Öffnung auf andere Formen von Dienst

Der Geist, der die Kirche zur ganzen Wahrheit führt (vgl. *Joh* 16,13), sie in der Gemeinschaft und im Dienst einigt, sie mit seinen Gaben bereichert, sie mit seinen Früchten ziert, „verteilt unter den Gläubigen jeglichen Standes *auch besondere Gnaden*. Durch diese macht er sie geeignet und bereit... *verschiedene Werke und Dienste* zu übernehmen" (Dogm. Konst. *Lumen gentium,* 12).

Nun sind wir alle gerufen, mit Gunst diese besonderen Gnaden zu erkennen und aufzunehmen, die auch unter den Laien im Blick auf ihre erwünschte Präsenz auf missionarischem Gebiet verteilt werden. Vor allem die jungen Kirchen sind eingeladen, sich zu öffnen und mit Zuversicht solche geistigen Reichtümer für jene Ämter und Werke wertzuschätzen, welche sich nützlich erweisen „für die Ernennung und den vollen Aufbau der Kirche" (*ebd.*).

Man muß daher vielfältige Formen von Teilnahme der Laien am liturgischen Leben der christlichen Gemeinschaften, an ihren pastoralen Programmen und Räten, an der Ausübung der Liebe und an der christlichen Präsenz in der Kultur-, Sozial- und Wirtschaftswelt in Betracht ziehen und unterstützen.

Ich möchte auch zu einer breiteren und aktiveren Teilnahme des *weiblichen Laikats* im Annehmen jener Dienste ermutigen, die das endlose Gebiet der Mission von ihrer Großherzigkeit und ihrem spezifischen Beitrag erwartet. Es ist zu wünschen, daß dieses Laikat sich sowohl den traditionellen Beschäftigungen (Spitäler, Schulen, Fürsorge) widmet als auch einer direkten Evangelisierung wie der Formation des Familienkerns, dem Dialog mit den Nichtchristen oder Nichtpraktizierenden, der Förderung der katholischen Kultur, außer einer

konstanten Präsenz auf dem Gebiet des Gebets und der Liturgie.

(7) Die päpstlichen Missionswerke

An diesem Pfingsttag fühlt sich die Kirche gegenüber der Dringlichkeit der Mission angetrieben, sich mit erneuerter Energie dem mächtigen Anhauch und der belebenden Liebe des Geistes zu öffnen, der das Volk Gottes heiligt, es leitet und mit Tugenden ziert, damit es die Charismen der christlichen Identität Frucht bringen läßt.

Ein spezielles Mandat will ich den Päpstlichen Missisonswerken anvertrauen, die von Ursprung, Beschaffenheit und Zielsetzungen her sich als spezifische Instrumente des missionarischen Universalismus charakterisieren, auf daß sie mit ihrer kapillaren Animationstätigkeit das Missionsbewußtsein im Volk Gottes, vor allem unter den Laien wach halten und zugleich die besondere Berufung jener offensichtlich machen, die eine solche Sendung empfangen haben.

Ihnen kommt die Aufgabe zu, das Interesse und die Teilnahme aller Gläubigen sowohl auf geistlicher als auch auf materieller Ebene zugunsten der Mission zu fördern und außerdem Missionsberufe unter den Jugendlichen zu ermutigen. In einer von leeren Aussichten und vielen Unsicherheiten bedrängten Welt soll man nie müde werden, unter den Laien die edlen Ideale der Mission zu wecken und zu fördern, so daß viele auf die Einladung des Herrn antworten: „Hier bin ich, sende mich!" (*Jes* 6,8).

(8) Die Mutter, die uns im Glauben und in der Sendung vorausgeht

Ich muß noch – ein weiteres glückliches Zusammentreffen – an die Feier des Marianischen Jahres erinnern. Es ist natürlich, einfach und tröstlich, daß alle Söhne und Töchter der Kirche auf jene schauen, die von Anfang an in der Sendung der Kirche selbst zugegen ist (vgl. Enzyklika *Redemptoris Mater,* 28). Wenn der Weg dieser Kirche, nunmehr am Ende des zweiten christlichen Jahrtausends, einen erneuerten, großherzigen Einsatz in ihrer Sendung bedeutet, so wird es wieder und stets notwendig sein, mit Maria fortzuschreiten.

Indem sie Christus folgt, sucht die Kirche mit ungewandelter Treue, heute ihre selbe Sendung in der Geschichte der Menschen und der Völker zu erfüllen: im Rahmen dieser Zusammenarbeit und mit dem Werk des Erlöser-Sohnes schart sie sich um Maria in der Erwartung eines neuen Pfingstens (vgl. *Apg* 1,14). Auf Maria, die der Kirche im Glauben vorrangeht, sollen alle Christen schauen, um den Sinn der eigenen Sendung zu verstehen und zu verwirklichen: an dem von Christus vollbrachten Heilswerk mitzuarbeiten, bis zu dessen endgültigem Abschluß im Himmelreich (Internationaler Fidesdienst, 17.6.87, Nr. 3576, ND 208).

2. Schreiben zur Sechshundertjahrfeier der „Taufe" Litauens

Unter dem Datum des 5. Juni 1987 hat Papst Johannes Paul II. das Apostolische Schreiben „Sescentesima Anniversaria" zur Sechshundertjahrfeier der „Taufe" Litauens veröffentlicht. In diesem Schreiben sagt der Papst u. a.:

„Die ‚Taufe' fügte Eure Nation in die große Familie der christlichen Völker Europas ein, in jene ‚christianitas', die die Geschicke des Kontinents tief geprägt hat und sein wertvollstes gemeinsames Erbe und das Fundament zur Errichtung einer Zukunft des Friedens, des echten Fortschritts und der wahren Freiheit darstellt. Litauen schloß sich so auch der großen kulturellen Umgestaltung an, die in jenem Jahrhundert in Europa begann und die von christlichen Prinzipien durchdrungen und offen war für die Erfordernisse eines neuen Humanismus, der im Glauben seine besten Motivationen und den Antrieb zur Förderung jener großen Werte fand, die die Geschichte Europas berühmt und seine Anwe-

senheit unter den anderen Kontinenten fruchtbar gemacht haben.

Durch diese Einbeziehung gelangte Litauen zu einer neuen und vielversprechenden Blüte an geistigen Energien, die sich in steigendem Maße in den verschiedenen Formen von Kultur, Kunst und Gesellschaftsordnung ausdrücken sollten. Euer Land füllte sich mehr und mehr mit Kirchen und Konventen, die zugleich Zentren waren, von denen Glaube und Kultur ausstrahlten. Im Laufe der Jahrhunderte und dem geschichtlichen Wandel entsprechend kamen so zum Werk der Evangelisierung vorausschauende Initiativen im Bereich von Erziehung und Volksbildung hinzu; an die Seite der Ordenshäuser traten Schulen, und das Glaubensleben entfaltete sich in Werken der Liebe, in tausend Formen von sozialer Unterstützung und Förderung.

Ich möchte hier an die Bedeutung erinnern, die in diesem Zusammenhang das Wirken der Ordensgemeinschaften gehabt hat: der Dominikaner und Franziskaner, die als erste zu Euren Stämmen gekommen sind, und dann der Benediktiner, der Franziskaner der neuen Observanz (im Volk Bernhardiner genannt, nach dem hl. Bernhardin von Siena) und der Basilianer.

Andere Orden und Kongregationen gaben nach dem Konzil von Trient dem kirchlichen Leben in Litauen neue Kraft, nachdem es infolge der protestantischen Reformation eine Periode der Schwäche durchgemacht und zahlreiche Abfälle erlitten hatte. Eigens erwähnt werden muß das Wirken der Gesellschaft Jesu, die sich um die Verwirklichung der tridentinischen Reform besonders verdient gemacht hat. Im Jahre 1570 eröffneten die Jesuiten in Vilnius ein berühmtes Kolleg, das neun Jahre später die erste Universität der Nation wurde, eine wahre Talentschmiede für Priester und Menschen der Kultur.

Der tröstliche Aufschwung der katholischen Kirche war begleitet von einem Anstieg der Priester- und Ordensberufe. Man fördert Initiativen zum Besten des Volkes, wie Bibliotheken, Druck von religiösen Büchern, Konvikte für arme Schüler und Studenten, Volksapotheken, Vereine und Bruderschaften, Schulen für Künste und Handwerk. Aber vor allem wurde eine umfassende und intensive apostolische Tätigkeit unter den Ärmsten, der Landbevölkerung, begonnen, wo besonders schmerzliche Situationen von Abhängigkeit und Elend fortbestanden und wo man dringender verspürte, wie notwendig die befreiende Botschaft christlicher Liebe war.

Diesem unermüdlichen pastoralen Wirken entsprach glücklicherweise die hochherzige Bereitschaft des litauischen Volkes. Das Christentum war so für die Nation wahrhaftig wie der Sauerteig im Evangelium, es prägte das tägliche Leben, trieb dort starke Wurzeln und wurde sozusagen seine Seele.

Das Volk ließ sich vom Glauben durchdringen und bezeugte ihn kraftvoll und deutlich auch in den schwierigen Augenblicken seiner Geschichte, in den Stunden von Leid und Opfer" (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz P 5/87 vom 25.6.87).

3. An die Nationaldirektoren der Päpstlichen Missionswerke

Im Mai 1987 tagten in Rom die Generalsekretäre und rund 90 Nationaldirektoren der Päpstlichen Missionswerke. Papst Johannes Paul II. sagte ihnen u. a. folgendes:

„Wir müssen mit Mut und Zuversicht unsere Evangelisierungsaufgabe weiterführen, auch wenn die Zeiten vielleicht schwieriger sind als in der Vergangenheit. Das Unterfangen ist enorm; menschlich geradezu unmöglich! Es entsteht daher die Notwendigkeit, total und radikal auf die ‚Gnade' Gottes vertrauen: wir sind nur Werkzeuge, und sollen überzeugte, überzeugende und glaubhafte Werkzeuge sein. Unsere persönliche Heiligkeit ist die erste Verpflichtung für das missionarische Werk von Evangelisierung und Bekehrung. Denn die göttliche

Gnade ist es, die ruft, erleuchtet, bekehrt, heiligmacht und rettet!

Ich möchte mit einem Zitat der heiligen Theresia von Lisieux abschließen: ‚Eines Sonntags – erzählt die Karmelitin und Patronin der Missionen in der Geschichte einer Seele –, als ich ein Bild Unseres Herrn am Kreuz betrachtete, wurde ich von dem Blut getroffen, welches von einer seiner göttlichen Hände rann; ich empfand großen Schmerz bei dem Gedanken, daß jenes Blut auf die Erde flösse, ohne daß jemand sich Mühe nähme, um den göttlichen Tau, der davon herabtroff, zu empfangen und den – so verstand ich – ich hätte dann über die Seelen versprengen müssen würde... Der Schrei Jesu am Kreuz: ‚Mich dürstet', hallte unablässig in meinem Herzen wider, und jene Worte entzündeten in mir ein unhaltbares und sehr lebhaftes Feuer...' (vgl. Man. A., Cap. V).

Hört auch ihr am Fuße des Kreuzes wie die heilige Theresia ganz lebendig die Sehnsucht Christi nach der ganzen Menschheit und setzt euch dafür ein, sie der ganzen Kirche einzuflößen!

Euch stehe Maria die Allerheiligste, Königin der Missionen, bei, der ich eure Arbeit anvertraue" (Internationaler Fidesdienst v. 13.5.87, Nr. 3567, ND 152).

4. Eröffnung des Marianischen Jahres

Mit einer Mitternachtsmesse am Vorabend des Pfingstsonntags hat Johannes Paul II. des zweite Marianische Jahr in der Geschichte der Kirche eröffnet. Rund 50000 Gläubige der Stadt Rom und Pilger aus aller Welt wohnten dem über dreistündigen nächtlichen Gottesdienst auf dem Petersplatz bei. Während dieser Eucharistiefeier entzündete der Papst das Licht der Marienampel. Dieses Licht wird in alle großen Marienheiligtümer in die Welt getragen. Es soll während des ganzen Marienjahres brennen und zugleich künden, daß das dritte christliche Jahrtausend die Schatten vorauswirft und wir uns auf dieses Jahr vorbereiten müssen.

Am frühen Samstagabend hatte der Papst zum Auftakt des „Marianischen Jahres" in der größten römischen Marienkirche, der Basilika Santa Maria Maggiore, den Rosenkranz gebetet. Dieses Gebet des Papstes war dem Frieden in der Welt gewidmet.

5. Gebet zum Marianischen Jahr

Mutter des Erlösers, in diesem Jahr, das dir geweiht ist, lobpreisen wir dich in großer Freude, Gott Vater hat dich erwählt vor der Erschaffung der Welt, um seinen Heilsplan zu verwirklichen, den er von Ewigkeit her beschlossen hat. Du hast an seine Liebe geglaubt und bist seinem Wort gefolgt. Der Sohn Gottes hat dich als seine Mutter gewollt, als er Mensch wurde, um den Menschen zu retten. Du hast ihn empfangen mit bereitem Gehorsam und ungeteiltem Herzen. Der Heilige Geist hat dich als seine mystische Braut geliebt und dir einzigartige Gnaden in Fülle geschenkt. Von seinem verborgenen und machtvollen Wirken hast du dich bereitwillig formen lassen.

In der Vigil zum dritten christlichen Jahrtausend vertrauen wir dir die Kirche an, die dich als Mutter bekennt und anruft. Du bist in deinem irdischen Leben der Kirche auf dem Pilgerweg des Glaubens vorangegangen: stütze sie nun in ihren Schwierigkeiten und Prüfungen und hilf ihr, immer fruchtbarer in der Welt Zeichen und Werkzeug für die innige Gemeinschaft mit Gott und für die Einheit der ganzen Menschheit zu sein.

Dir, Mutter der Christen, vertrauen wir in besonderer Weise die Völker an, die in diesem Marianischen Jahr das 600jährige oder 1000jährige Jubiläum ihrer Bekehrung zum Evangelium feiern. Ihre lange Geschichte ist tief geprägt von der Verehrung zu dir. Wende ihnen deinen liebevollen Blick zu; stärke alle, die für den Glauben leiden.

Dir, Mutter der Menschen und Völker, vertrauen wir voller Zuversicht die ganze Menschheit an mit ihren Ängsten und Hoffnungen. Laß ihr nicht das Licht wahrer Weisheit fehlen. Führe sie bei der Suche nach Freiheit und Gerechtigkeit für alle. Lenke ihre Schritte auf die Wege des Friedens. Hilf, daß alle Christen finden, den Weg, die Wahrheit und das Leben. Stärke uns, o Jungfrau Maria, auf unserem Glaubensweg und erbitte uns die Gnade des ewigen Heils. O gütige, o milde, o süße Mutter Gottes und unsere Mutter, Maria!

6. Die Lehre über den Satan

Papst Johannes Paul II. sagte zu diesem Thema folgendes:

„Wir wollen das Thema der letzten Katechese, die dem Glaubensartikel über die Engel als Geschöpfe Gottes gewidmet waren, fortsetzen und uns heute mit der Untersuchung des Geheimnisses der Freiheit befassen, von der einige Engel einen Gebrauch gemacht haben, der gegen Gott und seinen Heilsplan hinsichtlich der Menschen gerichtet war.

Wie der Evangelist Lukas bezeugt, sprach Jesus in dem Augenblick, als die Jünger voll Freude über die bei ihrer Probemission geernteten Früchte zum Meister zurückkehrten, einen Satz aus, der zum Nachdenken anregt: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen" (Lk 10,18). Mit diesen Worten bestätigt der Herr, daß die Verkündigung des Reiches Gottes immer einen Sieg über den Teufel darstellt, aber zugleich zeigt er auch, daß der Aufbau dieses Reiches fortwährend den Nachstellungen des bösen Geistes ausgesetzt ist. Die Aufmerksamkeit darauf richten, wie wir es in unserer heutigen Katechese tun wollen, bedeutet, sich auf den Zustand des Kampfes einstellen, der in diesem letzten Zeitabschnitt der Heilsgeschichte zum Leben der Kirche gehört (wie es das Buch der Offenbarung des Johannes bestätigt, vgl. 12,7). Andererseits erlaubt es uns, den rechten Glauben der Kirche klarzustellen gegenüber jenen, die ihn verzerrt darstellen, indem sie die Bedeutung des Teufels übertreiben, und anderen, die ihn leugnen oder seine schädliche Macht verharmlosen.

Die vorausgegangenen Katechesen über die Engel haben uns darauf vorbereitet, die in der Heiligen Schrift offenbarte und von der Tradition der Kirche uns überlieferte Lehre über den Satan, d. h. den gestürzten Engel, den bösen Geist, der auch Teufel oder Dämon heißt, zu verstehen.

Dieser „Sturz", gekennzeichnet durch die Ablehnung Gottes und den daraus folgenden Zustand der Verdammung, besteht in der freien Entscheidung jener geschaffenen Geister, die radikal und unwiderruflich Gott und sein Reich zurückgewiesen, sich seine Herrscherrechte angemaßt und versucht haben, die Heilsökonomie und die Ordnung alles Geschaffenen umzukehren. Ein Ausdruck dieser Haltung findet sich in den Worten des Versuchers an die Stammeltern: „Ihr werdet wie Gott" oder „wie Götter" (vgl. Gen 3,5). So versucht der böse Geist jene Haltung der Rivalität, der Widersetzlichkeit und Opposition gegen Gott, die gleichsam zur Begründung seiner ganzen eigenen Existenz geworden ist, in den Menschen zu verpflanzen.

Was das Alte Testament im Buch Genesis über den Sturz des Menschen berichtet, deutet hin auf die Haltung der Gegnerschaft, die Satan in den Menschen hineintragen will, um ihn zum Zuwiderhandeln zu bringen (Gen 3,5). Auch im Buch Ijob (Ijob 1,11; 2,5.7) lesen wir, daß Satan den Versuch macht, den Menschen, der leidet, zur Auflehnung anzustacheln. Im Buch der Weisheit (vgl. Weish 2,24) wird Satan als Urheber des Todes vorgestellt, der zusammen mit der Sünde in die Geschichte des Menschen eingetreten ist.

Die Kirche lehrt im Vierten Laterankonzil (1215), daß der Teufel (oder Satan) und die anderen Dämonen „von Gott gut geschaf-

fen wurden, aber durch ihren eigenen Willen böse geworden sind". In der Tat lesen wir im Judasbrief: „Die Engel, die ihren hohen Rang mißachtet und ihren Wohnsitz verlassen haben, hat er mit ewigen Fesseln in der Finsternis eingeschlossen, um sie am großen Tag zu richten" (Jud 6). Ähnlich wird im zweiten Petrusbrief gesprochen von „Engeln, die gesündigt haben" und die Gott „nicht verschont, sondern in die finsteren Höhlen der Unterwelt verstoßen" hat und sie „dort eingeschlossen hält bis zum Gericht" (2 Petr 2,4). Es ist klar, daß, wenn Gott die Sünde der Engel „nicht verzeiht", er das tut, weil sie in ihrer Sünde bleiben, weil sie ewig in den „Fesseln" jener Entscheidung sind, die sie am Anfang, als sie Gott ablehnten, getroffen haben gegen die Wahrheit des höchsten und endgültigen Gutes, das Gott selbst ist. In diesem Sinn schreibt der hl. Johannes: „Der Teufel sündigt von Anfang an" (1 Joh 3,8). Und „er war ein Mörder von Anfang an. Und er steht nicht in der Wahrheit; denn es ist keine Wahrheit in ihm" (Joh 8,44).

Diese Texte helfen uns die Natur und das Ausmaß der Sünde Satans verstehen. Sie besteht in der Ablehnung der Wahrheit über Gott, der im Licht des Verstandes und der Offenbarung als unendliches Gut, als die wesenhafte Liebe und Heiligkeit erkannt wird. Die Sünde war um so größer, je größer die geistige Vollkommenheit und der erkennende Scharfblick des Intellektes der Engel war, je größer ihre Freiheit und ihre Nähe zu Gott. Indem der Satan die erkannte Wahrheit über Gott durch einen Akt seines freien Willens ablehnt, wird er zum kosmischen „Lügner" und „Vater der Lüge" (Joh 8,44). Darum lebt er in der radikalen und nicht mehr umkehrbaren Verneinung Gottes und sucht der Schöpfung, den anderen als Abbild Gottes erschaffenen Wesen, und besonders den Menschen seine tragische Lüge über das Gut, das Gott ist, aufzunötigen. Im Buch Genesis finden wir eine genaue Beschreibung dieser Lüge und Fälschung der Wahrheit über Gott, die Satan (in Gestalt der Schlange) den ersten Vertretern des menschlichen Geschlechts aufzudrängen sucht: Gott sei eifersüchtig auf seine Vorzüge und er lege deshalb dem Menschen Einschränkungen auf (vgl. Gen. 3,5). Satan fordert den Menschen auf, sich von diesem auferlegten Joch zu befreien und „wie Gott" zu werden.

In diesem Zustand existentialer Lüge wird Satan – nach dem Wort des hl. Johannes – auch zum Mörder, das heißt zum Zerstörer des übernatürlichen Lebens, das Gott im Anfang ihm und den anderen als Abbild Gottes erschaffenen Wesen verliehen hatte, den anderen reinen Geistwesen und den Menschen. Satan will das Leben nach der Wahrheit, das Leben in der Fülle des Guten, das übernatürliche Leben der Gnade und der Liebe zerstören. Der Verfasser des Buches der Weisheit schreibt: „Durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt, und ihn erfahren alle, die ihm angehören" (Weish 2,24). Und im Evangelium mahnt Jesus Christus: „...fürchtet euch vor dem, der Seele und Leib ins Verderben der Hölle stürzen kann" (Mt 10,28).

Als Folge der Sünde der Stammeltern hat dieser gestürzte Engel in einem gewissen Maß die Herrschaft über den Menschen gewonnen. Diese Lehre hat die Kirche stets ausdrücklich bekannt und verkündet, und das Konzil von Trient hat sie im Traktat über die Erbsünde bestätigt (vgl. DS 1511). Sie findet einen dramatischen Ausdruck in der Liturgie der Taufe, wenn der Katechumene aufgefordert wird, dem Teufel und seinen Verführungen zu entsagen.

Verschiedene Hinweise auf diese Beeinflussung des Menschen in seiner geistigen (und körperlichen) Verfassung finden wir in der Hl. Schrift, in der Satan „der Herrscher dieser Welt" (vgl. Joh 12,31; 14,30; 16,11), ja sogar „Gott dieser Weltzeit" genannt wird (2 Kor 4,4). Wir finden noch viele andere Namen, die seine unheilvollen Beziehungen zum Menschen beschrieben: „Beelzubul" oder „Belial", „unreiner Geist", „Versucher", „der Böse" und schließlich

„der Antichrist" (1 Joh 4,3). Er wird mit einem Löwen verglichen (1 Petr 5,8), mit einem Drachen (in der Offenbarung des hl. Johannes) und mit einer Schlange (Gen 3). Sehr oft wird das Wort „diabolus", Teufel, gebraucht, um ihn zu benennen. Es kommt aus dem griechischen „diaballein", das bedeutet: Zerstörung und Spaltung verursachen, verleumden, täuschen. Und wirklich geschieht ja das alles seit jeher durch den bösen Geist, den die Hl. Schrift als Person vorstellt und der beteuert, nicht allein zu sein: „Wir sind viele", schreien die Teufel im Gebiet der Gerasener Jesus entgegen (Mk 5,9), und vom „Teufel und seinen Engeln" spricht Jesus bei der Beschreibung des zukünftigen Gerichtes (vgl. Mt 25,41).

Nach der Hl. Schrift, besonders nach dem Neuen Testament, umfassen Herrschaft und Einfluß Satans und der anderen bösen Geister die ganze Welt. Wir denken an das Gleichnis Christi vom Acker (der die Welt ist), an das Gleichnis vom guten Samen und von dem nicht guten, den der Teufel mitten unter den Weizen sät, in der Absicht, die gute Saat aus den Herzen auszureißen (vgl. Mt 13,38–39). Wir denken an die zahlreichen Mahnungen zur Wachsamkeit (vgl. Mt 26,41; 1 Petr 5,8), an das Gebet und das Fasten (vgl. Mt 17,21). Wir denken an die nachdrückliche Versicherung des Herrn: „Diese Art (von Dämonen) kann nur durch Gebet ausgetrieben werden" (Mk 9,29). Das Handeln Satans besteht vor allem darin, die Menschen zum Bösen zu versuchen, indem er ihr Vorstellungsvermögen und ihre höheren Fähigkeiten beeinflußt, um sie abzulenken in die dem Gesetz Gottes entgegengesetzte Richtung. Satan stellte sogar Jesus auf die Probe (vgl. Lk 4,3–13) mit dem extremen Versuch, den Forderungen der Heilsökonomie, so, wie sie von Gott geplant war, entgegenzuarbeiten.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der böse Geist es in gewissen Fällen so weit treibt, seinen Einfluß nicht auf materielle Dinge, sondern auch auf den Leib des Menschen auszuüben, dann spricht man von „Besessenheit vom Teufel" (vgl. Mk 5,2–9). Es ist oft schwierig, das Außernatürliche, das in solchen Fällen vorkommt, zu unterscheiden, und die Kirche versteht sich nicht leicht dazu und gibt nicht leicht der Tendenz nach, viele Tatsachen direkten Interventionen des Teufels zuzuschreiben. Aber vom Prinzip her kann man es nicht verneinen, daß der Satan in seinem Willen, zu schaden und zum Bösen zu verführen, es zu dieser extremen Bekundung seiner Gewalt bringen kann.

Schließlich müssen wir noch anfügen, daß die beeindruckenden Worte des Apostels Johannes: „Die ganze Welt steht unter der Macht des Bösen" (1 Joh 5,19), auch auf die Anwesenheit Satans in der Geschichte der Menschheit hindeuten, eine Präsenz, die sich allmählich zuspitzt, wenn der Mensch und die Gesellschaft sich von Gott entfernen. Der Einfluß des bösen Geistes kann ganz tief im Dunkeln verborgen am Werk sein: es entspricht ja seinen Interessen, unerkannt zu bleiben. Die besondere Gewandtheit des Satans in der Welt besteht darin, die Menschen zu verführen, daß sie seine Existenz leugnen, und zwar im Namen des Rationalismus und jeglichen Denksystems, das alle möglichen Ausflüchte sucht, nur, um nicht sein Wirken zuzugeben. Das bedeutet aber nicht, daß dem Menschen sein freier Wille und seine Verantwortung genommen und das Heilswirken Christi hinfällig würde. Es handelt sich vielmehr um einen Konflikt zwischen den finsteren Gewalten des Bösen und der Kraft der Erlösung. In dieser Hinsicht sind die Worte Jesu an Petrus zu Beginn der Passion vielsagend: „...Simon, der Satan hat verlangt, daß er euch wie Weizen sieben darf. Ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht erlischt" (Lk 22,31).

Darum begreifen wir, wie Jesus in dem Gebet, das er uns gelehrt hat, dem Vaterunser, das das Gebet vom Gottesreich ist, fast herb abschließt, im Gegensatz zu vielen anderen Gebeten seiner Zeit. Er erinnert uns

an unsere Lage als solche, die den Nachstellungen des Bösen, des Widersachers ausgesetzt sind. Der Christ, der im Namen Jesu den Vater anruft und um das Kommen seines Reiches bittet, ruft mit der Kraft des Glaubens: Laß uns nicht der Versuchung unterliegen, erlöse uns vom Bösen! Gib, Herr, daß wir nicht in die Untreue fallen, zu der uns jener verführt, der von Anfang an untreu war (L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache, Nr. 35, S. 4).

7. Der Papst in Polen

Vom 8. bis 14. Juni 1987 fand der dritte Patoralbesuch des Papstes in Polen statt. Anlaß war der zweite nationale eucharistische Kongreß. Es war dies die 35. Auslandsreise, die Papst Johannes Paul II. tätigte.

Johannes Paul II. wurde auf dem Warschauer Militärflughafen von den Spitzen des polnischen Staates empfangen. Staats- und Parteichef Jaruzelski und Kardinal Glemp sprachen ein Grußwort. Gleich nach der Ankunft erfolgten Begegnungen mit Ordensfrauen, mit Vertretern anderer Kirchen und mit Mitgliedern der Regierung. Beim Festgottesdienst am Abend sprach der Papst über die Bedeutung der Marienverehrung im christlichen Leben: „durch Maria zur Eucharistie".

Der zweite Besuchstag stand unter dem Zeichen der Leiden des polnischen Volkes. Der Papst besuchte das Vernichtungslager Majdanek. In Lublin wurde dann 46 Diakonen die Priesterweihe gespendet.

Tags darauf wurde in Tarnów Karolina Kozka seliggesprochen. Es handelt sich um ein Bauernmädchen, das 1914 sich der Vergewaltigung durch einen russischen Soldaten widersetzte, und deswegen von diesem getötet wurde. Bei der Seligsprechung sprach der Papst über die Würde der Frau. In Tarnow sprach der Papst ferner zu den Bauern sowie zum Klerus.

Den Einsatz des von polnischen Sicherheitsbeamten ermordeten Priesters Jerzy Popieluzsko würdigte der Papst bei der Begegnung mit Priestern und Ordensleuten. Der Geistliche sei ein Vorbild für den Klerus des ganzen Landes. Der Priester müsse stets das Schicksal seiner Nation und ihre Erfahrungen teilen. Dieses Zeugnis hätten die Priester Polens unter den Deportierten in Sibirien zu Zeiten der „Sklaverei der Nation" abgelegt, aber auch in den Gefängnissen und in den Konzentrationslagern während der letzten Besatzung. Der der Gewerkschaft Solidarität nahestehende Priester Popieluszko, der in der St. Stanislaus-Kostka-Kirche in Warschau seine „Messen für das Vaterland" gelesen hatte, war im Oktober 1984 von der Polizei entführt, gefoltert und ermordet worden.

Ein Besuch in seinem ehemaligen Heimatbistum Krakau bildete den Abschluß des dritten Reisetages des Papstes in Polen. In einem Grußwort an die Bevölkerung der Stadt, in der Johannes Paul II. von 1964 bis zu seiner Wahl zum Papst 1978 Erzbischof war, forderte er dazu auf, sich nicht „von geistiger oder gesellschaftlicher Frustration" beherrschen zu lassen und sich nicht „der Mutlosigkeit zu ergeben". Die Botschaft von der Befreiung in Christus, von der die ganze Welt widerhalle und von der ganze, zuweilen schwer geprüfte Gesellschafen lebten, habe ihre besondere Auswirkung auch auf die Geschichte Polens. „In einem Augenblick, da die Nation viele Kräfte für die Erhaltung ihrer Freiheit braucht, möge Gott den Willen zum zähen Kampf um Frieden und Freiheit und die Fähigkeit zur Gestaltung der gemeinsamen Zukunft im Geist gesellschaftlicher Solidarität stärken."

In Stettin sprach Johannes Paul II. am 11. Juni zu den Verheirateten sowie zu den Arbeitern. In den Ansprachen bildete die Familie und ihre Bedeutung für die Gesellschaft einen unverkennbaren Schwerpunkt. Bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Priesterseminars des Bistums

Stettin sprach der Papst über die Armut und die Ehelosigkeit als wesentliche Voraussetzungen des priesterlichen Dienstes. Der Zölibat sei das Streben des Priesters, Christus immer ähnlicher zu werden. In Gdingen, der sechsten Station der Pastoralreise, hatte der Heilige Vater eine Begegnung mit Lech Walesa und seiner Familie. Diese Begegnung war „mehr als eine Begegnung zwischen zwei Polen". In Danzig traf sich der Papst tags darauf mit den Jugendlichen. Gut 12000 waren erschienen. In der Danziger Marienkathedrale sprach der Papst deutliche Worte gegen die Abtreibung. Er erinnerte die Ärzte an ihre moralische Verantwortung.

Im Marienheiligtum Tschenstochau rief der Papst zum Kampf gegen die Abtreibung und gegen Alkoholmißbrauch auf.

In Lodz erinnerte der Heilige Vater an das Vorbild von Maximilian Kolbe. Vor Arbeiterinnen einer Textilfabrik sprach er über die Rolle der Frau in Beruf und Familie, sowie über die Würde der Frau.

Am 14. Juni, dem letzten Besuchstag, stand die Teilnahme am Eucharistischen Kongreß, der in Warschau gefeiert wurde, im Mittelpunkt.

Im Rahmen der auf dem Platz der Paraden konzelebrierten Eucharistiefeier zum Abschluß des Kongresses sprach der Papst den polnischen Bischof Michal Kozal selig, welcher Märtyrer in Dachau war, und übertrug am Schluß der Messe 194 Missionaren und Missionarinnen im Aufbruch nach Missionen „ad extra" das Missionsmandat und überreichte ihnen das Missionskreuz.

In der Predigt über die Eucharistie, Sakrament der Gegenwart und der Liebe Christi, präzisierte der Papst die Worte Jesu nach Matthäus 28,18 „Mir ist alle Macht gegeben, im Himmel und auf Erden" kommentierend, daß die Macht des gekreuzigten Jesus Christus die Macht der Liebe ist und daß diese Macht der Liebe Christi sich im heroischen Zeugnis des neuen Seligen manifestiert habe.

„Es ist gut" – sagte der Papst sodann, sich an die Missionare wendend –, „daß ihr euch der Macht unterstellt, die Christus ‚im Himmel und auf Erden' gegeben ist – ihr, liebe Brüder und Schwestern, die ihr nach dem Beispiel von Pater Bejzym und so vieler anderer von der polnischen Erde nach den Missionsländern abreist.

Der Liebe fügsam, mit welcher Christus ‚bis ans Ende' jene liebte, ‚die in der Welt waren', nehmt ihr alle das evangelische Gebot, das die Apostel als erste empfingen, als eures an: ‚Geht... und lehrt alle Nationen, tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes'.

‚Geht', werdet Diener des Wortes der Wahrheit Gottes, Spender der Geheimnisse Gottes, Pioniere der Evangelisierung.

‚Geht', damit auf polnischer Erde die Missionsbegeisterung wachse: dieser Hauch des lebendigen Gottes, der Anruf des Kreuzes und der Auferstehung.

‚Geht', bringt den anderen das, das tausendjähriges Erbe der Kirche auf polnischer Erde ist. Teilt es mit den anderen.

‚Die ganze Kirche ist missionarisch.' Die ganze und überall! Ihr alle, die ihr nicht den Dienst im Missionsland auf euch nehmt, vergeßt nicht, daß unsere eigene polnische Heimat immer noch einer neuen Evangelisierung bedarf. So wie das ganze christliche Europa. Nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, immer und von neuem! Ganz Europa ist der Kontinent einer neuen großen Herausforderung für das Evangelium geworden. Und auch Polen" (Internationaler Fidesdienst, 24.6.87, Nr. 3577, ND 215).

Ansprache an die Klausurschwestern in Warschau

Am 8. Juni sagte Papst Johannes Paul II. zu den Klausurschwestern:

Ich möchte meine herzliche Freude darüber zum Ausdruck bringen, daß die erste

Gruppe, der ich im Programm meiner dritten Pilgerreise in das Vaterland begegnen soll, gerade ihr Klausur-Schwestern seid.

Ihr habt euch in der Warschauer St.-Johannes-Kathedrale versammelt, wohin ich komme, um in die Mitte der Kirche der hauptstädtischen Erzdiözese zu treten. Ich komme auch hierher, um am Grabe des verstorbenen Primas des Millenniums niederzuknien, zu dem viele Landsleute kommen, um zu beten. Dies ist mit Sicherheit sehr oft ein Gebet für das Vaterland an einem Ort, an dem jener ruht, der „Christi Kirche so sehr geliebt", der so treu das Vaterland und jeden Menschen geliebt hat, indem er dessen Würde und Rechte verteidigte, indem er den Feinden vergab und so „das Böse durch das Gute besiegte" (vgl. Röm. 12,21). Ein Mann „heroischen Glaubens", „der alles auf Maria setzte und ihr grenzenlos vertraute... Bei ihr suchte er Hilfe bei der Verteidigung des Christusglaubens und der Freiheit der Nation".

Mit solchen Worten betet die Kirche im polnischen Land am Grabe des verstorbenen Primas, und auch ich wiederhole dieses Gebet.

Ich meine, der Primas des Millenniums freut sich über die Initiative seines Nachfolgers und der ganzen Bischofskonferenz, daß in Polen nach fünfzig Jahren der Zweite Eucharistische Landeskongreß stattfindet. Insbesondere, wenn dieser Kongreß seinen Leitgedanken in jenen Worten des Johannes-Evangeliums über Christus findet: „Da er die Seinen... liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung" (13,1). Der verstorbene Primas war ja sein ganzes Leben und seinen ganzen Hirtendienst hindurch bemüht, eben einer solchen Liebe treu zu sein: „bis zur Vollendung". In dieser Liebe drückt sich die besondere Fülle des Evangeliums aus, man kann sagen – die besondere „evangelische Radikalität".

Und das ist auch eure Berufung, teure Schwestern. Das ist euer Teil. Ihr habt Christus gerade im Bewußtsein seiner Liebe „bis zur Vollendung" als den einzigen Bräutigam erwählt. Mehr noch: Ihr habt eine solche Liebe als Ideal erwählt, als Ziel eurer Berufung in der Klausur. Auch ihr wollt, nach Christi Vorbild, „Liebe erweisen bis zur Vollendung". Die Menschen, eure Brüder und Schwestern, wissen darum. Wie oft kommen sie zu euch, um ein Gebet zu erbitten, sie kommen auch um Worte des Trostes, um ein Licht zu erhalten, das sich aus eurem Schweigen in Gott ergibt. Man kann nicht umhin, hier auch in Erinnerung zu bringen, daß Schwestern der kontemplativen Klöster, wenn es notwendig wurde – so in den Jahren der Besatzungszeit, insbesondere während des Warschauer Aufstandes –, sich bereit erwiesen haben zum Dienst an den Brüdern: an den Verwundeten, den Obdachlosen, den Verfolgten sowie zum Opfer, das – wie es scheint – von Gott angenommen wurde. Ich denke hier an die Geschichte des Warschauer Klosters der Sakramentalistinnen in der Neustadt und vieler anderer. Auf diese Weise erwiesen sie „Liebe bis zur Vollendung".

Eure Berufung ist in das ganze Evangelium hineingeschrieben als besonderer Rat unseres Meisters. Er fordert dies nicht von allen. Er verlangt nicht von allen solche Armut, Reinheit, solchen Gehorsam. „Wer das erfassen kann, der erfasse es!" (Mt 19,12) – sagt der Meister, nachdem er seinen Jüngern das Ideal der „Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen" (vgl. ebenda) vor Augen geführt hat. Aber nicht nur diese eine Stelle, das ganze Evangelium öffnet vor unseren Augen die Perspektive eines Lebens nach dem lebendigen Vorbild des Jesus von Nazaret – eines Lebens, dessen besondere Synthese die acht Seligpreisungen sind.

Teure Schwestern! Wie innig freue ich mich darüber, daß der Kirche in Polen das Zeugnis eurer Berufung geschenkt ist. Heute, an der Schwelle des Eucharistischen Kongresses, möchte ich sagen, daß diese Berufung

mit dem grundsätzlichen Motiv dieses Kongresses „Er erwies Liebe bis zur Vollendung" in besonderer Weise harmoniert. Es ist also kein Zufall, daß ich mit euch zuerst zusammentreffe. Denn ihr tragt in eurem ganzen Alltagsleben die Wahrheit über Christus, wie sie in den obengenannten Worten zum Ausdruck kommt.

Euer kontemplatives, bräutliches, opfervolles Leben in der Klausur erwächst in besonderem Maße aus der Eucharistie, und in besonderem Maße führt es auch zur Eucharistie, es verkündet sie – obwohl ihr in der Abgeschlossenheit lebt. Euer ganzes Leben verkündet die Eucharistie: das Sakrament von Christi Liebe „bis zur Vollendung" – verkündet sie durch die Mauern eurer Klöster und durch die Gitter eurer Klausuren hindurch. „Das Leben der Eucharistie leben heißt, ganz aus der Enge des eigenen Lebens hinauszugehen und hineinzuwachsen in die Unendlichkeit von Christi Leben." Das sind die Worte der seligen Theresa Benedicta vom Kreuz, einer Karmeliterin, die ich kürzlich zur Ehre der Altäre erheben durfte (Edith Stein, Autobiographie).

Durch die Eucharistie findet ihr euch immer, jeden Tag, im unmittelbaren „Herzen" eurer Berufung wieder. Und ihr findet euch wieder im „Herzen" der Kirche, wie es die heilige Karmeliterin von Lisieux ausgedrückt hat. Denn das Herz der Kirche schlägt im eucharistischen Rhythmus. Das eben ist der Rhythmus jener Liebe, mit der Christus „die Seinen liebte... ihnen seine Liebe bis zu Vollendung" erwies. Und deshalb ist diese von vielen, vielen menschlichen Herzen aufgenommene Liebe von Dauer. Aufgenommen in besonderer Weise von euren Herzen, teure Schwestern.

Diese Liebe dauert bis zum Ende der Zeiten, damit sie sich – jenseits der Grenze des Irdischen – in ihrer ganzen Fülle offenbaren kann. In ihrer wahrhaft göttlichen Fülle. Deshalb ist die Liebe „am größten", wie der hl. Paulus schreibt (vgl. 1 Kor 13,13).

„Wenngleich die vielfältigen apostolischen Werke unerhört bedeutsam sind..., so bleibt doch das grundlegendste apostolische Werk immer das, was in der Kirche ihr seid. Man kann mit besonderer Berechtigung... über jeden von euch die Worte des Apostels wiederholen: ‚Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott (Kol 3,3)" (Redemptionis Donum 15).

Nur scheinbar, teure Schwestern, seid ihr von der Welt abgeschnitten. In Wirklichkeit befindet ihr euch in ihrer unmittelbaren Mitte – im Zentrum der irdischen Wirklichkeit, im Zentrum der polnischen Wirklichkeit – durch das Mysterium der Kirche.

Ihr wißt sehr gut, daß diese Wirklichkeit schwierig ist, voller schmerzhafter Spannungen, voll menschlichen Zweifelns und Scheiterns, belastet mit der Sünde, die recht häufig die Folge menschlicher Schwäche ist, aber nicht nur...

Hinter der Klausur schaut man nicht nach dem Menschen, hinter der Klausur liebt man. Mit jener Liebe, mit der Christus geliebt hat: „bis zur Vollendung". Diese Liebe ist der „Sauerteig" des Evangeliums: Sie ist der Sauerteig, der „das Ganze durchsäuert" (vgl. Mt 13,33), zum Brot verwandelt, das der Mensch für das tägliche, sterbliche Leben braucht.

Wie die Eucharistie – das Brot der Unsterblichkeit.

Ich wünsche euch, daß ihr eben so ein „Sauerteig" seid (L'Osservatore Romano 10.6.87).

8. Ansprache an die Generaloberinnen

Am 14. Mai 1987 empfing Papst Johannes Paul II. die in Rom zur Jahresversammlung versammelten Generaloberinnen. In seiner Ansprache sagte der Papst u. a.:

Mit großer Genugtuung empfange ich heute so qualifizierte Vertreterinnen des

gottgeweihten Lebens. Sie kommen aus zahlreichen Ländern, aus verschiedenen Kulturen und bringen die Sorgen und Hoffnungen ihrer Schwestern und der Völker, unter denen ihre Institute ihr Apostolat ausüben, mit.

Die erste Empfindung, die in meinem Herzen aufkommt und im Herzen der Kirche, ist die einer lebendigen Dankbarkeit gegenüber Gott. Das Ordensleben ist in der Tat integrierender Bestandteil der Kirche, der als ganzer dieses Charisma des gottgeweihten Lebens zugute kommt. Durch Sie erreicht die Dankbarkeit der Kirche all Ihre Gemeinschaften.

Ihre hauptsächliche Verantwortung als Generaloberinnen läßt Sie im Alltag die mütterliche Funktion geistlicher Leitung so vieler gottgeweihter Seelen ausüben. Das ist die hauptsächliche Aufgabe Ihres Dienstes: Nichts kann Sie in der Ausübung dieser Sendung ersetzen, die Sie einlädt, den Personen gegenüber, die Ihnen anvertraut sind, aufmerksam und voller Zuneigung zu sein.

Sie werden sie um so besser erfüllen, als Sie selbst vom Geist der Kindschaft geprägt sind. Sind Sie nicht selbst vor allem Töchter Gottes, die jeden Tag in geistlicher Freude und in vertrauensvoller Überantwortung an die Güte des himmlischen Vaters leben? Sie sind auch Töchter Ihrer Gründer und Gründerinnen und spiegeln in der gegenwärtigen Wirklichkeit die charakteristischen Züge von deren besonderer geistlicher Physiognomie wider. Sie sind die Töchter Ihrer Gemeinschaften, die Sie zum Ordensleben geboren haben und Sie täglich in Ihrer persönlichen Heiligung unterstützen.

Sie sind gleichfalls wie Schwestern für unsere Zeitgenossen, deren Leiden und Hoffnungen Sie teilen. Sie möchten mit Ihnen im Lichte der Botschaft des Evangeliums des Weges ziehen. Sie sind näherhin in Rom versammelt, um sich gründlich mit der Frage zu befassen, welche Formen die prophetische Mission des Ordenslebens in der Kirche und in der Welt annehmen muß.

Es scheint mir angebracht, Ihnen einige Überlegungen mitzuteilen, die im Zusammenhang mit dem Thema Ihres Treffens stehen und die Richtlinien betreffen, die das Konzil in Erinnerung gerufen hat und die von meinen Vorgängern verschiedentlich wiederholt worden sind. Das Evangelium muß in jeder Epoche in konkreten Situationen, in den Fährnissen der Völker und Kulturen Fleisch annehmen, wobei es aber die Fallen eventueller einseitiger oder willkürlicher Theorien, denen ein Wachstumsprozeß immer ausgesetzt ist, übersteigen muß.

In Ihrer Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse unserer Zeitgenossen sind Sie sich der Übel, an denen die Gesellschaft in Ihren verschiedenen Ländern leidet, voll bewußt. Hier das Elend, der Hunger, die endemischen Bedrohungen der Gesundheit. Dort die Arbeitslosigkeit, die Versuchung der Droge, das Leid der Randexistenzen jeglicher Art, der neuen Armen. Manchmal eine politische oder wirtschaftliche Versklavung, ein Mangel an Freiheit, verschiedenartige Übergriffe auf die Würde der Person. Sie sind zu Recht sensibel für die Dramen, die das Familienleben treffen. Um all das kümmern sich im allgemeinen die Verantwortlichen der bürgerlichen Gesellschaft, und viele Anstrengungen werden unternommen, um hier Abhilfe zu schaffen. Aber es gibt andere Nöte, um die Sie sehr wohl wissen: die moralische Unordnung, der Relativismus, der in die Gewissen eindringt, die religiöse Gleichgültigkeit oder sogar der Unglaube, die sich in gewissen Milieus ausbreiten.

Wenn die Feststellung dieser Übel auch die Reaktion aller Gläubigen herausfordert, so findet sie doch in Ihren Instituten lebendigere, mutigere, verfügbarere Kräfte, um sie anzuklagen, zum Bewußtsein zu bringen und vor allem, um dazu beizutragen, Abhilfe zu schaffen. Die Erforschung dieser Frage, die Sie mit der Hilfe von Fach-

leuten unternommen haben, hat die Findung der Aktionsweisen und -methoden zum Ziel, die für den Stand des gottgeweihten Lebens am geeignetsten sind.

Es ist in der Tat ihre Aufgabe, den Sinn, die Würde und die unersetzliche schöpferische Kraft des inneren Lebens schätzen zu lehren und zu verstärken. Die kontemplative Dimension des gottgeweihten Lebens muß in Ihren Familien tätigen Lebens einen Lebensraum finden, um den Horizontalismus eines falsch verstandenen Apostolats zu übersteigen. Wenn die notwendige Solidarität mit dem Nächsten nicht aus einem durch die Gottesliebe beseelten, durch die Sammlung und die Teilnahme am erlösenden Todeskampf Christi genährten kontemplativen Leben kommt, läuft sie Gefahr, unfruchtbar zu bleiben oder den anderen nicht das Heil zu bringen, das sie mit Recht erwarten. Wenn ein Mensch eine vertikale Beziehung zu Gott voll verwirklicht, wie es der Fall Ihrer Gründer und Gründerinnen war, dann zeigt sich auch in seinen horizontalen Beziehungen ein neues Verhältnis.

Unter diesem Blickwinkel trifft die Ordensfrau die Option für die Armen nicht als die ausschließliche Option für eine Klasse, sondern als eine Bevorzugung im Geiste des Evangeliums, d. h. mit der gleichen Aufmerksamkeit, die Christus für alle Armen hatte, und die eine Vorzugsliebe ist.

Deshalb hebt die Kirche hervor, daß die geistliche Erneuerung immer die Hauptrolle, selbst in der apostolischen Tätigkeit, spielen muß (vgl. Perfectae caritatis n. 2). Erinnern Sie sich daran, was das Dekret Perfectae caritatis sagt: „Darum müssen die Mitglieder aller Institute, da sie zuerst und einzig Gott suchen, die Kontemplation, durch die sie ihm im Geist und im Herzen anhangen, mit apostolischer Liebe verbinden, die sie dem Erlösungswerk zugesellt und zur Ausbreitung des Reiches Gottes drängt" (N. 5).

Ihre Präsenz ist ein beredtes Zeichen des Reichtums und der Vielfalt der Charismen, mit denen der Heilige Geist die Kirche beschenkt, wenn er zahlreiche und verschiedenartige Ordensfamilien entstehen läßt, um den vielfältigen Erfordernissen des Gottesvolkes gerecht zu werden. Es gibt kein geistliches oder materielles Bedürfnis, auf das Ihre Gründer oder sie selbst sich gemäß einer guten Deutung der Zeichen der Zeit nicht ausgerichtet hätten. Halten Sie die Optionen der Gründer fest, lassen Sie sie neu erblühen, festigen Sie sie! In den drängenden gegenwärtigen Notwendigkeiten muß sich Ihr apostolischer Dienst gemäß der Ihrem Institut eigenen Ausrichtung konkretisieren; er kann auch neue Formen annehmen, soweit sie mit dem Gründungscharisma in Fortführung der sichersten und gesündesten Überlieferungen in Übereinstimmung mit den Absichten, für welche die Kirche Ihr Institut bestätigt hat, vereinbar sind.

Es wäre ein eher zweideutiger Eifer, wenn Sie das Apostolatsfeld anderer unter dem Vorwand außergerwöhnlicher Bedürfnisse einnehmen würden. Man trifft heute manchmal auf ein Vorurteil, nach dem man sich über die Unterschiede, welche die Ordensinstitute konstituieren und voneinander abgrenzen, hinwegsetzen müßte. Jedes Institut muß darauf achten, seine eigene Physiognomie, den besonderen Charakter seines Daseinsgrundes, der eine Anziehung ausgeübt, Berufungen geweckt, spezielle Begabungen hervorgerufen und ein schätzenswertes öffentliches Zeugnis abgelegt hat, zu bewahren. Es ist einfältig und vermessen zu glauben, daß endlich jedes Institut gleich wie alle anderen sein müsse...

Den Ordensleuten kommt es zu, in der Welt das zu sein, „was die Seele für den Leib ist", wie der Diognetbrief es von den ersten Christen sagt (vgl. Lumen gentium Nr. 38). Sie müssen inmitten der vergänglichen Dinge wie Pilger bleiben, in der Erwartung der Unvergänglichkeit des Himmels. Ihre Pilgerschaft ist wie eine stetige Ankündigung des sich verwirklichenden Reiches...

In der Verwirklichung Ihrer apostolischen Sendung haben Sie die Gestalt Mariens zum Vorbild, der wir beim Herannahen des dritten Jahrtausends ein Jahr haben weihen wollen... (L'Osservatore Romano v. 15.5.87).

BISCHOFSSYNODE

Am 22. April 1987 wurde das „Instrumentum Laboris", das Arbeitspapier, der Bischofssynode 1987 veröffentlicht. Zunächst waren die „Lineamenta" den Bischofskonferenzen und den Vereinigungen der Generaloberen und Generaloberinnen zugegangen. In den „Lineamenta" waren Grundprobleme zum Synodenthema „Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt zwanzig Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil" aufgeworfen worden (vgl. OK 28, 1987, 195).

Aus den Antworten, die von den Bischofskonferenzen und den Generalobernvereinigungen gegeben worden sind, wurde das „Instrumentum Laboris" erarbeitet. Dieses Arbeitspapier ist in drei Teile gegliedert. Der 1. Teil handelt von der Situation des heutigen Menschen im Lichte des Glaubens. Es werden Themen angesprochen, wie: Fortschritt, Politik, Kultur, Würde der Person, Förderung der Frau, Hindernisse für die Mitwirkung, Förderung und Engagement der Laien. Der 2. Teil trägt die Überschrift: Die Laien und das Geheimnis der Kirche. Hier geht es um die Mitwirkung der Laien an der Berufung der Kirche und ihrer Sendung in der Zeit. Die Communio und Mitwirkung in der Kirche wird von den Sakramenten (Taufe, Firmung, Eucharistie) her entfaltet, und so ein Bild des Laien entworfen. Der 3. Teil handelt vom Laien als „Zeugen Christi in der Welt" (Jünger Christi, Wachstum in der Gnade, Mitwirkung an der Sendung der Kirche, Grundhaltungen für die Erfüllung der Sendung, Bereiche der Sendung der Laien, Ausbildung der Laien).

Zusammen mit dem „Instrumentum Laboris" wurde ein Schreiben des Papstes an alle Bischöfe veröffentlicht. In dem Schreiben wird erwähnt, daß die diesjährige Bischofssynode vom 1. bis 30. Oktober dauern wird (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz v. 25.6.87, P 6/87).

Insgesamt 231 stimmberechtigte Mitglieder werden an der am 1. Oktober im Vatikan beginnenden Bischofssynode zum Thema „Berufung und Sendung des Laien in Kirche und Welt" teilnehmen. Knapp die Hälfte, 114 Delegierte, nehmen erstmals an einer Bischofssynode teil, während die übrigen 117 bereits „Synodenerfahrung" haben, heißt es in einer am Donnerstag, 23. Juli, vom Generalsekretariat der Bischofssynode im Vatikan veröffentlichten Statistik.

Mit 75 Delegierten stellt Europa die größte Zahl der Synodenteilnehmer, gefolgt von Nord- und Südamerika mit zusammen 65 Synodenvätern. Aus Afrika kommen 47, aus Asien 36, aus Australien und Ozeanien sieben Teilnehmer. Mit 153 erreichen die Vertreter der Bischofskonferenzen der ganzen Erde fast die Zweidrittelmehrheit der Synodenteilnehmer. Die mit dem Papst in Gemeinschaft stehenden orientalischen Kirchen entsenden 14 Vertreter. Die römische Kurie, die Zentralverwaltung der katholischen Kirche, ist mit 23 Synodalen, den Leitern der wichtigsten Kurienämter, bei der Synode zugegen. Die Union der Ordensoberen entsendet zehn Delegierte, die auch die Frauenorden vertreten, zu der Versammlung. Dem Papst ist die Ernennung von weiteren 30 Synodenmitgliedern vorbehalten (KNA).

Folgende zehn Generalsuperioren sind Mitglieder der siebten ordentlichen Bischofssynode: P. John Vaughn OFM, Generalminister der Franziskaner (USA), P. Flavio Roberto Carraro OFMCap. (Italien), P. Peter-Hans Kolvenbach SJ, Generaloberer der Jesuiten (Niederlande), P. Paul Michael Boyle CP, Generaloberer der Passionisten (USA), P. Marcello Zago

OMI, Generalsuperior der Oblaten von der Makellosen Jungfrau (Italien), P. José Maria Salaverri Aranegui SM, Generaloberer der Maristen (Spanien), P. Anthony Sweeney SSS, Generaloberer der Eucharistiner (Australien), P. Egidio Viganò SDB, Generalsuperior der Salesianer Don Boscos (Italien), P. Heinrich Heekeren SVD, Generalsuperior der Steyler Missionare (BRD), P. Martin Juritsch SAC, Generalrektor der Pallottiner (BRD).

Unter den vom Papst ernannten Synodenmitgliedern befindet sich P. Thomas Forrest C.Ss.R. (USA). P. Forrest war durch lange Jahre Leiter des Generalsekretariats der internationalen charismatischen Bewegung, zuerst in Brüssel, dann in Rom (L'Osservatore Romano n. 174 v. 24.7.87).

AUS DEM BEREICH DER BEHÖRDEN DES APOSTOLISCHEN STUHLES

1. Kongregation für die Orientalischen Kirchen

Der Vatikan hat die Katholiken aufgefordert, sich im Marianischen Jahr intensiver mit der Bedeutung der Gottesmutter in den Ostkirchen auseinanderzusetzen. Das gelte für die katholischen Fakultäten und Hochschulen, sollte aber auch Impulse für die Marienfrömmigkeit an den Wallfahrtsorten und in den Familien und Gemeinden auslösen. In einer Instruktion vom 3. Juli 1987 hob die Ostkirchenkongregation hervor, daß Maria in den Kirchen des Ostens als Modell für ein „asketisches und beschauliches Leben" gelte, als Vorbild für „Schweigen, Armut, Bescheidenheit und Gehorsam". Die Instruktion, die sich als Auslegung zur Marienenzyklika des Papstes vom 25. März dieses Jahres versteht, fordert zugleich, über die Rolle der Frau in der Kirche und in der Gesellschaft zu reflektieren und dafür Sorge zu tragen, daß überall ihre Rechte geachtet und geschützt werden (L'Osservatore Romano v. 3.7.87, Documenti/Beilage).

2. Zentralkomitee für das Marianische Jahr

Kardinal Luigi Dadaglio, der Vorsitzende des Zentralkomitees für das Marianische Jahr, veröffentlichte am 1. Juli 1987 ein „Kalendarium für das Marianische Jahr". Dieses Kalendarium handelt von Maria in der Liturgie des Römischen Ritus sowie in der Liturgie der Ostkirchen des Syrischen Ritus, des Maronitischen Ritus und des Armenischen Ritus; ferner des Byzantinischen Ritus, des Koptischen Ritus und des Äthiopischen Ritus. Es werden alle allgemeinen und partikularen Marienfeste dieser Riten vorgestellt. Das Kalendarium gibt außerdem konkrete Vorschläge für die Feier bestimmter Tage während des Marianischen Jahres, und zwar unter religiöser und unter kultureller Hinsicht. Es wird angekündigt, daß der Papst an einer Reihe von marianischen Feiern der Ostkirchen teilnehmen wird (L'Osservatore Romano v. 18.7.87, Documenti/Beilage).

AUS DEM BEREICH DER ORDENSOBERNVEREINIGUNGEN

1. Mitgliederversammlung der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -Kongregationen Deutschlands

Vom 27. bis 30. April 1987 fand in Vallendar die Generalversammlung der Vereinigung der Ordensobern der Brüderorden und -Kongregationen Deutschlands (VOB) statt. Auf dem Programm standen eine Einführung in die Schönstatt-Bewegung, Gruppengespräche über die Zukunft der Brüderorden, Informationen über die Situation in den einzelnen Brüderorden.

Das Hauptreferat hielt Sr. Annemarie Kübrich IBMV über das Thema „Um-

gang mit Konflikten in geistlicher Gemeinschaft".

Die diesjährige Versammlung der VOB hatte den Vorstand neu zu wählen. Zum Vorsitzenden wurde Fr. Heinrich Schamberger, Provinzial der Maristenschulbrüder (FMS) in Furth bei Landshut gewählt. Stellvertretender Vorsitzender und Erster Beisitzer wurde Fr. Thomas Bischop, Leiter der Brüdergemeinschaft der Canisianer (Münster); Zweiter Beisitzer ist Fr. Wolfgang Widmann, Generaloberer der Barmherzigen Brüder von Maria-Hilf (FMMA) (Trier). Zum Sekretär und Kassenführer wurde Br. Bernward Elsner, Generalökonom der Barmherzigen Brüder von Maria-Hilf (FMMA), Trier, bestellt. P. Dr. Karl Siepen C.Ss.R. ist weiterhin der Geistliche Beirat der Vereinigung.

2. Mitgliederversammlung der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands

Die Mitgliederversammlung der Vereinigung der Ordensoberinnen Deutschlands (VOD) fand vom 9. bis 13. Juni 1987 im Kardinal-Döpfner-Haus in Freising statt. Die Versammlung erhielt einen besonderen Akzent durch die Anwesenheit des Präfekten der Kongregation für die Orden und Säkularinstitute, Kardinal Jean Jérôme Hamer OP. Der Kardinal richtete ein Grußwort an die Versammlung, sowie eine Homilie während der Eucharistiefeier, der er vorstand. Im übrigen war er ein aufmerksamer Hörer und stand für Einzelgespräche zur Verfügung.

Eindrucksvoll war das Referat von P. W. Lambert SJ zum Thema „Ordensleben – Berufung zu Hoffnung und Freude". In sieben Schritten wurde diese Berufung zu Hoffnung und Freude sichtbar gemacht.

Ein aktuelles praktisches Thema wurde von einem Team von Fachleuten vorgelegt: „Aids – eine Herausforderung an die Orden."

Die Leiterin des Instituts der VOD München, Sr. Anna Theresia Ausin, berichtete über die Situation des Instituts, das jedes Jahr ausgebucht ist.

Den Bericht des Referates „Weltmission" legte Sr. Aloisilde Willeke SSpS vor. Besonders wurden die Erfahrungen beim Weltgebetstag der Frauen in der Kirche Groß St. Martin in Köln mitgeteilt. Es folgten die Berichte der Referate für Schule und Bildung (Fragen der Glaubensvermittlung heute), für Caritas (Politische Aktivitäten im Bereich des Gesundheitswesens und ihre Auswirkungen) und ferner wurde eine Information gegeben über die Bibelkampagne der CLAR zur Vorbereitung der 500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas im Jahre 1992. Die CLAR (= lateinamerikanische Ordensobernvereinigung mit Sitz in Bogotá) bittet die deutschen Ordensleute um einen Zuschuß von 300000,– DM.

Schwester Timotea Kronschnabl OSB wurde als Erste Vorsitzende der VOD wiedergewählt. Ebenso wurde die Generalsekretärin, Sr. Adalberta Oeking ADJ, in ihrem Amt bestätigt.

3. Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern

Themenschwerpunkt der Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO), die vom 28. Juni bis 1. Juli 1987 in Würzburg stattfand, war: „Neue geistliche Bewegungen." Zu diesem wichtigen Thema, mit dem sich im Herbst auch die Deutsche Bischofskonferenz befassen wird, gab Frau Dr. Marianne Tiges von der Zentralstelle „Pastoral" der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn „Informationen und Anfragen". In einem Podiumsgespräch „Erkenntnisse für unsere Standortbestimmung", das P. Provinzial Dr. Hans Zwiefelhofer SJ leitete, wurden Einzelfragen, die mit dem Schwerpunktthema zusammenhängen, nachgegangen. Wie bei

der Versammlung betont wurde, gestalteten sich Kontakte zu charismatischen Gruppen, zur Folklore- oder Cursillo-Bewegung wegen deren offener Struktur verhältnismäßig leicht.

Wesentlich hänge es von der jeweiligen geistlichen Führung einer Bewegung ab, ob sie Ordensangehörige von ihrem eigenen Konvent entfremde oder sie darin „geistig besser beheimate". Frau Tigges vertrat die Ansicht, die Kirche könne bei der wachsenden Säkularisierung nicht auf die neuen geistlichen Bewegungen als „lebendige Zellen" verzichten. Sie seien „heilsame Störungen traditioneller Strukturen". Freilich seien diese Bewegungen nicht vor Fehlentwicklungen gefeit. Es gebe die Gefahr spiritueller Einseitigkeit oder auch durch Ausschließlichkeits- oder Absolutheitsansprüche könne es zu „elitärer Übersteigerung" kommen.

Als feste Bestandteile zur Jahresversammlung der VDO gehörten die Arbeitsberichte der VDO-Kommissionen, des IMS und der Arbeitsgemeinschaften der Orden. Über die Auswertung der Umfrage „Evangelisierung der Fernstehenden" informierte P. Provinzial Dr. Karl Meyer OP.

Den Bericht über die Arbeit der Medien-Kommission legte P. Provinzial Ferdinand Thomé SAC vor. Über die rege Tätigkeit und vorausschauende Planung der Kommission „Bildung und Erziehung" berichtete P. Provinzial August Brecheisen SDB. P. Provinzial Paul Raabe SVD sprach über die Aktivitäten und Planungen der Kommission „Weltkirche".

An der Jahresversammlung der VDO nahm der Vorsitzende der Ständigen Arbeitsgruppe „Ordensfragen" der Deutschen Bischofskonferenz, Weihbischof Hans Leo Drewes, Tit.-Bischof von Vina, teil.

NACHRICHTEN AUS DEN ORDENSVERBÄNDEN

1. Kamillianer

Mit Dekret vom 28. April 1987 hat die Kongregation für das katholische Bildungswesen das internationale Institut der Theologie für Krankenpastoral, Camillianum, als akademisches Zentrum errichtet; es gehört dem Orden der Krankendiener, den Kamillianern. Ebenso wurde die Befähigung erteilt, die akademischen Titel des Lizentiates und des Doktorates in Theologie der Krankenpastoral zu verleihen.

Das neue Institut, das der Päpstliche Theologischen Fakultät „Teresianum" eingegliedert ist, hat seinen Sitz am Largo O. Respighi 6 (alla Camilluccia).

Mit dieser wichtigen Initiative wollen die Kamillianer auf das dringende Bedürfnis antworten, Personal und Lehrer der Krankenpastoral für die vielschichtige Welt des Gesundheitswesens auszubilden. In diesem Sinn stellt das „Camillianum" im Bereich der Kirche eine absolute Neuheit dar, weil es das erste Zentrum ist, das akademische Titel in der Theologie der Krankenpastoral verleiht. Der zweijährige Studienkreis für das Lizentiat besteht aus 18 Pflichtfächern, 6 Wahlfächern und 2 Seminaren. Darüber hinaus sind im Studienplan Praktika vorgesehen mit dem Ziel, Theorie und pastorale Praxis harmonisch zu verbinden. Der Lehrkörper zählt 25 Professoren; sie wurden aufgrund ihrer spezifischen Ausbildung und ihrer Erfahrung in der Lehrtätigkeit ausgewählt. Die Vorlesungen sind in italienischer Sprache.

Das Camillianum steht offen für Laien, Ordensleute, Seminaristen und Priester, die als ordentliche Hörer, Gasthörer oder Gäste an den Vorlesungen teilnehmen können. Um als ordentlicher Hörer zugelassen zu werden, muß der Bewerber im Besitz eines theologischen Diploms sein oder das theologische Studium abgeschlossen haben. Den Gasthörern wird am Ende des

zweijährigen Studienkurses ein eigenes Diplom in Theologie der Krankenpastoral ausgehändigt.

2. Salesianer

Aus Anlaß des 100. Todestages des hl. Johannes Bosco, am 31. Januar 1988, wird ein Festjahr gehalten, das bis zum 31. Januar 1989 dauern wird. Papst Johannes Paul II. wird nach Turin kommen. Der Papst hat das Festjahr zum „Jubeljahr" zu Ehren Don Boscos erklärt. Das bedeutet, daß die Gläubigen geistliche Ablässe gewinnen können, wenn sie im Verlauf des Jubeljahres einige Kirchen aufsuchen, die mit dem Andenken an Don Bosco besonders verbunden sind. In der Hauptsache handelt es sich um Gotteshäuser in der Heimat des Heiligen und in Turin, aber auch um die von Don Bosco erbaute Herz-Jesu-Kirche in Rom und um die Don-Bosco-Kirche in Ciudad de Panama, wo der Heilige in außergewöhnlicher Weise verehrt wird. Außerdem werden Salesianer seliggesprochen werden im Jubeljahr (Ordensnachrichten 26, 1987, 120).

DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ

1. AIDS-Broschüre für die Schulen

Eine Arbeitsgruppe der Konferenz der diözesanen Schulabteilungen und der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz hat im Auftrag der Kommission für Erziehung und Schule der Deutschen Bischofskonferenz (Vorsitzender Erzbischof Dr. Johannes Joachim Degenhardt) eine Handreichung für Eltern, Lehrer und Schüler zum Thema AIDS erstellt.

Die Broschüre soll in einer hohen Auflage den Schulen zur Verfügung gestellt werden. Erstellt wurde das Heft von einer Expertengruppe von Eltern, Lehrern, Medizinern und Theologen. Neben Informationen über die wichtigsten medizinischen Fakten bietet der Text einige grundsätzliche Gedanken über ein die personale Dimension einbeziehendes Sexualverhalten sowie über den humanen Umgang mit den Menschen, die sich bereits infiziert haben. Damit wurden Gesichtspunkte aufgenommen, die in der öffentlichen Diskussion nicht selten zu kurz kommen (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz 3/87 v. 8.7.87).

2. Kirchliche Hilfe für bedürftige ausländische Studenten

Die Förderung und Unterstützung von Studenten aus Entwicklungsländern durch die Diözesen in der Bundesrepublik Deutschland und in West-Berlin ist in den vergangenen Jahren beträchtlich gesteigert worden. Dies geht aus einer Umfrage hervor, die der Katholische Akademische Ausländer-Dienst bei den Diözesen durchgeführt hat. Danach sind im Jahr 1986 mehr als 1,4 Mio DM an Diözesanmitteln für diesen Aufgabenbereich zur Verfügung gestellt worden. Hinzu kamen etwa 750000,– DM an sonstigen kirchlichen Mitteln (Zuwendungen von kirchlichen Hilfswerken, Sonderkollekten etc.). Damit steigerten die Diözesen ihre Leistungen gegenüber 1984 um ca. 60%. Die höchsten Anteile erbrachten diejenigen Diözesen, in denen die Hochschulorte mit hohen Ausländerzahlen liegen: München, Mainz, Köln, Aachen, Rottenburg/Stuttgart und Berlin (Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz 4/87 v. 8.7.87).

VERLAUTBARUNGEN DER DEUTSCHEN BISCHÖFE

1. Kardinal Höffner – Jungfräulichkeit Mariens

Mit Entschiedenheit hat sich der Erzbischof von Köln, Kardinal Joseph Höffner, gegen Verkürzungen der Glaubenslehre von der Jungfräulichkeit der Gottesmutter

Maria ausgesprochen. In seinem Referat für die Dechantenkonferenz in Bad Honnef hieß es unter anderem: „Josef ist nicht der leibliche Vater Jesu. Es ist nicht überflüssig, heute an diese Glaubenswahrheit zu erinnern." Das Zweite Vatikanische Konzil lehre, daß die Jungfrau Maria „den Sohn des Vaters auf Erden" geboren hat, „und zwar ohne einen Mann zu erkennen, vom Heiligen Geist überschattet". Damit bekenne sich das Konzil zur Heiligen Schrift und zum Glauben, den die Kirche ununterbrochen verkündet habe. Der eindeutige Glaube der Kirche dürfe nicht als „Interpretament" oder „Legende" „uminterpretiert", „entmythologisiert" und verfälscht werden, „auch nicht mit der oberflächlichen Bemerkung, niemand könne verpflichtet werden, an das biologische Faktum einer jungfräulichen Empfängnis oder Geburt zu glauben".

Kardinal Höffner stellte fest: „Im Geheimnis des Gottmenschen Jesus Christus ist das Biologische nicht bedeutungslos. Jesus Christus ist biologisch, das heißt nicht zum Schein, sondern wirklich Mensch geworden und biologisch am Kreuz gestorben." Ebenso sei seine jungfräuliche Empfängnis von der Kirche allezeit im biologischen Sinn verstanden und verkündigt worden, was keineswegs nebensächlich sei. „Das Verhältnis des Sohnes Gottes zu seinem göttlichen Vater ist ausschließlich. Jesus kann sich nicht zwei Vätern verdanken". Wenn das Zweite Vatikanische Konzil bekenne, Maria habe, „ohne einen Mann zu erkennen", den Sohn Gottes durch Überschattung des Heiligen Geistes empfangen, habe es damit nicht sagen wollen, Maria habe sich in Wirklichkeit doch einem Mann geschlechtlich hingegeben. Der Erzbischof von Köln schrieb: „Eine solche Annahme wäre nicht nur eine Beleidigung des Konzils, sondern die Unterstellung, das Konzil habe das gläubige katholische Volk hinters Licht führen wollen." Im übrigen werde die Tür zur Ökumene mit der orthodoxen Kirche zugeschlagen, wenn die katholische Kirche den Glauben an die Jungfräulichkeit Mariens preisgeben würde (L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache v. 10.7.87, Nr. 28, S. 9).

2. Kardinal Höffner – Über das Gebet

„Wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden", mahnt uns Jesus im Evangelium (Mt 6,7). Wahrscheinlich rufe ich bei manchen gemischte Gefühle wach, wenn ich vom Beten spreche. Die Hast des Berufslebens, die Zerstreuungen der Freizeit und die Berieselung durch die Massenmedien lassen viele nicht mehr zur Besinnung kommen. Sie schalten ab und erklären: „Ich kann nicht mehr beten. Ich habe Kontaktschwierigkeiten mit Gott."

Vor einiger Zeit wurden in der Bundesrepublik Deutschland zwei Fragen an Christen gestellt: Erste Frage: „Wenn Sie an Ihre Kinderzeit zurückdenken – wurde da vor oder nach der Mahlzeit ein Tischgebet gesprochen?" – 62% der Befragten antworten mit Ja. Die zweite Frage lautete: „Beten Sie auch heute zu Tisch?" – Nur 11% antworteten mit Ja. Es ist leider so: In vielen Familien wird nicht mehr gebetet. Man könnte – gewiß überspitzt – sagen: An die Stelle des gemeinsamen Betens sind das andächtige Hören der Radio-Nachrichten und das Fernsehen getreten. Immer wieder erschrecke ich, wenn ich höre, daß für manche Kinder, die in den Kindergarten aufgenommen werden, Namen wie „Gott", „Jesus", „Maria" mehr oder weniger Fremdwörter sind. Die Weitergabe des Glaubens und das Beten ist in vielen Familien in eine Krise geraten. Das aber führt zum Versiegen der inneren Quellen. Eine Familie ohne Gebet ist eine Familie ohne Gott. Manche zerrüttete Ehe und manches Familienleid haben hier ihre Wurzeln.

Im Grunde ist das Beten nicht schwer. Gott ist überall gegenwärtig, in besonderer Weise in seinem Bild und Kind, in uns Menschen. Wenn wir uns bewußt sind, daß der allgegenwärtige Gott in uns lebt, sind wir am Beten.

Im Getauften jedoch ist Gott noch viel inniger gegenwärtig. Ich lebe, sagt der heilige Paulus, aber nicht ich, „sondern Christus lebt in mir" (Gal 2,20). Durch seine Menschwerdung ist der Sohn Gottes unser aller Bruder geworden. Als Getaufte sind wir „teilhaftig der göttlichen Natur" (2 Petr 1,4), hereingenommen in die Liebe Jesu Christi.

Als ich die Schriften der Kölner Karmelitin Edith Stein, die der Heilige Vater am 1. Mai seliggesprochen hat, las, ergriff es mich, wie tief der Glaube an das Innesein Gottes in uns und unser Innesein in ihm das religiöse Leben dieser einzigartigen Frau geprägt hat. „Gott in uns und wir in ihm, das ist unser Anteil am Gottesreich", so bekennt sie. „Je höher die Seele zu Gott aufsteigt, um so tiefer steigt sie in sich selbst hinab: die Vereinigung vollzieht sich im Innersten der Seele, im tiefsten Seelengrund". Gott weiß, so schreibt Edith Stein, „daß wir seine persönliche Nähe brauchen", einen „stillen Winkel", in dem wir mit Gott so sprechen können, „als ob es sonst überhaupt nichts gäbe", und zwar täglich, vor allem in den „Morgenstunden, ehe die Tagesarbeit beginnt".

Im Gebet findet die Grundhaltung des Menschen vor Gott ihren Ausdruck: das gläubige Sich-Öffnen, das demütige und dankbare Empfangen, das Ergriffensein von Gott, das Beglücktsein von ihm. Unser Christsein steht und fällt mit dem Beten. Der liebenswürdige Papst Johannes XXIII. hat gesagt: „Der Mensch ist nie so groß als wenn er kniet."

Das Beten beginnt nicht beim Menschen, sondern bei Gott. Er redet uns an. Das Erste, was wir tun müssen, ist das Aufhorchen, das Hinhören. Hören aber setzt Stille voraus. Wenn es um uns herum und in uns lärmt und schreit, sind wir in Gefahr, Gottes Stimme nicht zu hören, sie zu überhören. Denn Gottes Stimme ist leise. Im Buch Job heißt es: „Ein Wort stahl sich zu mir. Mein Ohr vernahm davon nur ein Geflüster" (Job 4,12).

Unsere Zeit ist nicht still. Es dröhnt und knattert und lärmt in den Straßen und in der Luft, so daß selbst der Staat Maßnahmen zur Lärmbekämpfung ergreifen muß. Alles Große entsteht in der Stille. Der Wald wächst in der Stille. Nur wenn ein Baum fällt, entsteht Krach. Mit Stille meine ich die Stille des Ohres, des Mundes, des Herzens. Ein junger Mann fragte einen Mönch: „Wie hast du das Schweigen gelernt?" Der Mönch dachte nach, was er antworten solle. – Dann schwieg er. Der Mensch braucht zwei Jahre, um das Sprechen zu lernen, aber 50 Jahre reichen nicht aus, um das Schweigen zu lernen. Der heilige Benedikt beginnt seine Ordensregel mit dem Wort: „Höre mein Sohn und neige das Ohr deines Herzens." Der heilige Franz von Assisi sagte zu seinen Brüdern: „Brüder, wohin wir auch gehen, wir haben immer unsere Zelle bei uns." Die Mönchszelle ist Sinnbild der Stille und der Gottbegegnung.

Wenn wir in rechter Gesinnung beten, werden wir uns von den kleinen oder großen Sorgen, die uns bedrücken, lösen und „ergriffen von der Herrlichkeit Gottes" zu ihm sagen: „Die Himmel aller Himmel vermögen dich nicht zu fassen" (1 Kön 8,27). Wir werden ihm dafür danken, daß er segnend seine Hand über uns hält (vgl. Ps 139,5). Wir werden ihn um seine Güte und um sein Erbarmen bitten, getreu dem Wort der Schrift: „Werft alle eure Sorge auf ihn; denn er sorgt für euch" (1 Petr 5,7).

„Nichts ist gewaltiger als das Gebet", sagt der heilige Chrysostomos (P.E. 84, 766). Wir werden freilich mit dem heiligen Nikolaus von der Flüe hinzufügen: „Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu dir."

Unser Beten und unser Leben dürfen nicht auseinanderklaffen. Die Begegnung mit Gott, die wir im Gebet gefunden haben, muß sich in allen Begegnungen unseres Lebens auswirken. Es wäre unredlich, zu Gott zu sagen: „Ich liebe dich über alles"

und daheim oder zu den Nachbarn lieblos zu sein. Jesus mahnt uns: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr!, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer nach dem Willen meines Vaters im Himmel handelt" (Mt 7,21). Wenn das Beten als „Atmen der Seele" Begegnung mit Gott ist, werden wir einige Folgerungen für unser Leben ziehen müssen.

Im Eucharistischen Opfer ist Jesus Christus unter uns gegenwärtig. Er betet in und mit den Gliedern seines Leibes, der Kirche. Es sollte für uns und unsere Familie Freude und Dankespflicht sein, an der sonntäglichen Eucharistiefeier teilzunehmen.

Unser Beten darf sich nicht auf die Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistiefeier beschränken. „Betet ohne nachzulassen", mahnt uns die Heilige Schrift (1 Thess 5,17). „Geh in deine Kammer, wenn du betest, und schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen sieht" (Mt 6,6).

Weil Jesus Christus mit seinem Wort und mit seiner Liebe in der christlichen Familie gegenwärtig ist, nennen wir sie mit Recht „die kleine Kirche". Wir dürfen das Wort der Schrift nachsprechen: „Ich und meine Familie, wir wollen dem Herrn dienen" (Jos 24,15).

Zum Gebetsrhythmus der Familie gehört das Morgengebet, das dem Tag die Weichenstellung gibt. Wir beten mit Jesus zum Vater: „Siehe, ich komme..., deinen Willen, o Gott, zu erfüllen" (Mt 10.7).

Den Tag beschließen wir mit dem Abendgebet. Jeder Abend ist ein Sinnbild des Endes unserer Tage, da wir unser Leben demütig in die Hände Gottes zurückgeben: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist" (Lk 23,46).

Zum Familienmahl gehört das Tischgebet, wobei sich die christliche Familie bewußt ist, daß die Brotbitte nicht deshalb in der Mitte der sieben Bitten des Vaterunsers steht, weil sie die Hauptsache wäre, sondern weil man das in die Mitte nimmt, was leicht verletzlich ist. Gottes heiliger Name, Gottes Reich, Gottes Wille, stehen über der Brotbitte: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; dann wird euch alles andere dazugegeben" (Mt 6,33).

Den Eltern obliegt die schöne Pflicht, ihre Kinder in das Beten einzuführen. In dieser Hinsicht sind Vater und Mutter ohne ihresgleichen. Das Wecken des Glaubens und der Gottesliebe in den Herzen der Kinder setzt nicht an erster Stelle ein Belehren über etwas voraus, sondern ein gemeinsames Tun: das Beten und Singen mit den Kindern. Im Lied senkt sich der Glaube in das Herz und in das Gemüt. Die Heilige Schrift sagt: „Singt Gott in eurem Herzen Psalmen, Hymnen und Lieder, wie sie der Geist eingibt; denn ihr seid in Gottes Gnade" (Kol 3,16) (Pressedient der Deutschen Bischofskonferenz, 13.3.87, Anlage 1).

3. Kardinal Wetter – Pater Rupert Mayer, ein Prophet für die Gegenwart

Wir stehen am Beginn der Fastenzeit und bereiten uns auf das Osterfest vor. Diese Zeit dient der inneren Erneuerung. Im Auf und Ab unseres Alltags sollen wir uns auf das Ziel unseres Lebens ausrichten, die Auferstehung mit Christus. Dazu gehört es, daß wir uns von allem frei machen, was uns auf diesem Weg hinderlich ist. Pater Rupert Mayer ist uns dabei ein leuchtendes Vorbild.

Am 3. Mai wird der Heilige Vater zu uns kommen, um diesen Apostel Münchens seligzusprechen. Wir freuen uns, daß nach der Seligsprechung von Schwester Maria Theresia Gerhardinger im November 1985 wiederum ein Münchener zur Ehre der Altäre erhoben wird, und danken dem Heiligen Vater, daß er uns aus diesem Anlaß die Ehre seines Besuches schenkt.

Wer war Pater Rupert Mayer? Rupert Mayer wurde 1876 in Stuttgart geboren und

1899 in Rottenburg zum Priester geweiht. Im folgenden Jahr trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Volksmissionar kam er im Januar 1912 nach München. Erzbischof Franz Bettinger hatte einen Seelsorger für die Zuwanderer der bayerischen Metropole erbeten. Pater Rupert Mayer, auf den die Wahl fiel, folgte gern dem Ruf nach München; die neue Aufgabe reizte ihn. Noch vor dem Ersten Weltkrieg gründete er mit zwei anderen Priestern die Gemeinschaft der „Schwestern der heiligen Familie" und sorgte als Spiritual für deren geistliche Formung. Beim Ausbruch des Krieges 1914 ging er als Feldgeistlicher an die Front. In Ausübung seines priesterlichen Dienstes wurde er im Dezember 1916 in Rumänien schwer verwundet. Sein rechtes Bein mußte amputiert werden.

Nach München zurückgekehrt, nahm er ungeachtet seiner schweren Verwundung die unterbrochene Tätigkeit wieder auf. Kardinal Faulhaber bestellte ihn 1921 zum Präses der Marianischen Männerkongregation am Bürgersaal in München, die unter seiner geistlichen Leitung binnen weniger Jahre von 2500 Mitgliedern auf 8000 anwuchs. Um den Ausflüglern am Sonntag die Mitfeier der hl. Messe zu ermöglichen, führte er 1925 die Bahnhofsgottesdienste ein. Er entfaltete eine so segensreiche caritative Tätigkeit, daß ihn die Münchner ihren 15. Nothelfer nannten. Er war ein gesuchter Beichtvater, für viele ein Ratgeber in geistlichen Nöten, ein Prediger, der die Menschen anzog, vor allem in den geistigen Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten.

Bereits in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg war Pater Rupert Mayer in die Versammlungen der Nationalsozialisten und der Kommunisten gegangen, um als Diskussionsredner den christlichen Glauben und die Rechte der Kirche zu verteidigen. Nach 1933 nahm der Kampf mit den neuen Machthabern stetig an Schärfe zu. Als sich Rupert Mayer 1935 für das Elternrecht und die Katholische Bekenntnisschule einsetzt, wird er zum erstenmal persönlich bedroht. Zwei Jahre später erhält er Redeverbot für das ganze Reichsgebiet.

Das Recht zu predigen läßt er sich jedoch nicht nehmen. Am 5. Juni wird er verhaftet und wegen angeblichen Kanzelmißbrauchs zu 6 Monaten Haft verurteilt, welche diesmal noch ausgesetzt wird. Im Januar 1938 wird er zum zweitenmal verhaftet und nach Landsberg gebracht. Die „Österreich-Amnestie" bringt ihm im Mai die vorzeitige Entlassung. Im November 1939 erfolgt seine dritte Verhaftung. Nach 6 Wochen Gestapo-Gefängnis in München wird er zwei Tage vor Weihnachten in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg in der Nähe von Berlin gebracht. Doch die Machthaber scheuen davor zurück, ihn zum Märtyrer zu machen. So entlassen sie ihn im August 1940 aus dem KZ und internieren ihn in der Benediktinerabtei Ettal. Dort erhält er am 6. Mai 1945 beim Einmarsch der amerikanischen Truppen die Freiheit zurück. Bereits am 11. Mai kehrt er nach München zurück. Hier nimmt er sich sofort wieder der Notleidenden an und tritt trotz des ihm zugefügten Unrechts für Versöhnung ein. Am Allerheiligentag 1945 trifft ihn bei der Predigt während der heiligen Messe in der Kreuzkapelle der Michaelskirche der Schlag. Wenige Stunden später holt der Herr seinen guten und getreuen Knecht heim in seine ewige Freude.

Viele Münchener Bürger von damals erinnern sich noch lebhaft und auch in großer Dankbarkeit an Pater Rupert Mayer. Nicht mehr zu zählen ist die Schar derer, die Tag für Tag sein Grab in der Bürgersaalkirche besuchen und von ihm Hilfe erbitten und auch erhalten.

Was bedeutet uns Pater Rupert Mayer? Er sagt uns mit der ihm eigenen Klarheit, worauf es in unserem Leben vor allem ankommt. Im Januar 1940 schreibt er aus dem KZ an seine betagte Mutter: „Jetzt habe

ich wirklich nichts und niemand mehr als den lieben Gott. Und das ist genug, ja übergenug. Wenn die Menschen das doch einsehen wollten – es gäbe viel mehr Glückliche auf Erden." In diesen schlichten Worten, die der gefangene Sohn an seine Mutter schreibt, wird offenbar, was das Geheimnis seines Lebens war: die Verbindung mit Gott. Gott war für ihn die Mitte, aus dieser Mitte hat er sein Leben gestaltet. Darum war er ein froher, glücklicher und gütiger Mensch. Weil seine Freude tief in Gott verwurzelt war, hatte sie auch in all seinen Leiden Bestand, selbst dann noch, als man ihm bitterstes Unrecht zufügte.

Im November 1939 war er ins Gestapo-Gefängnis im Wittelsbacher Palais gebracht worden. Bei einem Verhör verweigerte er unter Berufung auf seine priesterliche Schweigepflicht die Aussage. Über das, was er nach seiner Rückkehr in die Gefängniszelle empfand, schreibt er später: „Als die Gefängnistür eingeschnappt und ich allein in dem Raum war, in dem ich schon so viele Stunden zugebracht hatte, kamen mir die Tränen in die Augen, und zwar waren es Tränen der Freude, daß ich gewürdigt wurde, um meines Berufes willen eingesperrt zu werden und einer ganz ungewissen Zukunft entgegenzugehen." Mitten im Leid bleibt er voll Freude. Warum? Er lebt ganz mit Gott. Das macht ihn glücklich. „Wenn die Menschen das doch einsehen wollten – es gäbe viel mehr Glückliche auf Erden."

Angesichts der kriegerischen Bedrohung schrieb Pater Mayer damals: „Die Völker Europas haben sich mehr und mehr von Gott praktisch losgesagt. Nun sieht man klar, in welche Sackgasse die Menschen geraten sind! Man weiß nicht mehr wo ein und wo aus. Wer Augen hat, der sieht deutlich, daß es ohne Gott nicht geht. ... Die heutige Zeit ist eine furchtbare ernste Mahnung für die Völker der Erde, zurückzukehren zu Gott, den sie, im großen gesehen, seit Jahrzehnten in Theorie und Praxis vergessen haben. Es geht nicht ohne Gott.

Rupert Mayer hatte recht. Das gottlose Regime, gegen das er so kompromißlos kämpfte, führte zum unseligen Zweiten Weltkrieg. Was blieb, war ein unübersehbares Trümmerfeld. Wer nach dem Krieg die Münchener Innenstadt gesehen hat, wird den trostlosen Anblick der Ruinen nicht mehr vergessen. Unvergleichlich schlimmer als die Ruinen der Häuser aber war das Leid, das der Krieg den Menschen zugefügt hat. Das war das Ergebnis einer Herrschaft ohne Gott.

„Es geht nicht ohne Gott." Gilt dieses Wort Pater Rupert Mayers nicht auch uns heute? Ein Leben ohne Gott führt nicht ans Ziel, sondern in die innere Leere, trotz des materiellen Wohlstandes, zu dem wir durch das Aufblühen unserer Wirtschaft gelangt sind. Wir können zwar versuchen, diese innere Leere mit allem Möglichen zu verdecken und zu überspielen: mit Geld und Besitz, mit rücksichtsloser Jagd nach gesellschaftlicher Anerkennung und Erfolg, mit ungezügeltem Konsum oder mit Ausschweifung. Unser Herz bleibt trotzdem leer und unser Leben hohl. Ohne Gott kann das Leben nicht gelingen. „Das Menschenherz in seiner Tiefe und Weite ist zu groß. Nur Gott kann es ganz erfüllen", sagt Pater Rupert Mayer.

„Es geht nicht ohne Gott." Das zeigt uns auch das Evangelium vom 1. Fastensonntag. Was Satan dem Herrn einflüstert, klingt alles plausibel: daß er sich mit einem Wunder aus Steinen Brot verschafft, um seinen Hunger zu stillen; daß er mit einem Sprung von der Zinne des Tempels das Volk für sich begeistert; daß er sich mit einem Kniefall vor Satan mühelos in den Besitz aller Reiche dieser Welt bringt. Es wäre ein Leichtes für Jesus, das zu tun. Trotzdem weist er den Teufel jedesmal zurück und richtet sich am Willen Gottes aus. Jesus lebt ganz aus der Verbundenheit mit seinem Vater im Himmel.

Aus solcher Verbundenheit mit Gott lebte auch Pater Rupert Mayer. Das gab ihm

Kraft, den geraden Weg zu gehen. Leicht hätte er sich durch Schweigen die Haft und damit viel Leid ersparen können. Aber er konnte und wollte nicht schweigen, sondern dem Willen Gottes gehorchen. Darum nannte er das Unrecht Unrecht und die Lüge Lüge. Bezeichnend für seine Verbundenheit mit Gott ist sein Sterben. Am Allerheiligentag 1945 feierte er in der Kreuzkapelle von St. Michael die heilige Messe. Während der Predigt ereilt ihn ein Schlaganfall, der zum Tod führt. Seine letzten Worte waren: „Der Herr... der Herr... der Herr." Gott war der Herr seines Lebens und sein tiefer Gottesglaube die Kraft, aus der er sein ganzes Leben gestaltet hat. Gott war der alleinige Herr, dem er ohne Vorbehalt gehörte. Das machte ihn innerlich so frei, daß er beim Prozeß seinen Richtern sagen konnte: „Ich bin hier viel lieber Angeklagter als Richter." Seine tiefe Verbundenheit mit Gott machte ihn seiner selbst so sicher, daß er dem Machtkoloß des Dritten Reiches unbeugsam die Stirne bieten konnte. Aus der Gestapohaft schreibt er im November 1939 an seine Mutter: „Ich lege alles großherzig in Gottes Hand. So bin ich innerlich restlos ruhig und zufrieden." Im zweiten Hochgebet der heiligen Messe beten wir: „Großer Gott, du bist der Quell aller Heiligkeit." Verbunden mit dem großen Gott schöpfte Rupert Mayer aus diesem Quell aller Heiligkeit auch seine Heiligkeit, welche durch die Seligsprechung feierlich anerkannt und gefeiert wird.

„Es geht nicht ohne Gott." Dieses Wort sagt Pater Rupert Mayer heute auch uns. Sein Leben ist eine Anfrage an einen jeden von uns: Welche Rolle spielt Gott in deinem Leben? Siehst du dein Leben im Licht des Glaubens? Läßt du dich von Gott ansprechen, rufen und führen? Bemühst du dich um Kontakt mit ihm im täglichen Gebet? Feierst du am Sonntag die heilige Messe mit und bekennst dich damit zu Gott als dem Herrn dieses Lebens? Kümmerst du dich um Gottes Gebot und nimmst du an ihm Maß für deine Lebensgestaltung? Oder bist du dir selbst das Maß aller Dinge? An solchen Fragen zeigt sich, ob wir Gott als Herrn anerkennen oder ob wir meinen, es gehe auch ohne ihn; ob wir ihn einfach vergessen; ob er uns gleichgültig ist. Nicht nur Gottesfeindschaft, auch Gottvergessenheit und Gleichgültigkeit gegen Gott sind Formen der Gottlosigkeit.

„Es geht nicht ohne Gott". Das gilt nicht nur für den einzelnen Menschen. Das gilt auch für die Familie, für die Gesellschaft und den Staat. In einer Gemeinschaft, in der die Gottesrechte nicht beachtet werden, ist es bald auch um die Menschenrechte geschehen. Die Geschichte des Nationalsozialismus, gegen den Pater Rupert Mayer wie ein Löwe gekämpft hat, zeigt uns das mit aller Eindringlichkeit. Rupert Mayer hat sich nicht mit einem Nischenglauben begnügt, der sich ins stille Kämmerlein zurückzieht. Er hat gearbeitet und unter Einsatz seines Lebens dafür gekämpft, damit auch in der Öffentlichkeit Gottes Herrschaft geachtet wird und Gottes Rechte Anerkennung finden. Wie ist das bei uns? Setzen wir uns in der Öffentlichkeit ein für Gottes Ordnung und Rechte? Brüder und Schwestern, handeln wir alle wie Pater Rupert Mayer, dann sieht unsere Welt bald anders aus.

„Es geht nicht ohne Gott." Gott aber ist „genug, ja übergenug. Wenn die Menschen das doch einsehen wollten – es gäbe viel mehr Glückliche auf Erden." Dieses Wort Ruperts Mayers gilt uns allen.

Liebe Brüder und Schwestern! Pater Rupert Mayer zeigt uns durch sein Leben, woran wir erkennen können, ob unser Verhältnis zu Gott echt ist. Als Apostel der christlichen Caritas entfaltete er eine Tätigkeit, die uns erstaunen läßt. Täglich kamen 60 bis 70 Bittsteller zu ihm, die materielle und geistliche Hilfe suchten. Daß sie ihn schon zu Lebzeiten ihren 15. Nothelfer nannten, besagt alles. Zu denen, die ihm etwas schenken wollten, sagte er: „Wenn Sie mir etwas geben wollen, geben Sie mir's für die Armen, da machen Sie mir die

größte Freude." Seine Liebe zu den Armen war nichts anderes als die Kehrseite seiner Gottesliebe. Er sagt: „Ein Zeichen haben wir, woran wir erkennen können, wie es mit unserer Liebe zu Gott steht: Unser Verhältnis zum Mitmenschen. Wer Gott liebt, muß auch den Menschen, das Ebenbild Gottes, lieben." Und ein andermal sagt er:

„Es muß Wärme von uns ausgehen, den Menschen muß es in unserer Nähe wohl sein, und sie müssen fühlen, daß der Grund dazu in unserer Verbindung mit Gott liegt." In seiner Liebe zu den Armen und Notleidenden hat er Gottes Liebe erfahrbar gemacht. Eine Kommunistin hatte ihn einmal bei einer Versammlung angespuckt. Ein paar Tage später kommt diese Frau zu ihm und sucht bei ihm Hife; ihr Mann hatte sie verprügelt. Welche Güte muß Pater Rupert Mayer ausgestrahlt haben, daß sie, die ihn in aller Öffentlichkeit angespuckt hat, ausgerechnet bei ihm Hilfe sucht – und Hilfe findet! Er konnte dies, weil er mit Gott lebte und darum aus seiner Liebe lebte.

Pater Rupert Mayer ist ein Geschenk Gottes an die Kirche und ganz besonders an unser Bistum. Dieser Priester und Ordensmann ist aber auch ein Anruf Gottes an uns. Einst sandte Gott im Alten Bund Propheten, die dem Volk den rechten Weg zeigten. So hat Gott uns in unseren Tagen Rupert Mayer geschenkt. Sein Leben ist ein prophetisches Zeugnis, das uns im geistigen Wirrwarr unserer Zeit zeigt, worauf es ankommt. Pater Rupert Mayer kann das, weil er selber unbeirrbar den rechten Weg gegangen ist. Durch die Seligsprechung stellt der Heilige Vater das Licht Rupert Mayer auf einen hohen Leuchter, damit wir alle sehen, wie wir leben müssen.

Pater Rupert Mayer zeigt uns das aber nicht nur, er hilft uns auch dabei. Es ist erstaunlich, wie vielen Menschen er zu Lebzeiten und nach seinem Tod bis auf den heutigen Tag geholfen hat. Bitten wir ihn, daß das Licht seines heiligen Lebens auch uns entzünde und wir uns nach seinem Beispiel erneuern: da Gott immer mehr die Mitte unseres Lebens wird und diese unsere Gemeinschaft mit Gott sich fruchtbar erweist in der Liebe zum Mitmenschen.

Brüder und Schwestern im Herrn, der Blick auf Pater Rupert Mayer soll uns helfen, die Fastenzeit, die Zeit der Gnade vor dem Osterfest, nicht nutzlos verstreichen zu lassen, sondern tiefer in die Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus hineinzuwachsen. Sein leuchtendes Vorbild begleite uns in diesen Tagen der Vorbereitung auf das hohe Osterfest und auf das Fest seiner Seligsprechung. Rupert Mayer erflehe uns die Gnade geistlicher Erneuerung, jedem einzelnen und unserem ganzen Bistum (Ordinariats-Kor. München, Nr. 5. 3. 87).

4. Kardinal Wetter – Gestaltung der Zukunft aus den rettenden Kräften des Glaubens

Im Münchner Liebfrauendom sagte der Kardinal, das Problem der Kernenergie sei nicht nur eine Frage der Technik, sondern vor allem ein Problem des Menschen. Die spezifisch menschlichen Fähigkeiten seien in unerhörter Weise herausgefordert; so die Verantwortung für kommende Generationen und für die Umwelt als Lebensraum des Menschen. Die Kernenergie, zu der es im Augenblick keine realistische Alternative gebe, sei nicht nur eine unerschöpfliche Energiequelle. Sie enthalte auch ein Zerstörungspotential, dessen verheerende Folgen sich über ganze Länder, Kontinente und Generationen erstrecken könnten. Rein technische, wirtschaftliche und politische Überlegungen genügten daher nicht, um die Probleme zu meistern. Nur in gemeinsamer Verantwortung werde es Forschern, Politikern und Technikern möglich sein, richtige Entscheidungen zu treffen. Den Weg in die Zukunft könne man nicht mit Schlagstöcken und Steinen bahnen: „Nicht Prügel sollen wir austeilen, wir sollen Argumente austauschen."

Zur Diskussion um die Sonntagsarbeit sagte Kardinal Wetter, in einem vom Chri-

stentum geprägten Land bleibe der Sonntag, „an dem wir nicht rütteln lassen dürfen", ein heiliger Tag der Christen. Aber auch für nichtchristliche Mitbürger sei er für das Familienleben und den Lebensrhythmus von unschätzbarem Wert.

Hinter der Bereitschaft, ungeborenes Leben durch Abtreibung zur Disposition zu stellen und das Töten in bestimmten Fällen sogar als einen Dienst der Humanität anzusehen, sieht der Kardinal ein vielfach propagiertes neues Menschenbild. „Was sich unauffällig in wenigen Jahren verändert hat, bewegt sich in eine Richtung, die nicht zu größerer Humanität hinführt, sondern von ihr wegführt." Alle Menschen, nicht nur die Ärzte, die sich an den hippokratischen Eid hielten, müßten zusammenstehen, damit die Würde des Menschen und seine elementaren Rechte auch in der Bundesrepublik Deutschland gewahrt bleiben.

Der Kardinal verwies auf die Dienste der Kirche im sozialen und caritativen Bereich, die etwa in der akuten Frage der Asylbewerber bemüht seien, das schwere Los dieser Menschen zu erleichtern. Es gebe aber auch Bereiche, in denen die Kirche nicht handeln, sondern nur ihre Stimme erheben könne. Es sei nicht Aufgabe der Kirche, „es besser zu wissen als die Fachleute", etwa in Fragen der Kernphysik, und auch nicht, das Geschäft der Politik zu betreiben, das von verfassungsmäßig bestellten Organen zu verrichten sei (KNA).

5. Erzbischof Degenhardt – Der Herr ist wahrhaft auferstanden

Jeder von uns geht seinen Weg in der Hoffnung und Sehnsucht nach einem erfüllten Leben, das sich lohnt; nach einem Leben, in dem Leid, Not und Tod überwunden sind.

Alle Fragen der Menschen nach dem Sinn des Lebens zielen auf die Erfüllung dieser Sehnsucht. Unsere letzte Hoffnung geht auf ein solch glückliches Leben ohne Ende. Manche stellen sich allerdings die bange Frage: Kann sich diese Hoffnung erfüllen oder laufe ich einer Fata Morgana nach, einer Illusion, die zum Scheitern verurteilt ist?

Die Osterbotschaft der Kirche ruft uns zu: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden!" Gott hat seinen Sohn Jesus Christus nicht im Tod gelassen. Der Tod ist überwunden in einem neuen ewigen Leben. Gottes Liebe reicht über den Tod hinaus und ist mächtiger als die starre Unterbittlickeit des Sterbens. Auch unser Lebensweg kann in die Fülle des Lebens führen. Tod und Gefangenschaft der Sünde werden besiegt durch Jesus Christus.

Die Apostel und Jünger Jesu, die uns bezeugen, daß der Herr wirklich auferstanden ist, waren nicht leichtgläubig. Sie mußten zuerst aus ihrer Hoffnungslosigkeit, aus ihrem Zweifeln, aus ihrem Unverständnis herausgerissen werden, ehe sie den auferstandenen Herrn erkannten. Christus selbst mußte ihnen den Sinn der Schrift, den Sinn seines Leidens und Sterbens, den Sinn des von Gott gewollten Heilsweges erschließen (L'Osservatore Romano, Wochenausgabe in deutscher Sprache, Nr. 16, v. 17.4.87, S. 1).

6. Bischof Eder – Die Kirche ist Anwalt des Menschen

Zu einem „konsequenten Kampf" für die Erhaltung des arbeitsfreien Sonntags hat der Bischof von Passau, Franz Xaver Eder, aufgerufen. Bei der Eröffnung der Frühjahrsvollversammlung des Landeskomitees der Katholiken in Bayern betonte Bischof Eder in der Benediktinerabtei Schweiklberg, damit würden nicht nur kirchliche Interessen gegenüber der Wirtschaft vertreten. „Wir sind auch nicht nur die Anwälte einer Institution, die uns aus unserer christlich-abendländischen Tradition überkommen ist. Wir sind in dieser Auseinandersetzung Anwälte des Menschen." Der Sonn-

tag sei jener Feiertag, den die Menschen brauchten, „weil er ihrer Natur zutiefst angemessen" sei (KNA).

7. Bischof Hengsbach – Beziehung zu den Juden

Franz Hengsbach, Bischof von Essen, hat erstmals die 1959 erbaute Synagoge in Essen besucht. Den im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit" erfolgten Besuch würdigte der Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Dr. Friedrich Hasselhoff, als Bestärkung jener „katholischen Christen, die sich um die Versöhnung der Kirche mit dem Judentum bemühen" (KNA).

8. Bischof Hengsbach – Entzug der Lehrerlaubnis

Der Bischof von Essen, Franz Hengsbach, hat der in Essen lehrenden katholischen Theologie-Professorin Uta Ranke-Heinemann die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen. Seine Entscheidung teilte der Bischof der in dieser Angelegenheit zuständigen nordrhein-westfälischen Ministerin für Wissenschaft und Forschung, Anke Brunn (SPD), in einem vom 15. Juni datierten Schreiben mit.

Der Entzug der Lehrerlaubnis sei nach sorgfältiger Prüfung und weitestgehendem Entgegenkommen unausweichlich gewesen, erläuterte die Bischöfliche Pressestelle in Essen. Dieser Schritt sei notwendig gewesen zum Schutz des katholischen Glaubens, vor allem, was die Lehrtradition über die Gottesmutter Maria angehe. Es sei zu hoffen, daß Frau Ranke-Heinemann ihre Auffassungen revidieren werde und daß allgemein die Einsicht in die heilsgeschichtlichte Bedeutung Mariens wachse. Frau Ranke-Heinemann hatte öffentlich eine von der kirchlichen Lehre abweichende Auffassung über die biologische Jungfräulichkeit der Gottesmutter vertreten.

Ein 1984 zwischen Nordrhein-Westfalen und dem Vatikan geschlossener Vertrag sieht vor, daß der zuständige Ortsbischof einen Theologen oder eine Theologin, die in ihrer „Lehrtätigkeit oder in Schriften der katholischen Lehre zu nahe treten", beim zuständigen Minister namhaft machen kann. Tut er das, so muß der Minister, „unbeschadet der dem Staatsdienstverhältnis des Betreffenden entspringenden Rechte, Abhilfe leisten, insbesondere für einen dem Lehrbedürfnis entsprechenden Ersatz sorgen". Da Frau Ranke-Heinemann Beamtin auf Lebenszeit ist, darf sie ihren Lehrstuhl in Essen behalten, aber nach dem Entzug der kirchlichen Lehrerlaubnis keine katholischen Religionslehrer mehr ausbilden. Die nordrhein-westfälische Landesregierung muß in Essen einen zweiten katholischen Lehrstuhl errichten, an dem durch einen von der Kirche zu bestellenden Theologen katholische Religionslehrer ausgebildet werden können (KNA).

9. Bischof Stimpfle – Zeugnis für Christus und die Kirche

Bischof Josef Stimpfle bat im Augsburger Dom die Gläubigen seines Bistums, ein „Lebenszeugnis" und „Zeugnis des Apostolates" für Christus und die Kirche zu geben. Bischof Stimpfle wies darauf hin, daß das Bistum für den Bereich der Diözese Augsburg ein Netz apostolischer Aktivitäten mit insgesamt 6000 Stellen entwickelt habe. Er warnte aber vor äußerlich bleibenden oder evangeliumsfeindlichen Aktivitäten. Der Bischof betonte den hohen Stellenwert der christlichen Ehe. Sie sei eine „Hauskirche", in der man ein besonderes Zeugnis für die Kirche ablegen könne (KNA).

GEISTLICHE BERUFE

In der katholischen Kirche ist erstmals seit 1973 die Zahl der Priester weltweit wieder angestiegen. Wie das statistische Zentralamt des Vatikan am 3. Juli 1987 mitteilte,

sind 1985 insgesamt 4822 Neupriester geweiht worden, mehr als im gleichen Zeitraum gestorben oder von ihrem Amt zurückgetreten sind. Während insbesondere in Europa und in Nordamerika die Zahl der Priester weiterhin zurückgeht (–1,7 beziehungsweise 0,6 Prozent), nimmt die Klerikerzahl insbesondere in den jungen Kirchen Afrikas und in Lateinamerika zu. 85000 junge Männer bereiten sich derzeit auf das Priesteramt vor, etwa 20000 mehr als vor 15 Jahren. Mit 1002 hat die Zahl der Anträge auf Laisierung 1985 einen Tiefstand erreicht. Dennoch fehlen, wie die vatikanische Behörde mitteilt, noch rund 30000 katholische Priester, gemessen am damaligen Höchststand von über 430000. Bereits in den vergangenen Jahren hatte die Zahl der Priester wieder relativ zugenommen; absolut war sie jedoch seit 1973 stets gesunken (KNA).

MISSION

1. Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates

Im Exerzitienhaus Himmelspforten, Würzburg, fand vom 1. bis 3. Juli 1987 die Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) statt. Die Versammlung wurde vom Vorsitzenden, Prälat Norbert Herkenrath, eröffnet.

Die Arbeiten der Versammlung bezogen sich auf folgende Themenkreise: Erfahrungen und Leben mit der Bibel in der Dritten Welt (Msgr. Fritz Lobinger, Apostolischer Administrator der Diözese Aliwal, Südafrika); Die Bedeutung der Bibel für unsere missionarische Arbeit. Neue Wege und Möglichkeiten (Pater Dr. Ludger Feldkämper SVD, Generalsekretär der WCFBA, Stuttgart); Möglichkeiten und Grenzen für den pastoralen Austausch zwischen afrikanischen und deutschen Gemeinden (Msgr. Fritz Lobinger, Apostolischer Administrator der Diözese Aliwal, Südafrika); Vergleichende Pastoral – ein neuer Weg der Begegnung in der Weltkirche (Dr. Hermann Janssen, MISSIO Aachen).

Die Arbeit, die während der Versammlung geleistet wurde, wurde von den Teilnehmern als sehr fruchtbar und bereichernd empfunden. Insbesonders war es möglich, in Gesprächsgruppen das Gehörte zu vertiefen, kritisch zu beleuchten und letztlich sich aus der Fülle des Angebotenen bereichern zu lassen. Einer der Gesprächskreise befaßte sich mit der Frage „Bibelarbeit in klösterlichen Gemeinschaften".

Während der Mitgliederversammlung gaben die Kommissionen des DKMR ihre Rechenschaftsberichte.

2. Missionskongreß in Bogotá

Vom 3. bis 8. Juli wurde in der kolumbianischen Hauptstadt der dritte lateinamerikanische Missionskongreß durchgeführt (COMLA 3). Der Präfekt der Kongregation für die Glaubensverbreitung, Kardinal Jozef Tomko, nahm an dem Kongreß teil und überbrachte ein Grußwort des Papstes.

Papst Johannes Paul II. hat an den dritten lateinamerikanischen Missionskongreß in Bogotá eine Botschaft gerichtet. „Der Kontinent der missionarischen Hoffnung" ist das zentrale Thema des Schreibens. Mit „freudiger Erwartung" sehe er die missionarische Stunde Lateinamerikas kommen. Er erinnerte an seine Aufforderung vor einem Jahr bei seiner Pastoralreise in Kolumbien, daß die Kirche des Kontinents möglichst bald in allen Teilen der Welt missionarisch tätig werde. Mit Aufmerksamkeit habe er die Vorbereitung für den Kongreß verfolgt; nun bete er darum, daß von der Versammlung Vorschläge, Anregungen und Handlungslinien ausgingen. In den 500 Jahren christlichen Lebens habe der Heilige Geist Lateinamerika mit vielen großen Heiligen und vielen Missionaren ausgezeichnet und so den Weg bereitet, damit das Evangelium auch von Lateinamerika

aus in alle Welt hinausgetragen werde. Das gelte um so mehr angesichts der Tatsache, daß ein Großteil der Menschheit Christus und seine Botschaft noch nicht entdeckt habe. Jeder Priester, alle Ordensleute, alle Getauften, seien aufgerufen, in allen Teilen der Welt am vollen Aufbau des Mystischen Leibes Christi teilzunehmen (Internationaler Fidesdienst v. 15.7.87, Nr. 3580, ND 236).

3. Generalversammlung der Päpstlichen Missionswerke

Am 4. Mai 1987 tagte in Rom der Höhere Rat der Päpstlichen Missionswerke. Der Kardinalpräfekt der Propaganda, Jozef Tomko, legte folgende Punkte vor:

1. Animation zu missionarischem Geist

„Die Päpstlichen Missionswerke sind ein Ausdruck des Glaubens der Kirche und ein Werkzeug ihrer grundlegenden Evangelisierungs-Mission. Daher haben auch die Werke an dieser Mission teil, welche es als Wesenszweck hat, Christus der Welt zu bringen.

Wir dürfen die planetarischen Dimensionen des uns von Jesus Christus überlassenen Auftrags nicht vergessen: ... Geht bis an die letzten Grenzen der Erde! Dieser unserer Erde, die heute fünf Milliarden Menschen beherbergt, von denen dreieinhalb Milliarden nicht Jesus Christus kennen... Mission ist nötig, weil die nichtchristlichen Völker viele sind und dem Bevölkerungswachstum nach schneller zunehmen als die christlichen. Trotz der gegenwärtigen missionarischen Anstrengung nimmt das Prozentverhältnis der Christen nicht zu, und selbst ein Teil der christlichen Bevölkerung säkularisiert und bedarf einer ernsthaften Re-Evangelisation.

Doch diese unsere Welt spürt noch, und vielleicht mehr als in anderen Epochen, den Hunger nach Gott, nach dem ‚Gott-mit-uns', Hunger nach dem Emanuel, Hunger nach Gerechtigkeit und Liebe, Hunger nach Frieden. Der Widerhall, den das Gebetstreffen in Assisi im Oktober 1986 gehabt hat, manifestiert und bestätigt das klar.

Die erste Kontrolle, die sich euch heute gebietet, betrifft daher die Intensität des missionarischen Geistes in euren Nationen und die konkreten Projekte, ihn zu vermehren."

2. Missionspersonal

‚Wie sollen sie glauben, wenn man ihnen nicht verkündigt?' (vgl. Röm 10, 14), sagte schon der große Missionar Paulus von Tarsus.

Wir müssen uns bewußt werden, daß wir einen recht schwierigen Augenblick leben hinsichtlich des zur Ausführung des Evangelisierungswerks nötigen Personals. Anfragen nach Missionaren gehen bei der Kongregation für die Evangelisierung der Völker, den Missionsinstituten und den Diözesanbischöfen ein. Eine gewisse Krise der Berufungen hat auch den missionarischen Sektor getroffen, weshalb einige Institute nicht den nötigen Ersatz haben, um die älterwerdenden Missionare abzulösen. Gleichzeitig tun sich neue Aktionsgebiete auf, ganze Völker bitten um die Taufe und niemand geht und evangelisiert sie! Auch die jungen Kirchen bedürfen noch Hilfe, vor allem um sofort Leiter für die Seminare und Noviziate auszubilden, wie auch für andere Aufgaben. Das Gebiet ist riesig.

Wir können dem Herrn dankbar sein für die große Zahl Berufungen, für welche wir suchen müssen, die Seminare zu erweitern oder neue zu bauen, doch wir müssen auf die Qualität achten. Zu diesem Zweck hat unser Dikasterium gerade die von der Plenar-Kongregation im letzten Oktober vorgeschlagenen Direktiven an die Bischöfe versandt".

Kardinal Tomko verwies auf tröstende Fälle von Seminaren, die randvoll sind mit

Anwärtern auf das Priestertum wie die von ihm letzten Oktober in Nigeria besuchten, zum Beispiel das Priesterseminar von Enugu mit 390 Theologen, jenes von Ikot Ekpene mit 580 Philosophen. Und er zitierte auch das Knabenseminar von Zaria in der Erzdiözese Kaduna – „das ärmste Seminar, das ich gesehen habe", präzisierte er –, welches vor wenigen Wochen von einigen Fanatikern niedergebrannt wurde.

„Die Zahl der Berufungen bringt gute Hoffnungen für die Zukunft der Kirchen in einigen Kontinenten. Man muß jedoch dringend für den Bedarf der nächsten 10–15 Jahre sorgen und so eine Brücke schaffen, in Erwartung neuer Generationen des Klerus und anderer lokaler Arbeiter der Pastoral. Die Vielzahl der Ansuchen und die Bedürfnisse der Kirche selbst sind die Zeichen unserer Zeiten, sind die Stimme Gottes, der die Arbeiter in den Weinberg des Herrn, der diese unsere Welt ist, ruft..."

Der Halbkontinent Lateinamerika, welcher 40% des menschlichen Potentials der Katholischen Kirche stellt, ist, Gott sei Dank, daran zu erwachen, um „von der eigenen Armut zu geben", wie die Konferenz von Puebla versprochen hat. Die Fünfhundertjahrfeier der Evangelisierung Lateinamerikas verläuft auf dieser Linie, die als konkrete Früchte die Aussendung von Missionaren in andere Kontinente und ein neues Bewußtsein missionarischer Mitverantwortung bringen soll. 40% der Getauften sollten 40% der Missionare stellen...

3. Materielle Mitarbeit

„Die Missionskirchen sind alle arm; es genügt zu sagen, daß sie sich zum großen Teil in der Dritten Welt befinden...

Auf feierliche und berufene Anordnung der Kirche, und bestätigt vom Zweiten Vatikanischen Konzil, ist den P.M.W. der erste Platz und daher auch die erste Verantwortung vorbehalten, die ‚Katholiken mit einer wahrhaft universalen Gesinnung zu erfüllen und zur tatkräftigen Sammlung von Hilfmitteln zum Wohl aller Missionen gemäß den jeweiligen Bedürfnissen anzueifern' (AG, 38).

Betrachten wir diesen feierlichen und verpflichtenden Auftrag eingehender: ist die Sammlung für die Missionen ‚tatkräftig'? – Ist sie ‚zum Wohl aller Missionen'? – Ist sie – gemäß den jeweiligen Bedürfnissen'?

Doch gehen wir bis an die Wurzel: sind die P.M.W. heute wirklich und vollständig ein Instrument in den Händen jenes Stuhles Petri, welcher ‚der Liebe vorsteht' in der Kirche, ein Instrument des Nachfolgers Petri und seines direkten Organs für die Mission, der Kongregation für die Evangelisierung der Völker?

Es sind Fragen, die die Treue und den Einsatz der Werke nicht in Zweifel ziehen sondern anregen wollen".

Im Hinblick auf die hauptsächlichen Bedürfnisse und die diesbezüglichen Ansuchen rief er einige Zahlen in Erinnerung:

– die 912 vom Missionsdikasterium abhängigen Diözesen (und einige andere gleichgestellte wenn auch nicht abhängige) empfangen zwischen 30000 und 50000 Dollar pro Jahr eine jede;

– für Studienstipendien wurden für jeden der 16663 Priesterseminaristen letztes Jahr zwischen 700 und 1200 Dollar ausgeschüttet; für die 37895 Knabenseminaristen etwas weniger, eine Summe, die auf über 18 Millionen Dollar kommt;

– für den Bau, die Erweiterung und den Unterhalt der 145 Priesterseminare und der 465 Knabenseminare belaufen sich die letztjährigen Anfragen auf 30 Millionen Dollar; nur ein sehr geringer Teil konnte befriedigt werden;

– auch die Katechisten, zwischen 260000 und 280000; die vollzeit oder teilzeit Angestellten empfangen eine Unterstützung, die letztes Jahr 13 Millionen Dollar überstiegen hat, was bei weitem nicht ausreicht.

– Die Kirchen der wohlhabenden Länder müssen ferner zum Unterhalt von 51000 Priestern, 140000 Schwestern, 2180 Spitälern, 6418 Dispensarien, 683 Leprosarien, 12300 Schulen verschiedener Typen beitragen und darüber hinaus helfen, Kirchen, Kapellen, Missionsstationen zu bauen. Dem muß man die Beihilfen für Notsituationen hinzufügen: Hunger, Dürre, Erdbebenopfer sowie von anderen Naturkatastrophen Betroffene... (Internationaler Fidesdienst, 6. Mai 1987, Nr. 3565, ND 136).

STAAT UND KIRCHE

Grundsätzliches zum Religionsunterricht

Erstmals hat sich das Bundesverfassungsgericht in einer kürzlich veröffentlichten Entscheidung mit grundsätzlichen Fragen des konfessionellen Religionsunterrichts befaßt. Bei dem Verfahren ging es um die Verfassungsbeschwerde eines in evangelisch-katholischer konfessionsverschiedener Ehe lebenden Elternpaares, das für ihre beiden katholischen Töchter während der gesamten Oberstufe (Jahrgangsstufen elf bis 13) die Teilnahme an der evangelischen Religionslehre erreichen wollte. Die Schulverwaltung des Landes Rheinland-Pfalz hatte den Antrag abgelehnt. Die hiergegen von dem Elternpaar erhobene Klage blieb in allen drei verwaltungsgerichtlichen Instanzen erfolglos (Beschluß des Ersten Senats vom 25.2. 1987 / 1 BvR 47/84).

Die Begründung dieser Entscheidung hat nach Meinung kirchlicher Rechtsexperten eine grundsätzliche und weitreichende Bedeutung: Nach Art. 7, Abs. 3, Satz 1 des Grundgesetzes ist der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen ordentliches Lehrfach. Dadurch ist nach dem Urteil klargestellt, daß seine Erteilung staatliche Aufgabe und Angelegenheit sei. Seine Einrichtung als Pflichtfach sei für den Schulträger obligatorisch. Er sei ein „Unterrichtsfach mit derselben Stellung und Behandlung wie andere ordentliche Lehrfächer", heißt es in dem Urteil. Durch das Recht zur Abmeldung entfalle nicht sein Pflichtfachcharakter. Seine Sonderstellung gewinne der Religionsunterricht gegenüber anderen Fächern aus dem Übereinstimmungsgebot des Grundgesetzes, was wiederum bedeutet, daß seine Erteilung „in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften" zu erfolgen habe.

Das Fach Religion ist für das Gericht „keine überkonfessionelle vergleichende Betrachtung religiöser Lehren, nicht bloße Morallehre, Sittenunterricht, historisierende und relativierende Religionskunde, Religions- oder Bibelgeschichte". Sein Gegenstand sei „vielmehr der Bekenntnisinhalt, nämlich die Glaubenssätze der jeweiligen Religionsgemeinschaft". Dafür, wie dies zu geschehen habe, „sind grundsätzlich die Vorstellungen der Kirchen über Inhalt und Ziel der Lehrveranstaltung maßgeblich".

Zu diesen „Grundsätzen", über die ausschließlich die jeweilige Religionsgemeinschaft zu bestimmen hat, gehört nach Auffassung des Gerichts auch die Zulassung von Schülern fremder Konfession zum Religionsunterricht. Der Gedanke, daß sich ein Kind zum Religionsunterricht eines fremden Bekenntnisses anmelden könnte, habe den Schöpfern der Weimarer Reichsverfassung, aber auch denen des Grundgesetzes ferngelegen. Die geordnete Teilnahme von Schülern einer anderen Konfession am Religionsuntericht sei verfassungsrechtlich unbedenklich, solange der Unterricht dadurch nicht seine besondere Prägung als konfessionell gebundene Veranstaltung verliere. Die Entscheidung hierüber stehe jedoch den Religionsgemeinschaften zu. Ihnen dürfe „kein Angehöriger einer anderen Konfession gegen ihren Willen aufgedrängt werden", wird in dem Urteil betont.

Die Zusammensetzung des Teilnehmerkreises am Religionsunterricht habe unmittelbare Rückwirkungen auf die Unterrichtsge-

staltung. Die Vermittlung von Glaubenssätzen gegenüber Angehörigen eines fremden Bekenntnisses könne inhaltlich und didaktisch einen anderen Ablauf der Lehrveranstaltung erfordern als bei Konfessionszugehörigen. Die Vereinbarung der evangelischen Landeskirchen und der katholischen (Erz-)Diözesen in Rheinland-Pfalz, daß Schüler der Mainzer Studienstufe, die am Grundfach Religionslehre teilnehmen, in der Oberstufe mindestens drei der fünf zu besuchenden Halbjahreskurse im Religionsunterricht der eigenen Konfession belegen müssen, zwei Halbjahreskurse dagegen im Religionsunterricht der fremden Konfession besuchen können, sei verfassungsrechtlich zulässig. Sie bewege sich innerhalb der Grenzen, die durch den verfassungsrechtlichen Begriff des „Religionsunterrichts" gezogen seien. Die Schulbehörden in Rheinland-Pfalz hätten daher den weiteren Besuch des evangelischen Religionsunterrichts zu Recht nicht gestattet. Sie hätten dies auch nicht gedurft. – Durch diese Entscheidung ist nach Auffassung der Fachwelt der konfessionelle Charakter des Religionsunterrichts bestätigt worden. Zudem ist die Stellung der Kirche gestärkt (KNA).

PERSONALNACHRICHTEN

1. Neue Ordensobere

P. Terence Sheridan wurde zum neuen Generalsuperior der Gemeinschaft von Bétharram gewählt.

Am 3. August 1987 wählte das Generalkapitel der Kongregation der Franziskanerinnen des Seraphischen Dritten Ordens mit dem Mutterhaus in Au am Inn (München-Freising) Schwester M. Annunciata Unterreiner zur Generaloberin.

2. Berufungen und Ernennungen

Der Heilige Vater ernannte P. Henri Forest SJ zum Konsultor des Päpstlichen Rates „Cor Unum" (L'Osservatore Romano n. 143 v. 16.6.87).

Zum Konsultor der Apostolischen Pänitentiarie wurde vom Papst P. Francesco Moccia SAC ernannt (L'Osservatore Romano n. 157 v. 4.7.87).

Zu Konsultoren der Päpstlichen Kommission für die Sozialen Kommunikationsmittel wurden u. a. ernannt: P. Colm Murphy S.S.C.M.E. und P. Bruno Holtz S.M.B. (L'Osservatore Romano n. 167 v. 16.7.87).

Zu Konsultoren des Sekretariates für die Nichtglaubenden ernannte der Heilige Vater u. a.: Alfredo Noriega Arce SJ, Tit.-Bischof von Mutia und Weihbischof in Lima; P. Michael Louis Fitzgerald WV, Sekretär des Sekretariates für die Nichtchristen; P. Spiro Marasovic OFM; P. Wenger A. A. (L'Osservatore Romano n. 103 v. 1.5.1987).

Zum Mitglied der Päpstlichen Bibelkommission ernannte Papst Johannes Paul II. den Dominikaner P. José Loza Vera (L'Osservatore Romano n. 113 v. 11./12.5. 1987).

3. Heimgang

Am 15. Juni 1987 starb in Köln unerwartet im Alter von 65 Jahren Pater Dr. Bernward Hegemann OP. Mit Pater Hegemann verloren die Ordensobernvereinigungen einen um die Orden in Deutschland hochverdienten Mitbruder, der als Justitiar den Orden insgesamt und vielen einzelnen Gemeinschaften in Rechts- und Steuerfragen ein zuverlässiger Berater war. Dank seines umfassenden Wissens und seiner langjährigen Erfahrung erfreute sich Pater Hegemann mit Recht allseitiger Wertschätzung.

Pater Hegemann leitete als Syndikus der Dominikanerprovinz Teutonia seit 1964 den Rechts- und Steuerausschuß der Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Ordensobernvereinigungen. Die Ergebnisse der

Beratungen in diesem Ausschuß wurden von ihm in den „Mitteilungen des Steuer- und Rechtsausschusses", den sog. „grünen Blättern" veröffentlicht. Bis 1984 erschienen insgesamt 63 Nummern mit 537 Textziffern, ein wahres Kompendium für alle Ökonomen und Vermögensverwalter der Orden. Als Pater Hegemann 1979 als Syndikus seiner Provinz abgelöst wurde, konnte er sich als Justitiar ganz den Vermögens-, Rechts- und Steuerfragen der Orden in Deutschland widmen. Seit 1978 hat Pater Hegemann fast jedes Jahr die „Ellwangener Fachtagungen für Prokuratoren und Cellerare" vorbereitet und geleitet, für die Schwesterngemeinschaften bereits 1977 solche Tagungen initiiert. In den letzten Jahren ging es Pater Hegemann gesundheitlich weniger gut; doch hatte niemand mit seinem plötzlichen Ableben gerechnet. Zuletzt noch hatte er die für alle Ordensleute sehr hilfreichen „Hinweise für die Volkszählung" erarbeitet. Sein unerwarteter Tod hinterläßt im Kreise der Prokuratoren und Cellerare eine große Lücke.

Pater Eliseus Franz Füller (88), ehemaliger Provinzialminister der Sächsischen Franziskanerprovinz vom Heiligen Kreuz (1939–1949) und Berater des Generalministers seines Ordens in Rom, ist im Alter von 88 Jahren in Paderborn gestorben. P. Füller war in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft von 1931 bis 1939 als mutiger Domprediger in der Bischofskirche in Paderborn bekannt geworden. Mit großer Umsicht leitete er die Sächsische Franziskanerprovinz in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren. Und als 1946 wieder eine Zusammenkunft der Ordensobern in Deutschland möglich wurde, wählten die höheren Obern ihn zum Ersten Vorsitzenden. P. Füller übernahm dieses zusätzliche Amt für alle Orden im besetzten Deutschland und damit eine Fülle von Aufgaben, die der neuen Vereinigung gestellt waren.

Am 19. Mai 1987 starb der Generalobere der Schönstätter Marienbrüder, Fr. Bruno Maria Herberger. Der Verstorbene stand im 56. Lebensjahr.

Schwester Pia Koch, langjährige Generaloberin der Dillinger Franziskanerinnen, ist im Alter von 89 Jahren gestorben. Von 1951 bis 1963 hatte die Schwester das höchste Leitungsamt der Ordensgemeinschaft inne. Während ihrer Amtszeit wurden im In- und Ausland 16 neue Konvente errichtet. 1967 ging die Ordensfrau als Siebzigjährige nach Spanien, um dort einige neue Niederlassungen der Gemeinschaft zu leiten. Die letzten 13 Jahre ihres Lebens lebte die Schwester zurückgezogen im Dillinger Kloster (KNA).

Am 14. Juni 1987 starb in Rom P. Agostino Trapé OSA. Der Verstorbene war von 1965–1971 Generalprior der Augustiner. Er stand im 72. Lebensjahr. P. Trapé galt als Kenner der wissenschaftlichen Werke des hl. Augustinus. Durch lange Jahre leitete er das patristische Institut „Augustinianum" in Rom. Er war dort bis vor kurzem als Professor tätig. Unter seiner Leitung sind 24 Bände der textkritischen Ausgabe von Werken des hl. Augustinus erschienen (L'Osservatore Romano n. 143 v. 16.6.87).

Am 5. Februar 1987 starb in Bogotà P. Vincente Seber TC, von 1974 bis 1977 Generaloberer der Kapuziner-Tertiaren von der Schmerzhaften Jungfrau. R.I.P.

Joseph Pfab

Neue Bücher

Bericht

Glaube und Lebensbewältigung – Seelsorge und Therapie.

Die personalen Nöte der Gegenwart und Möglichkeiten der Hilfe.

Ein Literaturbericht, Teil 1 von Matthias Hugoth, Freiburg i. Br.

Noch immer gibt es Veröffentlichungen, die Theologie / Seelsorge und Psychologie / Therapie in scharfer Konkurrenz zueinander darstellen. So hält der Autor des Buches „Grundlagen biblischer Lebensberatung“[1] die „Befürwortung, Einführung und Praktizierung psychiatrischer und psychoanalytischer Lehrsätze in der Kirche für nicht weniger atheistisch, häretisch und deshalb gefährlich wie die Verbreitung sektiererischer Irrlehren dogmatischer Art“ (S. 12); er verteufelt – im wahrsten Sinne des Wortes – jegliche Seelsorge, die mit therapeutischen Ansätzen etwa von Rogers, Berne oder Perls ins Gespräch zu kommen sucht. (Er nennt diese „atheistische Ansichten und Methoden“, S. 21, spricht von „satanischem Rat“, S. 20, bezeichnet jeglichen Dialog zwischen Theologie und Psychologie als Abgleiten in den Synkretismus, S. 23.) – Im folgenden sollen andere – gottlob lautere – Stimmen zu Wort kommen. Es werden Bücher vorgestellt, in denen es um die Begründung diakonisch-therapeutischen Handelns der Kirche und einer therapeutischen Seelsorge geht, in denen ethische Fragen hinsichtlich christlichen Hilfehandelns erörtert, in denen pastoral-diakonische Handlungskonzepte erarbeitet und ihre Erprobung dokumentiert wird; psychologische, für die Seelsorge relevante Werke kommen ebenso zu Wort wie kritische Schriften und programmatische Entwürfe. Dabei kann es angesichts der Flut von neuen Veröffentlichungen nur um eine Auswahl und exemplarische Darstellung gehen. Doch der Autor war bemüht, lediglich solche Literatur zu behandeln, die für die Thematik wesentlich und sowohl theoretisch grundlegend wie auch praktisch umsetzbar ist.

Der erste Teil stellt Publikationen vor, in denen vorwiegend theologische und ethische Fragestellungen behandelt werden. Den in dem Band „Glaube als Lebenshilfe heute“[2] gesammelten theologischen Betrachtungen liegt die Überzeugung zugrunde, daß der Mensch bei seinen existentiellen Fragen und Nöten an die religiöse Dimension seines Daseins rührt. Deshalb geht es dem Verf. in erster Linie darum zu zeigen, „daß der Glaube nicht eine Last ist, die wir zu tragen haben, sondern ein Fundament, das uns trägt“ (S. 7). Er dokumentiert die Sinn-Not des modernen Menschen, prüft kritisch die heute gängigen vielfältigen Sinnangebote auf ihre Tragfähigkeit hin und weist realistisch nach, wieweit im christlichen Glauben Sinnperspektiven begründet sind. Ähnlich gründlich und plausibel untersucht er das Todesverständnis in unserer Gesellschaft; er diskutiert Ansätze der philosophischen Thanatologie und stellt, in Reaktion auf neuere Kreuzes- und Auferstehungslyrik, dar, wie christliche Hoffnung über den Tod hinaus tragen kann. Dogmatische Ausführungen über die Sinnhaftigkeit des Gebets und über eine pastoral verantwortbare Gebetspraxis schließen den Band ab. – Insgesamt sind die ausgesprochen theologischen, durchaus aber ansprechenden und verständlichen Aufsätze nicht ohne weiteres funktionalisierbar für Hilfestellungen in Nöten und Krisen. Doch sie bieten annehmbare Klärungen, Anregungen und Ermutigungen für ein Leben aus dem Glauben, das sich auch in schweren Zeiten durchhalten läßt.

---

1 ADAMS, Jay, E.: *Grundlagen biblischer Lebensberatung.* Beiträge zu einer Theologie der Seelsorge. Gießen 1983: Brunnen Verlag. 336 S., kart., DM 34,– (ABC-Team; 324).

2 IMBACH, Josef: *Glaube als Lebenshilfe heute.* Theologische Betrachtungen. München 1984: Kösel Verlag. 139 S., kart., DM 19,80.

Einen ähnlichen Ertrag bietet Fritz Arnolds Buch „Der Glaube, der dich heilt".[3] Davon überzeugt, daß „jeder Christ, der sich auf Christus einläßt, inmitten des Alltags des Lebens die heilende Kraft des Glaubens erfahren kann" (S. 13), will er Wege aufzeigen, diese Kraft „neu und tiefer zu verstehen und Möglichkeiten heilenden Handelns aus dem Glauben daraus abzuleiten" (S. 136). Einsichtig sein Plädoyer für die Wiederentdeckung der Leib-Seele-Einheit als Voraussetzung für eine ganzheitliche Sorge um den Menschen, seine Analyse krankmachender Kräfte im Menschen selbst und psychosomatischer Zusammenhänge, der Aufweis der Möglichkeiten, die aufgrund des Zusammenspiels von Seele und Körper für die heilende Kraft des Glaubens bestehen. Wie ein gläubiger, aktiver Umgang mit der Wirklichkeit des Leids hergeleitet und praktiziert werden kann, zeigt er anhand einer ausführlichen Dokumentation der Leidbewältigung in der Bibel und der biblischen Wunderpraxis auf. In Gebet, Meditation, Exerzitien, Sakramentenempfang und – endlich dann doch – in der helfenden Begegnung und der liebenden Nähe eines Menschen können „praktische Möglichkeiten einer ganzheitlichen Heilung der Menschen aus dem Glauben" (Kap. V, S. 99–135) gefunden werden. Der Grundtenor der zahlreichen Einzelausführungen: Aus dem rechten Verhältnis zu Gott und in der Treue wahrer Christusnachfolge erwachsen dem Gläubigen derart starke Kräfte des Vertrauens, der Hoffnung und der Liebe, daß er gegen Ängste, Sinnnverlust, Leidensohnmacht gewappnet ist und sich selbst gegen die durch sie bewirkten Krankheiten heilen kann. Das alles ist in den Grundaussagen nicht neu, eher traditionelle, urtümlich christliche Überzeugung; hier jedoch werden die Zusammenhänge in einer – für einen im christlichen Glauben beheimateten Menschen – plausiblen Weise aktualisiert. Doch das Beharren auf der Gewißheit des Heils in jeder Not aufgrund eines unerschütterlichen Glaubens (vgl. Sätze wie: „der glaubende Jünger braucht keine Angst zu haben vor welcher Gefahr auch immer", S. 70) scheint bisweilen zu sehr abgehoben von den Nöten und Schmerzen des leidenden Menschen. Auch ist die „horizontale" Dimension der Heilswirksamkeit des Glaubens – Heil durch Liebe aus dem Glauben, Christusbegegnung im liebenden Umgang der Menschen miteinander –, erst recht seine politisch-befreiende Relevanz zu arg vernachlässigt. Ein sehr zuversichtliches, den gläubigen Menschen bestimmt bestärkendes Buch.

Praxisbezogener geht Paul Sporken das Themenfeld „Not und Hilfe"[4] in seinem Buch „Begleitung in schwierigen Lebenssituationen" an. In erster Linie ist es gedacht als ein Beitrag, „Helfer im Gesundheitswesen besser auf die Aufgabe der Begleitung einzustellen. Es wurde aber auch geschrieben für die vielen Menschen, die, ohne daß dies ihr Beruf wäre, von der Not ihrer Mitmenschen angesprochen werden und ihnen Hilfe bieten wollen" (S. 10). Nach einer Begründung und Erklärung des Begriffs „Begleitung" als eine zentrale ethische Kategorie für mitmenschliche Hilfe und nach der Behandlung weiterer „grundsätzlicher ethischer Probleme" (Begleitung als Ergänzung zu den spezifischen, etwa medizinischen, Aufgaben professioneller Helfer, Hilfe zwischen Selbstentfaltung und Solidarität, Glück oder Friede als Leitvorstellungen für ein gelungenes Leben, Begleitung als ethischer Vollzug) zeigt der Verf. im zweiten Teil, unter Einbezug jahrelanger eigener Erfahrungen, konkret auf, wie „Begleitung in der Praxis" aussehen kann: bei der Hilfe für Schmerzpatienten, bei sexuellen Problemen, bei der Sorge um alte Menschen, bei Glaubensproblemen, Sinnfragen und Bejahungsschwierigkeiten. – Die Ausführungen des ersten Teils („Grundsätzliche ethische Probleme", S. 15–80) hätten gelegentlich durchaus straffer und systematischer gehalten werden können – sehr interessante, pointierte Gedanken wechseln mit eher Bekanntem, fast Banalem –; der Praxisteil dagegen (S. 83–181) enthält durchweg für eine gute helfende Beziehung relevante Einsichten und Anregungen.

3 ARNOLD, Fritz: *Der Glaube, der dich heilt.* Zur therapeutischen Dimension des christlichen Glaubens. Regensburg 1983: Fr. Pustet. 145 S., kart., DM 14,80.

4 SPORKEN, Paul: *Begleitung in schwierigen Lebenssituationen.* Ein Leitfaden für Helfer. Freiburg 1984: Herder Verlag. 191 S., kart., DM 19,80.

Das Ethos der sogenannten Helferberufe ist auch das zentrale Thema des Buches „Nächstenliebe mit Maß".[5] In ihm begründet und verifiziert Alastair V. Campbell, schottischer Pastoralpsychologe und Professor für Praktische Theologie, seine These, daß jedes konsequente professionelle Helfen eine Form von Liebe darstellt. Dazu zeigt er detailliert, bisweilen recht spekulativ, dann wiederum konkret und praxisnah, die theologische Dimension, d. h. transzendente Elemente im Tun der Helferberufe auf. Ausgangspunkt seiner Untersuchungen, die er bescheiden „Erkundigungen" (S. 18) nennt, sind die Alltagserfahrungen beruflicher Helfer, deren Selbstverständnis in Geschichte und Gegenwart er eingehend dokumentiert: In der signifikanten Bestimmung und Praxis des Arztes sieht er die Möglichkeit angelegt, Liebe als „Brüderlichkeit" zu realisieren, in der Krankenpflege als „Begleitung", in der Sozialarbeit als „Hoffnung-wecken" – das alles, so faßt der Verf. schließlich zusammen, „impliziert eine Hingabe für das Wohl anderer, die persönliches Vorteilsdenken und beruflichen Aufstieg transzendiert" (S. 91). Und eben darin sieht er die Verwirklichung einer „interessefreien Liebe" (ebd.). – Seine weiteren Untersuchungen gelten den Fragen: „Ist es einer ganzen Berufsgruppe möglich, echte Nächstenliebe in einem beruflichen Tun auszuüben, das zugleich auch dem eigenen Unterhalt, den eigenen Status- und Einflußmöglichkeiten dient? Wie verhalten sich altruistische und egoistische Motive in solchen beruflichen Beziehungen?" (S. 92). „Woher wissen wir, was das Beste für den Menschen ist? Wie können wir Hilfe geben und empfangen, die nicht entwürdigt? Wie kann Liebe politischen Ausdruck finden?" (S. 113). Campbells Nachweis, daß Nächstenliebe ein Strukturelement der Helferberufe darstellt, ist weitgehend einsichtig, bedeutet zumindest eine ernstzunehmende Herausforderung zur Besinnung auf das Selbstverständnis des Helfers – auch in der Pastoral – und auf das Wesen des Helfers, von Mitmenschlichkeit und Humanität. Die theologischen Ausführungen allerdings erfolgen eher assoziativ in der Handhabung spezifischer Begriffe, daher oft ungenau und mehrdeutig – etwa bei der Bestimmung der Sarkramentalität der helfenden Praxis bei Ärzten, Krankenpflegekräften, Sozialarbeitern (S. 142–145). Insgesamt: ein Buch, das zahlreiche Grundlagen und Anregungen für die Diskussion über das Ethos der Helferberufe bietet.

Um einen zentralen Begriff der Ethik des Helfens geht es in dem vorwiegend philosophischen Werk „Das Mitleid".[6] Die als Literaturhistorikerin bekannte Verf. legt in ihm eine gediegene, kenntnisreiche Phänomenologie des Mitleids und der Mitleidsethik vor. Im ersten Teil stellt sie eine systematische Untersuchung der bedeutenden abendländischen Mitleidstheorien an und erörtert gründlich und kritisch sowohl die positiven Ansätze (Rousseau, Schopenhauer, Leo Tolstoi) als auch die Ansichten der Mitleidsverächter, die das Schädliche, Widernatürliche, eine Vermehrung von Leid Provozierende betonen (Nietzsche, Spinoza, Kant); sodann: Ausführungen zur empirischen Mitleidspsychologie vor allem bei Denkern der Aufklärung (etwa Mitleid als narzißtische Genugtuung und Selbstliebe) und zum Mitleid als Grundmotiv des Dramas (Mitleid als Problem der Ästhetik). Beobachtungen des Mitleids außerhalb der Theorien und – der originellste Beitrag des Buches – der Versuch seiner Strukturierung (Nähe, Distanz, pejorative Mitleidäußerungen beim Spott, Andersartigkeit des „Objekts" von Mitleid) runden das Werk ab. Der fundierte Aufweis zahlreicher Bedeutungsveränderungen im Lauf der Geschichte und der erheblichen Spannweite der Mitleidsformen in der Praxis führt schließlich zu einer ethischen Neutralisierung des Mitleids: Mitleid ist, im Unterschied zur Barmherzigkeit, ein ambivalenter Affekt zwischen Zuneigung und Geringschätzung. – Endet Käte Hamburgers skeptische Ethik nur mit einer negativen Bilanz? Es sind auch Perspektiven auszumachen: Die Relativierung der Selbstverständlichkeit und augenscheinlichen Eindeutigkeit des Mitleids als zentrales ethisches Moment der helfenden Beziehung führt zur Versachlichung eines

5 CAMPBELL, Alastair V.: *Nächstenliebe mit Maß. Helferberufe – christlich gesehen.* Göttingen 1986: Vandenhoeck & Ruprecht. 162 S., kart., DM 24,80.

6 HAMBURGER, Käte: *Das Mitleid.* Stuttgart 1985: Klett-Cotta. 138 S., geb., DM 34,–.

meist emotional besetzten Phänomens, fordert Philosophie und Theologie zu einem neuen Bemühen um eine umfassende Mitleidstheorie und den Helfer zu einer Besinnung auf die ethischen Motive seines Helfens heraus.

Aufklärend und kritisch auch die Schrift „Die steinerne Frau"[7] von Marianne Hege. In ihr untersucht sie die Sozialisation der helfenden Frau und ihre standardisierten Rollenzuschreibungen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Unter Heranziehung vielfältigen Quellenmaterials macht sie zahlreiche Selbstäußerungen und Fremddarstellungen von Helferinnen zugänglich und vermag durch ihre anschauliche Dokumentation ihre These zu erhärten, daß die Frau sowohl durch die Idealisierung als Heilige, selbstlose Helferin und gute Fee als auch durch ihre Dämonisierung als Hexe und Verführerin domestiziert, daß ihre weibliche Kraft in die Versteinerung überführt und dadurch jede emanzipatorische Bestrebung immunisiert wurde. Diese Zusammenhänge, so das Plädoyer der Verf., gilt es zu durchschauen; dann erst können die herrschenden Verhältnisse verändert und Wege frei gemacht werden für die Gewinnung einer freieren weiblichen Identität – auch als Helferin. Eindringlich zeigt sie den Vorgang der Idealisierung und Dämonisierung und damit der Domestizierung der helfenden Frau im Mittelalter auf: Elisabeth von Thüringen als exponierte Repräsentantin der Heiligen, die Hexe als Inbegriff des Bösen (Teil I, S. 13–52); im umfangreichen zweiten Teil (Die bürgerliche Frau im 19. Jahrhundert – Aufbruch in den Fußstapfen liberaler Väter, S. 53–112) weist die Verf. am Beispiel bedeutender Gestalten weiblichen Helfertums nach, wie originär weibliche Kraft, wie innovative Bestrebungen und Selbstbestimmungsversuche von Frauen der patriarchalischen Übermacht zum Opfer fallen und die alte Rollenzuteilung – die Frau als passiver, rezeptiver Teil der Gesellschaft, zuständig für Hingabe, Liebe und Pflege – durchgreifend zum Tragen kommt. Anhand eines betroffen machenden Fallbeispiels demonstriert die Verf. im dritten Teil (Die „Fee" heute, S. 113–138), daß diese Idealisierung bzw. Dämonisierung weiblicher Kraft und Mütterlichkeit auch heute noch geschieht – wenn auch nicht mehr so umfassend und unausweichlich wie in früheren Epochen. – „Das lebendige Gedächtnis für Ereignisse der eigenen Geschichte wie auch für die Geschichte der Frau kann Schutz bieten gegen die Gefahr, daß Frauen in Prinzipien und Programmen der psychosozialen Arbeit heute sich selbst verdinglichen" (S. 138) – die vorliegende Arbeit stellt unbestritten einen beachtlichen Beitrag zur Verlebendigung dieses Gedächtnisses dar. Aber er provoziert auch Kritik: Komplexe politische, gesellschaftliche und religiöse Zusammenhänge werden in einer oft noch zu wenig differenzierten Zusammenschau als ein System von Bedingungen für die Behinderung weiblicher Emanzipation dargestellt; die Verf. analysiert, beschreibt, deutet mit soziologischen und psychoanalytischen Kategorien Vorgänge und Entwicklungen in der Geschichte – an sich bereits ein diskussionswürdiges Unternehmen – und versperrt dadurch oft den Zugang zum tieferen Verständnis der Phänomene: Verhaltensweisen und Reaktionen der Kirche im Mittelalter etwa werden nicht auf ihre theologischen Hintergründe befragt, Begriffe wie evangelische Armut, Jungfräulichkeit, Gehorsam, Askese werden z. T. mit Recht, als Herrschaftskategorien verdächtigt, jedoch nicht auf ihren theologischen Gehalt hin untersucht; schließlich stößt die Einseitigkeit bisweilen arg auf: der Mann als Herrscher und Emanzipationshemmer, die Frau als Opfer (der Einbezug helfender Männer hätte hier mehr Ausgewogenheit bewirkt). Insgesamt jedoch: ein ernstzunehmendes wichtiges Buch für die Diskussion über das weibliche und männliche Selbstverständnis der helfenden Berufe und für das Bemühen um eine Stellung der Frau in unserer Gesellschaft, die ihrem Wesen, ihrer Würde und ihren Rechten entspricht.

Kritisch, liebevoll-bissig, herausfordernd, dann wieder versöhnlich und sachlich-ernst, stets das Gespräch suchend Ulrich Bach in seinem Buch „Dem Traum entsagen, mehr als

7 HEGE, Marianne: *Die steinerne Fee. Idealisierung und Dämonisierung weiblicher Kraft.* Weinheim 1985: Beltz Verlag. 143 S., kart., DM 24,–.

ein Mensch zu sein".[8] Die hier zusammengetragenen, sehr unterschiedlichen Beiträge – Briefe, Vorträge, Abhandlungen, exegetische Untersuchungen und systematisch-theologische Überlegungen, Skizzen und Notizen – stellen insgesamt ein engagiertes Plädoyer dar für eine Neubesinnung auf die theologische Grundaussage: Die Kirche Jesu Christi ist eine diakonische Kirche. Neubesinnung – das bedeutet: kritische Anfragen an herkömmliche Sehweisen und Realisierungsformen von Kirche (vgl. die Kapitel „Wider eine Kirche der Starken" und „Wider eine Theologie der Stärke"), an herrschende Diakoniekonzepte, an standardisierte Hilfestrukturen; das bedeutet auch: einüben einer diakonischen Solidarität aufgrund der Einsicht, daß jeder, Helfer wie Hilfesuchender, sowohl mit der Fähigkeit zur Nächstenliebe versehen ist als auch unfertig und hilfsbedürftig bleibt. Diese Einsicht resultiert aus der Reflexion biblischer Texte, ekklesiologischer und diakonietheologischer Überlegungen, aus der unmittelbaren Betroffenheit im Umgang mit Not-ständen unter den Menschen. Gewiß sind Unterschiede in Niveau und Relevanz der Beiträge festzustellen, gewiß ist manches zu plakativ, und manche Untersuchung besteht mehr aus Assoziationen als aus streng wissenschaftlicher Arbeit; insgesamt aber stellt das Buch ein anregender, programmatischer Beitrag dar zu dem dringlichen Thema „diakonische Kirche".

Sehr konkrete Anleitungen für die Praxis einer diakonischen Gemeinde bietet das Büchlein „Von Annehmen bis Zuhören".[9] Erfahrene Seelsorger geben durch die Erläuterung wesentlicher Haltungen und Verhaltensweisen praktische Anregungen und Ermutigungen zu diakonisch-seelsorgerlichem Tun. Knappe, einsichtige, lebensnahe, „anwendbare" Ausführungen über Annehmen, Antworten, Begleiten, Beraten, Besuchen, Fragen, Glauben, Hergeben, Mutmachen, Sprechen, Telefonieren, Warten...

Besprechungen

Geistliches Leben und christliche Praxis

VERHELST, Daniel: *La Congrégation du Cœur Immaculé de Marie.* Edition critique des sources, tome I: Une naissance laborieuse 1861–1865. Reihe: Symbolae, Series A, vol. 15. Leuven University Press. 367 S., Ln., bfr 1200.

Der Löwener Professor Daniel Verhelst legt mit diesem französisch geschriebenen Werk den ersten Band einer kritischen Edition von Quellen vor, die die Kongregation des Unbefleckten Herzen Mariens (Congregatio Immaculati Cordis Mariae [CICM-Scheut]), zum Gegenstand hat. Dabei handelt es sich um Dokumente aus den Gründerjahren 1861–1865. Damit wird eine Lücke geschlossen, die es nunmehr ermöglicht, gerade den Ursprung und die „Inspiration" dieser Ordensgemeinschaften besser zu verfolgen. Der Autor, selber Mitglied dieser Kongregation, hat dabei sehr verschiedenartiges Archivmaterial zusammengetragen und kritisch ediert: 141 lateinische, italienische oder meist französische Briefe (SS. 21–129 und 183–355), die lateinische Fassung der „Regulae Congregationis Sancti Spiritus sub tutela Immaculatae Beatissimae Virginis Mariae" (Statuta Congregationis Belgicae ad Fidem infidelibus praesertim Sinarum populis praedicandam...; SS. 131–174) samt ihrer französischen Übersetzung (175–183). Im Vordergrund steht das Bemühen dieser belgischen Gründung um die Chinamission mit allem „Auf und Ab" eines solchen Unternehmens. Insgesamt ein sicher wertvolles, wenngleich sehr spezielles Buch, das sowohl für die Ordensgeschichte der CICM als auch für die chinesische Missionsgeschichte einen quellenmäßig interessanten Beitrag leistet. R. Henseler

8 BACH, Ulrich: *Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein.* Auf dem Wege zu einer diakonischen Kirche. Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag. 178 S., kart., DM 29,80.

9 Otto KEHR / Kurt ROMMEL: *Von Annehmen bis Zuhören.* Gemeinde als Seelsorgerin. Stuttgart 1987: Quell Verlag. 120 S., kart., DM 12,80.

NEYER, Maria Amata: *Edith Stein.* Ihr Leben in Dokumenten und Bildern. Würzburg 1987: Echter Verlag. 84 S., 115 Abb., geb., DM 19,80.

Am 1. Mai 1987 hat Papst Johannes Paul II. im Rahmen einer hl. Messe im Köln-Müngersdorfer Stadion die Ordensfrau Edith Stein seliggesprochen. Im Vorfeld ist vor allem in Deutschland eine wahre Flut von Büchern und Schriften erschienen, die sich mit der Persönlichkeit dieser Frau befassen.

Vorliegendes Buch über Edith Stein – ihr Leben in Dokumenten und Bildern – stammt aus der Feder einer Karmelitin: Maria Amata Neyer. Sie hat das Edith-Stein-Archiv aufgebaut, leitet es und beschäftigt sich schon seit vielen Jahren mit der Erforschung des Lebens von Edith Stein. Dies befähigt sie in besonderer Weise zu dieser Dokumentation. Hierin schildert sie die einzelnen Lebensstationen Edith Steins und verfolgt so ihren Weg aus der jüdischen Familie heraus, ihre wissenschaftlichen Studien, die Konversion zum katholischen Glauben und den Eintritt in den Kölner Karmel, dem die Autorin selbst angehört und dessen langjährige Priorin sie war. Das Buch endet mit der Darstellung von Edith Steins Deportation nach Auschwitz.

Die fundierte Kenntnis der Autorin, ihre Insider-Perspektive als Karmelitin und nicht zuletzt die sehr zahlreichen Bilder und Dokumente aus Edith Steins Leben bringen dem Leser das Leben einer Frau nahe, die in oft harten Lebens- und Glaubenskämpfen sich zu Gott durchgerungen hat. Ohne daß der Rezensent den Anspruch erheben kann, einen Überblick über die eingangs genannte Fülle von Edith-Stein-Literatur zu besitzen, so möchte ich doch dieses von Maria Amata Neyer gezeichnete Lebensbild von Edith Stein aufrichtig einer interessierten Leserschaft empfehlen.

R. Henseler

LEUVEN, Romaeus: *Heil in Unheil.* Das Leben Edith Steins: Reife und Vollendung. Reihe: Edith Steins Werke, Bd. 10. Freiburg 1983: Herder Verlag i. Gem. m. d. Verlag De Maas & Waler, Druten. 200 S., geb., DM 48,–.

In diesem Jahr der Seligsprechung Edith Steins sind zahlreiche Veröffentlichungen über diese bedeutende Frau erschienen, gute und weniger ernstzunehmende, und viele frühere Biographien und Arbeiten über sie finden erneut Erwähnung. Die vorliegende Publikation muß zu den hervorragenden Werken der Edith-Stein-Literatur gerechnet werden. Sie wurde mit Recht in die Werkausgabe aufgenommen, denn sie zeichnet sich durch profunde Kenntnisse des Lebens und Schaffens Edith Steins aus. Unter Hinzunahme ihrer eigenen autobiographischen Zeugnisse und zahlreicher, bislang weithin noch nicht veröffentlichter Quellen, macht der Verf. nicht nur mit der Person Edith Steins vertraut, er läßt den Leser vor allem in vielen Schritten ihren denkerischen, philosophischen und theologischen Weg mitvollziehen – die Entdeckung der Phänomenologie Edmund Husserls, die Hinwendung zu Thomas von Aquin, die Entscheidung für die „Kreuzeswissenschaft" des Johannes vom Kreuz; zugleich nimmt der Leser teil an der Entwicklung Edith Steins von der agnostischen Jüdin zur gläubigen Christin; und immer wieder, mit ausführlichen Zitaten Edith Steins und zahlreichen Berichten von Zeitgenossen, wird ihr Lebensweg – Begegnung mit Menschen, Tätigkeiten als Assistentin, Lehrerin, Dozentin, Ordensfrau – lebendig und einfühlsam nachgezeichnet – ein philosophisch niveauvolles und spirituell bereicherndes Buch, mit aufrichtigem Respekt geschrieben.

M. Hugoth

STEIN, Edith: *Aus meinem Leben.* Mit einer Weiterführung über die zweite Lebenshälfte von Maria Amata NEYER OCD. Freiburg 1987: Herder Verlag. 407 S., kt., DM 24,80.

Im Jahr der Seligsprechung von Sr. Teresia Benedicta a Cruce (Edith Stein) veröffentlichte der Verlag Herder, Freiburg, drei Bücher über die Selige bzw. von der Seligen.

Bei dem ersten Buch handelt es sich um eine Sonderausgabe, die auf der Originalausgabe: Aus dem Leben einer jüdischen Familie (Edith Steins Werke, Band VII) fußt; erweitert durch das Vorwort der Herausgeber, für die Dr. L. Gelber, Archivar und Schatzmeister des „Archivum Carmelitanum Edith Stein" unterzeichnet hat und erweitert durch eine Weiterführung: „Die zweite Lebenshälfte" aus den Originaldokumenten zusammenfassend dargestellt von Sr. Maria Amata

Neyer OCD. Edith Stein wollte nach ihrer Flucht in die Niederlande (Echt) ihre Lebensbeschreibung fortsetzen. Mit dem 27. April 1939 brechen ihre Aufzeichnungen endgültig ab. Eine ausdrückliche Begründung, warum Edith Stein nicht weiter geschrieben hat, fehlt (S. 401). In der „Ordenskorrespondenz" 27 (1986), S. 488, ist der Inhalt des Hauptteils der Sonderausgabe schon besprochen worden. Aus der Zeit vom 7. Januar 1939 (an dem Tag hat Edith Stein die Niederschrift ihrer Lebensgeschichte wieder aufgenommen) bis zu ihrer Verhaftung und ihrem Transport nach Auschwitz sind einige Ereignisse hervorzuheben. Die völlige Umgestaltung ihrer philosophischen Studie: „Potenz und Akt", die den neuen Titel erhielt: „Endliches und ewiges Sein." Das Werk konnte damals nicht veröffentlicht werden, da Edith Stein als Jüdin nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer werden konnte. Im September 1940 beginnt sie auf Wunsch der Priorin eine wissenschaftliche Arbeit über den hl. Johannes vom Kreuz. Bis zu ihrer Verhaftung hat sie jede freie Minute für diese Arbeit verwendet, die den Titel: „Kreuzeswissenschaft" tragen sollte. Erwähnt werden muß aus ihrem Leben die Zusammenarbeit mit Edmund Husserl, die ihr „Berge von Arbeiten" bescherte. Sie mußte... „eine schreckliche Zeit (durchmachen), wo ich durch die Ordnung der Manuskripte halb verblödet war" (S. 378). Sie gibt die Zusammenarbeit auf, kehrt dann aber doch nach Freiburg zurück. Es kam nie wieder zu einer Zusammenarbeit mit Husserl. Alle Versuche, sich zu habilitieren, scheiterten.

Viele interessante Einzelheiten über ihren Weg zur katholischen Kirche und in den Orden der Karmelitinnen beschließen „die zweite Lebenshälfte". E. Grunert

STEIN, Edith: *In der Kraft des Kreuzes.* Hrsg. v. Waltraud HERBSTRITH. Freiburg 1987: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 9,80.

Reinhold Schneider sagt von Edith Stein: „So ist Edith Stein eine große Hoffnung, ja eine Verheißung für ihr Volk – und für unser Volk, gesetzt, daß diese unvergleichliche Gestalt wirklich in unser Leben tritt: daß uns erleuchtet, was sie erkannt, und die Größe und das Schreckliche ihres Opfers beide Völker bewegt" (S. 12ff.).

Die Herausgeberin gliedert ihre Texte – immer mit genauer Angabe der Quelle – in fünf Punkte: I. An der Hand des Herrn; II. Die Frage nach dem Sein; III. Gebet – Meditation; IV. Eucharistisch leben; V. Kreuz und Auferstehung.

In diesem Abschnitt hat die Herausgeberin etwas mitgeteilt, das Edith Stein noch kurz vor ihrem Tod P. Hirschmann S.J. erzählte. Edith Stein stand vor der Aufgabe, der Gattin des im Ersten Weltkrieg gefallenen Adolf Reinach beizustehen, den Nachlaß Reinachs zu ordnen. Was sollte sie der verzweifelten Gattin sagen? „Edith Stein konnte – damals – nicht an ein ewiges Leben glauben. Da traf sie wie ein Strahl aus jenem verborgenen Reich die ergebene Haltung Frau Reinachs. Die Witwe war nicht zerbrochen. Mitten im Leid war sie von Hoffnung erfüllt, die tröstete und Frieden schenkte. Vor dieser Erfahrung zerbrachen Edith Steins rationalen Argumente" (S. 106f.). Nun die Worte, mit denen sie P. Hirschmann von dieser Erfahrung erzählte: „Es war dies meine erste Begegnung mit dem Kreuz und der göttlichen Kraft, die es seinen Trägern mitteilt. Ich sah zum ersten Mal die aus dem Erlöserleiden geborene Kirche in ihrem Sieg über den Stachel des Todes handgreiflich vor mir. Es war der Augenblick, in dem mein Unglaube zusammenbrach und Christus aufstrahlte. Christus im Geheimnis des Kreuzes" (S. 106f.). E. Grunert

STEIN, Edith: *Im verschlossenen Garten der Seele.* Ausgewählt und eingeleitet v. Andrés E. BEJAS. Herderbücherei – Texte zum Nachdenken, Bd. 1359. Freiburg 1987: Herder Verlag. 125 S., kt., DM 7,90.

Das dritte Büchlein wurde herausgegeben bzw. ausgewählt und eingeleitet von P. Andrés E. Bejas O.P. Warum wird er erst auf der Rückseite des Einbandes als Ordensmann vorgestellt? Warum nicht gleich auf der Titelseite? Und gleich noch eine „Korinthe": Der Geburtsort des hl. Thomas heißt „Aquino" Wann erweist man ihm endlich einheitlich die Ehre, ihn Thomas von Aquino zu nennen? Und noch ein „Korinthchen": Warum fehlt hier der Hinweis auf das kirchliche Imprimatur? Der Herausgeber ordnet seine Auswahl so: Im verschlossenen Garten der Seele; Der dunkle Weg des Glaubens; Die Wissenschaft des Kreuzes; Das Wesen der Liebe; Der Ort der Freiheit; Im

Lichte des ewigen Seins; Perlen der Weisheit. Zu den einzelnen Textgruppen bietet der Herausgeber eine kurze Einleitung. Für jeden der Texte wird genau die Fundstelle angegeben.

Aus der Darstellung ihrer Person sind zwei Menschen zu nennen, die für ihre Entwicklung eine wichtige Rolle gespielt haben: Max Scheler und Hedwig Conrad-Martius (s. S. 12 und S. 13). Im Haus von Hedwig Conrad-Martius fiel ihr ein Werk in die Hände, das für ihre spätere Entwicklung große Bedeutung gewann. „Sie stieß auf das Buch: ‚Das Leben der hl. Teresia von Avila', von ihr selbst geschrieben." „Ich begann zu lesen, und war sofort gefangen, und ich hörte nicht mehr auf bis zum Ende; als ich das Buch schloß, sagte ich mir: ‚Das ist die Wahrheit'" (S. 13). E. Grunert

Titus Brandsma. Lebendiger Karmel. Eine Botschaft der Hoffnung. Hrsg. von der Oberdeutschen Karmelitenprovinz Bamberg und von der Niederdeutschen Karmelitenprovinz Kamp-Lintfort. Bamberg 1986: St. Otto-Verlag. 96 S., kt., DM 3,80.

Am 3. November 1985 sprach Papst Johannes Paul II. den Karmeliterpater Titus Brandsma selig.

Er wurde 1881 in Oogekloster bei Bolsward in Friesland geboren. Anfang Januar 1942 wurde er „wegen planmäßiger Verbreitung einer gegen die deutschen Besatzungsbehörden gerichteten oppositionellen Bewegung" verhaftet. Über verschiedene Stationen gelangt er am 19. Juni 1942 ins Konzentrationslager Dachau. Am 26. Juli 1942 stirbt er dort, nachdem er zwei Tage lang bewußtlos war. „Mit einer Giftspritze ermordet", so Pfarrer Max Lackmann, Mitgefangener in Dachau.

Die Seligsprechung erfolgte, nachdem der übliche Kanonisationsprozeß abgeschlossen worden war.

Vor seinem Gebet des „Engel des Herrn" am 3. November 1985 sagte Papst Johannes Paul II. zu den versammelten Gläubigen: „Heute ist ein großer Festtag für die Kirche. Die Schar der Seligen wurde um ein neues Licht bereichert: Pater Titus Brandsma, ein hervorragender Sohn der niederländischen Kirche und der Ordensfamilie der Karmeliten, gestorben am 26. Juli 1942 im Konzentrationslager Dachau. Der neue Märtyrer-Selige hat auf heroische Weise Christus sein unerschrokkenes Zeugnis dargebracht." In seiner Ansprache während der Seligsprechung hob der Papst hervor: „Er (Pater Titus) spricht zu den Gläubigen der Welt, um noch einmal zu bekräftigen, was die Überzeugung seines ganzen Lebens gewesen ist: ‚Auch wenn das Neuheidentum die Liebe nicht mehr haben will, wird die Liebe uns das Herz der Heiden zurückgewinnen. Die praktische Lebenserfahrung wird sie immer aufs neue eine siegreiche Kraft sein lassen, die die Herzen der Menschen erobern und festhalten wird.'" Und weiter: „Wenn... wir den Blick des Herzens auf den apostolischen Eifer dieses Dieners Gottes und dann auf seinen Märtyrertod richten, gewinnen die Worte... eine besondere Bedeutung: Gott hat ihn geprüft... wie Gold im Schmelzofen hat er ihn erprobt und ihn als vollwertiges Opfer angenommen." E. Grunert

BOISMARMIN, Christine de: *Madeleine Delbrêl.* Ein Leben unter Menschen, die Christus nicht kennen. München 1986: Verlag Neue Stadt. 176 S., kt., DM 19,80.

„Man wußte bisher wenig von ihrem Lebensweg. Es ist das Anliegen dieser Biographie, diese Lücke zu schließen." So die Verfasserin in ihrer Biographie (S. 10).

Hans U. von Balthasar nennt sie eine der bedeutendsten Frauen unseres Jahrhunderts. Mit Recht. Die Jahre zwischen ihrer Geburt (1904) und ihrem Tode (1964) sind, wie es ihre Schriften, Zeugnisse und Erinnerungen ihrer Freunde zeigen, ausgefüllt im Leben unter Menschen, die Christus nicht kennen.

Mittelpunkt ihrer Arbeit wird seit 1933 Ivry, vor den Toren von Paris, ein Ort, in dem sich der industrielle Aufschwung mit allen seinen Schattenseiten vollzieht. „Und so ist es wie in der ganzen Umgebung von Paris ein schier endloser Strom von Männern und Frauen aus ganz Frankreich, die sich in die Fabriken drängen... eine leichte Beute für die großen Fabriken mit ihrem großen Bedarf an Arbeitskräften, die vielfach verwendbar, ungelernt und deshalb schlecht bezahlt sind" (S. 36). Kein Wunder! Ivry wird eine kommunistische Stadt, „die politische Hauptstadt" der kom-

munistischen Partei Frankreichs. Hier beginnt Madeleine Delbrêl mit zwei Gefährtinnen ihre Arbeit. „Gott hat niemals gesagt: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, ausgenommen die Kommunisten'" so erklärte Madeleine ihre Absicht, mit der Stadtverwaltung von Ivry und den Parteimitgliedern, die sie trifft, ins Gespräch zu kommen. „Es hat sich ergeben, daß die Kommunisten meine Nächsten sind... sie sind meine Nächsten geworden, ich hatte keine Wahl" (S. 49ff.). Durch den Druck und den Rat wohlwollender Freunde gibt sie dann die engere Zusammenarbeit mit den Kommunisten auf. Es ist ihr nicht leicht gefallen; doch folgt sie einem Ruf, der ihr den Weg in eine Gemeinschaft mit Gleichgesinnten weist. Mittelpunkt ist nun die Rue Raspail No. 11. Ein Haus der offenen Tür! Mißverständnisse, ja Anfeindungen seitens der „Frommen" sind ihr und ihren Mitschwestern nicht erspart geblieben; doch hält sie treu zur Kirche. Findet bei Kardinal Suhart, bei Pius XII. Verständnis und Ermunterung. Folgt einer Aufforderung, ihren Anteil bei der Vorbereitung des zweiten Vatikanischen Konzils zu nehmen.

Ihre Gefährtinnen finden sie am Spätnachmittag des 13. 10. 1964 leblos in ihrem Arbeitszimmer.

E. Grunert

Im Bannkreis des Heiligen. Die Erfahrung des Göttlichen. Hrsg. v. Gerd-Klaus KALTENBRUNNER. Herderbücherei, Bd. 9567 – Initiative, Bd. 67. Freiburg 1986: Herder Verlag. 188 S., kat., DM 12,90.

Das Taschenbuch-Magazin „Initiative" (Herder Verlag Freiburg) bietet in diesem Band (67) einen Einblick in die geistige Situation unserer Gegenwart, in der sich trotz allem, was dagegen spricht, ein Sensorium für das Heilige erhalten hat.

Bei allem Gerede von Säkularisierung, Entsakralisierung, Entmythologisierung, Profanation zeigt sich doch, daß auch der Mensch heute immer noch Abkömmling des homo religiosus ist.

Die einzelnen Beiträge zeigen, wie das Heilige in einer Fülle von Erscheinungen erfahren werden kann.

Am Anfang stehen die „ketzerischen Gedanken über das Heilige" E. M. Cioran. Er zählt zu den bedeutendsten Essayisten der französischen Sprache nach dem Zweiten Weltkrieg. Wahrhaftig! Das ist „starker Tobak! Geistreich und bissig! Und doch tiefsinnig". Man höre: „Unsere unterdrückten Gebete explodieren in Sarkasmen" (S. 18). „Was sich nicht in Ausdrücke der Mystik übersetzen läßt, ist es nicht wert, erlebt zu werden" (S. 21).

Jan Milič Lochman, einer der Vorkämpfer des christlich-marxistischen Dialogs, seit vielen Jahren in der ökumenischen Bewegung tätig, beendet seinen Beitrag: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit" mit den Worten: „Die Doxologie ermuntert uns, diese Quelle im Lobpreis Gottes und in der Anwaltschaft der Gnade allen den Ungeistern der Zeit zum Trotz nicht versiegen zu lassen. Der Bann des Heiligen befreit" (S. 36). Werner Müller, einer der Fachleute für die Kultur der nordamerikanischen Indianer, schildert in seinem Beitrag: „Das Welthaus" an Hand urameri-kanischer Religionen, was dort „heilig" ist. Es ist falsch, hier mit theologischen Begriffen verstehen zu versuchen, was gemeint ist. Man kann nicht von Polytheismus und auch nicht von Monotheismus reden. Das Heilige umfaßt den gesamten Inhalt des Welthauses: „Schöpfer und Schöpfung."

„Götter-Stille" oder die Wahrheit des griechischen Mythos ist der Niederschlag eines Gespräches, das die Verfasserin Margott Prinzessin von Sachsen-Meiningen mit dem deutschen Altertumsforscher Walter F. Otto führte. Was hier über die griechischen Mythen gesagt wird, läßt spüren, welchen tiefen Gehalt sie besitzen. „Wir können als Menschen das Dionysische gar nicht anders aussprechen als appollinisch. Das Hervorgehen des neuen geistigen Gesanges der menschlichen Sprache aus dem dionysischen Urgetön im Sein aller Dinge, das ist ja die Geburt unseres Geistes, unseres Sprechens und Denkens" (S. 82) „... die heute allenthalben anzutreffende Flucht der Menschen vor der Stille bestätigt es mir nur zu gut. Der um sich selbst und seine technischen Fertigkeiten drehende Mensch will und kann nur noch sich selbst hören. Die Stille, in der Größeres zu ihm sprechen und ihm seine Kleinheit und sein Menschenmaß wieder zum Bewußtsein bringen würde, muß ihm ganz unerträglich sein. So muß er geradezu alles tun, um die Stille zu vertreiben" (S. 79). Aus dem Beitrag von Fritjof Schuon: „Der Sinn für das Heilige" muß hervorgehoben werden, was er über das Wunder als Kundgebung des Heiligen sagt: „Wenn ‚Gott ist', wirklich und völ-

lig – und nicht, wie die Naturalisten und Deisten meinen, bloß als eine unbewußte und duldige Macht – dann kann das Wunder nicht sein; die Transzendenz sowohl als auch die Immanenz verlangt, daß dieser Modus der Theophanie seinen Platz im Haushalt des Möglichen hat" (S. 93).

Klaus Gamber in Verbindung mit Christa Schaffer (Liturgie als Theophanie und Abbild des Himmels) und Tatjana Goritschewa (Ikone und Gegenwart) weisen auf die Erscheinung des Heiligen im Bereich der Kunst und des Spiels hin, auf die Bedeutung der „schönen", der reich geschmückten Kirche; ein berechtigter Protest gegen die nüchternen Gestaltungen mancher moderner Kirchen. Eine Würdigung von Jakob Böhme ist der Aufsatz von Roland Pietsch: „Das Göttliche in der Natur". Gegen die zunehmende Mathematisierung und Mechanisierung von Mensch und Natur steht er in einer Bewegung, die noch einmal den Zusammenhang von Gott, Mensch und Natur verkündigte.

„Wiederentdeckung des verstellten Geistes" von Hrvoje Lorkovič beleuchtet nochmals die gegenwärtige Haltung für und wider das Göttliche und Heilige: manche zum Nachdenken zwingende Bemerkung steht im Text: „Die Gedankengänge der neuen Exegeten zeugen eher von einem arroganten Scientozentrismus als von einer frommen Einstellung zum Worte Gottes" (S. 131). „Daß die Religion eine solche Rolle (nämlich ein Doppeldenken zu tolerieren und davon Gebrauch zu machen) erfüllt, weiß man schon seit langem – spätestens seit Pascal, der von den Gründen des Herzens sprach, die für die Vernunft unzugänglich sind. Aus solchen Gründen ist es verfehlt, die Religion mit dem Maß der Wissenschaft zu messen, und umgekehrt eine Kritik der Wissenschaft aus religiösen Positionen zu betreiben" (S. 138).

Mit den bissigen Aphorismen von E. M. Cioran hat die Sammlung der Beiträge begonnen; mit einer Betrachtung über die Götzen der Moderne beschließt Assen Ignatow die Reihe. Gegenüber den modernen Pseudo-Heiligen gibt es nach Ignatow eine Möglichkeit, sie als Pseudo-Heilige zu entlarven. „Das Kriterium ist ästhetischer Art. Es wäre keine Übertreibung zu sagen, daß die Geschmacklosigkeit jenes Lackmuspapiers ist, das uns fehlerlos das Surrogat zu erkennen verhilft" (S. 164).

Am Schluß ein Verzeichnis der weiterführenden Literatur. Dort findet sich auch ein Hinweis auf Bände der „Initiative", in denen religiöse Themen behandelt werden (Band 15; 42; 49; 50).

E. Grunert

JUNGCLAUSSEN, Emmanuel: *Suche Gott in dir.* Der Weg des inneren Schweigens nach einer vergessenen Meisterin, Jeanne-Marie Guyon. Freiburg 1986: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 15,80.

GRAFF, Michael: *Gott wohnt gleich um die Ecke.* Impulse zum Nachdenken. Herderbücherei, Bd. 1331. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

HAUSER, Theresia: *Tag für Tag mein Leben.* Wege zum ganzheitlichen Menschsein. München 1986: Kösel Verlag. 187 S., geb., DM 28,–.

Die Erfahrung der Nähe Gottes.

Im folgenden sollen einige kleine, aber doch gehaltvolle Werke zur Sprache kommen, die dem Menschen heute Wege zeigen, Gott zu erfahren, eine lebendige Verbindung mit ihm zu pflegen, ihm im Alltag zu begegnen.

Emmanuel Jungclaussen zeigt einen Weg der Gottbegegnung im Anschluß an eine fast vergessene französische Mystikerin: Jeanne-Marie Guyon. Er bietet in der Übersetzung von Maria Wachinger die Schrift von Jeanne-Marie Guyon: „Kurzer und sehr leichter Weg zum inneren Gebet" mit dem Untertitel: den alle ohne besondere Schwierigkeit gehen können und auf dem sie in kurzer Zeit sehr weit kommen werden.

Jeanne-Marie Guyon schreibt mitten in einer Welt, die ihr bittere und dramatische, ja „abenteuerliche" Lebensumstände bereitet hat. Innerhalb des deutschen Pietismus gewinnt sie Beachtung; im katholischen Bereich wird sie fast vergessen durch den Quietismusstreit. Sie sagt von ihrer Absicht bei der Abfassung: „Es geht mir nicht darum, meine Meinung über die von anderen zu stel-

len; ich spreche nur ganz offen von der Erfahrung, die ich sowohl selbst gemacht als auch bei anderen beobachtet habe, und von dem Nutzen, der darin liegt, wenn man sich dieser einfachen, ungekünstelten Weise bedient, um zu Gott zu gelangen" (S. 49ff.).

Michael Graff eröffnet in seiner Schrift: Gott wohnt gleich um die Ecke – Impulse zum Nachdenken, einen Weg, der wohl noch lebensnäher ist als der Weg von Jeanne-Marie Guyon. „Die vorliegenden Texte sind aus unterschiedlichen Anlässen entstanden... Wohl wissend, daß Gott unser unverfügbares Geheimnis bleibt, kann ich mit Kugelschreiber und Bleistift das Wörtchen Gott hierhin und dorthin setzen... Meine Aufgabe ist es, ihm neue Nachbarschaften zu verleihen. Mal ist von Gott die Rede, mal von uns, mal von diesem und jenem. Die Nebensächlichkeiten sind oft das Interessanteste" (S. 9). Und tatsächlich sind die „Fähigkeiten, Orte, Portraits, Schwierigkeiten, Anregungen, Aufgaben und Gehversuche" ebensoviele Möglichkeiten, Gott um die Ecke zu finden.

Theresia Hauser: Tag für Tag mein Leben – Wege zum ganzheitlichen Menschsein scheint zunächst nur den Menschen und seine Menschwerdung im Auge zu haben. Davon, daß der Mensch zunächst sich selber findet, daß er wieder den Zugang zu sich und zu seinesgleichen findet. Anscheinend ist Gott aus dem Blick geschwunden. Doch nur anscheinend; denn im letzten Kapitel: „Ganz zum Leben kommen" kommt die Sprache auf Erfahrungen im Leben, die als Gotteserfahrungen zu werten sind. „Wir erfahren eine unsichtbare Gegenwart, die uns durchdringt, uns umfängt, die in uns ist und in der wir sind, die uns sein läßt" (S. 172). E. Grunert

PEYLO Jürgen: *Christen in Jerusalem.* Das Erbe einer reichen Tradition. Stuttgart 1986: Calwer Verlag. 46 S., kt., 16 Farbdias. DM 54,–.

GOCKERELL, Nina – NEUMEISTER, Werner: *Ostern in Jerusalem.* Karwoche und Auferstehungsfeiern der christlichen Kirchen in der Heiligen Stadt. München 1987: Chr. Kaiser Verlag i. Gem. m. d. Verlag Fr. Pustet, Regensburg. 208 S., geb., DM 59,–.

Fast jeder Israelreisende ist fasziniert und gleichzeitig irritiert von den vielfältigen Formen religiösen Lebens in Jerusalem, erhält aber für gewöhnlich während seines kurzen Besuches keine befriedigende Auskunft über Ursprung und Eigenart der zahlreichen christlichen Gemeinschaften in dieser Stadt. Das kleine Büchlein von J. Peylo liefert erste Informationen über fast alle altorientalischen und orthodoxen Kirchen, die trotz ihrer Kürze eine brauchbare Einführung darstellen. Diese Veröffentlichung ist in erster Linie für Gemeindeveranstaltungen und Schulunterricht gedacht und enthält 16 Farbdias mit Begleittexten und Zusatzinformationen sowie ergänzende Materialblätter und Verwendungsvorschläge. Die Begleittexte können in der vorliegenden Form als Lesetexte für einen Lichtbildervortrag verwendet und bei Bedarf durch die Zusatzinformationen ergänzt werden, während die Materialblätter wohl eher für ein vertiefendes Gespräch bestimmt sind. Neuere Literatur zur Weiterarbeit wird auf der letzten Seite genannt. Es handelt sich dabei um Bücher zur Geschichte und Kirchengeschichte des Heiligen Landes, über die altorientalischen und orthodoxen Kirchen und zur Information über Einzelfragen. Das vorgelegte Material kann dazu dienen, das Erbe der reichen christlichen Traditionen Jerusalems besser zu verstehen, und hilft, andere Christen nicht einfach mit dem Maßstab der eigenen europäischen Geschichte zu messen.

Das zweite Buch von N. Gockerell und W. Neumeister, bestehend aus einem Text- und Bildteil, zeigt an einem einzigen Beispiel, der Feier des Osterfestes, das Nebeneinander der verschiedenen christlichen Traditionen in Jerusalem. Die fast zweitausendjährige Geschichte der Christen in Palästina ist der Hintergrund, vor dem sich heute Ostern abspielt. Sinnvollerweise steht darum am Anfang ein Überblick über die Kirchengeschichte des Heiligen Landes. Danach werden die einzelnen Gemeinschaften vorgestellt, die heute einen Anteil an der Grabeskirche haben, die Griechen, Armenier, Kopten, Äthiopier, Syrer und Lateiner. Der Abschluß des Textteils skizziert den zeitlichen Ablauf der Osterfeierlichkeiten und nennt alle Ostertermine bis zum Jahr 2000.

Der Bildteil bietet technisch gute und aussagestarke Fotos in Schwarzweiß und bunt. Die Bilder folgen dem Ablauf der Feiern in der Karwoche vom Palmsonntag bis zum Ostermontag. Sie werden von einem kurzen erläuternden Text begleitet, der manchmal etwas dürftig und unbeholfen

wirkt und neben interessanten Details auch einige Ungenauigkeiten und Fehler enthält (S. 78: Jerusalem ist älter als 3000 Jahre; S. 146: Im 14. Jahrhundert gab es keine Kreuzfahrer mehr in Jerusalem; S. 172: Von einem Dominikaner ist auf dem Bild nichts zu sehen). Ein vierseitiges Glossar und ein Literaturverzeichnis zum Thema in Auswahl, das seltsamerweise fast nur englische Titel nennt, beschließen das Buch, das keine wissenschaftlichen Ansprüche stellt, aber einen guten Eindruck von der Karwoche und den Auferstehungsfeiern der christlichen Kirchen in der Heiligen Stadt vermittelt. F. K. Heinemann

Exegese und Biblische Theologie

GNILKA, Joachim: *Das Matthäusevangelium.* 1. Teil: Kap. 1,1–13,58. Reihe: Herders theologischer Kommentar zum NT, Bd. I/1. Freiburg 1986: Herder Verlag. 536 S., geb., DM 108,–

LUZ, Ulrich: *Das Evangelium nach Matthäus.* 1. Teilband Mt 1–7. Reihe: Evangelisch-Katholischer Kommentar zum NT I/1. Zürich 1985: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn. 420 S., kt., DM 69,–.

Das Evangelium nach Matthäus. Übersetzt und erklärt von Alexander SAND. Reihe: Regensburger Neues Testament. Regensburg 1986: Verlag Fr. Pustet. 679 S., Ln., DM 96,–.

Im deutschsprachigen Raum hat es schon längere Zeit keinen wissenschaftlichen Kommentar mehr zum ersten Evangelium gegeben. Nun können gleich drei neue Kommentare zum Matthäusevangelium vorgestellt werden. Allerdings liegt nur einer vollständig vor (Sand), während einem anderen noch zwei Teilbände (Luz) und dem dritten (Gnilka) noch ein Teilband folgen wird. Während zwei Kommentatoren (Sand, Luz) bei der Behandlung der Einleitungsfragen gleich zu Beginn wichtige Voraussetzungen ihres Matthäus-Verständnisses erkennen lassen, ist die Behandlung der sogenannten Einleitungsfragen durch Gnilka erst für das Ende des zweiten Teilbandes angekündigt.

Alle drei Kommentatoren setzen auf ihre Weise die Zweiquellen-Hypothese voraus. Nach Luz und Sand benutzten Matthäus und Lukas zwei voneinander abweichende Fassungen der Logienquelle (Q^{Lk} und Q^{Mt}), was Gnilka (111) ausdrücklich zurückweist. Wenn es Abweichungen von der ursprünglichen Fassung von Q gegeben habe, dann sei sie auf den Kreis um den Endredaktor zurückzuführen; denn die Unterschiede zur lukanischen Fassung ließen sich aus der theologischen Konzeption des MtEv verständlich machen. Sand postuliert außerdem, daß dem Evangelisten eine vom jetzigen ältesten Evangelium unterschiedene Vorlage des MkEv zur Verfügung gestanden habe. Dennoch betont er die literarische Selbständigkeit des Verfassers (so auch Gnilka). Luz sieht demgegenüber in Matthäus (und seiner Schule) einen konservativen Verfasser, der nur geringfügig an seinen Vorlagen geändert habe. In diesem Sinn repräsentiere er seine Gemeinde. Damit ist m. E. die schriftstellerische Leistung des Matthäus unterbewertet. Andererseits darf man ihn sich allerdings auch nicht als völlig freischaffenden Schriftsteller vorstellen. Nur weil die Gemeinde in seinem Werk ihren christlichen Glauben wiedererkennen konnte, hat sie es auch angenommen.

Einig sind sich die Autoren, daß Matthäus ein uns sonst unbekannter Judenchrist war, wie seine guten Kenntnisse des Alten Testaments und der frühjüdischen Theologie beweise. Ob die Gemeinde selbst jedoch noch überwiegend judenchristlich gewesen sein muß (Luz, Sand), wird man wohl bezweifeln dürfen, zumal das MtEv wohl erst nach 80 n. Chr. in Syrien (Antiochien?) geschrieben wurde. Das Interesse des Evangelisten am Alten Testament und am Judentum läßt sich durchaus anders verständlich machen: Gerade in einer späteren Zeit wurde es notwendig zu erklären, warum die Botschaft Jesu nicht von seinen Volksgenossen angenommen wurde. Die Antwort darauf ist in unserem Evangelium klar: Nicht Gott und sein Bote Jesus, sondern das Volk Israel (in seinen Führern) war schuld daran, daß die Botschaft Jesu von seinem gütigen Vater zurückgewiesen wurde. Wer Jesus zurückweist, der weist auch das von ihm vermittelte Heil Gottes ab.

In allen drei Kommentaren werden zusammenhängende Fragen in Exkursen behandelt. Das geschieht in besonderem Ausmaß bei Sand. Ein Schwerpunkt bei Luz liegt auf der Wirkungsgeschichte des Evangeliums, die er jeweils schon bei der Interpretation der Einzeltexte miteinbringt.

Entsprechend der Zielsetzung der Reihe spielen hier auch ökumenisch bedeutsame Fragen eine Rolle. Was die ersten beiden Kapitel des MtEv angeht, sind sich die drei Autoren einig, daß sie wie das übrige Evangelium Christusverkündigung bieten. Das gilt auch für die Jungfrauengeburt. In diesem Zusammenhang tritt Luz betont für ein nichtbiologisches Verständnis ein. Neben christologische Aussagen treten ekklesiologische. M. E. sollte man stärker als es in den Kommentaren geschieht, zwischen der theologischen Verkündigung Jesu und den christologischen Aussagen unterscheiden. Daß in Mt 1–4 die christologischen Aussagen im Vordergrund stehen, liegt daran, daß der Bote zunächst in seiner besonderen Nähe zu Gott, dessen Sohn er ist, und in seiner Bedeutung für die christliche Gemeinde vorgestellt werden sollte, bevor er seine Botschaft von der nahen Herrschaft Gottes (der Himmel) verkündete. Jesus verkündet sich auch im MtEv nicht selbst, läßt aber durch Art und Weise, wie er verkündet und handelt, erkennen, wie eng sein Verhältnis zum Vater und damit zu seiner Heilsverkündigung ist.

Die Herrschaft der Himmel wird – wie A. Sand in seinem Exkurs zur Eschatologie richtig sieht – bei Matthäus personal verstanden. Es ist eine Gemeinschaftsbeziehung zwischen Gott und den Menschen gemeint, die Jesus zunächst ganz Israel, dann aber nach seiner Auferweckung allen Heidenvölkern anbietet und vermittelt. Voraussetzung für den Heilsempfang ist es, daß der Mensch sich für ihn glaubend öffnet. In den Rahmen seiner Heilsverkündigung sind m. E. auch die ethischen Forderungen des MtEv einzuordnen. Mit der durch Christus vermittelten neuen Gottesgemeinschaft schenkt Gott den Menschen auch die Befähigung zu neuem Handeln, das dem Willen des himmlischen Vaters entspricht. Hier haben auch die matthäischen Zentralbegriffe wie z. B. „Gerechtigkeit", „Tun des Vaterwillens" ihren Ort. Ethisches Handeln ist dann verstanden als die Aktivierung zuvor geschenkter Möglichkeiten. Für diese Aktivierung trägt der Mensch Mitverantwortung, wie z. B. die Parabel von den Talenten (25,14–30) deutlich macht. Wenn man wie Sand die Himmelsherrschaft als eine personale Größe versteht, müßte sich das auch bei der Interpretation auswirken, wenn von dieser Größe die Rede ist (z. B. bei den Seligpreisungen und bei der Gleichnisauslegung, aber auch bei den Handlungen Jesu), was allerdings in seinem Kommentar nicht hinreichend geschieht.

Die Herrschaft der Himmel ist zusammen mit ihrem Wortfeld (z. B. „Vater in den Himmeln") nicht nur ein Hauptbegriff neben anderen, sondern die theologische Mitte, die Jesu Handeln und Denken bestimmt. Deshalb ist sie Ausgangspunkt für die Ekklesiologie, die Soteriologie, die Ethik usw. Dennoch wird Jesus nicht Inhalt seiner Botschaft. Er ist allerdings ihr eigentlicher Bote, so daß andere sie nur in Zusammenhang mit ihm bzw. in seinem Auftrag weitergeben können. Ohne ihn und an seiner Person vorbei gibt es jedoch kein Heil.

Wenn man die Herrschaft der Himmel ziemlich unbestimmt als eine dynamische Größe bezeichnet (Luz, Gnilka), die im wesentlichen zukünftig sei, fällt es schwer, Gegenwarts- und Zukunftsaussagen aufeinander zu beziehen. Die Bitte des Vaterunsers „Dein Reich komme" kann dann nur als Bitte um ein baldiges Ende dieser Weltzeit gedeutet werden, nicht aber als Bitte darum, daß sich die Herrschaft des Vaters jetzt schon auf Erden verwirklichen solle (Sand), bis sie schließlich zu ihrer Vollendung kommt.

Der Kommentar Sands ist mit guten Registern versehen, die die Arbeit mit ihm zweifellos erleichtern. Auch Gnilkas Kommentar weist zwei Register am Ende des 1. Teilbandes auf. Auf diese Weise ist es dem Leser möglich, wenigstens teilweise die Stellungnahme zu wichtigen Einleitungsfragen im Kommentar verstreut zu finden.

Alle drei Kommentare werden auf ihre Weise zu einem vertieften Verstehen des ersten Evangeliums verhelfen und dadurch letztlich dem Glauben dienen. Sie sind mehr oder weniger auf dem neuesten Stand der Forschung und werden sicherlich Anstöße zu weiterem Forschen geben.

H. Giesen

KNOCH, Otto: *Dem, der glaubt, ist alles möglich.* Die Botschaft der Wundererzählungen der Evangelien. Ein Werkbuch zur Bibel. Stuttgart 1986: Verlag Katholisches Bibelwerk. 584 S., geb., DM 48,–.

Die Wundererzählungen des Neuen Testaments sind für viele gebildete Christen ein Ärgernis, das man am liebsten beseitigen möchte. Allenfalls ist man bereit, in den Wundertaten Jesu bildhafte

Glaubensaussagen zu sehen. Das moderne naturwissenschaftliche Weltbild, das das Wunder als Durchbrechung der Naturordnung verstehen will, erschwert dem heutigen Menschen zweifellos den Zugang zu den Machttaten Jesu. Auf diesem Hintergrund muß sich auch der Ausleger des Neuen Testaments Rechenschaft darüber geben, wie die Wunder im Neuen Testament zu begreifen sind. Denn die Beschäftigung mit den Wundern bleibt dem Christen ohnehin nicht erspart, da die Wundererzählungen einen großen Teil der Evangelienüberlieferung ausmachen.

Knoch geht im ersten systematischen Teil seines Werkbuches folgerichtig auf die Wunderkritik seit der Aufklärung, die Eigenart, wie die Wunder Jesu in den einzelnen Evangelien überliefert werden, und auf die Grundregeln ein, die es zu beachten gilt, wenn Wundergeschichten sachgerecht ausgelegt und verkündigt werden sollen. Im zweiten Teil legt der Verfasser alle Wundergeschichten der Evangelien aus, wobei er die Unterschiede bei der Überlieferung derselben Erzählung in den Evangelien besonders beachtet. Auf diese Weise wird die Auslegung der Wundererzählungen zugleich ein Beitrag zum Verständnis der Theologie der einzelnen Evangelisten. Für den Umgang mit den Wundererzählungen sind Hinweise zur Arbeit am Text, die sich bei jeder Einzelauslegung finden, sehr hilfreich. Im dritten Teil seines Werkbuchs stellt Knoch wichtige Übersichten zur Wunderüberlieferung, Tabellen, Register und ein Literaturverzeichnis zusammen.

Auch wenn es in der Antike nicht wenige Wundertäter gegeben hat, so zeichnen sich doch die Wundertaten Jesu vor allem dadurch aus, daß sie ganz an seine Person gebunden und in seine Botschaft von der schon angebrochenen Herrschaft Gottes voll integriert sind. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß der Gottesglaube unabdingbare Voraussetzung dafür ist, daß Jesus Wunder wirkt. Wer nicht glaubt, daß Jesus der Heilbringer Gottes ist, dem kann Jesus auch nicht mit seiner Wundermacht helfen. Hier ist auch die Weigerung Jesu einzuordnen, Demonstrationswunder zu wirken oder zu seinen eigenen Gunsten tätig zu werden. So ist es auch nicht zufällig, daß die Wundererzählungen in allen Evangelien vor Beginn der Passionsgeschichte berichtet sind.

In den Wundertaten Jesu wird die barmherzige Liebe Gottes zu den Menschen äußerlich sichtbar. Menschen, die sich der Herrschaft Gottes öffnen, erfahren sie schon jetzt in symbolträchtiger Weise. Wer sich ihr verschließt, der sieht in ihnen Satan und die Dämonen wirksam. Diese aber werden gerade durch Jesu Machttaten entmachtet. Denn für Jesus stand wie für seine jüdischen Zeitgenossen fast, daß Krankheiten und Gebrechen letztlich Folgen der dämonischen Schadensgeister sind. Das kommt besonders in den sogenannten Exorzismen zum Ausdruck. Auf diesem Hintergrund wird noch deutlicher, daß Krankenheilungen nicht nur körperliche Genesung, sondern Heil zugleich bewirkten.

Einfluß auf die Gestaltung der Wundererzählungen hat schließlich auch die Auferstehung Jesu gehabt. Das wird besonders deutlich in den sogenannten Naturwundern, die heute weithin – anders als die Krankenheilungen – nicht als historisch verifizierbare Ereignisse anerkannt werden. In ihnen wird zeichenhaft verdeutlicht, wie der Auferstandene in der Kirche anwesend ist und sich um sie sorgt. Aber auch die Heilungen wurden nur gesammelt, weil Gott seinen Gesandten auferweckt hat.

Wunder im biblischen Verständnis sind möglich. Das beweisen nicht nur die Religionsgeschichte und die Erkenntnisse der Parapsychologie: Dafür spricht auch die Tatsache, daß die Naturordnung für außergewöhnliche psychische Fähigkeiten offen ist. In den Wundern erfährt der Mensch, der zu glauben vermag, das Wirken Gottes in der Welt. In ihnen begegnet der Mensch dem menschenfreundlichen Gott. Da die Wunder Jesu eine besondere Manifestation der schon gegenwärtigen Gottesherrschaft sind, können sie nicht anders als im Glauben als Gottes Wirken angenommen werden; denn in dieser Welt ist Gotteserfahrung nur im Glauben möglich. Wenn uns aus der frühen Kirche überliefert wird, daß die Verkündiger wie Jesus Wunder wirkten und daß es in den Gemeinden das Charisma der Krankenheilung gab, dann kommt darin die Überzeugung zum Ausdruck, daß Gott seinem Volk voll Erbarmen nahe ist. Zugleich wird jedoch auch deutlich, daß Gott immer über die Zweitursache handelt und nicht direkt in das Weltgeschehen eingreift.

O. Knoch hat mit seinem Werkbuch zu den Wundererzählungen dem Interessierten ein wichtiges Instrument angeboten, das ihm helfen wird, den Sinn der Wunder Jesu und damit auch den Sinn des Lebens und der Botschaft Jesu tiefer zu erfassen und für sein Leben als Christ fruchtbar werden zu lassen.

H. Giesen

KARRER, Martin: *Die Johannesoffenbarung als Brief.* Studien zu ihrem literarischen, historischen und theologischen Ort. Reihe: Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, Bd. 140. Göttingen 1986: Vandenhoeck & Ruprecht. 354 S., Ln., DM 84,–.

Die Johannesoffenbarung (= Offb) ist als Brief zu interpretieren, mit dem sich sein judenchristlicher Verfasser an heidenchristliche Gemeinden in Kleinasien wendet. Den dortigen Christen will er in ihrer Krise aufgrund heidnischer Pressionen, jüdischer Widerstände und gnostischer Tendenzen helfen, ihren Glauben zu leben, indem er ihnen zusichert, Gott werde sich letztlich mit seinem Heilswillen durchsetzen. Das ist die Grundthese der vorliegenden Erlanger Dissertation.

Die antike Brieftherorie sowie die Rezeptionsästhetik bilden die theoretische Grundlage für die Analyse der Offb. Insofern der Briefschreiber immer schon eine Vorstellung von seinen Adressaten hat (impliziter Adressat), können wir auch aus dem Corpus der Offb (4–22) erfahren, in welchen Situationen diese sich befinden. In den hellenistischen, christlichen und gnostischen Vergleichstexten der apokalyptischen und Offenbarungsliteratur gibt es keine unmittelbare Parallele für die brieflichen Züge der Offb. Sie finden wir dagegen in der urchristlichen Briefliteratur, zumal in den Paulinen und Deuteropaulinen. Das erklärt sich daraus, daß die Adressatengemeinden in paulinischer Tradition stehen.

Im exegetischen Teil seines Buches analysiert Karrer schwerpunktmäßig die eröffnenden Abschnitte der Offb (1,1–3; 1,4–8; 1,9–3,22). Der Verfasser setzt die bei seinen Adressaten vorhandene Gegenwartseschatologie voraus und ergänzt sie durch die Zukunftsdimension des Heils. Richtig sieht Karrer in Offb 1,9–3,22 die grundlegende Eröffnungsepiphanie des Buches. Die Weckrufe der Sendschreiben beziehen sich nicht nur auf ihren eigenen Inhalt, sondern weisen auf das folgende Corpus voraus. Die These, in den Gemeinden sei ein Engelkult lebendig gewesen, der die Engel nicht Christus unterordnete, dürfte allerdings nicht haltbar sein. Die Gemeindeengel dürften schon von den Adressaten als Schutzpatron verstanden worden sein und nicht erst durch Johannes in diesem Sinn konkretisiert worden sein, wie Karrer behauptet.

Richtig werden die Nikolaiten als eine gnostische Gruppe beschrieben, die meinten, die pneumatische Erkenntnis reiche aus für Heil und Leben. Deshalb konnten sie heidnischen Handlungsweisen gegenüber nachgiebig sein. Man kann jedoch kaum von einem „extremen ethischen Rigorismus" (206) des Verfassers sprechen, weil er die Ethik in der Christologie und Soteriologie begründe. Die Feststellung, die Ethik der Offb verbiete es, die Schrift als „Trostbuch" zu bezeichnen, zumal die Wortfelder „ermahnen", „ermuntern" und „hoffen" fehlten, beachtet nicht, daß Trost und Ermunterung sowohl in den Heilsaussagen als auch in den Gerichtsaussagen, die die treuen Christen vom Gericht ausnehmen, Trost und Ermunterung für die Christen bedeuten.

Abschließend bündelt Karrer die textexternen Überschritte zur profan- und religionsgeschichtlichen Situation der Offb und trägt die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammen. In diesem Zusammenhang bemängelt er, daß die Offb eine (paulinische) theologia crucis vermissen lasse. Diese Sicht leitet er aus seinem Verständnis des christologischen Hoheitstitels „Lamm" ab. Der Verfasser lege den Akzent auf die Seite „des machtvollen Herrschers" (310, vgl. schon 236f.). Dabei wird jedoch übersehen, daß Jesus gerade als geschlachtetes Lamm in seine Macht eingesetzt wird (Offb 5). Hierin ist die paulinische Auffassung deutlich, daß Gottes Macht sich gerade in der Schwachheit offenbart.

Die im vorliegenden Buch vertretene Grundthese ist überzeugend, auch wenn man im einzelnen anderer Meinung sein kann oder muß. Die beiden Sachregister sowie das Stellenregister helfen, das Buch zu benutzen. H. Giesen

DOMMERSHAUSEN, Werner: *Die Umwelt Jesu.* Politik und Kultur in neutestamentlicher Zeit. Reihe: Theologisches Seminar. Freiburg 1987: Herder Verlag. 136 S., kt., DM 19,80.

Das erstmals 1977 in der Reihe „theologisches seminar" erschienene Buch (vgl. Die Rezension in OrdKor 19 [1978]482), das in die politische und wirtschaftliche Umwelt des Neuen Testaments ein-

führt, liegt nunmehr in der vierten Auflage als Sonderausgabe vor. Dabei wurde die Literaturliste durchgesehen und einige ältere Werke durch neuere ersetzt. Der Leser wird kurz und prägnant mit der wechselhaften Geschichte Israels vom Ende des Exils (539 v. Chr.) bis zum Bar Kochba-Aufstand (135 n. Chr.) vertraut gemacht. Zugleich werden die Gruppen im Judentum (Sadduzäer, Pharisäer, Essener) wie jüdische Institutionen (Synedrium, Tempel, Synagoge) beschrieben. Aber auch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Palästina und in der Diaspora werden geschildert. Schließlich ist auch von anderen bekannten „Volksreligionen" die Rede (griechische und römische Götter; die Mysterien; der Herrscherkult und die Gnosis).

Über die zuverlässigen Informationen des Buches hinaus wird es dem Leser ermöglicht, sein Wissen noch zu vertiefen, da Dommershausen zu jedem Paragraphen weiterführende Literatur anführt. H. Giesen

Das Gesetz im Neuen Testament. Hrsg. v. Karl KERTELGE. Reihe: Quaestiones Disputatae, Bd. 108. Freiburg 1986: Herder Verlag. 240 S., kt., DM 49,–.

Weithin wird es selbst in der neutestamentlichen Wissenschaft noch für selbstverständlich gehalten, daß allein Jesus Aussagen gemacht habe, die gegen Bestimmungen des alttestamentlichen Gesetzes, der Tora, verstoßen. Demgegenüber zeigt K. Müller in seinem einleitenden Referat „Gesetz und Gesetzeserfüllung im Frühjudentum", das er während der Tagung der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger katholischer Neutestamentler im Frühjahr 1985 in Brixen hielt, daß es im Frühjudentum durchaus gesetzliche Überlieferungen gab, die der Tora widersprechen, und solche, die in ihr nicht vorkommen. Hier war die Überzeugung maßgebend, daß die Tora nicht ausreicht, um in sich verändernden Situationen authentisch jüdisch zu leben. Auch den der Tora widersprechenden Bestimmungen schrieb man Offenbarungscharakter zu. Sie galten als dem Mose auf dem Sinai vermittelt. Als Quellen für das frühjüdische Gesetzesverständnis können die Werke des Flavius Josephus und Philos von Alexandrien, die Tempelrolle aus Qumran, das Jubiläenbuch, aramäische Papyri aus Elefantine wie griechische Papyri aus Ägypten ausgewertet werden, nicht aber der Talmud (Mischna, Gemara und Midrasch), da dieser nicht die Verhältnisse zur Zeit Jesu widerspiegelt.

Wie F. Mußner in seinem Beitrag „Das Toraleben im jüdischen Verständnis" darlegt, ist es in keiner Weise gerechtfertigt, dem Judentum Legalismus vorzuwerfen, wenn es sich zur Tora bekennt. Denn die Tora ist vor allem die Willensoffenbarung Jahwes an sein Volk. G. Dautzenberg vermag überzeugend zu belegen, daß die Tora bzw. einzelner ihrer Bestimmungen in den ältesten Stufen der Jesustradition weder prinzipiell noch partiell in Frage stand („Gesetzeskritik und Gesetzesgehorsam in der Jesustradition").

P. Fiedler („Die Tora bei Jesus und in der Jesusüberlieferung") kommt in Auseinandersetzung mit G. Kleins Artikel zum Gesetz in der „Theologischen Realenzyklopädie" 13 (1984) 58–73 zu dem Ergebnis, daß Jesu Botschaft von der Gottesherrschaft grundsätzlich auf dem Boden der Tora gründete. Zu einem anderen Verständnis könne man nur gelangen, wenn man das in sich nicht konsistente paulinische Gesetzesverständnis zu Unrecht zum Maßstab und zur theologischen Mitte des Neuen Testaments (wie Klein) erklärt.

Mit dem „Gesetzesverständnis des Paulus" beschäftigt sich J. Lambrecht. Nach einer Übersicht über heutige Positionen analysiert er den zentralen Gesetzestext des Paulus in Gal 3,10–14. Dabei vermag er zu erhärten, daß die Gesetzeswerke in Gal 3,10 wie im Gal überhaupt nicht im Sinne einer Werkgerechtigkeit zu verstehen sind, sondern die Teile des Gesetzes meinen, die für das unterscheidende jüdische Leben maßgebend sind (Beschneidung, rituelle Reinheitsgebote usw.). Wer diese Gesetzeswerke erfüllt, verstößt nach paulinischer Auffassung jedenfalls gegen andere, die den Fluch nach sich ziehen, von dem allein Christus befreien kann. Gesetzeswerke rechtfertigen folglich nicht, weil alle Menschen wegen ihrer begangenen Sünden schuldig und damit erlösungsbedürftig sind.

Auch die Antithesen der Bergpredigt gehen nirgendwo erkennbar über die innerhalb des Judentums mögliche Gesetzeskritik hinaus. In diesen Rahmen läßt sich auch Jesu Stellung zum Ritualgesetz einordnen, wie Matthäus (12,1–8; 15,1–20) sie sieht. Das ist das Ergebnis des Beitrags

I. Broers („Anmerkungen zum Gesetzesverständnis des Matthäus"). Besondere Fragen des Gesetzesverständnis werden von A. Weiser („Zur Gesetzes- und Tempelkritik der ‚Hellenisten'"), von W. Radl („Das Gesetz in Apg 15") und von J. Beutler („Das Hauptgebot im Johannesevangelium") behandelt. Eigens hervorzuheben ist schließlich der Aufsatz H. Frankemölles „Gesetz im Jakobusbrief. Zur Tradition, kontextuellen Verwendung und Rezeption eines belasteten Begriffes." Frankemölle macht zunächst deutlich, wie falsche Fragestellungen notwendig zu falschen Ergebnissen führen müssen. Die Gesetzesauffassung des Jak darf nicht von Paulus her kritisiert und dadurch diskreditiert werden. Für Jak ist wie für das Frühjudentum Glaube und Tun kein Gegensatz. Glaube wie Gesetz, das übrigens kein Zentralbegriff ist, zielen nach Jak auf Reden und Tun. Die Gottesliebe muß sich in der Nächstenliebe konkretisieren; denn Barmherzigkeit wird im Gericht triumphieren. Jak darf somit in keiner Weise als Vertreter einer Werkgerechtigkeit diffamiert werden. Die überzeugenden Ausführungen Frankemölles machen schon jetzt auf seinen angekündigten Kommentar in der Reihe „Ökumenischer Taschenbuchkommentar" neugierig.

In der vorliegenden „Quaestio disputata" werden zweifellos wichtige Anstöße zum tieferen Verständnis des Gesetzes im Neuen Testament gegeben, die nicht nur den Neutestamentler interessieren dürften. H. Giesen

Lebensweisheit aus dem Judentum. Gesammelt und eingeleitet v. Leo PRIJS. Herderbücherei, Bd. 1322. Freiburg 1986: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 8,90.

Der Sammlung „Lebensweisheit" innerhalb der Herderbücherei ist in diesem Band die „Lebensweisheit aus dem Judentum" eingefügt worden.

Leo Prijs, Professor für Judaistik an der Universität München, hat die Texte aus dem Talmud, aus der talmudischen Literatur, aus jüdischem Schrifttum des Mittelalters, aus den chassidischen Schriften der Neuzeit gesammelt.

Wie ein rotes Band durchzieht die ausgewählten Texte ein Leitsatz, der so formuliert werden könnte: Über alle Legalität muß die erfinderische Liebe zum Mitmenschen stehen.

Leo Prijs hat die von ihm verwendeten Texte sinngemäß zusammengefaßt und teilweise mit einer erbaulichen Schlußfolgerung abgeschlossen. Es wäre gut gewesen, wenn er seine Arbeitsweise deutlicher gekennzeichnet hätte. E. Grunert

Glaube und Lehre

STEIN, Edith: *Endliches und ewiges Sein.* Versuch eines Aufstiegs zum Sinn des Seins. Edith Steins Werke, Bd. 2. Freiburg, 3. Aufl. 1986: Herder Verlag. 498 S., geb., DM 68,–.

Dieses als Hauptwerk geltende Buch der an neuzeitlichen Philosophen, wie E. Husserl, und mittelalterlichen Theologen, wie Th. von Aquino, geschulten Denkerin E. Stein ist nunmehr in dritter, unveränderter Auflage erschienen. Abgeschlossen 1936, hat es eine lange und bewegte Geschichte. Seine Veröffentlichung hat die Autorin selbst nicht mehr erlebt. Die 1936 begonnene Drucklegung mußte 1939 aufgrund nationalsozialistischer Zwangsmaßnahmen endgültig eingestellt werden. In seiner jetzigen Fassung enthält das 1950 erstmals erschienene Werk Rekonstruktionen und Umstellungen von anderer Hand. – Vgl. „Nachwort", S. 483–497. – Gedanklich geht es zurück auf eine von der gleichen Verfasserin stammenden Studie: Potenz und Akt.

Überlegungen, wie E. Stein sie anstellte über das Sein als solches und über dessen Erscheinungsformen als endliches und ewiges, sind dem heutigen Menschen nicht mehr geläufig. Sie sind aber trotzdem notwendig wie eh und je. Möge die Seligsprechung, durch die E. Stein vielen heutigen Menschen bekannter geworden ist, dazu beitragen, daß sie versuchen, auch in der geistigen Welt dieser großen Philosophin heimisch zu werden. J. Endres

Das neue Paradigma von Theologie. Hrsg. v. Hans KÜNG und David TRACY. Zürich 1986: Benziger Verlag i. Gem. m. d. Gütersloher Verlagshaus G. Mohn, Gütersloh. 242 S., kt., DM 68,–.

Vom 23. bis 26. Mai 1983 fand an der Universität Tübingen ein internationales theologisches Symposion statt, veranstaltet vom Tübinger Institut für Ökumenische Forschung, vom Institute for the Advanced Study of Religion der Universität Chicago und von der Zeitschrift CONCILIUM. Auf ihm haben 68 namhafte Teilnehmerinnen und Teilnehmer, meist Vertreter der systematischen Theologie, aber auch der Exegese und der Philosophie, über die Situation der Theologie im Zeitalter der sogenannten Post-Moderne diskutiert.

Nachdem die Herausgeber in einem ersten Band bereits die Eröffnungspapiere und Vorbereitungsreferate veröffentlicht hatten (Theologie – wohin? Auf dem Weg zu einem neuen Paradigma, Zürich–Köln, Gütersloh 1984 = Ökumenische Theologie 11), legen sie hier die Referate, Korreferate und den Schlußbericht der Tagung selbst vor. Man wird sich streiten können, und man hat auf dem Symposion sich auch darüber auseinandergesetzt, ob der aus der Wissenschaftstheorie stammende Begriff des Paradigmenwechsels für den theologischen Disput hilfreich und gültig ist oder nicht, es unterliegt keinem Zweifel, daß man Theologie unter verschiedenen Aspekten und mit verschiedenen Gewichtungen betreiben kann. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß dabei heute dem wissenschaftstheoretischen, philosophischen, politischen und feministischen Kontext besondere Aufmerksamkeit gilt; er kommt hier zur Sprache. Man wird bedauern, daß namhafte Systematiker nicht daran teilgenommen haben (W. Kasper und M. Seckler von der Tübinger Fakultät fehlen), gewichtige Stimmen sind zu vernehmen (H. Küng, J. B. Metz, J. Moltmann, E. Schillebeeckx z. B.). Man wird nicht allem zustimmen und sich über das Vorwort der Herausgeber mit deutlichen Hieben gegen Rom und namentlich gegen Kardinal Ratzinger ärgern dürfen. Wer eine Einführung in das Problem einer Theologie sucht, die im genannten Spannungsfeld heute vom Glauben zu sprechen hat, findet hier interessante Gesprächspartner (A. E. Carr, L. Boff, E. Jüngel, P. Ricoeur z. B.). V. Hahn

KESSLER, Hans: *Reduzierte Erlösung?* Zum Erlösungsverständnis der Befreiungstheologie. Freiburg 1987: Herder Verlag. 64 S., kt., DM 9,80.

Dieses schmale Bändchen macht den Leser in komprimierter Form mit Grundfragen der lateinamerikanischen Theologie der Befreiung bekannt. Wie der Titel anzeigt, ist der Leitfaden dabei der Streit um den Vorwurf, die Befreiungstheologen verkürzten das religiöse Verständnis einer Befreiung durch Gott auf die soziale Utopie einer gerechten Gesellschaft, deren Konstruktion in der Hand von Menschen liegt. In sachlicher und konzentrierter Darlegung, immer wieder abgesichert durch Zitate, verdeutlicht der Verf., daß die Theologen der Befreiung keine politisch-soziale Verkürzung der Boschaft Jesu betreiben, sondern sich vielmehr gegen eine privatistische, individualisierende Engführung des Glaubens wehren. Der religiöse Kern des Glaubens steht auch hier im Zentrum: das Reich Gottes wird von Gott gewirkt und uns Menschen geschenkt. Seine Annahme aber – und das wird hier deutlicher akzentuiert als in der traditionellen Theologie – erfolgt auch auf dem Weg der Errichtung einer gerechten Gesellschaft und nicht ohne sie. „Befreiung" kann auf diesem Weg als ein Realsymbol (ähnlich einem Sakrament) gedeutet werden, ein Zeichen für den, der sich im Glauben Gott öffnet. Der unpolemische, aber in keiner Weise unklare Stil des Verf. macht die Lektüre dieses Büchleins zu einem Gewinn. Es eignet sich bestens für eine Einführung in die Diskussion nach dem Erscheinen der beiden römischen Instruktionen von 1984 und 1986 zur Theologie der Befreiung. Joh. Römelt

CONGAR, Yves: *Im Geist und im Feuer.* Glaubensperspektiven. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

Yves Congar, der große Dominikanertheologe, der bahnbrechend die neue Theologie mitgeprägt hat, die auf dem Vatikanum II zum Durchbruch fand, hat 1979 gleichsam als Abschluß seines umfangreichen Werkes sein Buch „Der Heilige Geist" (deutsch 1982 bei Herder, Freiburg) veröffentlicht. Wie sehr das theologische Denken Congars auf den Heiligen Geist zielt, zeigen auch die hier

ins Deutsche übersetzten Aufsätze, die typisch sind für die bei ihm gegebene Verbindung von theologischer Reflexion und gelebtem Glauben.

Diese Aufsätze sind in den Jahren zwischen 1972 und 1981 in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden erschienen und so von verschiedener Aktualität und Intensität. Sie gelten folgenden Themen: Die Psalmen als Lehrbuch des Betens, Gottes Wort in Vergangenheit und Gegenwart, die personale Begegnung als Geheimnis, die Aktualität der Pneumatologie, die Theologie des Heiligen Geistes und die charismatische Erneuerungsbewegung, die liturgische Versammlung, liturgische Feier und Zeugnis, der Himmel. Insofern ist der Untertitel „Glaubensperspektiven" richtig, weil hier wirklich zentrale Themen einer spirituellen Theologie bedacht werden. Der deutsche Titel der Sammlungen hingegen dürfte manchen, der nicht genau hinsieht, anderes erwarten lassen als eben dieses, und läßt so wieder einmal (wie so oft bei deutschen Übersetzungen, die es oft besser wissen wollen als die Verfasser) leicht verärgert fragen, warum man nicht die Sammlung „Zum Leben gerufen" genannt hat, wie das französische Original es nahegelegt hätte.

Jedenfalls ist es gut und zu begrüßen, auf diese Weise verstreute Beiträge gesammelt und ins Deutsche übersetzt zu erhalten und in ihnen dem Denken eines großen Theologen zu begegnen, auch wenn man zu den einzelnen Themen in deutschen Veröffentlichungen inzwischen ähnliches längst gelesen haben sollte. V. Hahn

BAIER, Walter: *Die Kirche als Fortsetzung des Wirkens Christi.* Untersuchungen zu Leben und Werk und zur Ekklesiologie des Münsteraner Dogmatikers Anton Berlage (1805–81). Reihe: Münchener theologische Studien, Systematische Abteilung, Bd. 45. St. Ottilien 1984: Eos Verlag. 410 S., kt., DM 75,–.

Theologie als wissenschaftliche Reflexion von Grund und Inhalt ihrer glaubenden Rede über Gott gelingt nicht ohne Einsicht in ihre eigene Geschichte. Während diese in ihren Anfängen (Schrift und Väterzeit) und in ihrer Hochzeit (Scholastik) eigentlich immer eines angemessenen Interesses sicher sein konnte, seit man bewußt historische Theologie betreibt, gilt das nicht in gleichem Maße für die Theologie des 19. Jahrhunderts. Dies hat seinen Grund auch darin, daß die geschichtlich interessierte Theologie des 19. Jahrhunderts durch die Systematik der Neuscholastik abgelöst wurde, deren Starre erst durch die moderne Begegnung mit der Schrift und der Vätertheologie gelöst wurde, wodurch die Geschichtlichkeit der Theologie erneut und klarer in den Blick kam und auf dem Vatikanum II ihre Anerkennung finden konnte. Von daher ist es sicher an der Zeit, die uns vorangegangene Epoche der Theologie besser zu begreifen.

Dem dient die vorliegende Untersuchung des bedeutenden, aber weitgehend vergessenen Münsteraner Dogmatikers Anton Berlage (1805–81), die als Habilitationsschrift von der kath.-theol. Fakultät Augsburg 1983 angenommen wurde. Angeregt durch den früheren Dogmatiker in Regensburg, J. Auer, und theologisch geprägt durch die Gedanken des damals anderen Regensburger Dogmatikers und heutigen Präfekten der Glaubenskongregation, J. Ratzinger, dem die Arbeit auch gewidmet ist, stellt sie das theologische Denken B's dar, konzentriert um das Thema Kirche.

Der 1. Hauptteil gibt eine eingehende Darstellung des Lebens von A. Berlage, seiner Begegnung in Bonn mit G. Hermes und seiner entscheidenden Prägung durch die Tübinger Theologie, vor allem aber seiner Münsteraner Zeit und der in sie fallenden Vorbereitung des Vatikanum I, an der B. maßgebend beteiligt war.

Der 2. Hauptteil bringt eine vollständige Darstellung der Veröffentlichungen des Dogmatikers mit Inhaltsangaben und zeitgenössischen Rezensionen, die einen ersten Einblick in das Denken B's und dessen Resonanz und Bedeutung vermitteln.

Der 3. Hauptteil endlich bietet die Ekklesiologie B's und in ihr einen Einblick in das gesamte theologische Denken des Münsteraners. Hier ist es erstaunlich, wie ‚modern' in manchem diese Theologie anmutet, vor allem in der konsequenten Betonung der Geschichtlichkeit der Kirche als unter dem Heiligen Geist geschehende und so von Jesus bleibend geprägte Fortsetzung des Wirkens Jesu selbst, was sich in der Konzentration auf die Themen von Tradition, Unfehlbarkeit und Sakramentalität der Kirche äußert.

Von großem Interesse (und dem Autor sehr zu danken) ist eine umfassende Dokumentation aus Leben und Arbeit des Professors, die 37 Nummern umfaßt und vom ersten Gutachten seiner Bonner Lehrer über sein Votum zur, das Vatikanum I vorbereitenden, Kölner Provinzialsynode bis zum Testament Berlages reicht.

Eine wirklich interessante Untersuchung, die interessiert und genau vorgeht, sich umfassend orientiert und im Urteil maßvoll und vorsichtig bleibt; die so das Interesse am 19. Jahrhundert weckt, und von der das Studium dieser theologischen Epoche fundierte Einsichten gewinnt. V. Hahn

Seele. Problembegriff christlicher Eschatologie. Hrsg. v. Wilhelm BREUNING. Reihe Quaestiones disputatae. Bd. 106. Freiburg 1986: Herder Verlag. 224 S., kt., DM 48,–.

Wie längst üblich, werden in der Reihe Quaestiones Disputatae auch die Vorträge der Tagung der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Dogmatiker und Fundamentaltheologen vom 2. bis 5. Januar 1985 in Trier veröffentlicht. Sie galt Kernfragen der christlichen Eschatologie, die heute besonders im Begriff der Seele (sowohl im innertheologischen Disput wie auch in der Verkündigung) problematisch geworden ist. Die Beiträge geben einen guten Einblick in den Diskussionsstand und umfassen einen Überblick über die Problemlage (Hj. Verweyen), eine Hinführung zur biblischen Theologie (E. Haag) und einen religionsgeschichtlichen Beitrag über die Reinkarnationslehre der Bantu (R. Friedli). In der Mitte stehen die Darlegungen über das Problem Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung im Tode, das dogmengeschichtlich (G. Greshake) und philosophisch (G. Haeffner) bedacht wird, wobei der Disput der beiden Referenten auf der Tagung in Form eines Briefwechsels festgehalten ist. Eine Art Zusammenfassung bietet der meisterliche Beitrag über die theologische Anthropologie zwischen Seelenlehre und Evolutionstheorien (O. H. Pesch) mit einer wahrhaft befreienden Rettung des menschlichen Geistes (statt Seele) und der menschlichen Freiheit gegenüber Monismus und Determinismus. Der Herausgeber (W. Breuning) verweist ausdrücklich auf die Eigenart der Beiträge als Disput unter Fachleuten, der aber jedem hilfreich sein wird, der sich dem Problem stellen will und dabei die heutige Diskussionslage kennenlernen möchte. V. Hahn

Moral und Pastoral

DREWERMANN, Eugen: *Psychoanalyse und Moraltheologie.* Bd. 2: Wege und Umwege der Liebe. 3. Auflage. Mainz 1984: Matthias-Grünewald-Verlag. 308 S., kt., DM 29,80

Mit seinem aus drei Bänden bestehenden Werk: Psychoanalyse und Moraltheologie, will der Autor unter anderem auch einen Beitrag leisten, daß das Christentum infolge von drei verkehrten Weichenstellungen nicht noch mehr in eine Sackgasse gerät (vgl. Bd. 1, S. 9). Der zweite, hier zu besprechende Band trägt den Untertitel: Wege und Umwege der Liebe. Was der gelehrte Verfasser darüber zu sagen weiß, was er besonders in der kirchlichen Theorie und Praxis geändert zu sehen wünscht, kann in einer Besprechung mit dem in dieser Zeitschrift gängigen Ausmaß nicht alles berücksichtigt werden.

Mit der im Untertitel angegebenen Liebe ist vor allem die eheliche Liebe gemeint. In bezug auf sie wird festgestellt: Was „mit der Liebe zwischen Mann und Frau zu tun hat, (sei) in der Kirche den Händen der Dichter und Musikanten entglitten und in das schwere Blei der Gesetze geraten. Bis ins Peinliche, bis ins Schamlose, verwalten kirchliche Gerichte das Zusammenleben der ‚Geschlechter' . . ." (Bd. 2,12. Die im folgenden in Klammern gesetzten Ziffern, bedeuten die Seitenzahl des 2. Bandes). „Die frühe Kirche . . . stimmte der Überzeugung der Alten prinzipiell zu: Wo immer ein Mann und eine Frau einander lieben, daß es ihnen selbst zum Schicksal wird, da ist ihre Liebe zueinander ein gültiges Zeichen, um die Gnade Gottes einander zu schenken" (12/13). Die Festigkeit der Liebe der Ehepartner ist „ganz und gar ein Werk der Gnade . . ., das Ergebnis eines unbedingten Vertrauens . . . nichts, das mit Verstand und Willen moralisch oder rechtlich zu erzwingen wäre" (72). Deshalb bedeutet es eine „außerordentliche Bedenklichkeit, wenn man aus der Unauflöslichkeit der Ehe ein moralisches oder ein kirchenrechtliches Gebot macht" (72). Aber die

Kirche wurde von der „Angst vor der eigenen Courage eingeholt . . . Das Wunder der Liebe mußte an die Einehe gebunden werden . . .“ (13). Noch immer ist in kirchlichen Kreisen die Angst vor der Liebe so groß, daß man über dieses entscheidende Thema kein freimütiges Wort weder zu sprechen noch zu schreiben wagt (14). „Alles was in der katholischen Moraltheologie und Rechtsprechung als verurteilenswert erscheint, ist nichts als eine Folge von Angst“ (14/15).

Eine Hilfe zur Betätigung christlichen Glaubens und Vertrauens, einer christlichen, einer sakramentalen Ehe, ist die Psychoanalyse. Sie vermag nämlich die menschliche Angst und ihre Geschichte – die Zerstörer einer echten Ehe sind – aufzuspüren. Von ihr kann der Theologe wieder lernen, „was zur echten Ehe gehört und was so oft verraten wird: Eine absichtslose Güte, die einzig an der Wahrheit der Seele eines anderen interessiert ist“ (15).

Infolge der Abkehr des Menschen von Gott, gerät auch hier Sexualität in den Bannkreis der Sünde. Der Mensch sündigt im Sinn des Jahwisten nicht durch Sexualität, sondern gerade umgekehrt: „Erst durch die Sünde wird ihm die Sexualität zum Fluch.“ (31).

Die katholische Auffassung von der Ehe hängt von dem entscheidenden Satz des Evangeliums ab: „Was Gott gepaart hat, soll der Mensch nicht trennen“ – Mk 10,9 – (38).

Die meisten Störungen in der Liebe ergeben sich aus „gewissen Übertragungsmechanismen“ (38). Z. B. aus der Übertragung der Elternliebe auf den Ehepartner (44 f.). Solche Übertragungen sind unbewußt, und deshalb wird das Vertrauen in die Verstandes- und Willenskraft sehr beeinträchtigt (61). Doch ist „eine gewisse Wahrheit der Elternübertragung in der Liebe nicht zu verleugnen, wenn man ihre *religiösen* Implikationen begreift“ (66), d. h., wenn der Mensch wie ein Kind auf Gott vertraut (69/70).

Es ist fraglich, „ob die katholische Kirche gut daran tut, ja überhaupt das Recht dazu hat, *rechtlich* und *moralisch* die Unauflösbarkeit der Ehe zum Gebot zu erheben“ (71). Die Unauflöslichkeit ergibt sich aus dem *sakramentalen* Charakter der Ehe (71). Aber gerade deshalb ist es „äußerst problematisch, daraus bestimmte *gesetzmäßige* Vorschriften abzuleiten“ (71). Das gilt auch für die Ehescheidung und Wiederverheiratung Geschiedener.

Es handelt sich doch hier um Menschen, die der gefallenen Ordnung angehören, die in Angst und Verlorenheit leben, die oft nicht zueinander passen und aneinander scheitern müssen, für die das Scheitern eine notwendige Phase ist, daß sie zu einer echten Gemeinschaft finden (106, 108–111). Es ist auch „sehr fragwürdig, wenn die Kirche . . . die Eheformen anderer Kulturbereiche mit Berufung auf das Gotteswort der Bibel ablehnt. Paradiesisch an der Ehe ist die Liebe, die im Glauben wurzelt; ob diese Liebe sich in einer Ehe verwirklicht, die in der Polyandrie mehrere Männer oder in der Polygamie mehrere Frauen gleichzeitig verbindet, ist eine kulturelle, institutionelle und moralische Frage, die durchaus nicht mit der theologischen Frage nach dem Wesen der Liebe und deren Begründung durch den Glauben an Gott verwechselt werden darf“ (107).

Zu den kurz angeführten Ansichten Drewermanns einige kurze Bemerkungen:

Wenn auch die sakramentale Ehe, das Vertrauen und die Liebe in ihr, eine Gnade, ein Geschenk sind, so hat der Mensch doch einen mehrfachen Einfluß auf sie. Er kann sie bejahen oder verneinen, fördern oder zerstören. Gefordert von ihm ist eine positive Mitarbeit, sowohl in diesem als auch in den anderen Bereichen der Gnadenordnung.

Auch die Kirche hat über dieses Geschenk ihrer Mitglieder, einschließlich von dessen Unauflöslichkeit, zu wachen, es zu schützen und zu stützen. Sie darf und soll entsprechende Weisungen geben. Daß sich auf „der Grundlage der Gnade . . . keine *Gebote* begründen“ lassen (72) ist in keiner Weise einsichtig.

Die Schwierigkeiten, die sich dem gefallenen Menschen stellen, eine christliche, sakramentale Ehe zu leben, sind kein Sonderfall. Solche Schwierigkeiten treten auf allen Gebieten der christlichen Tätigkeitsordnung auf. Trotzdem ist es dem Menschen in keinem dieser Bereiche erlaubt, deshalb „auszusteigen“ und das Gegenteil von dem zu tun, was er tun soll. Er darf sich weder das Leben nehmen noch seinem Eheleben eine Richtung geben, die den Geboten Gottes widerspricht. – Übrigens wären in einem neuen Versuch auch wiederum neue Unsicherheitsfaktoren und neue Risi-

ken enthalten. – Wie viele Christen und Nichtchristen, scheint auch D. zu meinen, es sei nur Mangel an Lebenserfahrung und eine Folge ihrer „Herzenshärte", wenn die Kirche Einehe fordert und die Wiederverheiratung Geschiedener ablehnt.

Dankenswert ist jedoch, daß D. auf die zahlreichen, nicht immer selbst verursachten Schwierigkeiten hinweist, die auf Ehepartner hereinbrechen können, und wie sehr deren Freiheit durch die verschiedensten „Determinanten" blockiert und eingegrenzt werden kann. Leider hat er auch darin recht, daß die Verteidiger des „Ehebandes" ihre Aufgabe oft fast nur unter juristischem Gesichtspunkt sehen, sich verhalten, als handle es sich um eine bloße „Sache" und als ob sie von der vielfachen Bedrohung der menschlichen Freiheit nichts wüßten.

Es ist unbestreitbar, daß die Erkenntnisse der Psychoanalyse hier recht nützlich sein können. Doch ist ebenfalls zu bedenken, daß die Autoritäten auf diesem Gebiet durchaus nicht alle der gleichen Ansicht sind, was Entstehung, Wirkung und Beseitigung seelischer Störfaktoren betrifft. Das gilt auch für die „Übertragung" (63ff.). Auch die Eltern sollten um diesen Vorgang wissen und versuchen, dessen negative Wirkungen zu verhindern oder abzuschwächen. Sie dürfen das Kind eben nicht auf sich, d.h. auf die Eltern hin, erziehen. In keinem Fall können Erfahrungswissenschaft sittliche Normen aufstellen oder beurteilen. In diesem Buch spricht der Autor nicht wenige Ansichten aus, die man bei einem katholischen Theologen nicht erwartet. Es wäre aber zu billig, seine Arbeit nach einem flüchtigen Lesen einfach „ad acta" zu legen. J. Endres

DREWERMANN, Eugen: *Psychoanalyse und Moraltheologie.* Bd. 3: An den Grenzen des Lebens. Mainz 1984: Matthias-Grünewald-Verlag. 280 S., kt., DM 29,80.

Im ersten Buch seines dreibändigen Werkes befaßt D. sich mit dem sachgerechten Verhältnis von Tiefenpsychologie und Moraltheologie, sofern beide sich ergänzende Funktionen haben. Im Mittelpunkt des zweiten Buches steht die Liebe, und im dritten geht es um den Tod. Die beiden letzten Themen hängen eng zusammen. „... wer die Liebe mißachtet, wird den Tod vom ganzen Wesen her zu fürchten haben ..." (14). Auch die Eigenart von Kultur und Religion ergibt sich vor allem daraus, „wie sie zur Liebe und zum Tode eingestellt sind" (ebd.).

Manche der hier über den Tod aufgezeigten Sichten und Zusammenhänge sind eines weiteren Überdenkens wert und verdienen Anerkennung. Das ist jedoch z.B. nicht der Fall hinsichtlich einiger auf S. 62 ausgesprochenen Ansichten. Der Verfasser bezieht sich dort auf die bekannte christliche Lehre von dem ursächlichen Zusammenhang zwischen der Sünde und dem Tode des Menschen. Er gesteht dieser Lehre einen hohen Grad von Sicherheit zu, so daß sie von einem Theologen erlaubterweise nicht abgelehnt werden könne. Trotzdem sei gerade sie „Ursache zahlreicher geistlicher Verirrungen geworden ... indem man sie rein äußerlich vorgestellt hat". So sollte der Mensch dadurch sterblich geworden sein, „daß am Anfang des Menschseins irgendein Adam vom Baum gegessen hätte. Es sollte das natürlichste Los aller Organismen, krank zu werden und mithin den Vorboten des Todes zu begegnen, alt zu werden und folglich die Auflösung unserer Sterbeexistenz beizeiten zu spüren, auf irgendeinen Fehler zurückgehen. Es sollten vor 250 Mill. Jahren schon die Dinosaurier die Karies bekommen haben „auf Grund des Imbisses eines späteren Adams". Jeder merkt den Hohn, den diese Bermerkung enthält.

Aber dieser Hohn fällt auf den Verfasser zurück. Dieser letztere leitet nämlich auch den Tod der *Tiere,* sowie die ihm vorausgehenden und ihn begleitenden Verfallserscheinungen aus der Sünde des Menschen ab. Die hl. Schrift dagegen – Gen 3,19; Röm 5,12; 6,23 – schränkt den Zusammenhang von Sünde und Tod auf den *Menschen* ein. Außerdem bringt der Verfasser die relative Wahrheit, die Wahrheit aus einer bestimmten Sicht, zu sehr in die Nähe der Lüge und manches, was er auf den Seiten von 98–167 sagt, wird nicht gedeckt durch die Überlegungen von S. 27–84.
J. Endres

JASCHKE, Helmut: *Psychotherapie aus dem Neuen Testament.* Heilende Begegnungen mit Jesus. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1347. Freiburg 1987, 160 S., kt., DM 9,90.

Der Verfasser ist Professor für Katholische Theologie/Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe. Er kann sich auf eine Ausbildung in klientenzentrierter Gesprächspsy-

chotherapie stützen. Professor Jaschke ist sich bewußt, Neuland zu betreten. In fünf Kapiteln erörtert er je ein zentrales Thema des psychotherapeutischen Prozesses, indem er zunächst den Leser einlädt, einen „bekannten" Schrifttext zu meditieren, immer mit dem Ziel, sich selber darin wiederzuentdecken; daran schließt sich jeweils eine mehr systematische Erwägung an, die wichtige tiefenpsychologische Zusammenhänge aufdeckt. Die Themen im einzelnen lauten: 1. Im Bann der Herkunft. 2. Die Macht der Ichhaftigkeit. 3. Suche nach Sinn. 4. Die verdrängten Gefühle. 5. Die Schuld vergeben.

Nach der Meinung des Verfassers „bleibt es (das Geschriebene) bedroht und in Frage gestellt durch so viele unbegreifliche Not und scheinbar unentrinnbares Leid" (S. 7). Wenn ich das richtig verstehe, bedeutet es wohl: die tiefenpsychologischen Analysen und die sich anschließenden Ratschläge helfen nicht immer. – Es wäre einmal gut, eine Befragung bei den Psychotherapeuten durchzuführen, wieviele Klienten „geheilt" wurden –.

„Aber noch von einer anderen Seite her können die folgenden Überlegungen Unmut und Ablehnung erfahren, nämlich von den Theologen, besonders den Bibelwissenschaftlern" (S. 7).

Die Berufung auf die Arbeiten von Eugen Drewermann wird dem Verfasser keine Hilfe bringen. Die Auseinandersetzung mit Drewermann dauert noch an.

Seit eh und je unterscheiden die Exegeten den sensus litteralis von einem sensus accomodatus. In Predigt, in einer geistlichen Konferenz usw. kommt dieser „angeglichene Sinn" immer wieder zu Ehren: oft zum Nutzen der frommen Hörer, doch zum Entsetzen der „Fachexegeten". Es bleibt auch weiter gültig der Leitsatz: Ohne ein Vorverständnis kann man Texte nicht verstehen; mit dem Vorverständnis darf man unter Umständen nicht beim Wortlaut des Textes bleiben. Die inzwischen auch in den Kreisen römisch-katholischer Exegeten anerkannte und praktizierte Unterscheidung zwischen Aussageabsicht und Aussageform des jeweiligen Textes gibt Spielraum genug, um einen vertretbaren sensus accomodatus zu gewinnen. Dabei ist ehrlich darauf zu achten, nichts in den Text hineinzulesen, sondern das zu finden, was der Text sagen will; denn es bleibt auch ein anderer Satz bestehen: „Was der Autor sagen will, dahinter stellt sich auch Gott."

Der sensus accomodatus ist nicht Meinung des Autors, so bezaubernd das aussehen mag.

Und noch eins möchte ich sagen: In der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie geht es nicht ohne Gespräch: der Klient muß von sich aus sprechen; der Therapeut soll sich jeglicher suggerierenden Gesprächsführung enthalten. Wo ist das mit dem Besessenen von Gerasa möglich gewesen? Wo ist ein Gespräch mit Martha und Maria erfolgt? Der Verfasser benutzt die Schrifttexte als Aufhänger für seine Theorie. Kein Wunder, daß die Fachleute – wohl auch die Psychologen – nicht mitmachen. Dabei bleibt bestehen, daß die Darstellung eine Fundgrube zum besseren Verständnis des eigenen und des fremden Ichs ist. E. Grunert

RAUCHWETTER, Gerhard: *Fortschritt nach innen.* Von der Konsum- zur Kulturgesellschaft. Olten/Schweiz 1986: Walter-Verlag. 144 S., kt., kt., DM 19,80.

Das Unbehagen in und an der „westlichen Gesellschaft" ist ein heute oft aufgegriffenes Thema. Auch G. Rauchwetter, ehemaliger Journalist, heute freier Schriftsteller, nimmt dieses Unbehagen zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Um das Krankheitssymptom der Fortschritts- und Konsumgesellschaft zu therapieren, empfiehlt der Autor keineswegs den Ausstieg aus dem Fortschritt und die Verweigerung der Leistung, er setzt sich vielmehr dafür ein, den sich bei uns allmählich abzeichnenden Wertewandel ins Bewußtsein zu bringen und das Leben nach diesem „Fortschritt nach innen" zu gestalten. Auch die konkreten Lernziele für die hier notwendige „Stärkung der Psyche" werden heute mit vorliegenden oder ähnlichen Inhalten genannt. Damit verlieren sie aber nichts an ihrer Bedeutung. Der Autor behandelt hier folgende Ziele: die Emotionen meistern, sich und den nächsten lieben, die Zärtlichkeit pflegen, friedfertig werden und mit Spannungen leben können, Versöhnlichkeit riskieren, das Schöpferische pflegen, empfindsam sein für Freude und Leid, dem Leben und dem Tod mit Ehrfurcht begegnen, den Glauben wagen. Wer möchte diesen Lernzielen widersprechen? Erfahrungsreichtum und eine gut lesbare Sprache des Autors kommen dem Buch zugute. K. Jockwig

PESCH, Wilhelm: *Du sammelst meine Tränen.* Bilder und Texte zur Leidensgeschichte. Würzburg 1985: Echter Verlag. 63 S., Pappband, DM 19,80.

Im Gerlisberger Kreuzgang der Kapuzinerinnen in Luzern befindet sich ein Glasgemäldezyklus des Glasmalers Jakob Wägmann, dessen 29 Scheiben zum überwiegenden Teil in den Jahren zwischen 1619 und 1624 geschaffen wurden. Sie erzählen die christliche Heilsgeschichte von der Verkündigung an Maria bis zu ihrer Krönung, wobei die meisten Scheiben Szenen aus der Passion Jesu gewidmet sind. Zwölf dieser Scheiben werden in vorliegendem Buch vorgestellt. Sie bilden den Ausgangspunkt ergreifender Meditationen, die im besten Sinn biblisch und zugleich aktuell den Leidensweg Jesu und des Menschen von heute bedenken. W. Pesch, Krankenhausseelsorger der Universitätsklinik Mainz, hat bereits in einer früheren Veröffentlichung die Rosenkranzbilder dieses Zyklus meditativ erschlossen. Auch in diesem Buch versteht er es vorzüglich, von der Passion Jesu her dem suchenden und leidenden Menschen unserer Tage neue Hoffnung zu schenken. Seine anregenden Gedanken erschließen darum nicht nur die Leidensgeschichte Jesu, sie sind zugleich eine Hilfe für jeden Menschen, der sich in seinem Leid allein gelassen fühlt.

F. K. Heinemann

Jahr des Herrn. Meitinger Spruchkarten-Kalender 1988. Freising 1987: Kyrios-Verlag Meitingen. 24 zweifarbige Spruch-Postkarten. DM 8,20.

Meitinger Blumenkalender. 13 vierfarbige Aquarell-Postkarten von Lisa OLSCHEWSKI. Freising 1987: Kyrios-Verlag Meitingen. DM 7,20.

Meitinger Scherenschnittkalender 1988. 20 Scherenschnitt-Postkarten von M. Dorothea BROCKMANN. Freising 1987: Kyrios-Verlag Meitingen. DM 8,20.

Mein kleiner Kalender 1988. Meitinger Spruchkalender. 12 Blätter, zweifarbig, mit Kurztexten. Freising 1987: Kyrios-Verlag Meitingen. DM 3,30.

Vom Advent zum Advent 1987/1988. Wegweiser durch das katholische Kirchenjahr, hrsg. v. Josef GÜLDEN. Mit 59 Bildtafeln. Freising 1987: Kyrios-Verlag Meitingen. DM 13,90.

Die grafisch ansprechend gestalteten Spruchkarten des ersten Kalenders bieten Texte aus alter und neuer Zeit, die anregen und Freude bereiten. Das beigegebene Kalendarium nennt auch die Heiligen des jeweiligen Tages.

Blumenliebhaber werden Freude an den Aquarellen von Lisa Olschewski haben, die in prachtvollen Farben ein Stück Natur ins Haus bringen. Auch dieser zweite Kalender enthält neben den Festtagen den Namen des Tagesheiligen und dazu ein kurzes besinnliches Wort.

Der Nachlaß von Schwester M. Dorothea Brockmann an Scherenschnitten scheint unerschöpflich zu sein. Auch für das kommende Jahr konnte eine Serie von 20 Motiven zusammengestellt werden, die Blumen und Tiere zum Gegenstand haben. Das Kalendarium mit Namenstagen bietet außerdem anregende Aussprüche.

Der vierte Kalender ist mit 10×10 cm der kleinste Kalender und enthält grafisch gestaltete besinnliche Kurztexte, die zur Meditation einladen. Ein unaufdringliches Geschenk, das bei vielen Gelegenheiten gute Dienste leisten kann.

Der fünfte Kalender ist der anspruchsvollste der Reihe. Seit Jahren von Josef Gülden besorgt, werden wieder schwer zugängliche religiöse Bildwerke aus der DDR und den Ostblockländern vorgestellt, denen der Herausgeber meditative Texte an die Seite gestellt hat. Der kunstgeschichtliche Hintergrund dieser Werke wird von Elfride Kiel einfühlsam erläutert. Ausführliche und exakte liturgische Angaben machen gerade diesen Kalender zu einem gern benutzten Wegbegleiter christlicher Familien.

Eingesandte Bücher

Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

BALTHASAR, Hans Urs von: *Maria für heute.* Freiburg 1987: Herder Verlag. 70 S., kt., DM 9,80.

BERGER, Klaus – COLPE, Carsten: *Religionsgeschichtliches Textbuch zum Neuen Testament.* Reihe: Texte zum Neuen Testament, Bd. 1. Göttingen 1987: Vandenhoeck & Ruprecht. 328 S., kt., DM 48,–.

BETZ, Otto: *Elementare Symbole.* Zur tieferen Wahrnehmung des Lebens. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., kt., DM 16,80.

BIEMER, Günter – TZSCHEETZSCH, Werner: *Wandlungen,* Ein Symbolbuch für junge Menschen. Freiburg 1987: Herder Verlag. 120 S., kt., DM 10,80.

BISER, Eugen: *Glaubenswende.* Eine Hoffnungsperspektive. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1392. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., Paperback, DM 9,90.

BOSCO, Teresio: *Don Bosco.* Sein Lebensweg – sein Lebenswerk. München 1987: Don Bosco Verlag. 248 S., kt., DM 24,80.

BOURS, Johannes: *Wer es mit Gott zu tun bekommt.* Schritte geistlicher Einübung in biblische Gotteserfahrungen. Freiburg 1987: Herder Verlag. 236 S., geb., DM 26,80.

BÜCHELE, Herwig: *Christlicher Glaube und politische Vernunft.* Für eine Neukonzeption der katholischen Soziallehre. Wien, Zürich 1987: Europa Verlag i. Gem. m. d. Patmos Verlag, Düsseldorf. 254 S., kt., DM 28,–.

BULL, George: *Im Innern des Vatikans.* Zürich 1987: Benziger Verlag. 338 S., geb., DM 39,80.

DREYFUS, Paul: *Schwester Emmanuelle.* Im Dienste der Müllmenschen. Köln 1987: Verlag Styria. 224 S., kt., DM 29,80.

Du hältst meine Hand. Gebete der Bibel. Hrsg. v. Werner BRASELMANN. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1375. Freiburg 1987: Herder Verlag. 126 S., kt., DM 7,90.

GANDHI, Mahatma: *Aus der Stille steigt die Kraft zum Kampf.* Von der Macht des Gebetes. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1385. Texte zum Nachdenken. Freiburg 1987: Herder Verlag. 128 S., kt., DM 7,90.

Gegen Unmenschlichkeit in der Wirtschaft. Der Hirtenbrief der katholischen Bischöfe der USA „Wirtschaftliche Gerechtigkeit für alle". Aus deutscher Sicht kommentiert von Friedhelm HENGSBACH. Freiburg 1987: Herder Verlag. 318 S., kt., DM 19,80.

GIESEN, Heinz: *Johannes-Apokalypse.* Reihe: Stuttgarter Kleiner Kommentar. Neues Testament, Bd. 18. Stuttgart 1986: Verlag Katholisches Bibelwerk. 192 S., Paperback, DM 19,80.

HARTWICH, Richard: *Steyler Missionare in China.* III. Republik China und Erster Weltkrieg 1911–1919. Beiträge zu einer Geschichte. Reihe: Studia Instituti Missiologici SVD, Bd. 40. Nettetal 1987: Steyler Verlag Wort und Werk. 638 S., kt., Preis nicht mitgeteilt.

JOHNE, Karin: *Geistlicher Übungsweg für den Alltag.* Ein Kursangebot. Köln 1987: Verlag Styria. 286 S., 16 Abb., geb., DM 34,–.

Krankenpflege im Kriegsfall. Die Verhandlungen des deutschen Episkopats mit der Reichsregierung 1936 bis 1940. Hrsg. v. Norbert M. BORRENGÄSSER und Friedrich HAINBUCH. Reihe: Beiträge zur Geschichte der Medizin und ihrer Nebengebiete. Bd. 2. Bonn 1987: Borrengässer-Verlag. 105 S., kt., DM 32,–.

KELLER, Gabriela: *Sieben Kronen.* Eine Symbolik des Vaterunsers. Freiburg 1987: Herder Verlag. 63 S., kt., DM 10,–.

KIEFER, René: *Die Bibel deuten – das Leben deuten.* Einführung in die Theologie des Neuen Testaments. Regensburg 1987: F. Pustet. 283 S., kt., DM 48,–.

Kierkegaard für Christen. Eine Herausforderung. Textauswahl v. Walter REST. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1389. Freiburg 1987: Herder Verlag. 222 S., kt., DM 10,90.

KUNTNER, Florian – STIMPFLE, Josef – WÜST, Otto: *Erneuerung aus dem Geist Gottes.* Ermutigung und Weisung. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag. 225 S., kt., DM 19,80.

LAARMANN, Heriburg: *Mit Märchen und ihren Sinnbildern.* Neue Familiengottesdienste. Freiburg 1987: Herder Verlag. 160 S., Paperback, DM 19,80.

LANDSCHEIDT, Theodor: *Wir sind Kinder des Lichts.* Kosmisches Bewußtsein als Quelle der Lebensbejahung. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1379. Freiburg 1987: Herder Verlag. 127 S., kt., DM 7,90.

LÖFFLER, Fritz: *Otto Dix.* Bilder zur Bibel und zu Legenden, zu Vergänglichkeit und Tod. Stuttgart 1987: Belser Verlag. 154 S., geb., DM 58,–.

Nadjeschda heißt Hoffnung. Russische Glaubenszeugen unseres Jahrhunderts. Hrsg. v. Tatjana GORITSCHEWA. Freiburg 1987: Herder Verlag. 141 S., Paperback, DM 16,80.

PESCH, Rudolf: *Paulus kämpft um sein Apostolat.* Drei weitere Briefe an die Gemeinde Gottes in Korinth. Paulus – neu gesehen. Reihe: Herderbücherei, Bd. 1382. Freiburg 1987: Herder Verlag. 192 S., kt., DM 10,90.

ROHLS, Jan: *Theologie und Metaphysik.* Der ontologische Gottesbeweis und seine Kritiker. Gütersloh 1987: G. Mohn. 654 S., Paperback, DM 98,–.

ROST, Dietmar – MACHALKE, Joseph: *Ich bleibe bei dir.* Wenn du krank bist. Paderborn 1987: Verlag Bonifatius Druckerei. Geheftet, DM 4,80.

SCHENK, Wolfgang: *Die Sprache des Matthäus.* Die Text-Konstituenten in ihren makro- und mikrostrukturellen Relationen. Göttingen 1987: Vandenhoeck & Ruprecht. 493 S., Ln., DM 98,–.

Selbstverwirklichung. Chancen – Grenzen – Wege. Hrsg. v. Konrad HILPERT. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag. 177 S., kt., DM 26,80.

STEIN, Edith: *Verborgenes Leben.* Hagiographische Essays, Meditationen, geistliche Texte. Edith Steins Werke, Bd. 11. Freiburg 1987: Herder Verlag i. Gem. m. d. Verlag De Maas & Waler, Druten. 212 S., Ln., DM 48,–.

STERTENBRINK, Rudolf: *Allein die Liebe.* Ein Lebensbrevier aus tausend Texten der Theresia von Lisieux. Freiburg 1987: Herder Verlag (Sonderausgabe). 319 S., kt., DM 15,80.

SUDBRACK, Josef: *Neue Religiosität – Herausforderung für die Christen.* Reihe: Topos Taschenbücher, Bd. 168. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag. 224 S., kt., DM 14,80.

TREVISAN, Armindo: *Am sechsten Tag geboren.* Brasilianische Gedichte. Erlangen 1987: Verlag der Ev. Luth. Mission. 84 S., kt., DM 16,–.

TZSCHEETZSCH, Werner: *Lernprozeß Jugendarbeit.* Auswirkung jugendlicher Gruppenleiter. Reihe: Handbuch kirchlicher Jugendarbeit, Bd. 2. Freiburg 1985: Herder Verlag. 292 S., Ln., DM 38,–.

WIELGOSS, Johannes: *Jugendwallfahrten.* Ein Werkbuch. München 1987: Don-Bosco-Verlag. 196 S., kt., DM 26,–.